

**Warum Krieg? – Die Sinndeutung
des Krieges in der deutschen Militärelite
1871 – 1945**

Abhandlung
zur Erlangung der Doktorwürde
der Philosophischen Fakultät
der Universität Zürich

vorgelegt von
Niklaus Meier

von Schiers GR

Angenommen im Herbstsemester 2009
auf Antrag von Prof. Dr. Rudolf Jaun und
Prof. Dr. Stig Förster

Zentralstelle der Studentenschaft der
Universität Zürich, Studentendruckerei
Zürich 2010

Inhalt

VORWORT.....	7
EINLEITUNG	8
Thematik und Fragestellung	8
Theoretisch-methodische Konzeption.....	10
Quellenbasis und Quellenauswahl	23
Forschungsstand und Forschungsfelder	27
Themen, Leitfragen und Struktur der Arbeit	48
I. KRIEG, POLITIK UND MACHTSTAAT – DIE POLITISCHE UND MACHTSTAATLICHE DEUTUNG DES KRIEGES	50
1. Das Clausewitz-Diktum – Krieg als Fortsetzung der Politik	50
a. Die Verknüpfung von Krieg und Politik	51
Der Krieg als Instrument	51
Das Clausewitz-Diktum im militärischen Schrifttum	52
Clausewitz in praxi – Der Kriegsplan des Prinzen Friedrich Karl von Preussen	56
Politik als <i>Macht</i> politik – Die Politikvorstellungen der Militärs	57
Die Krieg/Politik-Relation in der Wehrmacht	61
b. Die Vermischung von Krieg und Politik	66
Krieg und Politik bei Ludendorff, Conrad v. Hötzendorf und Hitler.....	66
Der politische Soldat.....	71
Die Kritik Ludwig Becks.....	73
2. Macht, Staat und Krieg – Die machtstaatliche Kriegsdeutung	75
a. Der sittliche Machtstaat.....	75
Die Idee des nationalen Machtstaats	75
Die machtstaatliche Legitimation des Krieges	78
b. Der Krieg als Schiedsrichter	86
Hegel und die Schiedsgerichte.....	86
„Der Krieg dient zur Lösung von Zwistigkeiten“	88

c. Einigungskriege, Weltmachtgeltung und Niedergangsängste	93
Einigung durch Krieg	93
„Weltmacht oder Niedergang“	95
Die Kontinuität des Machtstaats- und Grossmachtdenkens	103
Kapitel I – Fazit.....	105
 II. BELLIZISMUS – DER KRIEG ALS MEDIUM DES FORTSCHRITTS UND DER KATHARSIS	108
1. Bellizismus – Grundlagen und Begriffsdefinition	108
2. Der Krieg als Medium des Fortschritts und der Entwicklung	115
a. Krieg und Kulturfortschritt	115
b. Aufstieg und Niedergang	118
c. Die Fortschrittsdeutung nach dem Ersten Weltkrieg	122
3. Der Krieg als Medium der Katharsis und Revitalisierung.....	126
a. „Der ewige Friede ist ein Traum“ – Die Karriere eines Zitates	126
Moltkes bellizistische Kriegsdeutung	126
Das Moltke-Zitat als bellizistischer Topos	131
b. Die Gefahren des Friedens – Dekadenz und Zivilisationskritik	134
Colmar v. der Goltz und die Dekadenz des Friedens.....	136
Krieg, Katharsis und Revitalisierung	139
c. Der Sinn des Kriegstodes – Heroismus und Opferbereitschaft.....	149
Kapitel II – Fazit	157

III. DER KRIEG ALS NATURGESETZ – DIE SOZIALDARWINISTISCHE DEUTUNG DES KRIEGES	160
1. Sozialdarwinismus: Definitionen und Forschungsstand.....	160
a. Grundlagen und Ausprägungen des Sozialdarwinismus.....	160
b. Sozialdarwinismus und Krieg.....	165
2. Sozialdarwinismus im militärischen Kriegsdiskurs.....	168
a. Sozialdarwinismus in der Armee des Kaiserreiches	168
b. Sozialdarwinismus nach dem Ersten Weltkrieg.....	175
c. Sozialdarwinismus in der Wehrmacht des Dritten Reiches	182
d. „Natur“ als Element der Kriegsdeutung.....	189
Kapitel III – Fazit.....	196
 EXKURS: DIE BEDEUTUNG DES KRIEGES IN DER WELTANSCHAUUNG ADOLF HITLERS.....	 200
Lebenskampf.....	200
Lebensraum.....	208
Weltherrschaft.....	213
 IV. DIE ENTGRENZUNG DES KRIEGES – VERNICHTUNGSKRIEG UND RASSENKAMPF	 223
1. Die Entgrenzung des militärischen Vernichtungsgedankens.....	223
a. Die Semantik der militärischen Vernichtung	223
b. „Militärische Notwendigkeit“ und die Relativierung des ius in bello	228
c. Die „Humanisierung“ des Krieges	230
d. Die militärische Vernichtungssemantik nach dem Ersten Weltkrieg	231

2.	Kolonialkriege: Wegmarken des Vernichtungskrieges?	234
a.	Der Krieg gegen die Herero und Nama: Forschungskontroversen.....	234
b.	„Wilde und Barbaren“ – Rassismus und Dehumanisierung	237
c.	„Eine dem Untergang geweihte Rasse“ – Die Legitimation der Vernichtung.....	241
3.	Rassenkampf in Europa – „Germanen versus Slawen“.....	248
4.	Vernichtungskrieg und Genozid – Der Krieg gegen die Juden.....	253
a.	Verfestigte Feindbilder – Antisemitismus und Antibolschewismus	253
b.	Die antisemitische Indoktrination in der Wehrmacht	257
c.	Der entgrenzte Rassen- und Vernichtungskrieg	261
	Kapitel IV – Fazit	274
V.	„SEIN ODER NICHTSEIN“ – DIE EXISTENTIELLE-APOKALYPTISCHE DEUTUNG DES KRIEGES	278
1.	Die Existentialisierung des Krieges.....	278
a.	Der totale Krieg – Forschungsdebatten und Definitionsversuche	278
b.	Vom Volkskrieg zum Kampf um „Sein oder Nichtsein“.....	280
c.	Totaler Krieg und Volksgemeinschaft	286
2.	Die Apotheose des heroischen Untergangs.....	292
a.	Der „ehrenvolle Untergang“.....	292
b.	Der „Kampf bis zum Letzten“ – Untergangsdeutungen im Zweiten Weltkrieg	297
	Kapitel V – Fazit.....	305

VI. „SCHWERTGLAUBEN“ – DIE DISKURSIVE SINNGEBUNG DES KRIEGES.....	309
1. Die Diskurse des „Schwertglaubens“ – Ein Resümee.....	309
2. Diskursive Überkreuzungen – Boguslawskis „Krieg in seiner wahren Bedeutung“	317
3. „Friedensgeplärre“ – Kriegsdiskurse und Antipazifismus	318
4. Diskursive Prägungen – Der Fatalismus des Helmuth v. Moltke.....	320
5. Der Bruch mit dem „Schwertglauben“ – Pazifistische Offiziere.....	323
6. Kriegsdiskurse und ihre Wirkungen	326
 SCHLUSSBETRACHTUNG	 330
 QUELLEN- UND LITERATURVERZEICHNIS	 333
Quellen.....	333
Literatur	343

Vorwort

Im Wintersemester 1999/2000 bin ich in einem Seminar bei Prof. Dr. Rudolf Jaun über Militär, Militarismus und Pazifismus im Deutschen Kaiserreich zum ersten Mal auf die Thematik der Kriegsdeutungen aufmerksam geworden. Der Krieg wurde von den Zeitgenossen nicht nur unter militärischen und strategisch-taktischen Gesichtspunkten betrachtet, sondern sie haben immer auch versucht, diesem vielschichtigen, letztlich unfassbaren Phänomen einen tieferen Sinn und Zweck zuzuschreiben. Ich habe es mir in den letzten Jahren zur Aufgabe gemacht, den Sinndeutungen, Vorstellungen und Begründungen, mit denen das Phänomen Krieg erklärt, interpretiert und legitimiert wurde, nachzugehen, sie zu beschreiben und zu analysieren.

Aus diesen Bemühungen ist nun die vorliegende Studie zu den Kriegsdeutungen in der deutschen Militärelite hervorgegangen. Mein vornehmlichster Dank gebührt meinem Doktorvater Prof. Dr. Rudolf Jaun, der den entscheidenden Anstoss gab, sich mit diesem spannenden Thema zu befassen. Sein Interesse an meiner Forschungsarbeit hat über all die Jahre hinweg nie nachgelassen, und mit Geduld hat er die lange Entstehungszeit der Dissertation begleitet. Prof. Dr. Stig Förster möchte ich herzlich danken für seine Bereitschaft, das Zweitgutachten zu übernehmen.

Ein besonderes Dankeschön geht an die Forschungskommission und Nachwuchsförderungskommission der Universität Zürich, die das Dissertationsprojekt durch den Forschungskredit für zwei Jahre finanziell gefördert haben. Einen grossen Dank schulde ich Dr. phil. Matthias Künzler und lic. phil. Elmar Plozza sowie lic. phil. Nicole Peter für das Korrekturlesen, ihre Ratschläge und Anregungen. Ohne sie wären etliche Mängel des Manuskripts unentdeckt geblieben. Den Mitarbeitern des Militärarchivs in Freiburg i. Br. danke ich für ihre Hilfe während meines dortigen Aufenthalts im November 2006. Schliesslich danke ich allen anderen, die mich in irgendeiner Form unterstützt und ermuntert haben.

Diese Dissertation widme ich in ehrendem Andenken meinem Vater Andreas Meier-Thöny (1920-2007) und meiner Schwester Christine Zumbühl-Meier (1963-2005).

Zürich, im Mai 2009

Niklaus Meier

Einleitung

Thematik und Fragestellung

„Der ewige Friede ist ein Traum, und nicht einmal ein schöner, und der Krieg ein Glied in Gottes Weltordnung. In ihm entfalten sich die edelsten Tugenden des Menschen, Muth und Entsagung, Pflichttreue und Opferwilligkeit [...]. Ohne den Krieg würde die Welt im Materialismus versumpfen.“

Diese Sätze schrieb Generalfeldmarschall Helmuth Graf v. Moltke, der siegreiche Feldherr der preussisch-deutschen Einigungskriege, in einem Brief an den Schweizer Völkerrechtler Johann Kaspar Bluntschli. Auch gegenüber dem russischen Pazifisten Goubareff hielt Moltke fest, dass der Krieg Tugenden hervorbringe, die sonst verkümmern würden und zitierte dabei eine Passage aus Schillers „Wallensteins Tod“: *„Der Krieg ist schrecklich wie des Himmels Plagen, Doch ist er gut, ist ein Geschick wie sie.“*¹ Aus heutiger Sicht und mit dem Wissen um die zwei verheerenden Weltkriege mit ihren Millionen von Opfern mutet Moltkes Rechtfertigung des Krieges absurd und zynisch an. Dass der Krieg die Tugenden fördere und die Gesellschaft und den Staat davor schütze, im Materialismus zu versinken, war aber lange Zeit ein gängiges Deutungsmuster – eines von vielen, mit denen versucht wurde, dem Krieg einen Sinn und Zweck zuzuschreiben. Der Krieg und das Schlachtgetümmel selbst werden ja nicht primär durch Worte und Sprache dominiert, sondern durch die unmittelbare Ausübung von Gewalt, durch Kampfgeschrei und Siegesjubiläum, durch Geschosseinschläge und Gewehrsalven, durch das Stöhnen der Verwundeten und Sterbenden. Umso mehr wurde (und wird) versucht, diesem gleichsam lärmenden, aber „sprachlosen“ Akt der kriegerischen Gewalt eine Sprache zu verleihen und eine Bedeutung, eine Sinnhaftigkeit zu unterstellen.²

Im Zentrum dieser Studie steht die Frage, wie in Deutschland in der Zeit ab der Reichsgründung 1871 bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges 1945 das Phänomen Krieg gedeutet und begründet wurde bzw. wie über die Bedeutung und Berechtigung des Krieges – und zwar über strategische und operativ-taktische Gesichtspunkte hinaus – reflektiert wurde. Mithin ist nicht die

¹ Den Brief an Bluntschli schrieb Moltke am 11. Dezember 1880, denjenigen an Goubareff am 10. Februar 1881. Diese Briefwechsel werden in Kapitel II, 3a eingehender analysiert.

² Vgl. Bröckling, Kriegserzählungen, S. 7: „Vielleicht mobilisiert gerade die Sprachlosigkeit der Gewalt die ebenso vielfältigen wie beredten Anstrengungen, sie zu schüren, zu rechtfertigen, zu preisen, zu verdammern, zu beklagen, zu erklären oder zu beschreiben.“

Kriegführung, also das *Wie* des Krieges, von Interesse, sondern vielmehr das *Warum*.³ Die Untersuchung konzentriert sich auch nicht primär auf einen spezifischen Krieg (obschon sich Kriegsdeutungen auf einen solchen beziehen können), sondern auf die allgemeine Sinngebung des Krieges *an sich*.⁴ Der Fokus richtet sich dabei auf die Institution, deren *raison d'être* und Kernkompetenz der Krieg bildet: das Militär. Auf der Basis militärischer Schriften sollen die verschiedenen Formen der vorherrschenden Kriegsdeutungen⁵ in der militärischen Elite der Armee des Kaiserreiches, der Reichswehr der Weimarer Republik und der Wehrmacht des Dritten Reiches fassbar gemacht und analysiert werden.⁶

Die Arbeit ordnet sich einer kulturgeschichtlich orientierten Militärgeschichte zu und versteht sich aufgrund des Leitthemas „Krieg“ als Beitrag zur Kulturgeschichte des Krieges.⁷ Generell befasst sich die Kulturgeschichte mit (Be-)Deutungen, Denkformen, Sinnbildungsprozessen und Sinnstrukturen. Bezogen auf das Militär gilt es, die „Deutungs- und Wahrnehmungsstrukturen, Welt- und Gesellschaftsbilder, Wert- und Orientierungsmuster als handlungsrelevante Größen militärisch definierter Akteursgruppen“ zu untersuchen.⁸ Somit geht es vorliegend darum, Denkweisen, Vorstellungen, Legitimationsformen und Sinndeutungen in Bezug auf Krieg zu beschreiben und zu analysieren. Dabei bedient sich die Arbeit in theoretisch-methodischer Hinsicht der historischen Diskursanalyse,⁹ welche als eine der zentralen Ansätze kulturgeschichtlichen Forschens angesehen werden kann.¹⁰ Ich möchte die um den Krieg „herumwuchernden“ Diskurse¹¹ aufdecken und aufzeigen, wie diese Diskurse bestimmte Sinnbezüge konstituierten und eine spezifische Semantik des Krieges formierten.

³ Anders ausgedrückt geht es nicht um strategische und taktisch/operative Kriegsauffassungen, sondern um das gleichsam „philosophische“ Verständnis des Krieges.

⁴ In diesem Zusammenhang lässt sich die Frage aufwerfen, wie „Krieg“ überhaupt zu definieren ist. Generell ist unter „Krieg“ die bewaffnete Auseinandersetzung zwischen zwei (oder mehreren) Staaten zu verstehen. Jedoch werde ich nicht von einer bestimmten Definition oder Theorie des Krieges ausgehen. Vielmehr wird es Aufgabe der vorliegenden Studie sein, zu zeigen, wie „Krieg“ auf verschiedenartige Weise interpretiert wurde und an unterschiedliche Bedeutungen geknüpft war.

⁵ Neben dem Begriff der Kriegsdeutung (d. h. der Sinndeutung in Bezug auf das Phänomen Krieg) verwende ich synonym auch die Begriffe „Kriegsvorstellung“ und „Kriegsauffassung“.

⁶ Die Quellenauswahl wird unten noch genauer erörtert und begründet.

⁷ Dies in Anlehnung an Lipp, Diskurs und Praxis.

⁸ Lipp, Diskurs und Praxis, S. 214. Im Weiteren sind nach Lipp der Einfluss militärischer Deutungsmuster auf die Sinn- und Orientierungssysteme, Denk- und Handlungsstile der Gesellschaft sowie die für militärisches Handeln relevanten und durch militärisches Handeln geprägten kulturellen Strukturen in ihrer Praxisrelevanz und Praxisabhängigkeit zu untersuchen. Relevant für die vorliegende Arbeit ist jedoch primär der Bereich der Deutungen, Wahrnehmungen und Denkformen.

⁹ Der theoretisch-methodische Ansatz und der Diskursbegriff werden unten genauer erläutert.

¹⁰ Vgl. Landwehr, Historische Diskursanalyse, S. 169f.

¹¹ So Bröckling, Kriegserzählungen, S. 7.

Theoretisch-methodische Konzeption

Die Fragestellungen und Ansätze in der Militärgeschichte haben seit geraumer Zeit eine erhebliche Ausweitung und Differenzierung erfahren. Längst handeln militärgeschichtliche Arbeiten nicht mehr nur von Aufmarschplänen und Schlachtenabläufen. Das thematische, konzeptionelle und methodische Spektrum ist äusserst vielseitig geworden. So nehmen sozial- und kulturgeschichtliche Fragen vermehrt breiten Raum ein und die Integrierung erfahrungs-, alltags-, mentalitäts-, technik-, erinnerungs- oder geschlechtergeschichtlicher Ansätze vermögen neue Perspektiven zu eröffnen. Dabei richtet sich das Interesse nicht nur auf die Institution Militär selber, sondern auch auf die Interdependenzen zwischen Militär, Staat, Wirtschaft und Gesellschaft.¹²

Ungeachtet der verschiedenen neuen Zugänge bildet der *Krieg* als militärisches Gewalt-handeln nach wie vor eine zentrale Kategorie militärgeschichtlichen Forschens.¹³ Es ist ja, wie schon erwähnt, in der Tat der Krieg, der den eigentlichen Existenzgrund des Militärs darstellt.¹⁴ Krieg als Fluchtpunkt einer militärgeschichtlichen Problemstellung zu begreifen, heisst nun aber nicht, sich allein auf die Ereignisse auf dem Schachtfeld oder die unmittelbaren Vor- und Nachbereitungen eines Krieges resp. Feldzuges zu konzentrieren. Vielmehr ist eine integrative Betrachtungs- und Herangehensweise gefordert, um die komplexen historischen Erscheinungsformen des Krieges, die politischen, sozialen, ökonomischen und kulturellen Implikationen sowie die vielschichtigen Wechselbeziehungen zwischen Krieg und Gesellschaft erfassen zu können.¹⁵

Das Erkenntnisinteresse der vorliegenden Studie gilt ebenfalls dem „Gegenstand“ Krieg. Wie ich bereits darauf hingewiesen habe, ist meine Thematik und Fragestellung dem Bereich einer kulturgeschichtlich ausgerichteten Militärgeschichte zuzuordnen. Im Sinne einer Präzisierung kann bei einer kulturgeschichtlichen Fokussierung auf den Krieg auch von einer *Kulturgeschichte des*

¹² Zur Militärgeschichtsschreibung und zum Selbstverständnis der Militärgeschichte siehe den Sammelband von Kühne/Ziemann, Was ist Militärgeschichte? u. die Einführung von Nowosadtko, Krieg, Gewalt und Ordnung. Vgl. im Weiteren Wolfrum, Krieg und Frieden, S. 22-25, Pröve, Militär, Staat und Gesellschaft, S. 47-96, Chiari, Militärgeschichte. Mit der Anwendbarkeit und dem Nutzen neuerer geschichtstheoretischer Ansätze für die Militärgeschichte befasst sich Meier, Neuere geschichtstheoretische Arbeiten (der militärgeschichtliche Bezug gerät jedoch in diesem Aufsatz etwas in den Hintergrund; Meier konzentriert sich mehr darauf, gewisse postmodernistische und poststrukturalistische Ansätze zu kritisieren).

¹³ Vgl. Förster, Vom Kriege u. Kühne/Ziemann, Militärgeschichte in der Erweiterung, S. 35-46.

¹⁴ Förster, Vom Kriege, S. 266: „Schliesslich ist es die immerwährende Möglichkeit und das wiederholte reale Auftreten des Krieges, das dem Militär auch im Frieden letztlich seine raison d'être verschafft. Mehr noch, es ist der Krieg, der das Element des Militärischen in die Gesellschaft trägt und den Staat veranlasst, sich und die Gesellschaft zu militärischen Zwecken umzuformen. Der Krieg und die Kriegsvorbereitung sind somit das zentrale Thema der Militärgeschichte.“ Förster hält dann aber fest, dass Krieg als zentrales Thema der Militärgeschichte keinesfalls als Verengung auf die Geschichte der Kriege missverstanden werde dürfe. Vgl. auch Chickering, Militärgeschichte, S. 311: „Der Militärgeschichte geht es um Krieg. Dieser Gegenstand des Faches bietet einen Schwerpunkt und auch eine methodische Kohärenz, die die Militärgeschichte von der allgemeinen Geschichte unterscheidet.“

¹⁵ Vgl. Förster, Vom Kriege, S. 280 u. Chickering, Militärgeschichte.

Krieges gesprochen werden. Krieg aus einer kulturgeschichtlichen Perspektive zu betrachten bedeutet, den Blick auf das „Veränderungspotential von Kriegen für kulturelle Strukturen“ sowie den „Komplex der Kommunikation über den Krieg, den aktuell stattfindenden, ebenso wie den gedachten oder erinnerten“ zu richten.¹⁶ Im Feld der Kommunikation über den Krieg lässt sich auch diese Arbeit verorten. Die Deutungen, Vorstellungen und Begründungen in Bezug auf das Phänomen Krieg stellten in gewisser Weise eine Form von Kommunikation dar: Einer Kommunikation über den Sinn und Zweck des Krieges und einer Kommunikation, die, wie Anne Lipp es formuliert, „das Zerstörungspotential von Kriegen zugunsten seines Gestaltungspotentials“ zurücktreten liess.¹⁷ Die historische Diskursanalyse betrachte ich dabei als ein geeignetes theoretisch-methodisches Instrumentarium, sich mit dieser Kommunikation auseinanderzusetzen.¹⁸

Im Folgenden werde ich zuerst einige generelle Überlegungen zum Diskursansatz, zur Definition des Diskursbegriffs und zur historischen Diskursanalyse anbringen.¹⁹ Anschliessend werde ich zeigen, wie Kriegsdeutungen und Kriegsvorstellungen als Diskurse begriffen und mit Hilfe der historischen Diskursanalyse untersucht werden können. Hierbei soll ein auf die Thematik und Fragestellung der Studie zugeschnittener diskursanalytischer Ansatz präsentiert werden.²⁰

¹⁶ So Lipp, *Diskurs und Praxis*, S. 214. Nach Lipp umreissen diese Themen das Forschungsfeld, welches sich als Kulturgeschichte des Krieges begreifen lässt. Als kulturelle Strukturen sind beispielsweise Nationsvorstellungen und die damit verbundenen Selbst- und Fremdbilder zu verstehen. So kann in diesem Zusammenhang nach dem „Mobilisierungspotential des nationalen Gedankens in Kriegszeiten“ und der „Bedeutung von Kriegen bei der Herausbildung nationaler Selbst- und Fremdzuschreibungen“ gefragt werden (Lipp, *Diskurs und Praxis*, S. 223f.).

¹⁷ Lipp, *Diskurs und Praxis*, S. 225. Lipp fügt dazu an (S. 225f.): „Die Kommunikation über Krieg ist immer auch eine Kommunikation über Gewalt; die Verharmlosung des einen umfasst immer auch die Verharmlosung des anderen und umgekehrt. Die Analyse kommunizierter Kriegsbilder deckt die kulturellen Wurzeln und das Ausmass der einer Gesellschaft innewohnenden Gewaltbereitschaft auf.“

¹⁸ Vereinzelt kann hinsichtlich bestimmter Begriffe auch ergänzend die Historische Semantik zum Zuge kommen (so etwa in Bezug auf den Begriff der „Vernichtung“ in Kapitel IV). Mit der Anwendung der Historischen Semantik am Beispiel der Begriffe „Friede“ und „Krieg“ befasst sich Pentth, *Konzeptionen Historischer Semantik*. Vgl. im Weiteren Reimann, *Der grosse Krieg der Sprachen*. Zur Konzeption der Historischen Semantik Koselleck, *Historische Semantik*.

¹⁹ An dieser Stelle sei darauf hingewiesen, dass es hierbei nicht darum gehen kann, die epistemologischen Grundlagen sowie die verschiedenen Ansätze, Begrifflichkeiten, Theorien und Methoden bezüglich Diskurs und Diskursanalyse eingehender zu erörtern. Je nach Disziplin (Soziologie, Philosophie, Literatur-, Sprach- oder Geschichtswissenschaft) bestehen ja ganz unterschiedliche diskurstheoretische und diskursanalytische Ansätze und Schwerpunkte. Auch ist hier nicht der Ort, um auf die allgemeine Bedeutung und Wirkung der Diskurskonzeption bzw. des „linguistic turn“ für die Geschichtsforschung einzugehen. Ich konzentriere mich auf die *historische* Diskursanalyse, deren theoretische und methodische Ansätze insbesondere von Achim Landwehr und Philipp Sarasin entwickelt worden sind; siehe Landwehr, *Historische Diskursanalyse* (dies ist eine Neubearbeitung von „Geschichte des Sagbaren. Einführung in die Historische Diskursanalyse“), Sarasin, *Subjekte, Diskurse, Körper*, Sarasin, *Diskurstheorie und Geschichtswissenschaft*, Sarasin, *Reizbare Maschinen u. Sarasin, Geschichtswissenschaft und Diskursanalyse*. Vgl. im Weiteren Eder, *Historische Diskursanalysen* u. Keller, *Diskursforschung* (Keller befasst sich zwar mit der sozialwissenschaftlich orientierten Diskursanalyse, bietet aber auch einige Anhaltspunkte für die historische Diskursanalyse).

²⁰ Für eine historische Diskursanalyse gibt es keinen Königsweg, es existiert keine allgemein festgelegte und gültige methodische Vorgehensweise, vgl. Eder, *Historische Diskurse*, S. 13 u. Landwehr, *Historische Diskursanalyse*, S. 100.

Zunächst stellt sich einmal die Frage, was unter „Diskurs“ überhaupt zu verstehen ist. Der Begriff als solcher ist ziemlich unscharf und besitzt ein breit gefächertes Bedeutungsspektrum, so dass er diverse Definitionen erlaubt und sich nicht an einer bestimmten Interpretation festmachen lässt.²¹ Die verschiedenen Diskurstheorien setzen denn auch hinsichtlich des Diskursbegriffes und des Diskursansatzes unterschiedliche Akzente.²² Viele Diskurskonzeptionen (so auch die historische Diskursanalyse) lehnen sich vor allem an die theoretischen und empirischen Arbeiten Michel Foucaults an, wobei gerade Foucault sich nicht auf eine konsistente Diskursdefinition festlegte und keine in sich geschlossene, systematische Theorie und Methodik entwarf. Vielmehr ist sein Werk von Verschiebungen und Veränderungen der Perspektive, von unterschiedlichen Akzentuierungen und Analyseschwerpunkten geprägt, so dass sich Foucaults Denken einer eindeutigen Einordnung entzieht.²³ Dessen ungeachtet hat Foucault der Diskursforschung grundlegende Impulse und Ideen verliehen.²⁴

Wie kann „Diskurs“ konkret definiert werden? Unter „Diskurs“ wird gemeinhin oft Gespräch, Rede, Debatte oder Diskussion verstanden. Zwar weisen bereits diese Verwendungsweisen auf einen elementaren Faktor des Diskurskonzeptes hin, nämlich auf die Funktion und Bedeutung der Sprache. Doch im reflektierten wissenschaftlichen Gebrauch im Rahmen der historischen Diskursanalyse geht „Diskurs“ über diese einfache Sprachdimension hinaus. Diskurse können begriffen werden als Regelsysteme, die Wissen und Wirklichkeit (bezüglich eines bestimmten Gegenstandes oder eines bestimmten Themas) herstellen, etablieren, organisieren und regulieren. Mithin bilden Diskurse Wirklichkeit nicht einfach ab, sie bringen Wirklichkeit hervor bzw. das Wissen über diese Wirklichkeit. Was hat es nun aber mit „Wirklichkeit“ und „Wissen“ auf sich? Achim Landwehr hält dazu fest, dass „Wirklichkeit nicht einfach die ‚Welt dort draußen‘ ist, die unabhängig von unserem Wollen existiert, und dass Wissen nicht die unter hohem Aufwand aufgedeckten Geheimnisse sind, die uns diese Wirklichkeit verständlich werden lassen. Vielmehr sind Wissen und Wirklichkeit Ergebnisse sozialer Konstruktionsprozesse, das heisst

²¹ Diese Feststellung ist mittlerweile zu einem Gemeinplatz geworden. In nahezu jeder Arbeit, die sich auf irgendeine Weise mit Diskursen und Diskursanalyse beschäftigt, wird auf die verschiedenen Definitions- und Verwendungsmöglichkeiten des Diskursbegriffs verwiesen. Zu den verschiedenen Varianten des Begriffs und seiner Verwendung Landwehr, Historische Diskursanalyse, S. 15-17, Eder, Historische Diskurse, S. 10f. u. Keller, Diskursforschung, S. 14-19.

²² Eine Erörterung verschiedener Diskurstheorien bei Landwehr, Historische Diskursanalyse, S. 60-90.

²³ Auch in Foucaults Begrifflichkeiten und Termini – neben „Diskurs“ etwa „Archäologie“, „Genealogie“ und „Dispositiv“ – werden die verschiedenen Schwerpunktsetzungen sichtbar.

²⁴ Eine Einführung in Foucaults Denken und Werk bietet Sarasin, Michel Foucault. Zu Foucaults Diskurskonzeptionen auch Landwehr, Historische Diskursanalyse, S. 65-79, Bublitz/Bührmann/Hanke/Seier, Das Wuchern der Diskurse u. Keller, Diskursforschung, S. 42-52. Zur Anwendung foucaultscher Ansätze in der Geschichtswissenschaft vgl. Maset, Diskurs, Macht und Geschichte u. den Sammelband von Martschukat, Geschichte schreiben mit Foucault. Mit den Anwendungsmöglichkeiten der Diskursanalyse im Rahmen der historischen Friedensforschung befasst sich Pollak, Kritische Diskursanalyse und historische Friedensforschung.

Gesellschaften statten ihre Umwelt mit bestimmten Bedeutungsmustern aus, erkennen bestimmte Sichtweisen auf diese Umwelt als Wissen an (während andere als Aberglaube oder Unsinn abqualifiziert werden) und objektivieren Elemente zu einer Wirklichkeit, der man nicht mehr ansehen kann, dass sie historisch entstanden und alles andere als naturnotwendig ist.²⁵ Es ist allgemein zu beobachten, dass zu einem bestimmten Zeitpunkt nur eine begrenzte Menge von Aussagen zu einem bestimmten Gegenstandsbereich/Thema gemacht wird. Rein sprachlich und mit Hinblick auf das, was sich grammatikalisch korrekt alles sagen liesse, würde eine viel grössere Menge von potentiellen Aussagen existieren; es wird also nicht immer alles gesagt, was gesagt werden könnte. Die Diskurse sind es nun, die die Möglichkeiten von Aussagen regeln, die das Sagbare und Denkbare organisieren und begrenzen. Sie bilden Wahrnehmungs- und Denkschemata, kategorisieren das Wissen und fixieren Bedeutungen.²⁶ Diskurse sind gleichsam institutionalisierte, konventionalisierte, geregelte und verankerte „Redeweisen“ über ein bestimmtes Objekt oder Themengebiet; diese „Redeweisen“ können sich jedoch im historischen Prozess modifizieren oder auch ganz verändern. Die grundlegende Leistung von Diskursen besteht darin, dass sie *Ordnung* schaffen (jedenfalls für eine gewisse Zeit) und es ermöglichen, „wahre“, „richtige“ Aussagen über einen bestimmten Sachverhalt zu machen sowie Unterscheidungen wie etwa wahr/falsch, gut/böse, sinnvoll/unsinnig zu treffen.²⁷ Diskurse regeln somit auch, *wer*, *was*, *wie* und *wo* sagen kann oder darf.²⁸ Bedeutend für Diskurse ist auch ihre Wirkmacht. Diskurse besitzen Macht, indem sie Wirklichkeiten, Wahrheiten und Wissensformen etablieren und Aussagemöglichkeiten regulieren. Ein weiteres Merkmal von Diskursen ist ihre Historizität: Diskurse basieren nicht auf einem universellen überzeitlichen und übermenschlichen Fundament, sie besitzen keinen anderen Grund als ihre eigene Geschichte.²⁹

²⁵ Landwehr, Historische Diskursanalyse, S. 18f. Vgl. auch Keller, Diskursforschung, S. 63: „Diskurse bilden ‚Welt‘ nicht ab, sondern konstituieren Realität in spezifischer Weise.“

²⁶ Vgl. die folgenden (an Foucault orientierten) Diskursdefinitionen: „Diskurse regeln also das Sagbare, Denkbare und Machbare. Sie organisieren Wirklichkeit. Offensichtlich geht diese diskursive Produktion von Wirklichkeit jedoch nicht willkürlich vonstatten, sondern unterliegt gewissen Regeln, die es den Beteiligten ermöglichen, im Rahmen eines Diskurses korrekt zu sprechen, zu denken und zu handeln.“ (Landwehr, Historische Diskursanalyse, S. 21); „Diskurse lassen sich als mehr oder weniger erfolgreiche Versuche verstehen, Bedeutungszuschreibungen und Sinn-Ordnungen zumindest auf Zeit zu stabilisieren und dadurch eine kollektiv verbindliche Wissensordnung in einem sozialen Ensemble zu institutionalisieren.“ (Keller, Diskursforschung, S. 7); „Unter Diskurs werden [...] Praktiken verstanden, die Aussagen zu einem bestimmten Thema systematisch organisieren und regulieren und damit die Möglichkeitsbedingungen des (von einer sozialen Gruppe in einem Zeitraum) Denk- und Sagbaren bestimmen.“ (Eder, Historische Diskurse, S. 13). Foucault selber verstand Diskurse als Praktiken, die systematisch die Gegenstände bilden, von denen sie sprechen. Diskurse bestehen für Foucault aus Zeichen, die aber für mehr benutzt werden als nur zur Bezeichnung der Sachen. „[D]ie Diskurse benutzen die Zeichen, um Ordnung zu stiften, um Grenzen des Sagbaren zu errichten und um Objekte des Wissens [...] hervorzubringen (Sarasin, Michel Foucault, S. 98).

²⁷ Vgl. Sarasin, Geschichtswissenschaft und Diskursanalyse, S. 40.

²⁸ Vgl. Keller, Diskursforschung, S. 62.

²⁹ Landwehr, Historische Diskursanalyse, S. 92 u. 97.

Basierend auf dieser Diskursdefinition kann bestimmt werden, welchen Fragen sich die historische Diskursanalyse widmet und welches ihre Ziele sind. Wenn Diskurse also Wissen und Wirklichkeit(en) in Bezug auf einen Gegenstand oder ein Thema hervorbringen, dann lässt sich fragen: „Was wird in einer bestimmten historischen Situation als gegebene Wirklichkeit hingenommen? Wie ist diese Wirklichkeit organisiert und mit welchen Kategorien ist sie ausgestattet? Wie ist das Wissen beschaffen, das diese Wirklichkeit handhabbar machen soll?“³⁰ Ausgehend von diesen Fragen beschreibt Achim Landwehr die Aufgabe der historischen Diskursanalyse folgendermassen: „Die historische Diskursanalyse geht grundsätzlich vom Konstruktionscharakter soziokultureller Wirklichkeiten aus und fragt vor diesem Hintergrund nach den Arten und Weisen, mit denen im historischen Prozess Formen des Wissens, der Wahrheit und der Wirklichkeit hervorgebracht werden.“³¹ Im Unterschied zu einer hermeneutischen Herangehensweise sucht die Diskursanalyse nunmehr nicht nach dem „eigentlichen“ Kern oder dem verborgenen Ursprung und tieferen Sinn eines historischen Sachverhalts. Vielmehr befasst sich die Diskursanalyse mit den Oberflächen und Positivitäten, d. h. sie fokussiert auf das faktisch Gesagte, auf die Aussagen, die zu einem bestimmten Ort und zu einem bestimmten Zeitpunkt auftauchen und sich stabilisieren (und eventuell auch wieder verschwinden) sowie auf die Funktion dieser Aussagen. Relevant ist also nicht das eigentlich „Gemeinte“ oder etwa die Haltung/Intention eines Autors, sondern der Umstand, dass eine bestimmte Aussage – und nicht eine andere – überhaupt erscheint.³² Damit zeigt sich auch der Unterschied zur Ideengeschichte,³³ welche (unter anderem) versucht, die Intentionen des Subjekts resp. die einer Idee zugrundeliegenden Intentionen zu ergründen, wogegen die Diskursanalyse die Positivität der Aussagen ins Zentrum rückt und die Aussagen so zur Kenntnis nimmt und analysiert, wie sie eben an der Oberfläche eines Textes oder Gegenstands erscheinen.³⁴

³⁰ Landwehr, Historische Diskursanalyse, S. 22. Landwehr weist darauf hin, dass es wichtig sei, die abstrakten und theoretischen Begriffe des Wissens und der Wirklichkeit im Rahmen der historischen Diskursanalyse auf einen empirischen Boden zu holen.

³¹ Landwehr, Historische Diskursanalyse, S. 98. Hierbei ist es auch Aufgabe der Diskursanalyse zu zeigen, „wie die nichtsprachlichen Dinge ihre Bedeutung erlangen.“ Sarasin, Geschichtswissenschaft und Diskursanalyse, S. 36.

³² Sarasin, Michel Foucault, S. 106, Landwehr, Historische Diskursanalyse, S. 70 u. 92. Über Foucaults Position schreibt Sarasin, Michel Foucault, S. 107: „Foucaults Argument verläuft in einer der Hermeneutik genau entgegengesetzten Richtung: Der Sinn ist nicht etwas in der Tiefe, das heisst ‚hinter‘ oder ‚unter‘ dem Dokument Verborgenes, das die Analyse des Dokuments zu entbergen hätte; der Sinn ist vielmehr der Effekt von materiellen und diskursiven Strukturen.“

³³ Die Ideengeschichte kann mit dem gleichen Material arbeiten wie die Diskursanalyse.

³⁴ Landwehr, Historische Diskursanalyse, S. 71. In seiner diskursanalytischen Studie über Rassendiskurs und Nationalismus im 19. Jahrhundert weist Christian Geulen darauf hin, er orientiere sich nicht an einer ideengeschichtlichen Unterscheidung zwischen Ideenspendern und Ideenempfängern, sondern er richte sich auf „die inhaltliche und strukturelle Analyse der diskursiven Praktiken, durch die ein spezifisches Wissen über Nation und Rasse, Volk und Bevölkerung etc. hergestellt, transformiert und weitergegeben wurde.“ Geulen, Wahlverwandte, S. 37.

Es war bereits einige Male von Aussagen die Rede. Was ist unter „Aussagen“ im Rahmen der Diskursanalyse zu verstehen? Die Aussagen bilden die konstitutiven Elemente eines Diskurses, sie stellen die Bestandteile dar, die ihm Gestalt verleihen, ihn tragen und formieren. Eine Reihe oder Menge regelmässiger, ähnlicher Aussagen zu einem gewissen Sachverhalt/Thema konstituieren den Diskurs. Zu beachten ist dabei, dass sich Aussage und Diskurs aber auch gegenseitig bedingen: Diskurse strukturieren und formen Aussagen (bzw. die Möglichkeiten von Aussagen), Aussagen ihrerseits wiederum strukturieren und formen Diskurse.³⁵ Aussagen sind nun aber nicht einfach mit Sätzen, Sprechakten oder Einzelwörtern und –begriffen gleichzusetzen (dies können sie freilich auch sein). Aussagen können nämlich auch parasprachliche Formen annehmen.³⁶ Bedeutsam ist weniger die äussere Form von Aussagen, als vielmehr ihr Funktionscharakter für die Konstituierung eines Diskurses.³⁷ Tatsache ist allerdings, dass sich historische Arbeiten vornehmlich mit *Texten* beschäftigen und sich auch ein Grossteil diskursanalytischer Studien, die vorliegende mit eingeschlossen, auf schriftliches (Quellen-)Material bezieht. Aussagen werden daher in der Forschungspraxis hauptsächlich auf einer textuellen Ebene greif- und konkretisierbar. Als „Text“ sind generell sprachliche Äusserungen schriftlicher oder mündlicher Art zu verstehen.³⁸

In Bezug auf die Stellung und Funktion von Aussagen sind ausserdem folgende Aspekte zu berücksichtigen. Es geht zum einen um den *Ort* des Aussagens als Ausgangspunkt einer Serie ähnlicher Aussagen. Philipp Sarasin schreibt über den Ort des Aussagens: „Es ist dies der Ort des legitimierte[n] Sprechens, der Ort einer zumindest gewissen Institutionalisierung und damit der Ort der Macht. Dies ist auch der Platz, den ein Subjekt einnehmen muss, wenn es im Rahmen eines Diskurses etwas sagen will, das als wahr gelten soll.“³⁹ Zum anderen handelt es sich um die sogenannte *Einschreibung* als die Wiederholung ähnlicher vorgängiger Aussagen. Gewisse Aussagen schreiben sich ein, indem sie sich ständig wiederholen, durch ihre Redundanz und Perpetuierung Gleichförmigkeit und Regelmässigkeit produzieren und dadurch eine diskursive, symboli-

³⁵ Landwehr, *Historische Diskursanalyse*, S. 127f.

³⁶ Die Funktion einer Aussage können auch, so die Beispiele bei Foucault, eine Statistik, eine Schreibmaschinentastatur oder eine genealogische Baumstruktur übernehmen. Aussagen und Diskurse sind mithin ganz verschiedenen Trägern eingeschrieben, sprachlichen, nichtsprachlichen, materiellen oder visuellen (wie z. B. Bilder, Filme, Landkarten). Vgl. Landwehr, *Historische Diskursanalyse*, S. 111 u. 124.

³⁷ Zur Funktion der Aussagen und zum Verhältnis Aussage – Diskurs Landwehr, *Historische Diskursanalyse*, S. 71f., 92f. u. 110f. sowie Hanke, *Kohärenz versus Ereignishaftigkeit?*

³⁸ Wobei auch mündliche Aussagen wiederum mittels eines bestimmten Mediums (Text oder Ton-/Filmaufnahme) vermittelt sind.

³⁹ Sarasin, *Geschichtswissenschaft und Diskursanalyse*, S. 34.

sche Ordnung festlegen. Die Einschreibung von Aussagen trägt folglich zur Verfestigung und Stabilität/Kohärenz eines Diskurses bei.⁴⁰

Über die Analyse der Texte bzw. ihrer Aussagen lässt sich nun ein Diskurs erfassen und beschreiben.⁴¹ Dabei ist stets die grundlegende Frage im Auge zu behalten: „Wie wurde von Gesellschaften der Vergangenheit die Welt in Worte gefasst und damit überhaupt erst zu einer relevanten Wirklichkeit gemacht?“⁴² Die Aufgabe der Diskursanalyse ist es letztlich, mittels der Texte/Aussagen die Wissensbestände und Wirklichkeitsdeutungen, die Erkenntnisgrundlagen, Wahrnehmungskategorien und Bedeutungsentwürfe hinsichtlich eines bestimmten historischen Sachverhalts zu rekonstruieren. In diesem Zusammenhang hat die Diskursanalyse auch der Stabilität/Persistenz bzw. der Labilität eines Diskurses Rechnung zu tragen. Es gibt Diskurse, die allgemein akzeptiert und institutionell fest verankert sind, die zu einer unhinterfragten Selbstverständlichkeit geworden sind (etwa durch Einschreibung). Landwehr spricht von einer „Naturalisierung“ des Diskurses, wenn eine Weltsicht quasi den Status eines *common sense* erreicht hat und es „natürlich“ geworden ist, die Dinge auf eine ganz bestimmte Weise (und keine andere mehr) zu sehen. Jedoch können sich, wie oben schon erwähnt, Diskurse auch verändern und brüchig werden, sie können verschwinden und neue Diskurse können auftauchen. Hier kann die historische Diskursanalyse dazu beitragen, Veränderungen und Diskontinuitäten von Wirklichkeitskonstruktionen und Wissensbeständen im historischen Wandel bewusst zu machen.⁴³

Ein Aspekt wurde bis jetzt ausser Acht gelassen, nämlich das Verhältnis zwischen Diskurs und Subjekt. Es könnte den Anschein machen, dass die Subjekte bzw. die historischen Akteure von den Diskursen gewissermassen „verschluckt“ werden. Ignoriert eine diskursanalytisch orientierte Geschichtsschreibung die Subjekte? Tatsächlich lässt der Diskursansatz die Vorstellung, ein Subjekt könne völlig autonom denken und handeln, nicht zu. Der Mensch ist in eine bereits geordnete, mit Bedeutung aufgeladene (Um-)Welt gestellt und kann sich seine Wirklichkeit nicht einfach autonom neu erschaffen.⁴⁴ Dennoch ist es keineswegs so, dass die Subjekte im Gewimmel diskursiver Strukturen verschwinden. Subjekte können in einem Diskurs Positionen einnehmen und ihn auch verändern. Wie gezeigt wurde, sind Wissen und Wahrnehmung zwar durch Diskurse organisiert und determiniert, gleichwohl sind diese nicht starr und undurchdringlich, sie können Brüche und Widersprüche aufweisen. Desgleichen erlauben die Vielfalt und das Neben-

⁴⁰ Sarasin, *Geschichtswissenschaft und Diskursanalyse*, S. 34f., auch Sarasin, *Subjekte, Diskurse, Körper*, S. 143f.

⁴¹ Zur Analyse der Makrostruktur (Thema, Textur, Gestaltung- und Darstellungsprinzipien) und Mikrostruktur (Argumentation, Stilistik, Rhetorik) eines Textes Landwehr, *Historische Diskursanalyse*, S. 112-126. Zur Diskursanalyse selber S. 127-130.

⁴² Landwehr, *Historische Diskursanalyse*, S. 126.

⁴³ Landwehr, *Historische Diskursanalyse*, S. 128-130, vgl. auch Haslinger, *Diskurs*, 28f.

⁴⁴ Landwehr, *Historische Diskursanalyse*, S. 93.

einander verschiedener diskursiver Formationen sowie die Gegensätze und Verknüpfungsmöglichkeiten, die diese aufweisen, individuelle Subjektpositionen mit je eigenen Wahrnehmungs- und Aussageformen.⁴⁵ Was bedeutet dies für die Diskursanalyse? Wenn also die Subjektäusserungen und die Sinnproduktion eines Autors nicht auf seine Intentionalität als primärer Ursprung seiner Äusserungen zurückgeführt werden können, dann gilt es, wie Philipp Sarasin festhält, „das Sprechen dieser Subjekte nicht von ihren Intentionen her verstehen zu wollen, sondern von den diskursiven Mustern aus, in die dieses Sprechen eingeschrieben ist.“⁴⁶ Ein Text ist daher weniger als intentionale, autonome Äusserung eines Autors zu verstehen. Vielmehr ist zu fragen, *wie* der Autor (und sein Text) durch Diskurse geprägt ist, wie er im Rahmen der Diskurse denkt, spricht und agiert und wie er durch die Regeln der Diskurse geleitet, determiniert und dezentriert wird – sich aber möglicherweise trotzdem eine eigensinnige Realität und eine eigenständige Position zu schaffen vermag.⁴⁷

Wie lässt sich nun eine historische Diskursanalyse in Bezug auf die Thematik der Kriegsdeutungen und Kriegsvorstellungen anwenden? Vorhin war die Rede davon, dass Diskurse Wirklichkeit und Wissen herstellen und organisieren. Ich gehe davon aus, dass auch die Wirklichkeit des Krieges und das Wissen über den Krieg diskursiv konstruiert und codiert sein können.⁴⁸ Die *unmittelbare* Wirklichkeit des Krieges – sie manifestiert sich zu allen Zeiten ganz real im Töten und Getötetwerden, in den Verwundungen und Verstümmelungen, in der Vernichtung und Zerstörung, in einem Sieg oder einer Niederlage. Doch, und das ist der entscheidende Punkt, lassen sich dieser Wirklichkeit unterschiedliche Begründungen und Sinnbezüge zuschreiben. Indem ein bestimmtes Wissen über den Krieg bzw. über die Wirklichkeit des Krieges hergestellt wird, entsteht eine (diskursiv) *konstruierte* Wirklichkeit des Krieges.⁴⁹ Es ist eine mit Bedeutungen aufgeladene, von bestimmten Kategorien, Wissens- und Wahrnehmungsmustern organisierte und strukturierte Wirklichkeit. Die einleitend zitierten Bemerkungen Moltkes zeigen dies in exemplarischer Weise. Moltke spricht nicht von einer unmittelbaren Kriegswirklichkeit; vielmehr erscheint in diesen

⁴⁵ Landwehr, Historische Diskursanalyse, S. 93f., Sarasin, Subjekte, Diskurse, Körper, S. 159-162.

⁴⁶ Sarasin, Geschichtswissenschaft und Diskursanalyse, S. 59.

⁴⁷ Sarasin, Subjekte, Diskurse, Körper, S. 142 u. 161f., Sarasin, Geschichtswissenschaft und Diskursanalyse, S. 44, Sarasin, Michel Foucault, S. 105, Landwehr, Historische Diskursanalyse, S. 94.

⁴⁸ Wenn Diskurse generell die Gegenstände der sozialen Welt codieren, dann auch den „Gegenstand“ Krieg“; vgl. Sarasin, Subjekte, Diskurse, Körper, S. 163.

⁴⁹ Anne Lipp weist auf den Konstruktionsprozess von Kriegsbildern in der Weimarer Republik hin: „Die Schlagworte beispielsweise, in die aggressiv-nationalistische Interpreten der Weimarer Republik die Kriegswirklichkeit zu pressen suchten, ‚Kriegserlebnis‘, ‚Frontkämpfer‘ oder ‚Im Felde unbesiegt‘, mögen zwar mit den Kriegserfahrungen der Soldaten wenig gemeinsam haben, mit den Deutungs- und Interpretationsvorgaben einer militärischen Elite im Krieg dafür um so mehr. Die hohe Anziehungskraft dieser Schlagworte in der Weimarer Republik wirft die Frage nach den Konstruktionsprozessen von Kriegs- und Soldatenbildern auf.“ Lipp, Diskurs und Praxis, S. 222.

Zitaten eine von spezifischen Kategorien und Deutungen geregelte und ausgestattete „Wirklichkeit“ des Krieges. Die Kategorien der Katharsis und Revitalisierung sowie der (gottgewollten) Weltordnung sind es, die in Moltkes Aussagen die Wirklichkeit des Krieges und das Wissen über den Krieg, und notabene auch über den Frieden, herstellen und determinieren.

Die Wissensbestände und Wirklichkeitskonstruktionen in Bezug auf Krieg können in diesem Sinne als *Kriegsdiskurse* konzipiert werden.⁵⁰ Den Begriff *Kriegsdiskurs*⁵¹ verstehe ich dabei als eine dominierende bzw. konventionalisierte „Redeweise“ über das Phänomen Krieg.⁵² Kriegsdiskurse erzeugen und etablieren bestimmte Vorstellungen und „Wahrheiten“ über Krieg, sie legen gewisse Sichtweisen fest und geben vor, auf welche Art und Weise über Krieg gedacht und geredet wird. Hierbei besitzen Kriegsdiskurse eine sinnstiftende, legitimierende und wirkmächtige Funktion. Die vorliegende Studie widmet sich dementsprechend der Frage, welche als „wahr“ und „richtig“ geltenden Redeweisen⁵³ und Vorstellungen über Krieg sich durchgesetzt und etabliert (oder möglicherweise auch verändert) haben. Wie war, anders gefragt, das Denken und Reden über Krieg in einem bestimmten Zeitraum (hier: in der Epoche von 1871 bis 1945) und an einem bestimmten Ort (hier: in den Texten/Aussagen militärischer Provenienz) strukturiert und geregelt? Es soll untersucht und beschrieben werden, welche Themen und Elemente in den Kriegsdiskursen erschienen, welche Kategorien, Klassifikationen und Hierarchien auftraten und welche Rede-, Deutungs-, Legitimations- und Argumentationsformen dominierend waren.⁵⁴

⁵⁰ Den Begriff „Kriegsdiskurs“ verwendet auch Bröckling, *Kriegserzählungen*. Er unterscheidet zwischen einem souveränen und einem revolutionären Kriegsdiskurs. Beim souveränen Kriegsdiskurs liegt der Akzent auf der Verstaatlichung und Kodifizierung des Krieges, beim revolutionären Kriegsdiskurs auf dem fortwährenden, antagonistischen Kampf. Mit „Kriegsdiskursen“ befasst sich ausserdem die Studie von Schwab-Trapp, *Kriegsdiskurse*. Diese fusst jedoch auf einer soziologisch orientierten Diskursanalyse und untersucht die öffentliche Auseinandersetzung in Deutschland in den 1990er Jahren über die Beteiligung an militärischen Interventionen. Schwab-Trapp versteht Diskursanalyse als eine spezifische Form politischer Soziologie (vgl. S. 33f.).

⁵¹ Wie zu zeigen sein wird, gibt es unterschiedliche Kriegsdiskurse mit je eigenen Schwerpunktsetzungen. So kann ein machtpolitischer von einem sozialdarwinistischen oder bellizistischen Kriegsdiskurs unterschieden werden. Es ist deshalb nicht nur ein einzelner Diskurs, der den Krieg „beherrscht“.

⁵² Es sei hier nochmals darauf hingewiesen, dass diese Redeweisen weder ein Abbild noch eine Widerspiegelung einer unmittelbaren, konkreten Kriegswirklichkeit bilden müssen, obwohl sie sich auf einen konkreten Krieg beziehen können. In seiner Studie zu Gewaltdiskursen in der deutschen Kolonialliteratur im Zusammenhang mit der Vernichtung der Herero in der deutschen Kolonie Südwestafrika schreibt Medardus Brehl: „Die kollektive Rede über die Kolonien ist [...] gerade nicht als ein Reflex, als mimetisches Abbild oder Widerspiegelung einer kolonialen Wirklichkeit zu verstehen, sondern primär als ein flexibles System ihrer Konstruktion, ihrer diskursiven Vorstrukturierung und Erzeugung. Der Kolonialdiskurs, die kollektive Rede über die Kolonien, ist somit als ein System der Konstruktion und Re-Präsentation eines kollektiven Wissens über die Kolonien zu begreifen [...]“. Brehl, *Vernichtung der Herero*, S. 65.

⁵³ Statt von „Redeweisen“ könnte man auch von „unterschiedlichen Konventionen der Rede über Krieg“ sprechen, vgl. Brehl, *Krieg der Codes*, S. 198.

⁵⁴ Vgl. Sarasin, *Reizbare Maschinen*, S. 18, Sarasin, *Subjekte, Diskurse, Körper*, S. 151 u. Haslinger, *Diskurs*, S. 27. Patrick Kury hält in seiner Untersuchung zum Überfremdungsdiskurs in der Schweiz fest (Kury, *Über Fremde reden*, S. 82), es gelte „die Regeln des Redens über den Gegenstand ‚Überfremdung‘ zu erkennen und zu beschreiben und die unterschiedlichen Texte nach ihren Merkmalen, Gemeinsamkeiten, nach Modellen und Themen, nach Begriffen,

Kriegsdiskurse können bildlich gesprochen auch als ein Geflecht, Netz oder Gewebe verschiedener (diskursiver) Stränge gesehen werden. Es gilt, dieses Gewebe zu entflechten und zu versuchen, die relevanten Stränge zu isolieren und aufzuschlüsseln. Dadurch soll gezeigt werden, wie ein spezifischer Kriegsdiskurs strukturiert resp. formiert war, von welchen Themen er beherrscht war und aus welchen diskursiven Elementen er sich zusammensetzte.⁵⁵ Dies bedeutet auch, das Augenmerk auf die synchrone und diachrone intertextuelle Vernetzung einzelner diskursiver Muster und Argumentationsfiguren zu lenken.⁵⁶ In diesem Zusammenhang sind die *Einschreibungen* zu beachten, also jene Argumentations- und Deutungsformen, welche regelmässig wiederkehrten und Gleichförmigkeit generierten, so dass sich bestimmte Bedeutungen und Sinnbezüge dauerhaft und stabil festsetzten und zu einer Selbstverständlichkeit, einer quasi nichtin-terfragbaren „Wahrheit“ wurden.⁵⁷ Andererseits konnten gewisse Diskursmuster im Laufe der Zeit sich auch verändern, verschwinden oder neu dazukommen und Einfluss gewinnen. Bei der Entschlüsselung der Kriegsdiskurse muss zudem berücksichtigt werden, dass diese keine autonomen Gebilde und hermetisch abgeschlossenen Systeme darstellten. Sie waren von anderen gesellschaftlich relevanten Diskursen bzw. Disziplinen in verschiedener Weise nachhaltig geprägt und beeinflusst, wie beispielsweise von der politischen Philosophie (Machtstaatstheorie), der Geschichtsphilosophie (Fortschrittsgedanke) und der Biologie (Darwinismus) oder dem Rassismus und Antisemitismus. Es ist deshalb nötig, auch auf diejenigen disziplinären Wissensbestände einzugehen, an die ein Kriegsdiskurs anknüpfte und von denen er Bestandteile der Argumentation und Deutung übernahm. Die einzelnen Kriegsdiskurse lassen sich ferner als *Felder* begreifen, die durch bestimmte Deutungs-, Argumentations- und Legitimationsmuster sowie durch Anknüpfungen und Einschreibungen gleichsam topologisch strukturiert sind und sich dabei auch überschneiden können.⁵⁸

Argumentationsketten, Formationen, Symbolen, Stereotypen zu befragen.“ Dies kann auch in Bezug auf den Gegenstand „Krieg“ gesagt werden.

⁵⁵ So lässt sich zum Beispiel der bellizistische Kriegsdiskurs in zwei diskursive Hauptstränge aufschlüsseln (Fortschrittsidee und Katharsisgedanke). Diese Hauptstränge setzen sich wiederum aus bestimmten diskursiven Elementen/Mustern zusammen. Der bellizistische Kriegsdiskurs ist Thema von Kapitel II.

⁵⁶ Vgl. Brehl, Vernichtung der Herero, S. 73.

⁵⁷ Vgl. Kunz, Wehrmacht und Niederlage, S. 244: „Einzelworte, Redewendungen und Satzformen konnten sich durch ihre ständige Perpetuierung mechanisch einschleifen und zur unbewussten Übernahme konservierter Botschaften beitragen.“

⁵⁸ Der Terminus „Diskursfeld“ wird gemeinhin anders definiert, nämlich als Arena, in der verschiedene Diskurse miteinander im Wettstreit stehen (vgl. Keller, Diskursforschung, S. 64). Diese Definition lässt sich für meine Diskurskonzeption jedoch weniger anwenden.

Wenn also Aussagen und Diskurse ins Zentrum zu stellen sind, so muss zunächst danach gefragt werden, *welche* Aussagen (über Krieg) überhaupt existierten.⁵⁹ Hierbei ist zu berücksichtigen, wie diese Aussagen existierten, etwa in Bezug auf den Quellentyp (Buch, Lexikonartikel, Brief, Schulungsschrift) oder die Anordnung einer Aussage (z. B. als kurze „kriegsphilosophische“ Einleitung in einer militärfachlichen Studie). Alsdann ist zu untersuchen, wie sich bestimmte kriegsdiskursive Kategorien und Kausalitäten etablierten und wie Bedeutung, Sinn und Legitimation konstruiert wurden. Die Kriegsdiskurse sollen so über die Beschreibung der diskursformierenden und -konstituierenden Aussagen fassbar gemacht werden.

Man kann sich jetzt die Frage stellen, welchen Gewinn eine diskursanalytische Herangehensweise an das Thema „Krieg“ verspricht, ja welche Vorteile in einem theoretisch-methodisch reflektierten Zugang zu einem historischen Gegenstand generell zu sehen sind. Ich erkenne die Relevanz und den primären Nutzen darin, Aspekte ins Blickfeld zu rücken, die bisher nur rudimentär oder überhaupt nicht problematisiert worden sind.⁶⁰ Für die vorliegende Thematik der militärischen Kriegsdeutungen und –vorstellungen bedeutet dies mithin, den Fokus weg von einer bestimmten militärischen Persönlichkeit bzw. einem bestimmten Militärautor oder einem bestimmten Werk hin auf die allgemeine Konstituierung und Formierung des Redens und Wissens über den Sinn und Zweck des Krieges zu lenken. Dieses Vorgehen ist daher weniger interpretativ-wertend, sondern mehr analytisch-deskriptiv.⁶¹ Es geht weniger darum, die Haltung und Intention einer Person, eines Autors – im Sinne von: Was hat dieser oder jener „eigentlich“ gemeint – und den tieferen, verborgenen Sinn eines Textes herauszufinden und zu interpretieren. Im Vordergrund der Analyse stehen somit nicht die aussagenden Subjekte/Autoren, sondern die Aussagen und Redeweisen (in den militärischen Texten), welche die Kriegsdiskurse konstituieren und formieren. Dies sei an einem Beispiel kurz illustriert: Vom Kriegstheoretiker Carl v. Clausewitz (1780-1831) stammt das berühmte und viel zitierte Diktum, der Krieg sei eine Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln. Vom diskursanalytischen Standpunkt aus interessiert nun weniger die Frage, was Clausewitz mit dieser Aussage denn „wirklich“ gemeint haben könnte; vielmehr ist darauf zu fokussieren, wie das clausewitzsche Diktum eine spezifische Deutungs- und Redeform über die Funktion des Krieges etablierte.⁶²

⁵⁹ Ich erachte es deshalb als wichtig, die Quellentexte zu Wort kommen zu lassen und werde häufig aus den Quellen zitieren. Auf eine eingehendere Analyse stilistischer und rhetorischer Merkmale der einzelnen Aussagen muss aufgrund der Quellenmenge jedoch verzichtet werden.

⁶⁰ Vgl. Brehl, Vernichtung der Herero, S. 44.

⁶¹ Vgl. Brehl, Vernichtung der Herero, S. 72f.

⁶² Mit der diskursiven Funktion des Clausewitz-Diktums beschäftigt sich Kapitel I, 1.

Letztlich ergeben sich im Hinblick auf die Rolle des Subjekts zwei Perspektiven: Einerseits nimmt ein Autor (ein Militärschriftsteller oder eine militärische Persönlichkeit wie Helmuth v. Moltke) die Position des aussagenden Subjekts ein. Wenn ein Autor über den „Gegenstand“ Krieg spricht, ist er jedoch von den Kriegsdiskursen geprägt; er ist bestimmten diskursiven Mustern verhaftet und schliesst an herrschende Diskurse an – er sagt eben nicht alles, was gesagt werden könnte –, kann diese Diskurse aber unter Umständen auch selber beeinflussen und Vorbildcharakter besitzen (wie etwa Clausewitz mit seinem Krieg/Politik-Diktum oder Moltkes Aussage über den ewigen Frieden als Traum). Andererseits nehmen Subjekte auch eine Position *in* den Kriegsdiskursen selber ein, insofern die Deutung des Krieges an bestimmte Subjekte⁶³ geknüpft wird, beispielsweise an die kämpfenden Soldaten oder die zu bekämpfenden Feinde. So richtet sich der im Moltke-Zitat zutage tretende Katharsis- und Revitalisierungsgedanke gleichsam auf das Individuum bzw. das Kollektiv, welches im Krieg zu den im Frieden vernachlässigten Tugenden zurückfinden soll.⁶⁴

An die Frage nach dem Verhältnis zwischen Diskurs und Subjekt schliesst sich diejenige nach dem Verhältnis zwischen Diskurs und Praxis, für die vorliegende Thematik konkreter formuliert: zwischen Kriegsdiskurs und realem Kriegsgeschehnis, an. Sowenig Diskurse völlig losgelöst von Subjekten funktionieren, sowenig existieren Diskurse ohne jeden Praxisbezug. Diskurse besitzen materiellen Charakter, d. h. sie bestehen als sprachliche, diskursive und auch soziale *Praktiken*. Deshalb stehen Diskurse und Praxis/Handlungen in einem Spannungsfeld und bedingen einander gegenseitig.⁶⁵ In Bezug auf die Kriegsdiskurse ist zu beachten, dass sich diese zwar nicht auf einen bestimmten Krieg beziehen müssen – zentral sind ja die Redeweisen über das Phänomen Krieg im Allgemeinen. Sie können aber gleichwohl von konkreten, realen Kriegen geprägt und durch Kriegserfahrungen determiniert sein (z. B. durch die Totalisierungserfahrungen des Ersten Weltkrieges⁶⁶). Umgekehrt können Kriegsdiskurse auch praxis-/handlungsrelevant sein und ihre Wirkmacht offenbaren: Indem sie bestimmte Sichtweisen und Denkmuster konstituieren und vorgeben, können sie die Handlungen der militärischen Akteure beeinflussen und determinieren.⁶⁷ In diesem Sinne ist von einer vielfältigen Wechselbeziehung zwischen Kriegsdiskursen und Kriegspraxis auszugehen.⁶⁸

⁶³ Dieses Subjekt ist oft ein Kollektiv wie z. B. ein Volk oder eine „Rasse“.

⁶⁴ Dazu mehr in Kapitel II.

⁶⁵ Zum Verhältnis von Diskurs und Praxis Landwehr, Historische Diskursanalyse, S. 94-96 u. 159-161.

⁶⁶ Vgl. Kapitel V.

⁶⁷ Insbesondere der Vernichtungs- und Rassenkampfdiskurs prägte eine entsprechende Kriegführung (siehe Kapitel IV).

⁶⁸ Vgl. Lipp, Diskurs und Praxis, S. 214f.

Die vorstehenden theoretisch-methodischen Überlegungen lassen sich dahingehend zusammenfassen, dass es darum geht, die militärischen Quellentexte als ein Ensemble von Diskursen zu lesen, welche Wissen und Wirklichkeit über das Phänomen Krieg herstellten und bestimmte, als „wahr“ geltende Redeweisen über Krieg etablierten. Anzumerken ist, dass es dabei *nicht* Gegenstand der Untersuchung sein kann, im Sinne einer Ideologiekritik zu beurteilen, inwieweit diese Redeweisen tatsächlich „wahr“ und angemessen waren oder inwiefern sie widersprüchlich und falsch waren. Aus heutiger Sicht mögen die Kriegsdiskurse mit ihren kriegsaffirmativen Deutungen und Begründungen irrational und abwegig, ja unmenschlich erscheinen und ein verzerrtes Kriegsbild vermitteln, doch für lange Zeit vermochten diese Diskurse den Horizont des Denkens und Redens über den Sinn und Zweck des Krieges zu bestimmen – und diesen historischen Sachverhalt gilt es hier ins Auge zu fassen.⁶⁹

⁶⁹ Vgl. Brehl, Vernichtung der Herero, S. 28 u. 72.

Quellenbasis und Quellenauswahl

Die Grundlage und Quellenbasis für die vorliegende Studie bildet das militärische Schrifttum Deutschlands aus dem Zeitraum von 1870/71 bis 1945.⁷⁰ Die Wahl des Zeitraumes ergab sich neben forschungspraktischen Gründen auch aus der Tatsache, dass in dieser Zeit Militär und Krieg für die Geschichte Deutschlands eine besondere, prägende Bedeutung besaßen. Im Weiteren ist es für die Stringenz der Arbeit von Vorteil, dass die Jahre ab 1871 bis 1945 einen abschliessenden, zusammenhängenden Zeitraum mit den drei Epochen Kaiserreich, Weimarer Republik und Drittes Reich bilden. Dadurch können für die jeweiligen Armeen (Kaiserliche Armee, Reichswehr und Wehrmacht) sowohl Kontinuitäten als auch Verschiebungen in den Kriegsdiskursen analysiert werden.

Konkret setzt sich das militärische Schrifttum zusammen aus Monographien, Aufsätzen/Artikeln aus Zeitschriften,⁷¹ militärischen Lexika/Handbüchern, Memoiren,⁷² Kriegserinnerungen, Briefen, Denkschriften, Erlassen, Befehlen, Reden sowie Schulungs- und Unterrichtsmaterialien. Bei diesem Schrifttum handelt es sich vorwiegend um Texte, die von einer militärischen Elite⁷³ und der militärischen Führungsschicht und nicht von „einfachen“ Soldaten verfasst wurden.⁷⁴ Hinsichtlich dieser Autorengruppe liesse sich auch von einer „Deutungselite“ sprechen. Als Offiziere hatten diese Autoren im Rahmen der Institution Militär nämlich eine gewisse Machtposition inne und nahmen – aus diskursanalytischer Perspektive – einen Platz ein, um etwas sagen zu können, „das als wahr gelten soll.“⁷⁵ Die Schriften der Militärs bzw. Militärautoren konnten sich sowohl an ein militärisches Fachpublikum (z. B. Bücher/Aufsätze über militärtechnische Themen oder zu Fragen der Strategie und Taktik) als auch an einen breiteren Leserkreis richten (z. B. Kriegserinnerungen oder militärpolitische Schriften). Andererseits gab es Dokumente, die nur für den internen Gebrauch oder für einen begrenzten Kreis bestimmt waren (etwa

⁷⁰ Ich werde ergänzend einige wenige exemplarische Quellen aus der Zeit vor 1870/71 und nach 1945 heranziehen (für die Nachkriegszeit handelt es sich vor allem um Memoiren von Wehrmachtsgenerälen).

⁷¹ Es handelt sich dabei v. a. um Militärzeitschriften, aber auch um andere Zeitschriften wie etwa die „Deutsche Revue“.

⁷² Zu den Memoiren deutscher Generäle Breit, Das Staats- und Gesellschaftsbild deutscher Generale.

⁷³ Die Bezeichnung „Militärelite“ ist in einem breiten Sinne aufzufassen und bezieht sich nicht auf eine spezifische, genau definierte Gruppe. Darum werden Schriften sowohl von Generälen als auch von niedrigeren Offiziersrängen herangezogen. Eine spezielle Quellengruppe bilden die Schriften Adolf Hitlers, welcher oberster Befehlshaber der Wehrmacht war. Seine Kriegsdeutung werde ich in einem Exkurs untersuchen.

⁷⁴ Soldaten haben zwar ebenfalls ihre Gedanken über Krieg in Briefen und Erinnerungen dargelegt; die Kriegsvorstellungen der Soldaten würden jedoch einen eigenen umfassenden Untersuchungsgegenstand bilden und können hier nicht weiterverfolgt werden.

⁷⁵ Vgl. Sarasin, Geschichtswissenschaft und Diskursanalyse, S. 34.

Briefe oder Denkschriften). Aus der riesigen Fülle des militärischen Schrifttums⁷⁶ galt es, ein konkretes Textkorpus zusammenzustellen, anhand dessen sich die Kriegsdiskurse adäquat beschreiben und analysieren liessen.⁷⁷ Es mussten somit exemplarische Texte ausgesucht werden, die alle in irgendeiner Form mehr oder weniger ausführlich etwas über die Sinndeutung des Krieges aussagen.

Solche Texte können sich nun aber auf ganz unterschiedliche Art und Weise auf das Phänomen Krieg beziehen. Einige Schriften befassen sich explizit mit der Frage nach dem tieferen Sinn und Zweck des Krieges, wie zum Beispiel das Buch „Der Krieg in seiner wahren Bedeutung für Staat und Volk“ des Generals Albert v. Boguslawski aus dem Jahre 1892; oder dann gab es 1904 eine Zeitschriftendebatte zwischen dem prominenten Militärschriftsteller Colmar v. der Goltz und der ebenso prominenten Friedensaktivistin Bertha v. Suttner um die Berechtigung des Krieges und die Möglichkeit eines „ewigen Friedens“.⁷⁸ Im Kriegsjahr 1944 erschien unter dem bezeichnenden Titel „Wofür kämpfen wir?“ ein für den weltanschaulichen Unterricht in der Wehrmacht konzipiertes Schulungsheft, das den Wehrmachtsangehörigen die Sinnhaftigkeit des laufenden Krieges vermitteln sollte.⁷⁹ Solche Texte, in denen die Deutung des Krieges ausführlich und grundlegend thematisiert wird, sind jedoch eher rar. In militärfachlichen Studien, worin Themen wie Waffenwirkung oder Strategie und Taktik im Zentrum stehen, finden sich für die vorliegende Problemstellung relevante Aussagen (falls überhaupt) nur am Rande, wenn etwa einleitend einige Überlegungen zur Daseinsberechtigung des Krieges gemacht werden.⁸⁰ Aber auch diese kurzen Abrisse sind von Interesse, da in ihnen das zeitgenössische Kriegsverständnis gebündelt wird; das gleiche gilt für die militärischen Lexikon- und Handbüchereinträge zum Stichwort „Krieg“.⁸¹ In Memoiren, Kriegserinnerungen, Denkschriften, Erlassen oder Briefen – wie im eingangs zitierten Brief Helmuth v. Moltkes – begegnet man ebenfalls Passagen, in denen die Autoren über den Sinn des Krieges reflektieren bzw. versuchen, einen vergangenen (oder zukünftigen) Krieg zu begründen und zu legitimieren.

⁷⁶ Es gibt nur schon Hunderte von militärfachlichen Monographien, dazu eine ganze Reihe von Militärzeitschriften; die bekannteste war das 1816 gegründete Militär-Wochenblatt (zu den deutschen Militärzeitschriften Pöhlmann, Von Versailles nach Armageddon, S. 324-334). Der bedeutendste Verlag für militärische Publikationen war „E. S. Mittler & Sohn“ in Berlin.

⁷⁷ Zur Korpusbildung Landwehr, Historische Diskursanalyse, S. 101-103.

⁷⁸ Weitere exemplarische Schriften, die sich eingehend mit der Sinngebung des Krieges befassen, sind Bernhard Kiesslings „Ewiger Krieg“ (gegen Kants „Ewigen Frieden“ gerichtet!) und Max Jähns „Ueber Krieg, Frieden und Kultur“.

⁷⁹ Allgemein zum Wehrmachtsschrifttum finden sich etliche Hinweise und Ausführungen bei Messerschmidt, Wehrmacht, Förster, Geistige Kriegführung u. Sywottek, Mobilmachung.

⁸⁰ Zum Beispiel Balck, Taktik, 1. Bd. (1903), S. 3-6.

⁸¹ Folgende Lexika/Handbücher wurden herangezogen: Allgemeine Militair-Encyclopädie (1870), Handwörterbuch der gesamten Militärwissenschaften (1878), Handbuch für Heer und Flotte (1911-1914), Handbuch der neuzeitlichen Wehrwissenschaften (1936).

Alles in allem stellen sich die ausgesuchten Quellen, anhand derer die Kriegsdiskurse beschrieben und analysiert werden sollen, als sehr heterogen dar. Ein privater Brief besitzt so einen anderen Stellenwert als beispielsweise ein Buch über Wehrpolitik oder eine militärische Schulungsschrift. Ich habe mich jedoch bewusst für eine heterogene Quellenauswahl entschieden, da ich die Kriegsdiskurse nicht an einer bestimmten Textsorte oder Persönlichkeit festmachen möchte. Es geht mir mit dem breit gefächerten Quellenmaterial darum, sich gleichsam mit den Worten Daniel Picks in „a kind of echo chamber of historical thought of war“ zu begeben.⁸² Hierbei stellt sich auch das Problem der Repräsentativität der herangezogenen Quellen. Natürlich kann nicht der Anspruch erhoben werden, dass sich mit der getroffenen Quellenselektion alle Facetten der Forschungsthematik erschöpfend begreifen lassen.⁸³ Es lässt sich nicht von der Hand weisen, dass noch viele andere Quellentexte hätten berücksichtigt werden können.⁸⁴ Dennoch ermöglicht das gewählte Material zwar nicht quantifizierbare, aber doch qualitative Befunde zu den dominierenden Kriegsdiskursen zwischen Reichsgründung und 1945, zumindest in Bezug auf die militärische Elite.⁸⁵ Man könnte nun auch einwenden, dass viele Äusserungen aufgrund der Zensur gar nicht der tatsächlichen Auffassung der betreffenden Autoren entsprachen oder reine Propaganda waren. In der Tat wurde die literarische Betätigung von Militärs, wenn sie über militärfachliche Belange hinausging und politisch orientiert war, kritisch beäugt. Vor allem aktive Offiziere, die publizistisch tätig waren, unterlagen gewissen Beschränkungen und Vorschriften; offene Kritik an bestehenden militärischen und politischen Einrichtungen konnte daher nicht ohne weiteres geübt werden.⁸⁶ Die publizistischen Meinungsäusserungen von Offizieren mögen somit nicht immer ihre persönlichen Überzeugungen wiedergeben, sondern sind oftmals eher als offiziöse Verlautbarungen anzusehen.⁸⁷ In Bezug auf die Sinngebung des Krieges ist diese Problematik jedoch irrelevant, denn einerseits sind aus diskursanalytischer Sicht gerade auch diese offiziösen, durch die publizistische Produktion gewissermassen institutionalisierten bzw. normierten „Redeweisen“ bedeutsam. Andererseits waren sowohl private Äusserungen (z. B. in einem

⁸² Pick, *War Machine*, S. 5.

⁸³ Zur Frage der Quellenrepräsentativität Haslinger, *Diskurs*, S. 30.

⁸⁴ Treffend hierzu die Bemerkung Kurt Flaschs zur Textauswahl: Er könne den „wohlfeilen Einwand“, dass man noch andere Autoren berücksichtigen könnte, nicht widerlegen (Flasch, *Die geistige Mobilmachung*, S. 10).

⁸⁵ So berücksichtigt die Quellenauswahl gerade auch Texte führender Militärs wie Helmuth v. Moltke (der Ältere und der Jüngere), Hans v. Seeckt oder Erich v. Manstein.

⁸⁶ Zum Problem der Zensur und der publizistisch tätigen Offiziere siehe Demeter, *Das deutsche Offizierskorps*, S. 164-167 u. Ritter, *Staatskunst und Kriegshandwerk*, 2. Bd., S. 132; für die Zeit des Nationalsozialismus Messerschmidt, *Wehrmacht*, S. 148-151 u. Sywottek, *Mobilmachung*, S. 38-40.

⁸⁷ In der Wehrmacht unterlagen alle publizistischen Äusserungen zu erzieherischen und weltanschaulichen Fragen der Zensur. Nach Messerschmidt kann daher das militärische Schrifttum dieser Zeit bezüglich dieser Fragen nicht mehr als repräsentativ für die Haltung des Offizierskorps gelten; es repräsentiert vielmehr die erziehungspolitische Linie der Wehrmachtführung, „gerade wegen der nunmehr auf dem Wege der Normierung erzielten Einheitlichkeit.“ Messerschmidt, *Wehrmacht*, S. 150.

Brief) als auch offiziöse Verlautbarungen von bestimmten *gemeinsamen* diskursiven Deutungsmustern geprägt; und um diese geht es hier und nicht um allfällige Diskrepanzen zwischen persönlichem Standpunkt und veröffentlichter Meinung.

Forschungsstand und Forschungsfelder

Das Kaiserreich, die Weimarer Republik und das nationalsozialistische Dritte Reich stellen zentrale Epochen der deutschen Geschichte dar. Dementsprechend intensiv hat sich die Geschichtsschreibung dem Zeitraum von 1871 bis 1945 gewidmet und eine immense Menge an Forschungsliteratur hervorgebracht. Auch in Bezug auf die Literatur, die sich auf irgendeine Weise mit dem Themengebiet Krieg befasst, sieht man sich mit einer Vielzahl von Untersuchungen konfrontiert.⁸⁸ So wird das Phänomen Krieg in der Forschung auf vielfältige Weise und aus unterschiedlichsten Perspektiven beleuchtet. Ich möchte nun den aktuellen Forschungsstand skizzieren, indem ich einerseits auf einige grundlegende Studien sowie auf weitere Arbeiten, die meine Forschungsthematik berühren, eingehe.⁸⁹ Andererseits geht es ergänzend auch darum, im Sinne einer Tour d'Horizon bestimmte Problem- und Themenfelder näher zu erörtern, um damit eine Ausgangsbasis für die weiteren Ausführungen im Hauptteil (Kapitel I bis V) zu schaffen.

Die folgenden Darlegungen sind in verschiedene Bereiche/Schwerpunkte aufgeteilt, um so die einzelnen Forschungsfelder abgrenzen zu können und die Übersicht zu erleichtern: Den Überblick zum Forschungsstand beginne ich mit einigen Erörterungen und Literaturhinweisen zum Wandel des Krieges und der Kriegsauffassungen im Gefolge der Französischen Revolution und der napoleonischen Kriege sowie zur Beziehung von Krieg, Nation und Nationalisierung. Ich möchte damit aufzeigen, wie sich die Situation vor 1871, also vor Beginn der Zeitepoche, mit der ich mich beschäftige, dargestellt hat (1). Ich wende mich anschliessend einigen wichtigen Studien zu, in welchen die Deutung des Krieges (v. a. auch auf einen militärischen Kontext bezogen) eingehender angesprochen wird und somit mit meiner Themenstellung eng in Zusammenhang stehen (2). Forschungsarbeiten über das Deutsche Kaiserreich, die Vorkriegszeit und die Ursachen des Ersten Weltkrieges befassen sich oftmals mit Kriegsauffassungen und sind deshalb auch für die vorliegende Arbeit von Belang (3). Ich werde danach auf die Forschungsdebatte zum Militarismus eingehen, da die Kriegsbejahung ein konstitutives Merkmal des Militarismus darstellte (4). Als Nächstes soll die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg (5) sowie die Wehrmachtshistoriographie (6) ins Blickfeld genommen werden. Schliesslich werde ich mich Untersuchungen widmen, die sich mit dem Phänomen Krieg im Allgemeinen sowie Fragen nach dessen Definition und Typologisierung auseinandersetzen (7). Der Abriss zum Forschungsstand wird alsdann mit einem Fazit abgeschlossen (8).

⁸⁸ Es wird darum nicht möglich sein, auf alle in Frage kommenden Arbeiten überhaupt einzugehen. Einen guten Überblick zur Historiographie und den Forschungskontroversen zu Krieg und Frieden vom Westfälischen Frieden 1648 bis zum Zweiten Weltkrieg bietet Wolfrum, *Krieg und Frieden*.

⁸⁹ Der Forschungsstand zu einzelnen speziellen Themenbereichen wird in den betreffenden Kapiteln näher erläutert.

1. Die Französische Revolution und die napoleonischen Kriege haben nicht nur das politische und gesellschaftliche Antlitz Europas entscheidend geprägt, sondern auch das Wesen von Krieg und Militär fundamental verändert.⁹⁰ „Was sich im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg bereits angedeutet hatte“, so resümiert Herfried Münkler, „fand nun auf dem europäischen Kontinent seine Vollendung: die Ablösung kleiner, jahrelang exerzierter Eliteheere durch das Aufgebot der Masse des Volkes; die Verdrängung gepresster und gedungener Söldner und ‚unsicherer Kantonisten‘ durch Freiwillige und Wehrpflichtige; die Ersetzung von Drill und Stock durch politische Motivation und, dies alles zusammenfassend, die Verwandlung des Krieges der Kabinette in den Krieg der Völker.“⁹¹ Dass mit dieser „Demokratisierung“ des Krieges ein grundlegender Wandel verbunden war, hatte schon Clausewitz erkannt und mit Blick auf das Jahr 1793, als der Wohlfahrtsausschuss die „levée en masse“ befohlen hatte, festgehalten: „Der Krieg war urplötzlich wieder eine Sache des Volkes geworden, und zwar eines Volkes von 30 Millionen die sich alle als Staatsbürger betrachteten. [...] Mit dieser Teilnahme des Volkes an dem Kriege trat, statt eines Kabinetts und eines Heeres, das ganze Volk mit seinem natürlichen Gewicht in die Waagschale.“⁹² Angesichts der verheerenden Niederlagen gegen Napoleons Armeen musste letztlich auch Preussen erkennen, dass Kriegführung und Heerwesen nicht (mehr) abgesondert von gesamtgesellschaftlichen Belangen und der öffentlichen Meinung betrieben werden konnten. Die preussischen Heeresreformen unter Scharnhorst, Gneisenau und Boyen waren eine Folge dieser Erkenntnis. Als zentral und einschneidend sollte sich die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht erweisen.⁹³ Aber auch die Deutung und Beurteilung des Krieges erfuhr in der Epoche der Französischen Revolution und Napoleons einen entscheidenden Umbruch. Noch im 18. Jahrhundert wurden Krieg und militärische Gewalt von den Zeitgenossen vornehmlich negativ gesehen, als ein Übel und Verderbnis oder als Strafgericht Gottes. Mit der Französischen Revolution, den napoleonischen Kriegen und den sogenannten „Befreiungskriegen“ fand nunmehr eine Umwertung und ein Bewusstseinswandel statt; zunehmend wurde der Krieg mit philosophischen, moralischen, politischen oder ästhetischen Begründungen positiv gewertet. Die Gegenbewegung zu den aufklärerischen, naturrechtlichen und kosmopolitischen Friedensvorstellungen und zu der damit verbundenen Ächtung des Krieges wurde breitenwirksam. Bereits vor der Französischen

⁹⁰ Dazu die Darstellung von Wolfrum, Krieg und Frieden, S. 49-65. Ausführlich zur Periode zwischen 1814 und 1890 Bd. 2 der „Deutschen Militärgeschichte in sechs Bänden 1648-1939“. Siehe auch Leonhard, Bellizismus und Nation, S. 111-739 sowie Best, War and Society.

⁹¹ Münkler, Über den Krieg, S. 116.

⁹² Clausewitz, Vom Kriege, VIII, 3B, S. 402.

⁹³ Vgl. Frevert, Das jakobinische Modell u. Förster, Militär und staatsbürgerliche Partizipation.

Revolution war Kritik an der in zahlreichen Schriften postulierten Idee eines „ewigen Friedens“⁹⁴ aufgekommen.⁹⁵ Wurde der Krieg von der Aufklärung als vernunftwidrig verurteilt und der Frieden als Ideal gepriesen, so bewerteten die Kritiker des pazifistischen Ideals den Krieg als unentbehrlichen Promotor des Fortschritts und der Entwicklung, als Anstalt der moralischen Läuterung und Erneuerung, als Förderer patriotischer Gesinnung und nationaler Identität. Ein „ewiger Frieden“ hingegen wurde als utopisch, ja für das Gemeinwesen gefährlicher Zustand gedeutet.⁹⁶ Exemplarisch für diese affirmative Einstellung gegenüber dem Krieg ist der preussische Militärschriftsteller Otto August Rühle v. Lilienstern, der 1813 seine gegen Kants „ewigen Frieden“ gerichtete Schrift „Apologie des Krieges“ vorlegte.⁹⁷ Der Krieg war nach seiner Auffassung notwendig, um in Staat und Volk das Bewusstsein zu festigen, ein organisches, auf Leben und Tod verbundenes und im Kampf zusammengeschmiedetes Ganzes zu sein; ein Bewusstsein, das in einem langen Frieden verkümmern und dadurch das gemeinschaftliche Band allmählich auflösen würde. Der Krieg war deshalb für Rühle v. Lilienstern ein sittlich gerechtfertigtes, alles bewegendes und stärkendes Element und ein Bestandteil einer höheren Weltordnung.⁹⁸ Die Neueinschätzung des Krieges ging einher mit dem bereits erwähnten Wandel der Heeresorganisation. Das starre, despotische Kriegswesen des Absolutismus sollte durch eine Vergesellschaftung der Armee abgelöst werden. Wie Johannes Kunisch schreibt, war mit dieser neuen Beziehung zwischen staatsbürgerlicher Gesellschaft und Heerwesen eine Neubewertung militärischen Handelns verbunden, „die den Krieg aus den Belanglosigkeiten fürstlicher Prestigekämpfe in die Sphäre sittlicher Erneuerung und mannhaften Standhaltens zu heben versuchte.“⁹⁹ An der Umwertung des Krieges hatten auch Dichter wie Ernst Moritz Arndt, Heinrich v. Kleist und Theodor Körner oder Philosophen wie Johann Gottlieb Fichte und Georg Wilhelm Friedrich Hegel grossen An-

⁹⁴ Bekannt wurde dann vor allem Kants Schrift „Zum ewigen Frieden“ von 1795; vgl. Wolfrum, Krieg und Frieden, S. 41-46.

⁹⁵ Der Gymnasialprofessor Johann Valentin Embser (1749-1783) war einer der Ersten, der sich in einer Abhandlung dezidiert gegen die Idee des „ewigen Friedens“ aussprach und diese als „Abgott“ verurteilte. Zu Embser siehe den Aufsatz von Janssen, Johann Valentin Embser sowie Leonhard, Bellizismus und Nation, S. 208-212.

⁹⁶ Zu dieser Umwertung des Krieges hat Johannes Kunisch wichtige Arbeiten vorgelegt: Kunisch, Puppenwerk, Kunisch, Bellona u. Kunisch, Die Denunzierung des Ewigen Friedens. Vgl. im Weiteren den Sammelband von Kunisch/Münkler, Die Wiedergeburt des Krieges sowie Daun, Vernunftfrieden und Nationaler Krieg, Schmidt, Die Apotheose des Krieges, Stolpe, Wilde Freude, fürchterliche Schönheit, Janssen, Krieg, S. 592-596. Auch die französischen Revolutionäre haben dem Krieg positive Eigenschaften zugeschrieben und dem modernen Militarismus den Boden bereitet (dazu die Studie von Kruse, Die Erfindung des modernen Militarismus). So erklärte Jacques Pierre Brissot 1791: „*Ein Volk, welches die Freiheit nach Jahrhunderten der Sklaverei erobert hat, braucht den Krieg. Es braucht den Krieg, um sie zu befestigen; es braucht ihn, um sie von den Lasten des Despotismus zu reinigen; es braucht ihn, um aus ihrem Schoos die Menschen verschwinden zu lassen, welche sie verderben können.*“ (zit. nach Münkler, Über den Krieg, S. 120).

⁹⁷ Mehr zu Rühle v. Lilienstern in Kapitel III, 2d.

⁹⁸ Kunisch, Bellona, S. 220f.

⁹⁹ Kunisch, Bellona, S. 222.

teil.¹⁰⁰ Auf den Punkt gebracht kann der Wandel der Kriegsdeutung gegen Ende des 18. und im 19. Jahrhundert als Ausprägung eines „bellizistischen Gedächtnisses“ (Edgar Wolfrum) charakterisiert werden: Im Krieg wurde nicht mehr ein Übel, sondern eine moralische Anstalt und geschichtliche Notwendigkeit erblickt.¹⁰¹

In diesem Zusammenhang ist ein weiterer bedeutender Aspekt zu nennen, nämlich die folgenschwere Symbiose zwischen Nationalismus, Nationalisierung und Krieg, welche durch die napoleonischen Kriege resp. Befreiungskriege intensiviert wurde.¹⁰² „Fast immer“, wie Hans-Ulrich Wehler betont, „ist die Nationsbildung und die Entstehung von Nationalstaaten mit Revolution und Krieg verbunden.“¹⁰³ Der Krieg wandelte sich von einer dynastischen zu einer nationalen Angelegenheit und erwies sich als „Geburtshelfer“ der Nation, als Katalysator der Nationswerdung. Dies wirkte sich dementsprechend auch auf die Deutung des Krieges aus. Ein Krieg, nunmehr in der Form eines Volkskrieges, versprach, die Nation als kollektiv handelndes Subjekt zu konstituieren und eine nationale Gemeinschaft und Identität zu schaffen.¹⁰⁴ Herfried Münkler spricht von einer existentiellen Kriegsauffassung, welche den Krieg als Medium der Bewusstwerdung, der Transformation und Konstitution begreift: „[D]er Krieg bringt erst jenen Zustand hervor, in dem sich ein politischer Körper seiner Identität bewusst wird.“¹⁰⁵ Von Bedeutung ist hierbei auch die Funktion von Feindbildern; von einem Kampf gegen einen gemeinsamen Feind – für Deutschland war dies insbesondere Frankreich – versprach man sich eine gemeinschaftsstiftende Wirkung.¹⁰⁶ Ein weiterer Effekt der Nationalisierung des Krieges lag in der Sakralisierung des Kriegstodes und der Stilisierung der Opferbereitschaft. Es ging um die „Verschränkung des individuellen Sterbens mit der kollektiven Auferstehung“: Der Heldentod für das

¹⁰⁰ Mit ihrer populären Kriegsliteratur, so Edgar Wolfrum, hätten Arndt und Körner die aufklärerische Idee des Friedens für Generationen zerstört (Wolfrum, Krieg und Frieden, S. 65). Zu Fichte als Kriegsphilosoph Münkler, Über den Krieg, S. 53-74. Auf die hegelianische Kriegsphilosophie werde ich in Kapitel I und II noch ausführlicher eingehen.

¹⁰¹ Wolfrum, Krieg und Frieden, S. 64f. Mit Gerhard Ritter kann man auch von einer Herausbildung eines „kämpferischen Idealismus“ sprechen (Ritter, Staatskunst und Kriegshandwerk, 1. Bd., S. 109).

¹⁰² Hierzu die Arbeiten von Nikolaus Buschmann: Buschmann, Kanonenfeuer, Buschmann, Das Charisma des Krieges, Buschmann, Einkreisung und Waffenbruderschaft. Vgl. im Weiteren Echternkamp, Die Nationalisierung des Krieges, Förster, The Nation at Arms, S. 236-244, Langewiesche/Buschmann, Kriegstypen, Langewiesche, Nation, Nationalismus, Nationalstaat, S. 26-31 u. passim, Leonhard, Die Nationalisierung des Krieges, Burkhardt, Alte oder neue Kriegsursachen? Die Problematik von Nationalismus und Krieg bis in die Gegenwart diskutiert Wehler, Nationalstaat und Krieg. Zum Thema Militär und Nationsbildung vgl. die Aufsätze in Frevert, Militär und Gesellschaft, S. 17-142.

¹⁰³ Wehler, Nationalstaat und Krieg, S. 227.

¹⁰⁴ „Für die Nation ohne Nationalstaat erfüllte der Krieg eine Doppelfunktion: Er beschleunigte den politischen Einigungsprozess und förderte – in einer allerdings äusserst ambivalenten Weise – die Kohäsion der nationalen Gemeinschaft.“ Buschmann, Einkreisung und Waffenbruderschaft, S. 337.

¹⁰⁵ Münkler, Über den Krieg, S. 105-115 (Zitat S. 107).

¹⁰⁶ Buschmann, Einkreisung und Waffenbruderschaft, S. 134. Buschmann schreibt, die „integrative Funktion des Feindbildes Frankreich“ könne angesichts der widersprüchlichen zeitgenössischen Nationsvorstellungen nicht hoch genug eingeschätzt werden, Buschmann, Das Charisma des Krieges, S. 243. Grundlegend zur Feindbildthematik Jeismann, Das Vaterland der Feinde.

Vaterland mag zwar das Leben eines Individuums beenden, doch umso mehr soll durch dieses Opfer die kollektive Bande nationaler Gemeinschaft gestärkt werden.¹⁰⁷ Die Kriege gegen Dänemark 1864, Österreich 1866 und Frankreich 1870/71 ebneten schliesslich (unter der Führung Preussens) den Weg zur Einigung Deutschlands. Über alle politischen, kulturellen und konfessionellen Differenzen hinweg – man denke da nur an den Heeres- und Verfassungskonflikt der 1860er Jahre – war es durch „Eisen und Blut“ zur Reichsgründung gekommen. Der Krieg stellte die einigende Klammer dar, er bot „eine von allen weltanschaulichen Strömungen genutzte Projektionsfläche für die politische und symbolische Teilhabe an der Nation [...]“.¹⁰⁸

Zum Thema Krieg, Kriegsdeutung und Nationsvorstellungen hat Jörn Leonhard eine neue wegweisende Studie unter dem Titel „Bellizismus und Nation“ vorgelegt. In diesem voluminösen Werk beschäftigt sich Leonhard mit der Wahrnehmung bzw. Erfahrungsdeutung des Krieges und der Bestimmung von Nationskonzepten. Dabei wird in einem systematischen Ländervergleich Frankreich, Deutschland, Grossbritannien und die USA in den Fokus genommen und zwar für die „longue durée“ von 1750 bis 1914¹⁰⁹ und gestützt auf eine immense Quellenbasis.¹¹⁰ Leonhard fragt „nach den unterschiedlichen Konsequenzen von Kriegserfahrungen für die Ausbildung national bestimmter Gemeinschaftskonzepte, national definierter Staatlichkeit und für die Artikulation von politisch-sozialen Teilhaberechten an der Nation“ sowie nach „der Interpretation von Kriegserfahrungen in ihren Verknüpfungen mit nationalen Selbstdeutungsmustern.“¹¹¹ Seine Untersuchung will zeigen, dass es der Krieg bzw. die „Nation in Waffen“ war, welche „die Etablierung, Existenz und Expansion des Nationalstaates zu garantieren imstande war, dass aber Kriegserfahrungen vor dem Hintergrund von Kriegsdienst und Nationszugehörigkeit auch neue politische und gesellschaftliche Partizipationsansprüche hervorbrachten und dadurch unmittelbar auf Nationskonzeptionen zurückwirkten.“¹¹² Vom methodischen Ansatz her stellt sich Leonhards Arbeit als eine Argumentationsgeschichte dar, d. h. eine Analyse von Argumentationen und Kommunikationsprozessen, mit denen der Zusammenhang zwischen Kriegserfahrungen und Nationskonzepten gedeutet und angeeignet wurde, und dies unter Berücksichtigung

¹⁰⁷ Buschmann, Kanonenfeuer, S. 104f.

¹⁰⁸ Buschmann, Einkreisung und Waffenbruderschaft, S. 341. Vgl. Wette, Militarismus in Deutschland (2008), S. 45-47.

¹⁰⁹ Der Schwerpunkt der Studie liegt auf der Zeit von 1750 bis 1871. Die Epoche von 1871 bis 1914 wird in einem (notabene sehr ausführlichen) Ausblick behandelt (S. 741-818).

¹¹⁰ Die Quellen umfassen Monographien, Essays, Traktate, Broschüren, Flugblätter, Zeitschriften- und Zeitungsartikel von Politikern, Publizisten, Journalisten, Schriftstellern, Intellektuellen, Wissenschaftlern und anderen. Untersucht werden auch Autobiographien, kriegs- und militärwissenschaftliche Darstellungen, populäre Kriegsdarstellungen, Predigten, Wörterbücher und Lexika (zu den Quellen Leonhard, Bellizismus und Nation, S. 20-22).

¹¹¹ Leonhard, Bellizismus und Nation, S. 9.

¹¹² Leonhard, Bellizismus und Nation, S. 15.

politischer und gesellschaftlicher Bedingungen.¹¹³ Dabei verwendet Leonhard auch den Diskursbegriff, welchen er jedoch von der französischen Tradition abgrenzt: Sein Diskursbegriff sei grundsätzlich hermeneutisch ausgerichtet, halte am autonomen Charakter des Kommunikationssystems fest und bezeichne „eine von strukturellen Rahmenbedingungen geprägte Beziehung zwischen Sprechern und Adressaten mit dem Ziel der Erfahrungsaneignung in kommunikativen Prozessen [...]“.¹¹⁴ Im Gegensatz zu diesem auf kommunikative Prozesse und erfahrungsbezogene Merkmale ausgerichteten Diskursbegriff konzentriert sich mein Diskursansatz mehr auf die Regulierungsfunktion und den Ordnungscharakter von Diskursen sowie deren Rolle für die Wissens- und Wirklichkeitskonstruktion hinsichtlich der Sinngebung des Krieges.¹¹⁵

2. Ich möchte nun auf einige Studien eingehen, die verschiedene Aspekte zur Thematik der militärischen Kriegsdeutungen näher untersucht haben und wichtige Erkenntnisse liefern, auf die meine Arbeit teilweise aufbauen kann. Mit dem Kriegsdanken der preussisch-deutschen Militärelite hat sich Wolfram Wette intensiv auseinandergesetzt. Wettes Forschungen besitzen in dieser Hinsicht Vorbildscharakter. In seinem Werk über die deutsche Wehrmacht¹¹⁶ beschreibt Wette die Einstellung der Militärs: „Das Denken der Offiziere des 1871 gegründeten preussisch-deutschen Machtstaats war auf dem Felde der Aussenpolitik von dem Glaubenssatz geprägt, dass kriegerische Auseinandersetzungen zwischen den Staaten eine historische Normalität darstellten. Wechselweise oder gleichzeitig wurden Gott, die Geschichte und die Natur als Bürgen für diese Ansicht ins Feld geführt. Krieg führen galt als normal.“¹¹⁷ Wette zeigt die Kontinuität dieses Kriegsdenkens auf und exemplifiziert es anhand einer Reihe von Militärs (Helmuth Graf v. Moltke, Hans v. Seeckt, Wilhelm Groener und Ludwig Beck), deren Kriegsdeutung er genauer beleuchtet.¹¹⁸ Im Rahmen seiner Arbeiten zum deutschen Militarismus, zum Pazifismus und zu den Voraussetzungen der NS-Kriegspolitik thematisiert Wette die Frage der Kriegsauffassungen auch

¹¹³ Leonhard, *Bellizismus und Nation*, S. 13-19.

¹¹⁴ Leonhard, *Bellizismus und Nation*, S. 18.

¹¹⁵ Trotz des unterschiedlichen Ansatzes finden sich einige Aspekte und Formen der Kriegsdeutung, die in Leonhards Studie thematisiert werden, auch in der vorliegenden Arbeit wieder (vgl. zusammenfassend Leonhard, *Bellizismus und Nation*, S. 820-822).

¹¹⁶ Wette, *Die Wehrmacht*. Wettes Wehrmachtstudie umfasst ein breites Themenspektrum: Er spannt den Bogen von den lange vor 1933 bestehenden antirussischen, antibolschewistischen und antisemitischen Feindbildern in der deutschen Armee zu den Verwicklungen der Wehrmacht in die Judenvernichtung und untersucht zudem, wie nach dem Krieg die Legende von der „sauberen“ Wehrmacht entstand.

¹¹⁷ Wette, *Die Wehrmacht*, S. 142. Wette weist darauf hin, dass die Teilidentität der Interessen und Anschauungen zwischen Hitler und der Militärelite auch auf den gemeinsamen Vorstellungen über die Rolle des Krieges im Leben der Völker und Staaten beruhte: „Hitler und die NS-Führer auf der einen Seite, die Repräsentanten der preussisch-deutschen Militärelite auf der anderen, standen gemeinsam im Banne des Glaubens, dass die grossen politischen Fragen letztlich immer durch Krieg und Gewalt entschieden würden.“ (ebd., S. 141).

¹¹⁸ Wette, *Die Wehrmacht*, S. 141-150.

in Bezug auf ein breiteres gesellschaftliches Umfeld; so befasst er sich mit der Haltung zum Krieg in politischen Parteien und Gruppierungen, in den Kirchen, in der Studentenschaft, bei Sozialisten und Kommunisten sowie mit der literarischen Kriegsverherrlichung.¹¹⁹ Wegweisende Untersuchungen zur deutschen Militärgeschichte hat auch Stig Förster vorgelegt. Die Kriegsvorstellungen der Militärelite werden von Förster verschiedentlich angesprochen, so etwa in seinen Arbeiten zu den Zukunftskriegserwartungen, dem Militarismus im Kaiserreich, den Ursachen des Ersten Weltkrieges oder dem totalen Krieg.¹²⁰ Nach Förster waren die Militärs einem „verengten Denken“ verhaftet, „demzufolge Krieg als natürlich und kulturnotwendig angesehen wurde.“¹²¹ Dieses Denken, das den Krieg zum Selbstzweck erhob, war mit ein Grund für die Ambivalenz und den Fatalismus (Förster spricht vom „Reich des Absurden“), die für die Zeit vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges symptomatisch waren: Die führenden Militärs waren sich bewusst, dass ein kommender Krieg weder kurz noch einfach zu gewinnen sein würde – wenn überhaupt; zudem waren die Kriegsvorbereitungen und die militärische Planung mangelhaft. Dessen ungeachtet drängte man immer wieder zum Krieg und hoffte auf ein baldiges Losschlagen, da ein neuer Krieg ohnehin für unabwendbar gehalten wurde.¹²²

Vom israelischen Militärhistoriker Azar Gat stammt eine Trilogie über die Entwicklung des modernen militärischen Denkens von der Aufklärung bis zum Kalten Krieg.¹²³ Seine Studien sind breit angelegt und befassen sich nicht nur mit Kriegstheorien im engeren Sinne, sondern auch ausführlich mit historischen, philosophischen und kulturellen Aspekten des militärischen Denkens. Gat gelingt eine eindrucksvolle Darstellung darüber, wie sich Kriegsdoktrinen und Militärtheorien vor dem soziokulturellen, geistes- und ideengeschichtlichen Hintergrund verschiedener Zeitepochen und Länder seit der Aufklärung entfaltet haben. Dabei widmet sich Gat auch der Frage, welche Bedeutung dem Krieg beigemessen wurde („[the] understanding of the role of war in human reality“¹²⁴) und auf welchen philosophischen und ideengeschichtlichen Grundlagen

¹¹⁹ Vgl. Wettes Beitrag in Deist/Messerschmidt/Volkman/Wette, Ursachen und Voraussetzungen, S. 25-116 sowie Wette, Militarismus und Pazifismus. Auf die Militarismusforschung wird unten noch näher eingegangen.

¹²⁰ Hier eine Auswahl seiner Arbeiten: Förster, Der doppelte Militarismus, Förster, Alter und neuer Militarismus, Förster, Der deutsche Generalstab, Förster, The Nation at Arms, Förster, Dreams and Nightmares, Förster, Willensmenschen, Förster, Militär und Militarismus, Förster, Im Reich des Absurden, Förster, Der Sinn des Krieges, Förster, Angst und Panik, Förster, Kunst, Kulturpessimismus und Krieg. Zu Försters Studien zum totalen Krieg siehe Kapitel V.

¹²¹ Förster, Willensmenschen, S. 31.

¹²² Förster, Im Reich des Absurden u. Förster, Der deutsche Generalstab (in dieser Studie widerlegt Förster die lange Zeit vorherrschende Interpretation, dass die Militärs von der Illusion eines kurzen Krieges eingenommen gewesen seien).

¹²³ Die drei Werke sind in „A History of Military Thought. From the Enlightenment to the Cold War“ vereint: Buch I: From the Enlightenment to Clausewitz, Buch II: The Nineteenth Century, Buch III: Fascist and Liberal Visions of War.

¹²⁴ Gat, History of Military Thought, S. 314.

die jeweiligen Kriegsauffassungen basierten. In Bezug auf Preussen-Deutschland weist Gat auf den bedeutenden Einfluss der idealistischen Staats-/Geschichtsphilosophie Hegels und des nationalen Machtstaatsgedankens als Gegenpart zu den liberalen, kosmopolitischen Ideen der Aufklärung hin. Gat hält hierzu fest: „Old Prussian *étatisme* and the new Romantic emphasis on the organic unity of the *Volk* now merged into a highly influential set of beliefs: the state is the dominating agent in human development, enforcing law and morality at home but subjected to no higher authority in its relations with other states; consequently, in the international arena, war is not accidental or abnormal but an unavoidable and natural means of arbitration, [...] furthermore, war actually plays an important positive role in countering corruption and softness within nations and in strengthening the social fabric.“¹²⁵ In seinen Darlegungen zeigt Gat auf, wie neben dem Machtstaatsdenken auch Revitalisierungsvorstellungen sowie kulturpessimistische, sozialdarwinistische und rassistische Ideen die Deutung des Krieges beeinflusst haben.¹²⁶

Auf die bedeutsame Rolle der deutschen Machtstaats- und Geschichtsphilosophie verweist ebenfalls Rudolf Jaun in seinem Exkurs über die Kriegsdeutung im späten 19. Jahrhundert.¹²⁷ Jaun kritisiert die in der Forschung vorherrschende Verengung auf den Sozialdarwinismus: „Die bloße Zuteilung der Etikette Sozialdarwinismus reicht nicht aus, um die Kriegsdeutung des Fin de siècle zu verorten.“¹²⁸ Seiner Meinung nach stehen viele Texte, denen eine sozialdarwinistische Fundierung zugeschrieben wird, eher in der Tradition der hegelianischen Machtstaatsphilosophie. Diese übte auf das historisch-politische Denken im 19. Jahrhundert einen nachhaltigen Einfluss aus und prägte auch die Auffassung bezüglich der Funktion des Krieges für Staat und Gesellschaft. Jaun schreibt dazu: „Worin lag das Faszinosum der Hegelschen Kriegesphilosophie? Hegel fasst den modernen, nationalen Verfassungs- und Rechtsstaat als Machtstaat nach innen und aussen auf. Der (monarchisch-konstitutionellen) Regierung steht es zu, die Ressourcen der Gesellschaft zu nutzen und im Behauptungskampf der Staatsindividuen beziehungsweise Nationen zu verwenden. Hegel denkt den Krieg nicht nur instrumentell als Mittel der Politik, sondern existentiell als ‚Moment‘ der Staatsentwicklung und der Einbindung der Staatsangehörigen in den Staat.“¹²⁹

¹²⁵ Gat, *History of Military Thought*, S. 315.

¹²⁶ Vgl. insbesondere die Kapitel „Positivism, Romanticism, and Military Theory 1815-1870“ (S. 269-313) und „The German Military School: Its World-View and Conception of War 1815-1914“ (S. 314-381). Gat befasst sich mit einigen militärischen Persönlichkeiten (Moltke, Blume, Goltz, Boguslawski, Bernhardt, Schlieffen), die auch hier zur Sprache kommen werden.

¹²⁷ Dies im Rahmen seiner Studie über das Schweizer Offizierskorps des Fin de siècle (Jaun, *Preussen vor Augen*, S. 77-87).

¹²⁸ Jaun, *Preussen vor Augen*, S. 82.

¹²⁹ Jaun, *Preussen vor Augen*, S. 83f.

3. In der Literatur zum Deutschen Kaiserreich sowie zur Vorgeschichte und zu den Ursachen des Ersten Weltkrieges finden sich oftmals Erläuterungen hinsichtlich der (mentalen) Voraussetzungen für die Bereitschaft zum Krieg, der Kriegsvorstellungen und Kriegserwartungen vor 1914.¹³⁰ Der von Jost Dülffer und Karl Holl herausgegebene Sammelband „Bereit zum Krieg. Kriegsmentalität im wilhelminischen Deutschland 1890-1914“ bietet eine gute Übersicht zu den in verschiedenen gesellschaftlichen Kreisen und Gruppierungen vorherrschenden Kriegsauffassungen. So untersuchen die einzelnen Beiträge die Disposition zum Krieg bei den Alldutschen, den Protestanten und Katholiken, den Hochschullehrern, den Kriegervereinen und der zivilen Reichsleitung. Auch die Haltung der militärischen Führung wird beleuchtet.¹³¹ Detlef Bald weist auf die Prägung des Kriegsbildes durch ein übersteigertes nationalistisch-machtstaatliches Denken sowie durch den um die Jahrhundertwende an Einfluss gewinnenden Sozialdarwinismus hin. Die Militärelite betrachtete den Krieg als geschichtliche Notwendigkeit und aufgrund der Interessensgegensätze zwischen den Nationen als unvermeidbar.¹³² Wolfgang J. Mommsens Beitrag „Der Topos vom unvermeidlichen Krieg“ beschäftigt sich mit der Einstellung zum Krieg in der öffentlichen Meinung und den tonangebenden Schichten im letzten Jahrzehnt vor 1914. Im Zusammenhang mit der imperialistischen Expansion der Grossmächte zeichnete sich eine zunehmende Akzeptanz kriegerischer Gewalt ab, auch wenn von einem generellen Kriegsenthusiasmus nicht gesprochen werden kann. Gewalt wurde, so Mommsen, „zunehmend als ein notwendiges Element des Völkerlebens betrachtet, ja begrüsst. Umgekehrt entwickelte sich, gleichsam als Reflex dieser Auffassungen, eine fatalistische Grundstimmung heraus, die einen Weltkrieg früher oder später als unvermeidlich anzusehen begann.“¹³³ Mommsen deutet darauf hin, dass die Überzeugung von der revitalisierenden Wirkung des Krieges vor allem in konservativen Kreisen oder bei zivilisationskritischen Intellektuellen und Publizisten Verbreitung fand. Besonders aber in den nationalistisch-rechtsextremistischen Agitationsverbänden wie dem Alldutschen Verband oder

¹³⁰ Speziell zu den Kriegsdeutungen bei Intellektuellen, Schriftstellern, Dichtern und Philosophen: Fries, *Die grosse Katharsis*, Flasch, *Die geistige Mobilmachung*, Brehl, *Krieg der Codes*, Linder, *Princes of the Trenches*, Mommsen, *Kultur und Krieg*, Hoeres, *Krieg der Philosophen*, Hoeres, *Ein dreissigjähriger Krieg der deutschen Philosophie?* und als Überblick Hüppauf, *Kriegsdeutungen*. Zum Thema Kriegsbegeisterung und mentale Kriegsvorbereitung (nicht nur in Bezug auf den Ersten Weltkrieg) Linden/Mergner, *Kriegsbegeisterung*. Hervorzuheben ist Eksteins, *Tanz über Gräben*: Eksteins vielschichtige Studie ist eine Kulturgeschichte des Ersten Weltkrieges mit seiner Vor- und Nachgeschichte, die sich vor allem mit Künstlern, Schriftstellern und Intellektuellen, der Avantgarde der Modernisierung mit ihrer vielfach positiven Einstellung zum Krieg befasst. Eksteins richtet den Blick aber auch auf die einfachen Soldaten im Schützengraben. Die Deutung des Krieges in Bürgertum, Öffentlichkeit und Presse untersuchen eingehend die Arbeiten von Becker, *Bilder von Krieg und Nation* u. Buschmann, *Einkreisung und Waffenbruderschaft*, wobei Buschmann auf die Zeit zwischen 1850 und 1871 fokussiert und Becker auf die Zeit zwischen 1864 und 1913.

¹³¹ Vgl. den Beitrag von Bald, *Kriegsbild*. Der Schwerpunkt des Beitrages von Förster, *Alter und neuer Militarismus*, liegt auf den unterschiedlichen Formen des Militarismus und weniger auf der Kriegsdeutung selber.

¹³² Bald, *Kriegsbild*, S. 150-153.

¹³³ Mommsen, *Topos*, S. 196.

dem Wehrverband wurde die Apotheose des Krieges auf die Spitze getrieben. Diese Organisationen vertraten expansionistische, pangermanische, antisemitische und sozialdarwinistische Ideen und sahen sich ringsum von Feinden umgeben. Sie setzten sich für eine Stärkung des Wehrwillens ein und propagierten eine aggressive Aussenpolitik bis hin zu Präventivkriegen. Der Krieg wurde dabei als „Allheilmittel“ gegen eine drohende physische und psychische Verweichlichung des Volkes gepriesen.¹³⁴ Eine solch explizit aggressiv-ostentativ kriegerische Gesinnung mag zwar in der politischen und militärischen Führungsriege nur partiell verbreitet gewesen sein, doch eine „fatalistische Hinnahme des Krieges als des Grenzfalls einer erfolgreichen Weltpolitik“ herrschte auch dort vor.¹³⁵ In den Jahren vor Kriegsausbruch griff somit im Deutschen Reich in breiten Kreisen eine fatalistische Kriegserwartung um sich, der Glaube, dass ein grosser europäischer Krieg auf längere Sicht ohnehin unvermeidbar und je eher desto besser zu führen sei. Im Gefolge der russischen Rüstungsanstrengungen und Defensivbündnisse setzte sich der Topos vom unvermeidlichen Krieg auch immer mehr in der Variante von einer unvermeidlichen Auseinandersetzung zwischen „Germanen“ und „Slawen“ fest.¹³⁶

Mit einem ideengeschichtlichen Ansatz untersucht Thomas Lindemann Kriegsideologien in Deutschland sowie deren Einfluss auf die Reichsleitung während der Julikrise 1914.¹³⁷ Anhand der Schriften einiger völkischer Denker, der Alldutschen sowie des prominenten Kavalleriegenerals a. D. und Militärschriftstellers Friedrich v. Bernhardi¹³⁸ erörtert Lindemann die vorherr-

¹³⁴ Mommsen, Topos, S. 197f. 1912 erschien eine Schrift des alldutschen Agitators Schmidt-Gibichenfels mit dem bezeichnenden Titel „Der Krieg als Kulturfaktor, als Schöpfer und Erhalter der Staaten“. Zu den Agitationsvereinen im Kaiserreich (Alldutsche, Flottenverein u. a.) siehe den Überblick bei Ullrich, Die nervöse Grossmacht, S. 379-383.

¹³⁵ Mommsen, Topos, S. 201. Die deutsche Politik sollte nach Meinung vieler den Krieg zwar nicht suchen oder provozieren, jedoch vor ihm auch nicht zurückschrecken, falls er sich zur Wahrung vitaler Interessen als notwendig erweisen sollte (ebd.).

¹³⁶ Mommsen, Topos, S. 203-219. Mommsen bilanziert (S. 218): „Der ‚cult of inevitability‘ hatte innerhalb wie ausserhalb der regierenden Kreise zahlreiche einflussreiche Anhänger gefunden, und diese neigten immer mehr dazu, ihre Handlungen danach auszurichten; alles Bemühen um eine Bewahrung des Friedens schien unter den obwaltenden Umständen zunehmend sinnlos geworden zu sein. Der Topos von der ‚Unvermeidlichkeit‘ eines grossen europäischen Krieges war nun endgültig über die Ebene interessengeleiteter Propaganda und nationalistischer Agitation hinausgewachsen. Er hatte die Qualität einer *self-fulfilling prophecy* gewonnen, die eben das objektiv erzeugt, was sie subjektiv voraussagt.“ Zur Kriegsmentalität vor 1914 siehe auch Rohkrämer, August 1914 (mit starker Betonung des Sozialdarwinismus) sowie überblicksmässig Nipperdey, Deutsche Geschichte, 2. Bd., S. 236-238 u. Wehler, Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 3, S. 1145-1152. Zu den Vorstellungen, die man sich über einen Zukunftskrieg machte vgl. Dülffer, Kriegserwartung und Kriegsbild u. Krumeich, Vorstellungen vom Krieg.

¹³⁷ Lindemann, Perzeptionen.

¹³⁸ Beinahe keine andere militärische Persönlichkeit wird in der Literatur so häufig erwähnt und zitiert wie Friedrich v. Bernhardi. Seine Werke, allen voran das 1912 erschienene, äusserst erfolgreiche (sechs Auflagen in einem Jahr!) und in mehrere Sprachen (u. a. ins Japanische) übersetzte Buch „Deutschland und der nächste Krieg“, gelten als prototypisch für eine überbordende militaristisch-kriegerische Gesinnung. Bernhardi betrachtete den Krieg als ein Naturgesetz und als unabdingbare Notwendigkeit und rief nach imperialistischer Expansion und Präventivkriegen. Beachtet werden muss jedoch, dass Bernhardis Ansichten keineswegs als charakteristisch für die allgemeine Haltung der Militärs gelten können; wohl nur eine radikale Minderheit teilte seine aggressiven kriegstreiberischen Forderungen. Mehr zu Bernhardi in den einzelnen Kapiteln.

schen Kriegsvorstellungen, die er unter den Begriff des „völkisch-darwinistischen Nationalismus“ subsumiert. Seiner Meinung nach basierte der Glaube an die Unvermeidlichkeit eines Krieges auf völkisch-darwinistischen „Fehlperzeptionen“, welche die Haltung und die Handlungen der Reichsleitung im Juli 1914 wesentlich beeinflussten. Lindemann beschreibt einige wichtige Formen der Kriegsdeutung, unter anderem Vorstellungen von Krieg als Integrationsmittel und Katharsis, Auslese und Rassenkampf, welche auch hier zur Sprache kommen werden.¹³⁹

Eine der gewichtigsten historiographischen Kontroversen im Nachkriegsdeutschland hat die Frage nach den Ursachen des Ersten Weltkrieges – der „Urkatastrophe“ – ausgelöst. In der sogenannten „Fischer-Kontroverse“ wurde heftig darüber gestritten, ob die deutsche Reichsleitung den Krieg bewusst geplant und herbeigeführt hatte, um eine Hegemonial- resp. Weltmachtstellung zu erlangen.¹⁴⁰ Wenn dem so wäre, hätte das Deutsche Reich die Hauptschuld für den Ausbruch des Krieges zu tragen. Fritz Fischer hatte die Sicht derjenigen Historikergeneration radikal herausgefordert, welche Deutschland die Verteidigerrolle in einem aufgezwungenen Krieg zuschrieb oder davon ausging, dass die beteiligten Mächte aufgrund von verhängnisvollen Verkettungen in den Krieg „hineingeschlittert“ seien.¹⁴¹ Diese einseitigen Interpretationen – Fischers Angriffsthese einerseits, die Unschuldsthese andererseits – sind mittlerweile überwunden worden und haben einer differenzierteren Betrachtungsweise Platz gemacht. Jedoch ist das Ursachen-thema zu komplex, um je zu einer allgemeingültigen Erklärung gelangen und den Kriegsausbruch einer einzigen Ursache zugrunde legen zu können. Ein ganzes Bündel von Faktoren gilt es zu berücksichtigen: Innenpolitische und aussenpolitische Gegebenheiten, die Bündnissysteme und Blockbildungen, den Rüstungswettlauf, wirtschaftliche Rivalitäten und imperialistische Ambitionen, Mentalitäten und Dispositionen (sowohl kollektive als auch individuelle), die Handlungsspielräume und Handlungsweisen der beteiligten Persönlichkeiten und deren Risikobereitschaft. Dabei sind nicht nur die Julikrise und die unmittelbare Vorkriegszeit, sondern auch längerfristige Entwicklungen im Auge zu behalten.¹⁴² In Bezug auf die Militärs ist, wie schon erwähnt, von einer prinzipiellen kriegsaffirmativen Grundhaltung und der Bereitschaft, einen Krieg trotz aller Unwägbarkeiten zu riskieren, auszugehen. Die militärische Führung trug mithin in nicht unerheblichem Masse zum Kriegsausbruch bei. Die vorliegende Arbeit will mit dem Kriegsdiskurs-Ansatz

¹³⁹ Lindemann reduziert jedoch die Kriegsdeutungen zu sehr auf völkische und darwinistische Ideen.

¹⁴⁰ Dazu den Überblick von Frie, *Das Deutsche Kaiserreich*, S. 81-94 u. Wolfrum, *Krieg und Frieden*, S. 100-102.

¹⁴¹ Wolfrum, *Krieg und Frieden*, S. 101.

¹⁴² Vgl. Förster, *Im Reich des Absurden*, S. 211-213. Zur Kriegsursachenfrage siehe auch: Neitzel, *Kriegsausbruch*, Geiss, *Der lange Weg in die Katastrophe*, Hamilton/Herwig, *Decisions for War*, Burkhardt, *Kriegsgrund Geschichte?*

die Dispositionen zum Krieg jenseits intentionaler und struktureller Interpretationen genauer untersuchen und damit auch einen Beitrag zur Kriegsursachenforschung leisten.

Was den militärischen Bereich betrifft, seien im Folgenden noch einige Studien zum Kriegsbild in der deutschen Armee vor 1914 angeführt.¹⁴³ Diese Arbeiten befassen sich hauptsächlich mit strategischen, operativ-taktischen und militärfachlichen Gesichtspunkten, mit der Rezeption von Kriegen wie dem Burenkrieg oder dem russisch-japanischen Krieg sowie mit Zukunftskriegsvorstellungen und -erwartungen. Dabei werden auch Kriegsdeutungen und Kriegsvorstellungen verschiedentlich thematisiert. Christian Müller verweist auf das Weltbild der Militärs, das durch „die Glorifizierung des nationalen Machtstaates, kulturpessimistische Ideologeme und vor allem den Sozialdarwinismus“ geprägt gewesen sei. „Diese sozialdarwinistischen und kulturpessimistischen Axiome“, so konstatiert Müller, „sind nun aber keineswegs nur bei solch ausgesprochenen Exponenten präfaschistischen Gedankengutes wie Friedrich von Bernhardi anzutreffen, sondern bilden seit den neunziger Jahren immer wiederkehrende Topoi in Reden und Schriften führender Politiker und Militärs.“¹⁴⁴ Auch für Dieter Storz bot der Sozialdarwinismus den Militärs eine Legitimationsgrundlage für den Krieg und bestärkte ihre Fixierung auf aggressiv-offensive Kampfverfahren. Der Sozialdarwinismus habe „eine entscheidende Kampfphilosophie mit quasiwissenschaftlicher Begründung“ gebildet und sich gewissermaßen zu einer „Berufsideologie“ der militärischen Führungsschicht entwickelt.¹⁴⁵ Wie ich schon darauf hingedeutet habe, sind diese pauschalen Sozialdarwinismus-Zuschreibungen zu hinterfragen; es muss gründlicher untersucht werden, was Sozialdarwinismus überhaupt bedeutet und inwieweit die Kriegsvorstellungen der Militärs tatsächlich auf sozialdarwinistischen Annahmen beruhten.

4. Eine spezielle historiographische Debatte hat sich zum Thema „Militarismus“ herausgebildet.¹⁴⁶ „Militarismus“ tauchte zunächst als politisch-polemischer Kampfbegriff in den 1860er

¹⁴³ Müller, Anmerkungen, Echevarria, After Clausewitz, Storz, Kriegsbild und Rüstung (siehe auch Storz, Die Schlacht der Zukunft u. Storz, Auswirkungen).

¹⁴⁴ Müller, Anmerkungen, S. 390.

¹⁴⁵ Storz, Kriegsbild und Rüstung, S. 17 u. Storz, Auswirkungen, S. 87.

¹⁴⁶ Einen Überblick zur Militarismusdebatte geben Nowosadtko, Krieg, Gewalt und Ordnung, S. 110-123, Wolfrum, Krieg und Frieden, S. 80-90, Prüve, Militär, Staat und Gesellschaft, S. 91-94 u. Berghahn, Militarism. Eine umfassende Geschichte des Militarismus in Deutschland vom Kaiserreich bis zur Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg hat Wolfram Wette vorgelegt: Wette, Militarismus in Deutschland (2008). Wette bezeichnet die Geschichte des Militarismus als die „Geschichte einer kriegerischen Kultur“. Vgl. im Weiteren: Wette, Militarismus in Deutschland (die Beiträge in diesem Sammelband von 1999 sind z. T. wiederabgedruckt in Wette, Schule der Gewalt), Conze/Geyer/Stumpf, Militarismus (Geschichtliche Grundbegriffe, Bd. 4), Förster, Der doppelte Militarismus, Förster, Alter und neuer Militarismus, Förster, Militär und Militarismus, Becker, Synthetischer Militarismus. Zum Militarismus der Krieger- und Veteranenvereine im Kaiserreich Rohkrämer, Militarismus u. Rohkrämer, Heroes. Eine Quellensammlung zum Militarismus im Kaiserreich bietet Ulrich/Vogel/Ziemann, Untertan in Uniform. Zur Militarisierung bürgerlicher Gesellschaften im 19. Jahrhundert im internationalen Vergleich Jansen, Der Bürger als Soldat.

Jahren auf (und zwar von militärkritischer und antipreuussischer Seite ausgehend), hat sich dann aber in der Folgezeit zu einer wissenschaftlichen Interpretationsfigur entwickelt.¹⁴⁷ Über Definition, Typologisierung und Erscheinungsformen des preussisch-deutschen Militarismus herrschten allerdings, was kaum erstaunlich ist, unterschiedliche Ansichten. So bezog Gerhard Ritter das Phänomen des Militarismus auf das Gebiet der „Staatskunst“, also vor allem auf aussenpolitische Aspekte, und fasste den Militarismus als eine Überschätzung des „Kriegshandwerks“ gegenüber der Politik auf.¹⁴⁸ Andere wiederum, wie etwa Hans-Ulrich Wehler, betonten mehr die innenpolitische und sozialgeschichtliche Dimension des Militarismus. Aus dieser Sicht ist der Militarismus primär im Kontext des Konflikts zwischen traditioneller, autoritärer Herrschaftsstruktur und moderner Industriegesellschaft bzw. der Systemstabilisierung und Herrschaftserhaltung nach innen zu verorten („Sozialmilitarismus“).¹⁴⁹

Übergreifend kann unter „Militarismus“ die Dominanz des Militärischen resp. militärischer Prinzipien in Staat und Gesellschaft verstanden werden. Wolfram Wette definiert „Militarismus“ wie folgt: „Als militaristisch wird eine staatliche und gesellschaftliche Ordnung bezeichnet, die in dominanter Weise von militärischen Interessen und kriegesischen Denkmustern geprägt ist.“ Bestandteile des Militarismus bilden nach Wette „Einflüsse des Militärs auf die Politik, die Wissenschaft und die Wirtschaft, sozialer Militarismus, Gewaltverherrlichung, Kriegsideologien, Freund-Feind-Denken, nationalistische und rassistische Ideologien, militaristische Erziehung, Interessen der Rüstungsindustrie und andere Erscheinungen [...]“.¹⁵⁰ Dementsprechend ist der Militarismus weniger ein monolithisches Ganzes, sondern umfasst ganz verschiedene Aspekte und Perspektiven. Militarismus lässt sich nicht auf die Pickelhaube und den zackigen preussischen Leutnant mit Monokel, auf den „Hauptmann von Köpenick“ und Heinrich Manns „Untertan“ reduzieren.¹⁵¹ Hinsichtlich des wilhelminischen Militarismus hat Stig Förster eine differen-

¹⁴⁷ Der Aspekt des Militarismus wurde vor allem in Bezug auf das Kaiserreich thematisiert, weniger für die Zeit des Nationalsozialismus. Dass das Militarismuskonzept im Rahmen der NS-Forschung zu wenig Beachtung gefunden hat, kritisieren Albrecht, *Der preussisch-deutsche Militarismus* u. Wette, *Militarismusforschung*. Zum Militarismus in der NS-Zeit siehe Messerschmidt, *Das neue Gesicht des Militarismus* u. Wette, *Militarismus in Deutschland* (2008), S. 165-214; ferner Hillgruber, *Militarismus*, Mommsen, *Militär und zivile Militarisierung* u. Wolfrum, *Krieg und Frieden*, S. 86f.

¹⁴⁸ Vgl. Ritter, *Staatskunst und Kriegshandwerk*, 4. Bde. Ritters Militarismusdefinition wurde jedoch als zu eng gefasst kritisiert. Ritter untersucht in seinem Werk an mehreren Stellen ausführlich die zeitgenössischen Kriegsdeutungen. Dabei weist er auch auf die bedeutsame Rolle der hegelianischen Machtstaats- und Geschichtsphilosophie hin. Vgl. etwa 1. Bd. S. 262-302, 2. Bd. S. 132-147 (dort v. a. zur Kriegsdeutung im militärischen Schrifttum der Vorkriegsjahre).

¹⁴⁹ Siehe Wehler, *Das Deutsche Kaiserreich*, S. 158-165; vgl. Nowosadtko, *Krieg, Gewalt und Ordnung*, S. 115f.

¹⁵⁰ Wette, *Militarismusforschung*, S. 13f.

¹⁵¹ Diese Symbole der Militärgläubigkeit mögen zwar Klischees bemühen und dürfen nicht überbewertet werden (vgl. Wolfrum, *Krieg und Frieden*, S. 87), gleichwohl war die Gesellschaft des wilhelminischen Kaiserreichs stark von militärischen Verhaltensmustern geprägt. Die Kriege der Jahre 1864, 1866 und dann vor allem der Krieg von 1870/71 gegen Frankreich hatten der Einigung Deutschlands den Weg geebnet. Dieses kriegerische Erbe steigerte

zierte Interpretation vorgelegt. Seine Konzeption des „doppelten Militarismus“ unterscheidet zwischen einem konservativen, traditionellen preussischen Militarismus einerseits und einem modernen, bürgerlichen, tendenziell rechtsradikalen Militarismus andererseits.¹⁵² Der *konservative Militarismus* war auf eine rückwärtsgewandte Systemerhaltung mit antikonstitutionellen Zielsetzungen ausgerichtet. Träger des konservativen Militarismus waren traditionalistische Offiziere, das Militärkabinett des Kaisers, grosse Teile der Reichsleitung und das preussische Kriegsministerium sowie konservative Eliten im Allgemeinen. Diese am sozialen und politischen Status quo interessierten Kreise sahen in der Armee das entscheidende Bollwerk zur Aufrechterhaltung ihrer traditionellen Privilegien im Zeichen des rapiden wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Wandels sowie des Anwachsens der als systemfeindlich geltenden Sozialdemokratie. Die Armee sollte daher in ihren Augen die Rolle einer innenpolitischen Schutzmacht der Monarchie einnehmen, wobei die soziale und gesinnungsmässige Homogenität der Truppe ein besonders wichtiges Anliegen darstellte. Militärpolitisch war mithin für diese Schichten die Erhaltung der innenpolitischen Loyalität des Heeres wichtiger als der zahlenmässige Ausbau und die Effizienzsteigerung der Armee als Machtinstrument gegen aussen. Die Schlagkraft der Armee gegen innen konnte aber nur gewährleistet werden, solange die Mannschaften von sozialdemokratischen Einflüssen ferngehalten wurden. Daher sprach sich das Kriegsministerium dezidiert gegen die vollständige Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht und gegen Pläne einer umfassenden Heeresvermehrung aus.¹⁵³ Der *bürgerliche Militarismus* bildete sozusagen den „modernen“ Gegenpart zum konservativen Militarismus. Der Typus des bürgerlichen Militarismus ist eng verbunden mit dem Aufkommen rechtsradikaler, nationalistischer und imperialistischer Agitationsverbände (Alldeutscher Verband, Flottenverein, Wehrverein). In ihrer sozialen Stellung grenzten sich ihre Anhänger nach zwei Seiten ab: Zum einen gegen die traditionellen, alteingesessenen Eliten des Reiches und zum anderen gegen die Sozialdemokratie und die Arbeiterbewegung. Träger des bürgerlichen Militarismus wa-

das Ansehen des Militärs und förderte die Wertschätzung des Militärischen. Dem Offizierskorps bescherten die Siege einen gewaltigen Zuwachs an Prestige und befestigten nachhaltig dessen exklusive Stellung als „erster Stand im Staate“. Der „Rock des Königs“ besass ein Renommee, dem keine andere gesellschaftliche Position das Wasser reichen konnte. Militärische Wertideale und Verhaltensweisen hatten einen hohen Stellenwert inne. Schneidiges Auftreten, forschender Ton, Strammstehen und Disziplin wurden auch im zivilen Leben praktiziert. Die Kinder wuchsen in der Bewunderung für das Militär auf, und in der Schule wurden militärische Verhaltensmuster eingeübt: „Lerne vom Militär!“ lautete die pädagogische Devise. Als ein wichtiges Bindeglied zwischen Militär und Gesellschaft fungierte die Institution des Reserveoffiziers. Söhne aus dem Besitz- und Bildungsbürgertum mit Gymnasialabschluss konnten nach einer freiwilligen, einjährigen Dienstzeit das Reserveoffizierspatent erwerben. Dieser Status liess sie am hohen Sozialprestige des Offizierskorps teilhaben und verstärkte so die Dominanz des Militärischen im Bürgertum (Ullrich, *Die nervöse Grossmacht*, S. 397-400). Den Einfluss des Militarismus in Europa vor dem Ersten Weltkrieg relativiert, meines Erachtens nicht ganz überzeugend, Ferguson, *Der falsche Krieg*, S. 35-65.

¹⁵² Förster, *Alter und neuer Militarismus*, S. 124, Förster, *Militär und Militarismus*, S. 66. Ausführlich Förster, *Der doppelte Militarismus*. Förster verweist jedoch darauf, dass die Grenzen zwischen diesen Militarismen in der Praxis fließend sein konnten (Förster, *Militär und Militarismus*, S. 79).

¹⁵³ Förster, *Alter und neuer Militarismus*, S. 128-132, Förster, *Militär und Militarismus*, S. 67-71.

ren aber auch modernistisch gesinnte Offiziere, vor allem im Generalstab (wie etwa Erich Ludendorff). Die Machtentfaltung nach aussen und die Verwirklichung imperialistischer Ambitionen waren zentrale Anliegen der „bürgerlichen“ Militaristen.¹⁵⁴ Militär- und Rüstungspolitik sollten nicht nur zum Zweck der Landesverteidigung betrieben werden, sondern auch als ein Druckmittel zur Durchsetzung expansionistischer Ansprüche dienen. Gefordert wurden deshalb ein massiver quantitativer Ausbau des Heeres und die konsequente Realisierung der allgemeinen Wehrpflicht, und dies gerade auch von Seiten des Generalstabs. Konservative Bedenken im Hinblick auf die soziale Homogenität der Armee hatten dabei keinen Platz. Mit seinen Forderungen nach einer Heeresvermehrung setzte sich der Generalstab in Widerspruch zur konservativen Haltung des Kriegsministeriums und Militärkabinetts.¹⁵⁵ Die Konfliktlinien zwischen konservativem und bürgerlichem Militarismus verdeutlichen den ambivalenten Charakter und die gegenläufigen Erscheinungsformen, die das Phänomen Militarismus auszeichneten. Nichtsdestotrotz gab es, wie Wolfram Wette hervorhebt, „ideologische Klammern“, die die beiden Militarismen verbanden: „Dazu gehörte in erster Linie die grundsätzliche Bejahung des Krieges, der Glaube an seine biologische Notwendigkeit, an seine Aufgabe als Kulturschöpfer und als Kräftiger der Völker.“¹⁵⁶ In diesem Sinne ist für meine Studie der Unterschied zwischen konservativen und bürgerlichen Militärs weniger von Bedeutung; vielmehr sollen hier die grundlegenden kriegsaffirmativen Diskurse jenseits der unterschiedlichen Militarismen offengelegt werden.¹⁵⁷

5. Was die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg betrifft, weisen Wolfram Wette und andere Historiker auf die Tatsache hin, dass ungeachtet der Niederlage von 1918 und der daraus resultierenden Veränderungen in Staat und Gesellschaft die militärische Elite weiterhin im Banne des Kriegsdenkens stand. Aus der Monarchie war eine Republik geworden, und der Versailler Friedensvertrag legte der Reichswehr einschneidende Beschränkungen auf. Dies änderte jedoch wenig an den Grossmachtvorstellungen vieler deutscher Militärs. Über die Revision von Versailles hinaus sollte Deutschland in Europa erneut eine Grossmachtstellung gewinnen. Innenpolitisch wurde ein autoritärer Staat angestrebt, in dem die traditionellen Eliten wieder die führende Rolle

¹⁵⁴ Eine aggressive Kriegstreiberei ist bei den modernistischen Offizieren (abgesehen von in Ruhestand getretenen Offizieren wie August Keim oder Friedrich v. Bernhardi) jedoch weniger zu finden, vgl. Förster, *Alter und neuer Militarismus*, S. 138.

¹⁵⁵ Förster, *Alter und neuer Militarismus*, S. 132-136, Förster, *Militär und Militarismus*, S. 71-80. Die Forderungen des Generalstabs müssen vor allem im Zusammenhang mit der Erwartung eines Zweifrontenkrieges gegen die immer stärker werdenden Mächte Frankreich und Russland, für den man möglichst zahlreiche Truppen benötigen würde, gesehen werden.

¹⁵⁶ Wette, *Militarismusforschung*, S. 22.

¹⁵⁷ Dies gilt generell für die unterschiedlichen Haltungen der Militärs: Ob jemand eher ein technokratischer Kopf war wie Schlieffen oder mehr einen politischen Charakter besass wie Bernhardi, ist hier von untergeordnetem Interesse; im Vordergrund stehen vorliegend die übergreifenden kriegsdiskursiven Deutungsmuster.

inne hätten und der auch den Anforderungen eines modernen, technisch-industriellen und totalen Krieges besser entspräche als ein parlamentarisches System. Wie unterschiedlich die Vorstellungen und die Risikobereitschaft in Bezug auf die Erreichung dieser Ziele auch waren, sie können als eine Konstante im Denken der Militärs bezeichnet werden. Trotz der wechselnden Strategien und Akzentsetzungen im Kontext des Wandels der innen- und aussenpolitischen Konstellationen der Weimarer Republik zeigte sich eine Kontinuität in der Haltung zu Politik und Krieg. Das Weltbild der Militärelite blieb konfliktorientiert, die zwischenstaatlichen Verhältnisse und die internationale Politik wurden nach wie vor überwiegend unter dem Gesichtspunkt militärischer Macht und Gewalt betrachtet. Der Krieg wurde weiterhin als ein probates Mittel der Politik begriffen und bewusst als ein Instrument der deutschen Revisionspolitik einbezogen.¹⁵⁸ Mit Blick auf die gesamtgesellschaftlichen Tendenzen ist festzustellen, dass in der Nachkriegszeit militaristisch-kriegerische Überzeugungen keineswegs dominierten; neben der Kriegsverherrlichung gab es auch eine entschiedene Kriegsgegnerschaft und eine Reihe von Positionen zwischen diesen Polen.¹⁵⁹ Ein gemäßigter Pazifismus, der auf Kriegsverhütung und langfristige Friedenssicherung abzielte, ohne dabei das Ziel der Revision des Versailler Vertrags aus den Augen zu verlieren, war so in den zwanziger Jahren durchaus mehrheitsfähig. Eine Kombination von Verständigungspolitik, der Befürwortung von Völkerbund und Abrüstung auf der einen Seite sowie defensiver Militärpolitik auf der anderen Seite konnte sich auch auf der politischen Bühne durchsetzen. In der Spätphase der Weimarer Republik geriet diese Politik aber zunehmend unter den massiven Beschuss der extremen Rechten. Generell setzte Ende der zwanziger Jahre in der Öffentlichkeit ein Stimmungsumschwung ein und militaristisches, antipazifistisches und nationalistisches Gedankengut stiess vermehrt wieder auf breite Resonanz. Wette spricht von einer „flutartige[n] Remilitarisierung der öffentlichen Meinung“.¹⁶⁰

Bedeutsam in diesem Zusammenhang war die Kriegsverherrlichung der als „Soldatischer Nationalismus“ bezeichneten literarischen Bewegung, deren zentrale Leitgedanken Krieg und Nation darstellten. Es handelte sich um einen zwar kleinen, aber einflussreichen Kreis von Intellektuellen, die sich in immer neuen Variationen literarisch mit dem Thema Krieg beschäftigten („Frontliteraten“). Kennzeichnend für diese Strömung war die Idealisierung und Verklärung des Weltkriegserlebnisses,¹⁶¹ eine prinzipielle Glorifizierung von Krieg und Kriegertum, ein extremer

¹⁵⁸ Vgl. dazu neben den oben unter Punkt 2 angeführten Arbeiten von Wolfram Wette auch Müller, *Deutsche Militär-Elite*; ferner Deist, *Auf dem Wege zur ideologisierten Kriegführung* u. Herwig, *Immorality*.

¹⁵⁹ Zum Folgenden Wette, *Von Kellogg bis Hitler*.

¹⁶⁰ Wette, *Von Kellogg bis Hitler*, S. 130.

¹⁶¹ Zum Kriegserlebnis und dessen Ausdeutung in der Kriegsliteratur siehe auch Sontheimer, *Antidemokratisches Denken*, S. 93-111.

Nationalismus und die Ablehnung der Weimarer Demokratie sowie damit einhergehend die Forderung nach einem soldatisch-autoritären und imperialistischen Staat.¹⁶² Der erwähnte Umschwung in der politischen Stimmungslage lässt sich auch anhand der Tatsache nachweisen, dass die schon früher erschienenen, aber relativ unbeachtet gebliebenen Bücher dieser Kriegsliteraten Ende der zwanziger Jahre auf breites Interesse stiessen. Seit 1929, auffallend zeitgleich mit der ökonomischen Krise, wurde Deutschland von einer Welle nationalistischer Kriegsbücher und auch Kriegsfilme überschwemmt. Daraus lässt sich schliessen, dass sich die Rezipienten dieser kriegerischen „Kulturprodukte“ von der Verständigungspolitik der Weimarer Republik nicht mehr viel versprachen, sondern nunmehr auf eine autoritäre, gewaltsame Lösung der innen- und aussenpolitischen Probleme setzten. Auch wenn keineswegs davon ausgegangen werden kann, dass eine Mehrheit der deutschen Bevölkerung diesen radikalen Tendenzen vorbehaltlos erlegen war, konnte Adolf Hitler damit rechnen, dass seine Bemühungen für eine geistige und materielle „Wiederwehrhaftmachung“ auf mehr Zustimmung als Ablehnung stossen würden. Auf jeden Fall durfte er auf die Unterstützung der Militärelite zählen.¹⁶³

6. In Hinblick auf die Wehrmachtshistoriographie ist festzustellen, dass das Thema der Kriegsdeutungen meistens im Kontext der Frage nach der Stellung der Wehrmacht im nationalsozialistischen System angesprochen wird. Hierzu sind neben Wettes Beiträgen die Werke von Manfred Messerschmidt und Klaus-Jürgen Müller zu nennen. Sie haben sich unter anderem mit dem Verhältnis zwischen Wehrmacht und Nationalsozialismus, der Haltung der militärischen Eliten und der Indoktrination gewidmet. Bahnbrechende Erkenntnisse zur nationalsozialistischen Indoktrination der Wehrmacht hat Manfred Messerschmidt geliefert und dabei den Mythos von einer unpolitischen und „sauberen“ Wehrmacht gründlich demontiert. Er spricht von einer „Teilidentität der Ziele“ zwischen der Wehrmachtführung und dem Nationalsozialismus, aus der schliesslich eine Gemeinsamkeit des Handelns wurde. Diese Teilidentität zeigte sich in etlichen Gebieten: Nationalismus und autoritäre Staatsführung, Aufrüstung, Wiederwehrhaftmachung und Stärkung der Stellung der bewaffneten Macht im Staat, Überwindung der Klassengesellschaft durch eine „Volksgemeinschaft“, sodann in gemeinsamen Feindbildern wie Demokratie, Pazifismus und Marxismus. Messerschmidt verweist in diesem Zusammenhang auf die Kontinuität machtpolitischer und kriegsbejahender Denkweisen sowie auf eine Staatsauffassung, die den Staat

¹⁶² Wette, Von Kellogg bis Hitler, S. 132-139, Wette, Ideologien, S. 51-58. Einer der bekanntesten Vertreter des „Soldatischen Nationalismus“ war Ernst Jünger. Jüngers Schriften werden aber für die vorliegende Arbeit nicht herangezogen, diese würden eine eigene Studie erfordern; zudem gibt es bereits zahlreiche Untersuchungen zu Jünger und seinem Werk.

¹⁶³ Wette, Von Kellogg bis Hitler, S. 139-146, Wette, Ideologien, S. 110-116.

als eine absolute Grösse setzte und die Prinzipien des Völkerrechts negierte.¹⁶⁴ In ähnlicher Weise hat sich Klaus-Jürgen Müller mit dem Anpassungsprozess der militärischen Führung gegenüber Hitler und dem Nationalsozialismus befasst; dies unter dem Gesichtspunkt einer Konvergenz der Interessen, die zwischen der traditionellen preussisch-deutschen Militärelite und Hitler in vielen Bereichen bestand.¹⁶⁵ „Der Griff nach der europäischen Hegemonie“, so das Fazit Müllers, „gar nach der Weltmachtstellung für das Deutsche Reich sowie die umfassende Militarisierung der Nation im Zeitalter des ‚technisch-industriellen Krieges‘ waren für sie [die Militär-Elite, N. M.] die tragenden Elemente des Grundkonsens, der sie mit Hitler verband und der sie sein System stützen und seine Kriegspolitik bejahen liess.“¹⁶⁶

7. Bis jetzt wurde hauptsächlich diejenige Forschungsliteratur behandelt, die sich auf einen bestimmten historischen Zeitraum bzw. auf spezifische Bereiche bezieht. Es existieren aber auch zahlreiche Studien zum Krieg im Allgemeinen und zwar sowohl aus geschichtswissenschaftlicher als auch aus soziologischer, politologischer, philosophischer, psychologischer, biologischer, ethnologischer und anthropologischer Perspektive.¹⁶⁷ Die Beschäftigung mit dem Krieg als einem äusserst vielschichtigen und universalen Sozialphänomen umfasst Fragen nach seiner Definition, Typologisierung und Theoretisierung, seinen Ursprüngen und Ursachen, seiner Entwicklung und seinen historischen wie aktuellen Erscheinungsformen sowie nach den Möglichkeiten seiner Einhegung und Begrenzung.¹⁶⁸ Es seien hier kurz einige Aspekte der Kriegsforschung erläutert.¹⁶⁹

¹⁶⁴ Messerschmidts 1969 erschienene Studie „Die Wehrmacht in NS-Staat“ ist immer noch unentbehrlich. 1983 und 1992 erschienen zwei Aufsätze mit dem gleichen Titel. Vgl. auch Messerschmidt, Das nationalsozialistische Deutschland sowie weitere militärgeschichtliche Beiträge: Messerschmidt, Militär und Politik, Messerschmidt, Militärgeschichtliche Aspekte, Messerschmidt, Prussian Army. Speziell zur Thematik Völkerrecht und Krieg: Messerschmidt, Revision, Neue Ordnung, Krieg, Messerschmidt, Völkerrecht und Kriegsnotwendigkeit u. Messerschmidt, Kriegstechnologie und humanitäres Völkerrecht.

¹⁶⁵ Müller, Das Heer und Hitler, Müller, Armee, Politik und Gesellschaft, Müller, Militärpolitische Konzeptionen, Müller, Armee und Drittes Reich, Müller, Deutsche Militär-Elite, Müller, Der Tag von Potsdam, Müller, Kriegsausbruch 1939.

¹⁶⁶ Müller, Deutsche Militär-Elite, S. 288f. Ich verweise hier noch auf einige weitere Arbeiten im Bereich Wehrmacht, Nationalsozialismus und Zweiter Weltkrieg. Einen Abriss zu verschiedenen Forschungsproblemen gibt Wolfrum, Krieg und Frieden, S. 107-118. Eine umfassende Standortbestimmung der Wehrmachtshistoriographie nimmt der Sammelband „Die Wehrmacht. Mythos und Realität“ vor (zum Selbstverständnis und den Zielvorstellungen der Wehrmachtführung die Beiträge von Weinberg, Rollen- und Selbstverständnis u. Janssen, Politische und militärische Zielvorstellungen). Aus der vom Militärgeschichtlichen Forschungsamt herausgegebenen Reihe „Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg“ vgl. neben dem bereits erwähnten Beitrag von Wette in Bd. 1 v. a. Förster, Geistige Kriegführung. Anhand der mythisierten Erinnerungsorte Leuthen, Langemarck, Potsdam und Stalingrad untersucht Kroener, Kampf als Daseinsform, Kriegsdenken und nationalsozialistische Gewaltideologie.

¹⁶⁷ Das Problem des Krieges schliesst auch die Frage nach dem Frieden mit ein. In der Literatur wird oftmals Krieg und Frieden im wechselseitigen Verhältnis analysiert. Im Sinne der Fragestellung gilt das Erkenntnisinteresse der vorliegenden Arbeit jedoch primär dem Aspekt des Krieges.

¹⁶⁸ Vgl. den Überblick von Hoch, Vater aller Dinge? u. Wolfrum, Krieg und Frieden, S. 14-21.

¹⁶⁹ Nachfolgend eine Auswahl aus der umfangreichen Literatur zur Kriegsforschung. Allgemein zum Krieg resp. zum Wandel des Krieges: Herberg-Rothe, Der Krieg, Münkler, Über den Krieg, Münkler, Gewalt und Ordnung, Münkler,

Was beispielsweise die Diskussion um den Ursprung des Krieges angeht, so können im idealtypischen Sinne zwei Hauptlinien unterschieden werden. In der *hobbesschen* Sichtweise ist der Krieg eine unveränderliche Grundkonstante der menschlichen Geschichte bzw. der menschlichen Natur. Dagegen geht der *rousseausche* Ansatz davon aus, dass der Krieg weder naturgegeben ist noch von Urzeiten her vorhanden war, sondern ein von Menschen geschaffenes, kulturelles „Produkt“ darstellt. Diese Erklärungsansätze sind Teil einer grundsätzlichen Debatte über das menschliche Wesen: Ist das Verhalten des Menschen mehr durch genetische/biologische oder mehr durch kulturelle/materielle Faktoren bestimmt („nature versus nurture“)?¹⁷⁰ Ein weiteres Problem ergibt sich in Bezug auf die Begriffsdefinition: Soll der Kriegsbegriff auf bewaffnete Auseinandersetzungen zwischen Staaten bzw. staatlich organisierten Streitkräften beschränkt werden? Oder lässt er sich auch allgemeiner auf gewaltsame Auseinandersetzungen zwischen gesellschaftlichen Gruppierungen anwenden? Was unterscheidet den Krieg generell von anderen Formen von Gewaltausübung (Unruhen, Terroranschlägen, Massakern)? Es geht hierbei gleichsam um den Standpunkt, von dem aus man den Krieg ins Blickfeld nimmt und ihn beurteilt. Der Krieg kann z. B. als kollektives Gewalthandeln unter Berücksichtigung bestimmter qualitativer oder quantitativer Kriterien definiert werden.¹⁷¹ Einige sehen prinzipiell im (massenhaften) gegenseitigen Töten und Getötetwerden den Wesenskern des Krieges – eine Interpretation, die den existentiellen

Der Wandel des Krieges, Joas, Kriege und Werte, Hofmeister, Der Wille zum Krieg, Gat, War in human civilization, Beyrau/Hochgeschwender/Langewiesche, Formen des Krieges, Creveld, Die Zukunft des Krieges, Keegan, Die Kultur des Krieges, Paech, Frieden und Krieg, Engel, Wandel, Liessmann, Der Vater aller Dinge. Zum Krieg aus begriffsgeschichtlicher Sicht: Janssen, Krieg (vgl. auch Janssen, Krieg und Frieden). Den Wandel von Krieg und Kriegslegitimation untersucht in einem Überblick Langewiesche, Wandel. Zur Entwicklung von Krieg und Militär aus kultur- und ideengeschichtlicher Perspektive Kernic, Krieg, Gesellschaft und Militär. Determinanten der Kriegsdeutung von der Antike bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts erörtert Leonhard, Bellizismus und Nation, S. 45-110. Die Kriegsphilosophien von Platon, Hobbes und Clausewitz analysiert Kleemeier, Grundfragen. Zu den Kriegsvorstellungen deutscher Philosophen grundlegend die Arbeiten von Mori, Krieg und Frieden u. Mori, Das Bild des Krieges. Formen der Kriegslegitimation vor 1800 diskutiert Repgen, Kriegslegitimation. Kriegstheorien von Jomini bis zum Atomzeitalter behandelt Wallach, Kriegstheorien. Zu Kriegstheorien auch Etzersdorfer, Krieg. Die Studie von Lider, Krieg, aus dem Jahr 1983 vergleicht westliche/nichtmarxistische mit sowjetischen/marxistischen Kriegsauffassungen. Kriegsursachen werden analysiert in Wegner, Wie Kriege entstehen. Zur erinnerungsgeschichtlichen Perspektive vgl. den Literaturbericht von Wolfrum, Krieg und Frieden in der Erinnerung. Zum Thema Krieg, Gewalt und Moderne Hüppauf, War, Violence and the Modern Condition u. Pick, War Machine (wobei Pick sich auch eingehend den Kriegsdeutungen in Europa in der Zeitepoche zwischen Clausewitz und den 1930er Jahren widmet). Speziell zum Aspekt der Gewalt und Gewaltdisposition Gay, Kult der Gewalt, Elias, Studien über die Deutschen, Ziemann, Vergesellschaftung der Gewalt. Mit Krieg hat sich auch Foucault in seinen Vorlesungen von 1976 am Collège de France befasst; ihm ging es um die Analyse von Machtverhältnissen in den Kategorien des Krieges, um die „Politik als Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln“ (Foucault, In Verteidigung der Gesellschaft). Abschliessend sei noch auf den interessanten Briefwechsel zwischen Sigmund Freud und Albert Einstein von 1932 zur Frage, warum es Kriege gibt, hingewiesen (Einstein/Freud, Warum Krieg?).

¹⁷⁰ Hoch, Vater aller Dinge? S. 34-38. Zur Frage nach den anthropologischen bzw. biologischen Ursachen des Krieges auch Langewiesche, Wandel, S. 9-11 sowie ausführlich Gat, War in human civilization u. Ehrenreich, Blutrutuale. Speziell zum Problem des Aggressionstriebes Wolfrum, Krieg und Frieden, S. 21.

¹⁷¹ Quantitative Festlegungen, etwa von einer Mindestzahl von Toten auszugehen, erweisen sich jedoch als problematisch, vgl. Wolfrum, Krieg und Frieden, S. 16.

Charakter des Krieges akzentuiert.¹⁷² Wiederum eine andere Möglichkeit besteht darin, anlehnend an Clausewitz den Krieg primär von einem politisch-staatlichen und instrumentellen Gesichtspunkt – der Krieg als politisches Instrument, als Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln – her zu fassen. Die Komplexität des Phänomens Krieg zeigt sich gerade auch in den verschiedenen Kriegstypen: Stammeskriege, Kabinettskriege, Revolutionskriege, Unabhängigkeitskriege, Staatenbildungskriege, Bürgerkriege, Weltkriege, Kolonial- oder Dekolonisationskriege, um nur einige zu nennen. Hinsichtlich der Art der Kriegführung lassen sich beispielsweise Stellungskriege von Guerillakriegen oder symmetrische von asymmetrischen Kriegen unterscheiden, nach Art der Kampfmittel etwa konventionelle Kriege von Atomkriegen. Letzten Endes scheint sich der Krieg aufgrund seiner Historizität und seinen vielfältigen Erscheinungsformen einer dauerhaften, festgelegten Definition zu entziehen.¹⁷³

8. Als Fazit bleibt festzuhalten, dass trotz verschiedener Berührungspunkte eine Monographie, die sich explizit mit militärischen Kriegsdeutungen im Sinne meiner Fragestellung und Methodik befasst, nicht vorhanden ist. Eine eingehende Untersuchung von Kriegsdeutungen, wie sie etwa Nikolaus Buschmann und Frank Becker zur deutschen Presse und der bürgerlichen Öffentlichkeit vorgelegt haben, gibt es für den militärischen Bereich nicht.¹⁷⁴ Eine Beschäftigung mit dem Aspekt der militärischen Kriegsdeutungen erscheint mir deshalb lohnenswert.¹⁷⁵ Es gibt zwar wie gezeigt Arbeiten, die Kriegsvorstellungen von Militärs mehr oder weniger ausführlich behandeln; dies jedoch vorwiegend im Kontext einer anderen Fragestellung und nicht als primäres Erkenntnisinteresse. Generell sehe ich ein Forschungsdefizit darin, dass zwar oft auf die Tatsache hingewiesen wird, dass die Militärs den Krieg bejahten und als ein notwendiges Element des menschlichen Daseins betrachteten, jedoch die dieser Haltung zugrundeliegenden Deutungsmuster und Argumentationen nicht näher analysiert oder dann primär auf den Sozialdarwinismus zurückgeführt werden. In der Literatur bemüht man den Sozialdarwinismus häufig als pauschalen Erklärungsansatz. Zu sehr werden Kriegsdenken und Kriegsbejahung vereinfachend und oberflächlich auf den Sozialdarwinismus reduziert. Hinzu kommt, dass selten definiert wird, was unter Sozialdarwinismus genau zu verstehen ist und dass kaum erklärt wird, wie sich sozial-

¹⁷² Hoch, *Vater aller Dinge?* S. 38-40.

¹⁷³ Wolfrum, *Krieg und Frieden*, S. 14-17.

¹⁷⁴ Buschmann, *Einkreisung und Waffenbruderschaft* u. Becker, *Bilder von Krieg und Nation*.

¹⁷⁵ Dies auch angesichts der Tatsache, dass besonders den Kriegsdeutungen deutscher Intellektueller viel mehr Aufmerksamkeit zuteil wurde als den Kriegsdeutungen der Militärs. Daher rechtfertigt sich auch eine Konzentration auf Deutschland bzw. das deutsche Militär. Zweifelsohne wäre eine auf einen internationalen Vergleich ausgelegte Untersuchung wünschenswert gewesen. Aufgrund des langen Untersuchungszeitraums sowie der breiten Quellenbasis kann dies hier jedoch nicht geleistet werden.

darwinistisches Denken konkret auszeichnet. Eine Aufgabe dieser Studie ist es deshalb, Einfluss und Bedeutung des Sozialdarwinismus gründlicher zu analysieren und von anderen Formen der Kriegsdeutung abzugrenzen.¹⁷⁶ Im Weiteren sind Untersuchungen, die einen längeren Zeitraum erfassen, rar. Meistens wird eine kürzere Zeitspanne oder nur eine bestimmte Phase betrachtet, wie etwa die Zeit vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs. Diese Lücke soll gefüllt werden, indem epochenübergreifend und für einen längeren Zeitraum die Kontinuitäten (und allenfalls Brüche) in der diskursiven Formierung von militärischen Kriegsdeutungen untersucht werden.

¹⁷⁶ Dazu Kapitel III.

Themen, Leitfragen und Struktur der Arbeit

Die Arbeit besteht aus fünf Hauptkapiteln (Kapitel I bis V), welche die zentralen Kriegsdiskurse behandeln, sowie einem Resümeeekapitel (Kapitel VI). Der Aufbau ist thematisch gegliedert; innerhalb eines Kapitels sind die Ausführungen je nach Problemstellung diachron strukturiert.¹⁷⁷

Nachfolgend eine Übersicht zu den einzelnen Themen- bzw. Diskursfeldern: *Kapitel I* analysiert zum einen, wie Politik und Krieg zueinander in Beziehung gesetzt wurden und wie der Krieg im Verhältnis zur Politik gedeutet wurde. Zum anderen wird beleuchtet, welche Wirkung der nationalen Machtstaatsidee zukam und wie die Kategorien der Macht und des (Macht-)Staates die Deutung des Krieges prägten. In *Kapitel II* liegt der Akzent auf dem bellizistischen Kriegesverständnis, welches den Krieg als eine Notwendigkeit des weltgeschichtlichen und kulturellen Fortschritts sowie als Medium der Katharsis und Tugendbewährung begriff. Dabei muss nach dem Einfluss geschichtsphilosophischer Ideen sowie kulturpessimistischer und zivilisationskritischer Denkströmungen gefragt werden. *Kapitel III* widmet sich dem Problemfeld Sozialdarwinismus und Krieg. Die sozialdarwinistische Kriegsauffassung verstand den Krieg als unabänderliches Naturgesetz und als biologisch gerechtfertigte Auslese, um das „Recht des Stärkeren“ durchzusetzen. Hier gilt es, genauer zu ergründen, mit welchen Konzepten, Topoi und Metaphern sich ein spezifisch sozialdarwinistischer Kriegsdiskurs konstituierte und sich von anderen kriegsdiskursiven Deutungsformen unterschied. Im Anschluss an dieses Kapitel erfolgt ein *Exkurs* über die Rolle des Krieges in der sozialdarwinistisch geprägten Weltanschauung Adolf Hitlers. *Kapitel IV* befasst sich mit der Entgrenzung des Krieges in Form von Vernichtungs- und Rassenkampfvorstellungen, wobei nach der Bedeutung des Vernichtungsbegriffs und seinen semantischen Verschiebungen zu fragen ist. Zudem muss untersucht werden, wie sich rassistische und antisemitische Anschauungen auf die Kriegsdeutung auswirkten. *Kapitel V* beschäftigt sich mit einem weiteren Aspekt der Entgrenzung des Krieges, nämlich mit existentiellen und apokalyptischen Kriegsvorstellungen. Im Zentrum steht die Existentialisierung und Totalisierung des Krieges im Sinne einer Auseinandersetzung um „Sein oder Nichtsein“ und einem „Kampf ums Dasein“. Ausserdem ist die Funktion der Idealisierung und Glorifizierung der „ehrenvollen Niederlage“ und des „heroischen Untergangs“ zu erörtern. In *Kapitel VI* schliesslich werden gewisse Gesichtspunkte und Problemstellungen nochmals aufgegriffen. Vor allem aber geht es darum, die in

¹⁷⁷ Ein Hinweis zur Zitierweise der Quellen: Ich werde jeweils einer Quelle das Jahr ihrer Entstehung bzw. Veröffentlichung hinzufügen, damit die zeitliche Einordnung deutlich wird. Auf den Kontext der Quellenmaterialien werde ich nicht immer in extenso eingehen können (zur Kontextanalyse Landwehr, Historische Diskursanalyse, S. 105-110).

den Kapiteln I bis V aufgearbeiteten Diskurse zu verorten und zu einem Gesamtgefüge zu verknüpfen, um so gleichsam ein Panorama der diskursiven Sinngebung des Krieges zu entwerfen.

I. Krieg, Politik und Machtstaat – Die politische und machtstaatliche Deutung des Krieges

In diesem Kapitel geht es um die Analyse des *politischen* und *machtstaatlichen* Kriegsdiskurses. Es soll untersucht werden, wie militärische Texte dem Krieg Sinn und Zweck zuschrieben, indem er als politisches und machtstaatliches Instrument gedeutet und legitimiert wurde. In einem ersten Teil wird aufgezeigt, wie Krieg und Politik auf der Grundlage des Diktums vom „Krieg als Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln“ verknüpft wurden und sich dadurch ein politisch-instrumenteller Kriegsdiskurs etablierte. Im zweiten Teil über den machtstaatlichen Kriegsdiskurs wird erörtert, wie sich vor dem Hintergrund der deutschen Machtstaatsidee eine spezifische, auf den Kategorien der Macht und des Machtstaates basierende Kriegsauffassung herausbildete und welche Wirkung diese machtstaatsfixierte Kriegsdeutung zeitigte.

1. Das Clausewitz-Diktum – Krieg als Fortsetzung der Politik

Kaum eine andere Aussage über das Wesen und den Zweck des Krieges ist so bekannt und verbreitet, wird so häufig und in allen möglichen Variationen zitiert, wie der Ausspruch des Kriegstheoretikers Carl v. Clausewitz, der Krieg sei die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln. Bis heute hat dieses Diktum nichts von seiner Prägnanz und Aussagekraft eingebüsst. In ihm verdichten sich gewissermaßen der Kern und die Quintessenz des clausewitzschen Denkens und Werkes.

Clausewitz' Werk wurde in der deutschen Armee auf vielfältige und unterschiedliche Art und Weise rezipiert und interpretiert.¹ Oft und auch kontrovers wurden etwa das Problem des Verhältnisses zwischen politischer und militärischer Leitung und die Frage nach dem Primat der Führung im Kriege diskutiert. Die Militärs waren darauf bedacht, die Führung im Kriege für sich in Anspruch zu nehmen: Der politischen Leitung sollte der Entscheid über Beginn, Ziele und Ende des Krieges zukommen, während des Krieges aber hatte die politische sich der militärischen Leitung unterzuordnen. Auch wurde mit Verweis auf Clausewitz und dessen Typus des „absoluten“ Krieges der Vernichtungsgedanke als oberster strategischer Grundsatz propagiert.² Diese Debatten stehen hier weniger im Vordergrund. Vielmehr soll im Folgenden dargelegt werden, wie Clausewitz' Diktum vom Krieg als Fortsetzung der Politik als ein spezifisches Element

¹ Zur Rezeption und Wirkung des clausewitzschen Werkes vgl. die Untersuchung von Marwedel, Clausewitz.

² Vgl. Ritter, Staatskunst und Kriegshandwerk, 1. Bd., S. 247-249, Bald, Kriegsbild, S. 146-150; zum Vernichtungsgedanken Förster, Vernichtungsgedanke; zur Vernichtungsthematik ausführlich Kapitel IV.

der Kriegsdeutung und -legitimation fungierte und wie es sich im Gefüge eines politisch-instrumentellen Kriegsdiskurses als zentraler Deutungsstrang verorten lässt. Das clausewitzsche Diktum hatte dabei eine deskriptive – was ist Krieg? – wie auch eine präskriptive – wie muss Krieg resp. Politik³ sein? – Funktion und Wirkung.

a. Die Verknüpfung von Krieg und Politik

Der Krieg als Instrument

Ein Abschnitt des ersten Buches des clausewitzschen Hauptwerkes „Vom Kriege“ ist mit dem Titel „*Der Krieg ist eine blosse Fortsetzung der Politik mit andern Mitteln*“ überschrieben. Clausewitz hielt darin fest: „*So sehen wir also, dass der Krieg nicht bloss ein politischer Akt, sondern ein wahres politisches Instrument ist, eine Fortsetzung des politischen Verkehrs, ein Durchführen desselben mit andern Mitteln.*“⁴ Noch an einigen weiteren Stellen und in anderen Variationen formulierte Clausewitz diese Auffassung vom Kriege als Fortsetzung bzw. Instrument der Politik.⁵

Herfried Münkler bezeichnet Clausewitz' Krieg/Politik-Konzeption als *instrumentelle* Auffassung des Krieges. Er hat deren Genese untersucht und sie abgegrenzt von einer früheren *existentiellen* Kriegsauffassung bei Clausewitz.⁶ Dieser war sich des elementaren Einflusses der Politik auf den Krieg und der Instrumentalität des Krieges in zunehmendem Masse bewusst geworden. Ob die vollständige Niederwerfung des Gegners, die Vernichtung dessen Streitmacht oder aber ein nur mit schwachen Kräften geführter Grenzkrieg – es ist die Politik, die Ziel und Richtung vorgibt, in beiden Fällen bedient sie sich des Krieges als *Instrument* zur Erreichung eines bestimmten Zweckes. Der Krieg mag zwar, so Clausewitz' Umschreibung der Unterordnung des Krieges

³ Was hat Clausewitz unter „Politik“ überhaupt verstanden? Er mag zwar Politik vor allem als Aussen- und Mächtepolitik gesehen haben, war sich aber sehr wohl auch schon des gesamtgesellschaftlichen Einflusses auf die Politik bewusst gewesen. Vgl. Förster, Vom Kriege, S. 272f. u. Leonhard, Bellizismus und Nation, S. 280.

⁴ Clausewitz, Vom Kriege, I, 1, S. 38f. (24. Abschnitt).

⁵ „[D]er Krieg ist Nichts als eine Fortsetzung des politischen Verkehrs mit Einmischung anderer Mittel.“ (Vom Kriege, VIII, 6B, S. 425); „Also noch einmal: der Krieg ist ein Instrument der Politik [...]“. (Vom Kriege, VIII, 6B, S. 435). Zu den verschiedenen Variationen und der Bedeutung der Krieg/Politik-Formel sowie zum Politikbegriff bei Clausewitz vgl. Kleemeier, Grundfragen, S. 275-300.

⁶ Münkler, Über den Krieg, S. 91-115; nach Münkler begreift die existentielle Kriegsauffassung den Krieg „nicht als Mittel der Politik, sondern als Medium der Konstitution oder Transformation einer politischen Grösse [...]“ (S. 106); vgl. auch Ritter, Staatskunst und Kriegshandwerk, 1. Bd., S. 67-96 u. Herberg-Rothe, Das Rätsel Clausewitz, S. 101-107.

unter die Politik, seine eigene Grammatik haben, aber nicht seine eigene Logik, die wird eben durch die Politik bestimmt.⁷

Auf das Clausewitz-Diktum wurde im militärischen Schrifttum immer wieder und in ganz unterschiedlichen Kontexten und Bezügen rekurriert. In Texten, in denen eine bestimmte Kriegsauffassung nicht explizit formuliert wurde, konnte es als (einfaches) Deutungs- und Legitimationsmuster fungieren. Die Krieg/Politik-Formel konnte aber auch mit anderen Formen der Kriegsdeutung, mögen sie machtsstaatlich, bellizistisch, sozialdarwinistisch oder nationalsozialistisch geprägt gewesen sein, in Verbindung gebracht werden und diese ergänzen.⁸

„Der Krieg ist nur ein Mittel der Politik“⁹, „Die Politik bedient sich des Kriegs für Erreichung ihrer Zwecke“¹⁰, „Die politische Anwendung des Krieges als Mittel“¹¹, „Die Politik will durch den Krieg dem Gegner ihren Willen aufzwingen“¹², „Ist somit der Krieg die ultima ratio der Politik“¹³, „Den Zweck des Krieges stellt die Politik fest“¹⁴ – So lauten einige variative Formulierungen des Clausewitz-Diktums. Sie erklären, was Krieg ist: Ein *politisches* Mittel resp. Instrument, ohne dass der zu erreichende *politische* Zweck expliziert wird. Der Krieg hat hier seine Bedeutung rein als Instrument der Politik inne, sein Zweck knüpft sich an die Politik, an deren Ziele und Interessen an. Einen Selbstzweck, eine Deutung, einen Sinn *per se* besitzt der Krieg bei diesem Erklärungsansatz nicht. Es ist die Politik und der die Politik bestimmende (Macht-)Staat mit seinen (Macht-)Interessen, die den Fluchtpunkt einer *politisch-instrumentellen* Kriegsauffassung bilden. Dem Krieg kommt dadurch Zweck und Legitimation qua Staat und Politik zu.

Das Clausewitz-Diktum im militärischen Schrifttum

Anhand einiger exemplarischer Quellentexte sollen nun der Gebrauch und die Verknüpfungen des Krieg/Politik-Diktums untersucht und verortet werden. Die entscheidende Bedeutung der Politik für das Kriegsziel wurde etwa in den „Studien über den Krieg“ des Generals und Kriegsministers Julius v. Verdy du Vernois betont. Den strategisch-operativen Überlegungen zu den Kriegen von 1864, 1866 und 1870/71 wurden die politischen Zwecke dieser Kriege zugeschrie-

⁷ Münkler, Über den Krieg, S. 94, Clausewitz, Vom Kriege, VIII, 6B, S. 426. Zu Genese und Gehalt der clausewitzschen Krieg/Politik-Auffassung siehe auch die aufschlussreiche Analyse von Gat, History of Military Thought, S. 158-256.

⁸ In den jeweiligen Kapiteln (Bellizismus, Sozialdarwinismus) werden auf diesbezügliche Beispiele eingegangen.

⁹ Schlieffen, Der Feldherr, in: Gesammelte Schriften, 1. Bd., S. 4.

¹⁰ Moltke, Über Strategie (1871), in: Förster, Moltke Werkauswahl, S. 630. Vgl. auch Reden Moltkes vom 15. Juni 1868 und 10. März 1886, in: Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten, 7. Bd., S. 49 u. 93.

¹¹ Scherff, Die Lehre vom Kriege (1897), S. 3.

¹² Scherff, Die Lehre vom Kriege, S. 255.

¹³ Balck, Taktik, 1. Bd. (1903), S. 4.

¹⁴ Löffler, Strategie (1910), S. 13.

ben:¹⁵ Politischer Zweck des dänischen Feldzuges sei die Anerkennung der Rechte der Herzogtümer Schleswig und Holstein gewesen, Preussens politisches Ziel des Krieges gegen Österreich die Auseinandersetzung um die führende Stellung, 1870/71 die Abwehr des französischen Angriffes und die Wiedergewinnung von Elsass-Lothringen.¹⁶ Mit Verweis auf Clausewitz wurde die Verbindung von Politik und Krieg aufgezeigt und klargemacht, dass die politische Lage und das politische Ziel die Grundlage für die militärische Handlung bilden würden.¹⁷ Der politisch-instrumentelle Kriegsdiskurs war hier dominierend: Der Krieg wurde mit Politik verknüpft und qua Politik definiert.¹⁸

Der Abschnitt „Vom Wesen des Krieges“ in der Strategiestudie des Generals der Infanterie Wilhelm v. Blume charakterisierte den Krieg allgemein als *„gewaltsames Handeln der Völker, um staatliche Zwecke durchzuführen oder aufrecht zu erhalten. Er ist das äusserste Mittel, dem darauf gerichteten Willen Geltung zu verschaffen [...]“*.¹⁹ Die Politik, konkret die Aussenpolitik, sei es, die die Interessen des Staates wenn nötig auch gewaltsam durchsetzen solle: *„Aufgabe der auswärtigen Politik ist die Wahrung und Förderung der Interessen des Staates nach aussen. Der Krieg aber ist ihr letztes, nachdrückliches Mittel, die Kanone ultima ratio regis.“* Hieraus ergebe sich, dass die Aussenpolitik in hohem Masse von der militärischen Leistungsfähigkeit des Staates beeinflusst sei.²⁰ Mit der expliziten Bezugnahme auf das clausewitzsche Diktum folgte Blume, dass der entscheidende Beschluss über Krieg und Frieden der Politik zukomme.²¹ Der Krieg wurde in Blumes Buch primär als politisches bzw. staatliches Mittel und Instrument gedeutet. Zudem wurden aber auch typische bellizistische Argumentationsmuster verwendet, denn es hiess, dass unter Umständen nur ein Krieg einen Staat vor dem sittlichen und physischen Verfall als Folge einer zu langen Friedenszeit bewahren könne.²² Hierin zeigt sich, wie in einem Text unterschiedliche Kriegsdiskurse (in diesem Fall der politische und bellizistische Diskurs) zum Tragen kommen konnten.

Das Werk „Krieg, Frieden und Kultur“ des Offiziers und Militärschriftstellers Max Jähns, welches sich eingehend mit der Charakterisierung des Phänomens Krieg sowie dessen histori-

¹⁵ Verdy du Vernois, Studien über den Krieg, 3. Teil, 1. Heft (1902), S. 11-13, vgl. auch S. 108, wo Verdy du Vernois auf das politische Ziel Hannibals (die Niederwerfung Roms) in den punischen Kriegen verwies.

¹⁶ Interessanterweise wurde die Einigung Deutschlands nicht erwähnt.

¹⁷ Verdy du Vernois, Studien über den Krieg, S. 51 u. 109f. Es wurde aber darauf hingewiesen, dass es auch nichtpolitische Kriegsmotive geben könne; so seien Eroberungskriege vielfach durch Ehrgeiz und Beutegier ohne eigentlichen politischen Hintergrund entstanden (S. 51).

¹⁸ Vgl. dazu folgende Aussage: *„Der Krieg bleibt nun einmal seinem ganzen Wesen nach die Lösung irgend welcher Absichten durch die rohe Gewalt.“* (Verdy du Vernois, Studien über den Krieg, S. 140).

¹⁹ Blume, Strategie (1912), S. 5, siehe auch S. 23 u. 48. Vgl. Gat, History of Military Thought, S. 345f.

²⁰ Blume, Strategie, S. 10f.

²¹ *„Daraus, dass der Krieg ein Mittel der Politik oder, wie Clausewitz das Verhältnis treffend kennzeichnet, die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln ist, ergibt sich des weiteren, dass ihr das entscheidende Wort bei dem Beschluss über Krieg und Frieden zukommt.“* (Blume, Strategie, S. 11). Vgl. auch Blume, Politik und Strategie, in: Ders. Militärpolitische Aufsätze (1906), S. 106.

²² Blume, Strategie, S. 45. Die bellizistische Kriegsdeutung wird in Kapitel II untersucht.

schen Erscheinungsformen vom Altertum bis zur Neuzeit befasste, ist ebenfalls von verschiedenen kriegsdiskursiven Formen geprägt.²³ Auch die Krieg/Politik-Beziehung wurde als Erklärung herangezogen. Bei seiner Bestimmung der Begriffe „Krieg“ und „Frieden“ wies Jähns mit Rekurs auf das Clausewitz-Diktum darauf hin, dass der Krieg als Kulturerscheinung der Politik angehöre und bemerkte dazu, dass beispielsweise Bismarck dieser Auffassung stets gehuldigt habe. *„Der Krieg zwischen Staaten ist also nichts anderes als die mit neuen Mitteln arbeitende Staatspolitik“*, eine Behandlung der Kriegsgeschichte ohne Berücksichtigung der politischen Geschichte sei somit ein Unsinn.²⁴ Reale Machtpolitik stand für Jähns auch der Verwirklichung eines „ewigen Friedens“ entgegen: Im Kapitel über das „Ideal des ewigen Friedens“ stellte er dem idealistischen Ethiker, der den Krieg abschaffen wolle, den Politiker gegenüber, der den Krieg als eine Notwendigkeit aufgrund der Natur des souveränen Staates ansehe.²⁵ Die Militärs haben oft versucht, die auf Kant zurückgehende Idee eines „ewigen Friedens“ zu widerlegen und als widersinnige, sogar gefährliche pazifistische Utopie zu denunzieren. Der Verweis auf die (macht-)politische Natur des Krieges bildete bei Jähns eines der Argumente gegen den „ewigen Frieden“.²⁶

Auch Colmar Freiherr v. der Goltz, Generalfeldmarschall und produktiver Militärschriftsteller (mit seinem „Jungdeutschland-Bund“ wollte er die deutsche Jugend unter anderem vor pazifistischen Einflüssen bewahren) nahm in seinem auflagestarken Buch *„Das Volk in Waffen“*²⁷ das Krieg/Politik-Diktum auf. Die Politik sei dem Soldaten eigentlich unsympathisch, aber *„[d]er Krieg ist die Fortsetzung der Politik mit den Waffen in der Hand“*, schrieb Goltz, um gleich auszuführen, wie sehr eine schlechte Politik sich negativ auf die Kriegführung auswirke (Beispiel Preussen 1805/06).²⁸ Die Nationalisierung des Krieges berühre die grundsätzliche Krieg/Politik-Beziehung nicht: Auch wenn der Krieg zu einer Sache der Nation geworden sei, diene er nach wie vor der Politik zur Erreichung ihrer Zwecke.²⁹ Goltz benannte einige politisch-nationale Kriegsursachen: Tiefsitzende nationale Reibungen und Hass (wie etwa bei Frankreich 1870) sowie Macht und

²³ Jähns, *Krieg, Frieden und Kultur* (1893). Jähns hatte auch einen Lehrstuhl an der Kriegsakademie innegehabt.

²⁴ Jähns, *Krieg, Frieden und Kultur*, S. 11-14, Zitat S. 12.

²⁵ Jähns, *Krieg, Frieden und Kultur*, S. 36f.

²⁶ Auf Argumente gegen den „ewigen Frieden“ wird in anderen Zusammenhängen noch weiter einzugehen sein. Zur Rezeption von Kants „Zum ewigen Frieden“ Kater, *Der Krieg, die Republik und der Friede*.

²⁷ Das Werk erreichte sechs Auflagen (1883: 1. u. 2., 1884: 3; 1890: 4; 1899: 5; 1925: 6) und war laut Ritter Goltz' meistgelesenes Buch (Ritter, *Staatskunst und Kriegshandwerk*, 2. Bd., S. 141). Gemäss Förster hatte das Buch offiziellen Charakter (Förster, *Der doppelte Militarismus*, S. 95). Vgl. auch Gat, *History of Military Thought*, S. 346, Crevel, *Die Zukunft des Krieges*, S. 78-80 u. Goltz/Foerster, *Denkwürdigkeiten* (1932), S. 101-105. In Schenckendorff/Lorenz, *Wehrkraft durch Erziehung* (1905), S. 68, Anm. 1, steht der Hinweis, dass dieses Buch in keiner Schulbücherei fehlen sollte. Zum Ausdruck „Volk in Waffen“ siehe Leonhard, *Bellizismus und Nation*, S. 432f.

²⁸ Goltz, *Das Volk in Waffen* (1899), S. 124-126, Zitat S. 124; vgl. auch Zitat S. 127: *„Die Ursachen der Kriege sind politischer Natur [...]“*. Auf dem Titelblatt eines anderen Werkes von Goltz (*Kriegführung, Kurze Lehre ihrer wichtigsten Grundsätze und Formen*) ist ein Clausewitz-Zitat angefügt, das die Krieg/Politik-Relation hervorhebt.

²⁹ Goltz, *Das Volk in Waffen*, S. 8, vgl. auch S. 126f.

Ansehen seien mögliche kriegsauslösende „*politische Momente*“, die aber als ideale Interessen sich von einer rein instinktiven Feindschaft früherer Zeiten unterscheiden würden.³⁰ Überhaupt könnten Kriege, lautete Goltz' Urteil, nur noch um grosser politischer Interessen (wie eben nationale Gegensätze und Macht) halber geführt werden, ein auf reiner Vernichtung und Zerstörung angelegter Krieg sei nicht mehr denkbar. Ein für den Staat wertvoller Kriegszweck müsse vorliegen, und dieser könne nur politischen Gesichtspunkten entspringen.³¹ Der Krieg findet in dieser Perspektive somit nicht nur Zweck und Ursache in der (nationalen) Politik, die Politik hindert den Krieg auch daran, zu einem in blosser Vernichtung und Zerstörung ausartenden Selbstzweck zu werden.

Albert v. Boguslawski, einer der Militärschriftsteller, der sich mit der Deutung des Krieges am ausführlichsten befasst hat, argumentierte einleitend in seinen „Betrachtungen über Heerwesen und Kriegführung“ mit metapolitischen, insbesondere mit sozialdarwinistischen und bellizistischen Aussagen.³² Das Kapitel „Politik und Krieg“³³ widmete sich wieder mehr der politisch-instrumentellen Seite des Krieges, wobei auch der Innenpolitik und der Nationalisierung der Politik bzw. des Krieges eine Bedeutung beigemessen wurde. Zum Krieg könne gegriffen werden, um von schwierigen inneren Zuständen abzulenken, so wie Frankreich in den Jahren 1792 und 1870.³⁴ Krieg und Politik stünden in einer beständigen Wechselwirkung, und die Politik habe nun die Aufgabe, die bewegenden Kräfte der Zeit zu erkennen, es ginge um „*die Verwirklichung eines Gedankens als Ziel der äusseren Politik*.“³⁵ Boguslawski verwies ebenfalls auf den wichtigen Einfluss des nationalen Gedankens, der die Politik seit Ende des 18. Jahrhunderts auf eine neue Grundlage gestellt habe und verdeutlichte die neue Dimension der Kriege: „*Es handelt sich jetzt nicht nur um den Verlust oder Gewinn einiger Provinzen, sondern auch [um] die Vernichtung von Staaten, die Unterdrückung von Völkern, zum Mindesten die Vernichtung der Entwicklung einer Nation, die Einbusse ihrer politischen Machtstellung [...]*.“³⁶ Im Gegensatz zu Goltz, der der Politik einen eher temperierenden Einfluss auf den Krieg zuschrieb, wurde bei Boguslawski die entgrenzende Wirkung der (nationalen)

³⁰ Goltz, Das Volk in Waffen, S. 127.

³¹ Goltz, Das Volk in Waffen, S. 127 u. 129.

³² Boguslawski, Betrachtungen über Heerwesen und Kriegführung (1897), S. 1f. Der bezeichnende Titel des Kapitels heisst „Der Krieg als Elementarerscheinung im Völkerleben“. Dazu mehr in den Kapiteln II und III.

³³ Boguslawski, Betrachtungen über Heerwesen und Kriegführung, S. 2-9.

³⁴ Boguslawski, Betrachtungen über Heerwesen und Kriegführung, S. 3. Dass mit Krieg versucht worden sei, von innenpolitischen Problemen und Krisen abzulenken, ist auch eine These der Forschung zu den Ursachen des Ersten Weltkrieges (vgl. dazu Wolfrum, Krieg und Frieden, S. 102 und Wehler, Das Deutsche Kaiserreich, S. 192-200).

³⁵ Boguslawski, Betrachtungen über Heerwesen und Kriegführung, S. 6; als Beispiele für solche „Gedanken“ nannte Boguslawski die Befreiung Preussens 1807-1813, die Herstellung der nationalen Einheit Deutschlands und der Versuch der französischen Wiedergewinnung des Elsass' seit 1871 (S. 6).

³⁶ Boguslawski, Betrachtungen über Heerwesen und Kriegführung, S. 8.

Krieg/Politik-Beziehung betont.³⁷ Bei beiden Argumentationen blieb aber die Politik der bestimmende und dominierende Faktor für Ursache und Zweck des Krieges.

Auf das clausewitzsche Krieg/Politik-Diktum (in Verbindung mit anderen Deutungsmustern) beriefen sich im Weiteren auch die militärischen Wörterbücher und Enzyklopädien. Unter dem Stichwort „Krieg“ wurde im „Handwörterbuch der gesamten Militärwissenschaften“ von 1878 erklärt, dass dieser das gewaltsame letzte Mittel zur Lösung eines politischen Konfliktes nach dem Scheitern einer friedlichen, diplomatischen Schlichtung darstelle. Kriegsabsichten seien stets politischer Natur. Aus dem politischen Charakter des Krieges wurde alsdann dessen allgemeine Naturnotwendigkeit für die menschliche Kulturentwicklung abgeleitet.³⁸ Der Krieg wurde dadurch einer rein politisch-instrumentellen Bedeutung entkleidet und auf eine metapolitische Ebene gehoben.³⁹ Im „Handbuch für Heer und Flotte“ von 1913 herrschte primär eine sozialdarwinistische Kriegsauffassung vor, die aber mit der Krieg/Politik-Formel ergänzt wurde.⁴⁰ Das 1936 erschienene „Handbuch der neuzeitlichen Wehrwissenschaften“ enthält einen vom Staatsrechtler Carl Schmitt verfassten Artikel zu „Politik“, der die Frage aufwarf, ob der Krieg seinen Sinn in sich selbst oder in dem durch den Krieg zu erringenden Frieden habe. Einer rein kriegerischen Auffassung, wonach der Krieg seinen Sinn, sein Recht und seinen Heroismus in sich selbst finde, stellte Schmitt die politische Sicht des Krieges gegenüber: *„Diese geht vielmehr davon aus, dass Kriege sinnvollerweise des Friedens wegen geführt werden und ein Mittel der Politik sind.“* Schmitt fügte an, dass die clausewitzsche Auffassung von Krieg als Mittel und Instrument der Politik von Adolf Hitler geteilt werde.⁴¹

Clausewitz in praxi – Der Kriegsplan des Prinzen Friedrich Karl von Preussen

Ein interessantes Beispiel für die konkrete Anwendung des clausewitzschen Grundsatzes aus der Zeit vor 1871 stellt der von Prinz Friedrich Karl von Preussen 1859 entworfene Kriegsplan gegen die Schweiz im Zusammenhang mit dem Konflikt um das Fürstentum Neuenburg dar.⁴² Einlei-

³⁷ Zu dem von Goltz und Boguslawski verwendeten Vernichtungsbegriff und dessen Bedeutung siehe Kapitel IV.

³⁸ Handwörterbuch der gesamten Militärwissenschaften, 5. Bd. (1878), Artikel „Krieg“, S. 299.

³⁹ Zur metapolitischen Deutungsebene mehr in Kapitel II.

⁴⁰ Handbuch für Heer und Flotte, 5. Bd. (1913), Artikel „Krieg“, S. 610. Ähnlich das Handbuch der neuzeitlichen Wehrwissenschaften, 1. Bd. (1936), Artikel „Krieg“, S. 172.

⁴¹ Handbuch der neuzeitlichen Wehrwissenschaften, 1. Bd. (1936), Artikel „Politik“, S. 549 (in den anderen hier zitierten Militärhandbüchern fehlt bezeichnenderweise „Politik“ als eigenes Stichwort); vgl. auch Artikel „Krieg“, S. 172. Dieses Handbuch wurde von der offiziellen „Deutschen Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften“ herausgegeben, vgl. Hürter, Hitlers Heerführer, S. 114. Zur hitlerschen Deutung von Krieg und Politik siehe der Exkurs in Kapitel III. Zu Carl Schmitt und seiner Kriegsauffassung vgl. Münkler, Über den Krieg, S. 138-148 u. Joas, Kriege und Werte, S. 221-227.

⁴² Entwurf eines Kriegsplanes gegen die Schweiz (Dezember 1856), in: Prinz Friedrich Karl von Preussen, Denkwürdigkeiten aus seinem Leben, hg. von Wolfgang Foerster, 1. Bd., S. 366-377. Zu diesem Plan siehe auch Marwedel, Clausewitz, S. 126-128.

tend hielt der Prinz den politischen Zweck eines möglichen Krieges fest: „*Das Ziel, zu dessen Erreichung die Politik des Königs sich des Krieges bedient, ist, die Schweiz zu nötigen, den Willen des Königs in bezug auf Sein Fürstentum Neuenburg anzunehmen.*“ Es wurden nun drei Formen des Krieges unterschieden, nämlich bewaffnete Verhandlung, die Eroberung eines Landstriches und die völlige Niederwerfung des Gegners.⁴³ Im vorliegenden Konflikt sei eine vollständige Wehrlosmachung der Schweiz nicht notwendig, denn es handle sich zwischen Preussen und der Schweiz nicht „*um Sein oder Nichtsein beider oder eines der Staaten.*“⁴⁴ Friedrich Karl plädierte deshalb dafür, die Schweiz zuerst durch bewaffnete Drohung mit an der Grenze stehenden Truppen zum Einlenken zu zwingen. Sollte dies nicht fruchten, müssten die preussischen Truppen die Grenze überschreiten und einen Landstrich als Äquivalent für Neuenburg besetzen und wenn nötig noch weitere Gebiete erobern, bis die Schweiz nachgebe.⁴⁵ In diesem Kriegsplan wurde die Auffassung vom Krieg als Instrument der Politik konsequent umgesetzt: Aufgrund des begrenzten politischen Konfliktes („Sein oder Nichtsein“ standen ja nicht auf dem Spiel) sollte auch der Krieg nur mit begrenzten Mitteln geführt werden, eine völlige Niederwerfung und Vernichtung der Schweizer Streitkräfte wäre unnötig. Bei den designierten Oberbefehlshabern und beim späteren Generalfeldmarschall Manteuffel stiess der Kriegsplan aber nicht auf ungeteilte Zustimmung. Beschränkte Kriegsziele gab es für sie nicht, die komplette Niederwerfung des Feindes besass oberste Priorität, die Politik hatte nach Kriegseröffnung zurückzustehen.⁴⁶ Da der Konflikt doch noch friedlich beigelegt wurde, konnte der Kriegsplan des Prinzen gegen die Schweiz in der Schublade verbleiben.

Politik als *Machtpolitik* – Die Politikvorstellungen der Militärs

Obwohl die Krieg/Politik-Relation einen wichtigen Stellenwert im militärischen Kriegsdiskurs besass, konnte der eigentliche politische *Inhalt* nicht konkretisiert werden, sahen sich die Militärs doch generell als unpolitische Diener von König, Vaterland und Reich. Ein „Offizier-Brevier“ aus dem Jahre 1884 machte dies deutlich. Ein Soldat kämpfe für den Monarchen und das Deutsche Reich, die Ursache des Kampfes solle ihn aber nicht kümmern: „*Uns Krieger soll und wird nie die Ursache des Kampfes kümmern. Recht und Unrecht der Sache, für die wir fechten, unterliegt nicht unserer*

⁴³ Entwurf eines Kriegsplanes gegen die Schweiz, S. 366.

⁴⁴ Entwurf eines Kriegsplanes gegen die Schweiz, S. 367.

⁴⁵ Entwurf eines Kriegsplanes gegen die Schweiz, S. 367-370.

⁴⁶ Vgl. den diesbezüglichen Briefwechsel mit Groeben, Reyher und Manteuffel, Entwurf eines Kriegsplanes gegen die Schweiz, S. 370-377. Im Brief vom 19. Dezember 1859 an Groeben bemerkte Friedrich Karl: „*Wenn der Krieg ein Ding für sich wäre und nur seinen Gesetzen zu folgen brauchte, so wäre er stets ein Aeusserstes und stets völlige Vernichtung sein Ziel. So scheint mir die Sache aber nur zu liegen bei Kriegen, wo dies Aeusserste auch das politische Ziel ist.*“ (Entwurf eines Kriegsplanes gegen die Schweiz, S. 371). Vgl. auch Marwedel, Clausewitz, S. 127f.

Entscheidung [...].“⁴⁷ Helmuth v. Moltke, der spätere Generalfeldmarschall und berühmte Sieger der deutschen Einigungskriege, schrieb in einer Denkschrift zum drohenden Krieg Preussens gegen Österreich im April 1866: „*Der Krieg gegen Oesterreich, seine Wahrscheinlichkeit oder Unvermeidbarkeit, liegt als politische Frage ausserhalb meiner Beurtheilung.*“⁴⁸ Dieser Standpunkt hielt ihn aber nicht davon ab, andernorts diesen Krieg als ein machtsstaatliches Erfordernis zu beurteilen.⁴⁹ In einem Brief hatte Moltke einmal bemerkt: „*Unsere Diplomaten stürzten uns von jeher ins Unglück, unsere Generale retteten uns stets [...]*.“⁵⁰ Aus der Sicht der Militärs konnte letztendlich nur der Krieg – und nicht die Politik – die festgefahrenen politischen Konflikte und die politisch-diplomatischen Verwicklungen lösen. Alfred v. Schlieffen brachte es auf den Punkt, als er in seinem Aufsatz über Bismarck diesen als den Staatsmann, „*der die Knäuel der Politik auf dem Schlachtfelde mit dem Schwert durchbahnen hat*“, bezeichnete.⁵¹ Die Krieg/Politik-Formel liess aber auch eine andere Folgerung zu, nämlich dass die Politik, auf eine gut gerüstete, kriegsbereite Armee mit hohem Abschreckungspotential gestützt, den Frieden sichern könne. Auf diesen Aspekt verwies Moltke, der auch schon zu Präventivkriegen geraten hatte,⁵² in einer Reichstagssitzung 1886: Der 15 Jahre dauernde Friede in Europa sei bewahrt worden, da das Deutsche Reich dank einem starken Heer seine Macht nach aussen geltend machen konnte, nicht um einen Krieg zu schüren, sondern um den Frieden zu sichern. Die Armee sei daher das „*Triebrad der Staatsmaschine*“, wie Moltke sich ausdrückte: „*Fehlte dieses gewaltige Triebrad in der Staatsmaschine, so würde sie stocken, die Noten unseres Auswärtigen Amtes würden des rechten Gewichtes entbehren. Die Armee, meine Herren, ist das Fundament gewesen, auf welchem eine solche Politik des Friedens sich hat aufbauen lassen; die Armee ist es, welche der diplomatischen Aktion Nachdruck und Rückhalt gewährt [...]*.“⁵³

In der nach dem Ersten Weltkrieg erschienenen Neuauflage des goltzschen Werkes „*Das Volk in Waffen*“, das man aufgrund der Kriegserfahrungen überarbeitet und ergänzt hatte, war

⁴⁷ Scheibert, Offizier-Brevier (1884), S. 140.

⁴⁸ Denkschrift vom 2. April 1866 über einen Feldzug gegen Österreich unter Beteiligung Bayerns auf feindlicher Seite, in: Förster, Moltke Werkauswahl, S. 106.

⁴⁹ Siehe die diesbezüglichen Aussagen Moltkes, Kapitel I, 2c. Als Abgeordneter des Norddeutschen und Deutschen Reichstages sowie dem Preussischen Herrenhaus hatte Moltke durchaus politische Ambitionen und einen politischen Einfluss.

⁵⁰ Moltke an seinen Bruder Adolf, 1. Januar 1852, zit. nach Stadelmann, Moltke und der Staat, S. 204; vgl. Ritter, Staatskunst und Kriegshandwerk, 1. Bd., S. 257 u. Snyder, The Ideology of the Offensive, S. 129.

⁵¹ Schlieffen, Bismarck, in: Gesammelte Schriften, 2. Bd., S. 12. In der Einleitung zur Edition des Waldersee-Briefwechsels wird angeführt, der Staatsmann versuche Krisen durch „*diplomatische Palliative*“ zu heilen, der Militär hingegen benütze die „*chirurgische Methode*“, um das Übel zu beseitigen (Meisner, Aus dem Briefwechsel des Generalfeldmarschalls Alfred Grafen von Waldersee, 1. Bd. (1928), S. XXVII).

⁵² Vgl. dazu Förster, Helmuth von Moltke, S. 111.

⁵³ Reichstagssitzung vom 10. März 1886, in: Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten, 7. Bd., S. 93. Vgl. auch Reichstagssitzung vom 14. April 1874, in: Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten, 7. Bd., S. 116 sowie Moltkes Brief an den amerikanischen Historiker und Staatsmann George Bancroft vom 3. März 1885, worin Moltke schrieb, dass ein mächtiger, aber friedfertiger Staat im Herzen Europas die sicherste Bürgschaft für einen dauernden Frieden darstelle (Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten, 5. Bd., S. 217).

das Clausewitz-Diktum mit einer umfassenden Kritik an der deutschen Vorkriegspolitik verbunden.⁵⁴ Politische Fehler seien dafür verantwortlich gewesen, dass Deutschland 1914 einer entschlossenen, überlegenen Feindkoalition gegenüberstand. Mit seiner friedfertigen und schwachen Politik vermochte Deutschland inmitten kriegerischer Nachbarn nicht zu bestehen: *„Das deutsche Kaiserreich war auf das Schwert gestellt. Es hätte sich nur durch seinen rechtzeitigen kräftigen Gebrauch behaupten können.“* Die Erhaltung der kontinentalen Machtstellung, nicht weltpolitische Ambitionen, wäre prioritär gewesen, so dass *„das Ergebnis von Sedan, selbst um den Preis eines neuen Krieges, [hätte] dauernd gesichert werden müssen.“*⁵⁵ Auch hätte der Schlieffenplan einer anderen Politik bedurft: *„Er war nur brauchbar in Verbindung mit einer Politik, die den Krieg als Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke von vornherein in Rechnung stellte [...]“*⁵⁶ Die „Das Volk in Waffen“-Neufassung illustriert, welche Forderung sich aus der Krieg/Politik-Formel ableiten liess. Die Politik, so wurde festgehalten, müsse die den *„Lebensinteressen der Nation dienende[n] Ziele mit Beharrlichkeit [verfolgen] und von vornherein damit [rechnen], zu deren Erreichung zum Schwerte greifen zu müssen, wenn das auf anderen Wegen nicht möglich ist.“*⁵⁷ Politik wurde so gleichsam verstanden als Durchsetzung nationaler Lebensinteressen, und der Krieg als politisches Instrument wurde zur politischen Bedingung erklärt.⁵⁸

Hans v. Seeckt, Chef der Reichswehr von 1919 bis 1926, wollte diese aus den parteipolitischen Kämpfen der Weimarer Republik heraushalten und entwarf die Konzeption einer einem strikt überparteilichen Staatsgedanken verpflichteten Armee. In seinen „Gedanken eines Soldaten“ zog auch Seeckt das Clausewitz-Diktum zur Erklärung des Wesens des Krieges heran. Der Krieg sei *„kein Ding an sich“* und füge sich, nach eigenen Gesetzen zwar, in das *„organische Leben der Völker“* ein;⁵⁹ und an anderer Stelle heisst es: *„Die letzten Ziele eines Krieges sind doch stets politische, sie werden jetzt nur auf einem besonderen gewaltsamen Weg verfolgt.“*⁶⁰ Auch der „unpolitische“ Seeckt hatte eine klare Vorstellung davon, was Politik ist bzw. wie sie sein sollte. Die Bestrebungen, den Angriffskrieg aus den internationalen Beziehungen auszuschalten, würden dem Satz von der Fortführung der Politik mit kriegerischen Mitteln widersprechen, *„denn die Politik selbst wird sich ja doch*

⁵⁴ Erschienen 1925 als 6. Auflage des alten Werkes und 1. Auflage der auf Grund der Weltkriegserfahrungen durchgeführten Neubearbeitung von Friedrich Freiherrn v. der Goltz. Colmar v. der Goltz war 1916 verstorben. Zur Bewertung der deutschen Kriegspolitik anhand Clausewitz vgl. Freytag-Loringhoven, Politik und Kriegführung (1918), S. III-VI.

⁵⁵ Goltz, Das Volk in Waffen (1925), S. 158f. Vgl. auch die Aussage S. 12: Die Regierung Wilhelms II. sei an ihrer *„paix-à-outrance-Politik“* zugrunde gegangen.

⁵⁶ Goltz, Das Volk in Waffen (1925), S. 211.

⁵⁷ Goltz, Das Volk in Waffen (1925), S. 167.

⁵⁸ Wie mit dem Bezug auf die „Lebensinteressen“ die Grenzen zwischen Politik und Krieg verwischt wurden, zeigt Kapitel I, 1b.

⁵⁹ Seeckt, Gedanken eines Soldaten (1935, Erstausgabe erschienen 1929), S. 13.

⁶⁰ Seeckt, Gedanken eines Soldaten, S. 27; dort auch folgende Aussage: *„Das, was Clausewitz verlangt, ist die Durchdringung der Kriegführung mit dem Gedanken des Staates, der sich zu seiner Entwicklung vieler Kräfte und vieler Mittel bedient und dem alle untertan sind.“* Vgl. auch S. 132f.

wohl nicht zur Inaktivität, zur Aufgabe aller Machtziele bequem.“⁶¹ Hier wurde Politik bzw. Krieg auf das Moment der Macht bezogen: Krieg als machtpolitisches und machtsstaatliches Instrument.⁶²

Die auf eine machtpolitische und machtsstaatliche Dimension angewandte Clausewitz-Formel tritt besonders augenfällig in dem 1912 erschienenen berühmt-berüchtigten „Deutschland und der nächste Krieg“ des Generals a. D. Friedrich v. Bernhardi zutage.⁶³ Bernhardi warb für eine Politik imperialistischer Expansion und einen Präventivkrieg gegen Frankreich. Trotz scharfer Kritik an seinen hochpolitischen und brisanten Äusserungen seitens der liberalen Zeitungen, der Sozialdemokratie und selbst der Regierung stiessen Bernhardis Ideen auf grosse Resonanz. Den Krieg bezeichnete Bernhardi als ein natürliches Grundgesetz und eine biologische Notwendigkeit.⁶⁴ Gleichzeitig blieb der Krieg aber im clausewitzschen Sinne Mittel der Politik, einer Politik, deren oberste Maxime stets die Erhaltung und Förderung der staatlichen Macht sein solle.⁶⁵ Dieser Grundsatz bedinge, dass nicht die Erhaltung des Friedens Hauptzweck der Politik sein könne, sondern es *„unter Umständen nicht nur das Recht, sondern die sittliche und politische Pflicht des Staatsmannes ist, einen Krieg herbeizuführen.“*⁶⁶ Die „sittliche Pflicht“ verlange den Krieg nicht nur, wenn man angegriffen werde, sondern auch dann, wenn die Macht und der moralische Einfluss des Staates durch andere in Frage gestellt und dadurch die Ehre und das Ansehen gefährdet würden.⁶⁷ Bei diesen entscheidenden „Lebensfragen“, lautete Bernhardis Appell, müsse die Diplomatie schweigen und dürfe ein Krieg nicht gescheut werden.⁶⁸ Auf diese Weise bildete die Verbindung des Machtstaatgedankens und der Krieg/Politik-Formel das argumentative Fundament für Bernhardis exaltierte Forderungen nach Expansion und Präventivkrieg.

⁶¹ Seeckt, Gedanken eines Soldaten, S. 15f.

⁶² Vgl. dazu folgendes Zitat Seeckts: *„Wenn die Kriegführung selbst und die Fähigkeit zur Kriegführung schlechthin das ausschlaggebende Moment für die Politik eines Grossstaates bildet, so wirkt die Politik ihrerseits dauernd auf die Kriegführung ein.“* (Schlussbesprechung der Führerreise 1923 durch den Chef der Heeresleitung, General der Infanterie v. Seeckt, in: Meier-Welcker, Offiziere im Bild von Dokumenten, Dok. 78, S. 228). Die machtsstaatliche Kriegsdeutung wird in Kapitel I, 2 ausführlich beleuchtet.

⁶³ Bernhardi, Deutschland und der nächste Krieg (1912), v. a. S. 35-55, auch S. 130, 134f., 315-317. Zu Bernhardi Lindemann, Perzeptionen, S. 55f. u. passim, Ritter, Staatskunst und Kriegshandwerk, 2. Bd., S. 141-146, Gat, History of Military Thought, S. 351-353, Mommsen, Topos, S. 206.

⁶⁴ Bernhardi, Deutschland und der nächste Krieg, S. 11 u. passim. Dazu mehr in Kapitel III, 2a.

⁶⁵ Bernhardi, Deutschland und der nächste Krieg, S. 44-46.

⁶⁶ Bernhardi, Deutschland und der nächste Krieg, S. 38f. Es werden dann historische Beispiele für erfolgreich herbeigeführte, aber auch verpasste Kriege erörtert wie die Kriege Friedrich des Grossen, der Zusammenbruch 1805/06, die Einigungskriege, der russisch-japanische Krieg und der Burenkrieg (S. 39-42). Vgl. auch die Aussage S. 53, dass es *„die sittliche und politische Pflicht des Staates ist, den Krieg als politisches Mittel zu verwenden.“*

⁶⁷ Bernhardi, Deutschland und der nächste Krieg, S. 49.

⁶⁸ Bernhardi, Deutschland und der nächste Krieg, S. 51. Zur Bedeutung vitalistischer Begriffe wie „Lebensfragen“ mehr in Kapitel I, 2.

Die Krieg/Politik-Relation in der Wehrmacht

Die bisher untersuchten Beispiele der auf das Clausewitz-Diktum bezogenen Kriegsdeutungen stammen aus der Zeit vor 1933; das Clausewitz-Diktum stellte aber auch im Dritten Reich ein wichtiges kriegsdeutendes Element dar. Im militärischen Schrifttum wurde häufig mit dem clausewitzschen Grundsatz vom Krieg als Instrument/Mittel der Politik, teilweise auch wieder in Verbindung mit anderen Deutungsformen und zudem nationalsozialistisches Ideengut aufgreifend, argumentiert. Eine Broschüre mit dem bezeichnenden Titel „Clausewitz Katechismus“ etwa beschrieb den Krieg mit Bezug auf das Clausewitz-Diktum als eine „*Fortsetzung der Friedenspolitik mit den Mitteln bewaffneter Gewalt*“; ein Krieg könne deshalb nicht unpolitisch oder nur rein militärisch geführt werden.⁶⁹ Eine „Kleine Wehrkunde“ hob den instrumentellen Charakter des Krieges hervor: „*Der Krieg ist ein Mittel der Politik. Er ist nicht seiner selbst willen da.*“⁷⁰ In einer anderen Schrift wurden Kriegstheorien, die den Krieg als Selbstzweck und nicht als Mittel der Politik auffassten, als widersinnig bezeichnet.⁷¹ Im Dezember 1933, als Reichspräsident Paul v. Hindenburg nominell noch der oberste Befehlshaber der Reichswehr war, wurde in einem reichswehrinternen Dokument, worin es hauptsächlich um Organisations- und Führungsfragen ging, festgehalten, dass der Reichspräsident und das Kriegskabinett die Verantwortung für die Gesamtkriegführung trügen und die Kriegsziele zu bestimmen hätten. Unter „*Gesamtkriegführung*“, so präziserte man, sei die „*Weiterführung der Politik mit den Mitteln des Krieges*“ zu verstehen.⁷² Ähnlich wie in der obgenannten Aussage Schlieffens bezüglich Bismarck wurde in den „Grundzügen der Wehrpolitik“ der Krieg als Ausweg dargestellt, „*wenn die Diplomatie mit ihrer Kunst in der Sackgasse endet und der bewaffneten Macht überlässt, den Knoten mit dem Schwerte zu durchhauen, den sie geknüpft hat, aber nicht mehr entwirren kann.*“⁷³ Der Begriff der „Wehrpolitik“ taucht in militärischen Texten aus der Zeit nach 1933 oftmals auf. Er verdeutlicht konzis die (instrumentelle) Verklammerung von „Wehr“ und „Politik“, wie dies exemplarisch eine weitere mit „Wehrpolitik“ betitelte Studie belegt. Der militärische Kriegsbeginn sei einer Verlängerung der politischen Friedenslinie: „*Das*

⁶⁹ Metzsch, Clausewitz Katechismus (1937), S. 25. Vgl. Messerschmidt, Wehrmacht, S. 169.

⁷⁰ Kleine Wehrkunde (1934), S. 72. Diese Schrift wurde von der Deutschen Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften herausgegeben.

⁷¹ Jost, Die wehrpolitische Revolution des Nationalsozialismus (1936), S. 25.

⁷² Internes Schreiben des Chefs der Organisationsabteilung des Truppenamtes, Oberstleutnant i. G. von Sodenstern, vom 7. Dezember 1933 und Entwurf einer Regelung der „Befugnisse der obersten politischen und militärischen Führung im Krieg und Frieden“, in: Müller, Heer und Hitler, Dok. 25, S. 623-625.

⁷³ Oertzen, Grundzüge der Wehrpolitik (2. Auflage 1938 bearbeitet von Hermann Foertsch, 1. Auflage 1933), S. 159; vgl. auch S. 162-164, wo eine unbedingte Unterordnung der militärischen Führung unter die Politik auch während des Krieges gefordert wird und diesbezügliche gegensätzliche Meinungen namhafter Militärschriftsteller wie Bernhardi, Blume, Freytag-Loringhoven und Ludendorff kritisiert werden.

Friedensziel ist identisch mit dem Kriegsziel. Nur die Mittel, das Ziel zu erreichen, ändern sich.“ Dann folgt das zugespitzte, apodiktische Resümee: *„Krieg ist und bleibt Politik.“*⁷⁴

Hermann Foertschs⁷⁵ Untersuchung zur „Kriegskunst heute und morgen“ griff, nach einer einleitenden sozialdarwinistischen Kriegslegitimation, bei der Frage „Was ist der Krieg?“ auch wieder auf die clausewitzsche Formel zurück.⁷⁶ In Bezug auf die Kriegsziele wurde die ausschlaggebende Funktion der Politik betont: *„Das Ziel des Krieges muss also aus der Politik herauswachsen, muss von der Politik bestimmt werden.“* Was können (politische) Kriegsziele sein? Eroberungen, Landerwerb, Besitzerhaltung, Vorherrschaft, Selbstbehauptung oder innere Machterhaltung, aber auf Dauer hätten nur Kriegsziele Erfolg, die aus den *„Notwendigkeiten des völkischen Lebens“* erwachsen würden und sittlich begründet seien.⁷⁷ Indem der Bezug zum völkischen Gedanken hergestellt wurde, blieb der Krieg zwar die Fortsetzung und das Instrument der Politik, aber die Politik und mit ihr der Krieg gewannen durch die völkische bzw. nationalsozialistische Weltanschauung eine neue Bedeutung – der Krieg wurde zum Instrument einer *nationalsozialistischen* Politik umgedeutet.⁷⁸ In einem Vortrag am 26. März 1939⁷⁹ vor Kreisamtsleitern und Gauamtsleitern der NSDAP gab der Oberbefehlshaber des Heeres Walther v. Brauchitsch unmissverständlich zu verstehen, dass die Wehrmacht als Instrument der Politik zugleich Instrument der nationalsozialistischen Weltanschauung sei: *„Die deutsche Wehrmacht ist Instrument seiner [Hitlers, N. M.] Politik, als solches vertritt sie die politische Zielsetzung des Führers nach innen wie nach aussen. Die politische Zielsetzung ist gegründet auf die nationalsozialistische Weltanschauung. Waffe und Weltanschauung bedingen die Schlagkraft der Wehrmacht.“*⁸⁰

Die Betonung der Krieg/Politik-Relation zeitigte im Kontext der nationalsozialistischen Herrschaft noch eine weitere bedeutsame Wirkung. Wie oben schon dargelegt, verbot das militärische Selbstverständnis einen Einfluss auf den konkreten politischen Inhalt und die politischen

⁷⁴ Metzsch, Wehrpolitik (1939), S. 88f., siehe auch S. 72 u. 80. Zur „Wehrpolitik“ vgl. Metz, Wehrpolitik und Wehrverfassung (1934), S. 26f., Niedermayer, Wehrpolitik (1939), S. 180f. u. passim, Handbuch der neuzeitlichen Wehrwissenschaften, 1. Bd. (1936), Artikel „Wehrpolitik“, S. 707-710.

⁷⁵ Hermann Foertsch, Oberst des Generalstabes, war Chef der Abteilung Inland im Wehrmachtamt und an der politischen Erziehungsarbeit der Wehrmachtführung massgeblich beteiligt (Messerschmidt, Der Reflex der Volksgemeinschaft, S. 207); zu Foertschs Wirken auch Messerschmidt, Wehrmacht, S. 155f.

⁷⁶ Foertsch, Kriegskunst heute und morgen (1939), S. 17f. Auf S. 26-28 wird das Verhältnis zwischen politischer und militärischer Führung diskutiert.

⁷⁷ Foertsch, Kriegskunst heute und morgen, S. 18. Zum Begriff des „sittlichen“ Krieges vgl. unten Kapitel I, 2a.

⁷⁸ Vgl. Jost, Die wehrpolitische Revolution des Nationalsozialismus (1936), S. 26: *„Der Nationalsozialismus hat dem Begriff der Politik einen völlig neuen Sinn gegeben.“*

⁷⁹ Am 25. März 1939, also einen Tag vor diesem Vortrag, hatte Hitler Brauchitsch mit den Vorbereitungen der Planungen für den Fall „Weiss“ – den Angriff auf Polen – beauftragt (Müller, Armee und Drittes Reich, S. 122).

⁸⁰ Dieser Vortrag wurde in der Reihe der Schulungshefte für den Unterricht über nationalsozialistische Weltanschauung und nationalpolitische Zielsetzung, hg. vom OKW, 1. Jg. 1939, Heft 3 mit dem Titel: *„Das Heer im Dritten Reich. Auszug aus dem Vortrag des Herrn Oberbefehlshabers des Heeres Generaloberst von Brauchitsch, am 26.3.1939, auf der Ordensburg Sonthofen, vor den Kreisamtsleitern und Gauamtsleitern der NSDAP“* publiziert. Zitat S. 14.

Ziele, der Soldat sollte sich als Krieger und nicht als Politiker verstehen. In der Wehrmacht erhob man zwar den „politischen Soldaten“, wie noch zu zeigen sein wird, zum Ideal, gleichzeitig wurde aber mit Nachdruck darauf verwiesen, dass die Wehrmacht zu den politischen Zielsetzungen nichts zu sagen und sich der politischen Führung, das heisst dem Führer Adolf Hitler, bedingungslos unterzuordnen habe. Dazu sei bemerkt, dass es in der Wehrmacht durchaus Opposition gegen die kriegstreiberische Politik Hitlers gab, auch wenn diese bis Kriegsbeginn und erst recht nach den siegreichen Feldzügen immer mehr verstummte. In einer Denkschrift aus dem Oberkommando der Wehrmacht (OKW) vom April 1938, die sich zur Hauptsache mit organisatorischen Problemen der Wehrmachtführung befasste, wurde das Primat der Politik mit einem expliziten Verweis auf Clausewitz betont: *„Den Gesamtkrieg zu führen, ist Sache des Führers und Reichskanzlers. ‚Denn der Krieg ist‘ – wie Clausewitz sagt – ‚ein Werkzeug der Politik.‘“*⁸¹ Ein vom Wehrmachtführungsstab verfasster Entwurf für einen Erlass Hitlers an das Offizierskorps hielt fest: *„Die militärischen Realitäten als Grössenfaktor richtig einzureihen in die politische Zielsetzung ist allein Aufgabe des Staatmannes.“*⁸² Der Generalstabschef des Heeres, Franz Halder, erklärte im Frühjahr 1939 in einer Ansprache⁸³ zum geplanten Krieg gegen Polen, politische Erwägungen lasse er bewusst beiseite, und mahnte, dass die Wehrmacht nicht darüber zu entscheiden habe, ob und wann ein Krieg geführt werde. Es möge zwar einige geben, die aussenpolitisch oder gar weltanschaulich anders denken würden als die Staatsführung, aber das Offizierskorps dürfe sich nicht mit Dingen befassen, die ausserhalb des Aufgabenbereichs der Wehrmacht ständen.⁸⁴

Bezeichnend sind auch die Aussagen Erich v. Mansteins, einem der berühmtesten und angesehensten, aber auch umstrittensten Wehrmachtgeneräle, welcher die Nachkriegswahrnehmung der Wehrmacht entscheidend beeinflusst hat.⁸⁵ Damals noch Generalleutnant und Divisionskommandeur in Liegnitz in Schlesien, nahm er am 21. Juli 1938 in einem Brief⁸⁶ Stellung zu einer Mitteilung des Generalstabschefs des Heeres Ludwig Beck, der sich in den Sommermona-

⁸¹ OKW-Denkschrift vom 19. April 1938, „Die Kriegführung als Problem der Organisation“, in: Görnitz, Keitel, S. 159.

⁸² Vom Chef des Wehrmachtführungsstabes verfasster Entwurf für einen Erlass Hitlers an das Offizierskorps vom 19. Oktober 1938, in: Müller, Armee und Drittes Reich, Dok. 45, S. 179.

⁸³ Ansprache ediert bei Hartmann/Slutsch, Franz Halder und die Kriegsvorbereitungen im Frühjahr 1939, Eine Ansprache des Generalstabschefs des Heeres, S. 467-478 (Einführung und Quellenkritik), S. 479-495 (Edition). Die Authentizität der Rede wird aber angezweifelt von Mayer, Eine authentische Halder-Ansprache? Wilhelm Deist bemerkt dazu, dass das Dokument trotz der in Frage gestellten Authentizität die allgemeine Haltung der militärischen Führung zu dieser Zeit ausdrücke, wenn vielleicht auch überspitzt, so doch zutreffend (Deist, Blitzkrieg or Total War, S. 280, Anm. 47).

⁸⁴ Ansprache Halders, S. 479. Hartmann/Slutsch fügen an, Halders Hinweis sei ein deutliches Signal gegen jene Oppositionellen in der Wehrmacht gewesen, die ihn noch im September 1938 in ihre Staatsstreichpläne einbezogen hätten (S. 479, Anm. 3, vgl. auch S. 477).

⁸⁵ Zu Manstein siehe die Studie von Wrochem, Manstein.

⁸⁶ Brief Mansteins vom 21. Juli 1938 an den Generalstabschef des Heeres Beck, in: Müller, Heer und Hitler, Dok. 42, S. 656–665; vgl. auch Müller, Heer und Hitler, S. 336f. u. Wrochem, Manstein, S. 44.

ten 1938 vehement gegen Hitlers Absicht, die Tschechoslowakei anzugreifen, gewandt und versucht hatte, die Spitzen der Wehrmacht vor den Folgen einer in seinen Augen verführten Auseinandersetzung zu warnen.⁸⁷ Auch Manstein sah Probleme, war aber der Meinung, dass die Verantwortung in den Händen der politischen Führung liege. Er schrieb, seines Erachtens unterliege die Beurteilung des Risikos eines militärischen Eingreifens seitens der Westmächte *„allein der Verantwortung der pol. Führung.“* Wenn Hitler auf Grund seiner Beurteilung der Lage zum Ergebnis komme, die Tschechei besser früher als später anzugreifen, unterliege das *„allein seiner“*⁸⁸ *Entscheidung und Verantwortung.* *„Das Risiko, ohne das nun einmal in der Politik so wenig wie in der Kriegführung ein grosser Erfolg zu erringen ist, bleibt Risiko der pol. Führung [...]“*, fuhr Manstein fort und hielt nochmals fest, dass *„die letzte Verantwortung nur beim Führer liegen kann. Immerhin hat er bisher stets den Beweis erbracht, die pol. Lage richtig zu beurteilen.“*⁸⁹ Zu den militärischen Vorbereitungen und Massnahmen, wie der Verstärkung der Westgrenzen, der Aufstellung neuer Divisionen und den Aufmarschoperationen an der tschechoslowakischen Grenze fügte Manstein zwar kritische Bemerkungen an; er schrieb aber auch, diese Massnahmen würden eine Drohung darstellen, welche *„als Mittel der Politik zweifellos folgerichtig erdacht ist.“*⁹⁰ Während des Krieges äusserte sich Manstein einmal dahingehend, dass der Soldat nichts weiter als ein Vollstrecker des politischen Willens der Führung sei.⁹¹ Auch seine 1955 erschienenen, viel beachteten Kriegserinnerungen standen unter dem Motto des „unpolitischen“ Soldaten. Im Vorwort hielt Manstein fest: *„Dieses Buch ist die Aufzeichnung eines Soldaten. Bewusst habe ich darauf verzichtet, politische Probleme [...] zu erörtern.“*⁹² In gleicher Weise beriefen sich noch andere Wehrmachtgeneräle in ihren Erinnerungen darauf, sie hätten nur den Willen der politischen Führung vollzogen. Heinz Guderian versuchte so, die Vorwürfe gegen die Wehrmachtführung zu entkräften: Die Anklagen der internationalen Gerichtshöfe gegen die führenden Köpfe der Wehrmacht seien an der entscheidenden Tatsache vorbeigegangen, dass *„die Politik nicht von Soldaten sondern von Politikern gemacht wurde [...]“*. Die *„Fortsetzung der Politik mit ande-*

⁸⁷ Details bei Müller, *Armee und Drittes Reich*, S. 108-114. Auf Becks Kriegsauffassung wird in Kapitel I, 1b näher eingegangen.

⁸⁸ Im Original hervorgehoben.

⁸⁹ Brief Mansteins, S. 660.

⁹⁰ Brief Mansteins, S. 662.

⁹¹ Zit. nach Förster, *Geistige Kriegführung*, S. 573, Anm. 64.

⁹² Manstein, *Verlorene Siege* (1955), Vorwort ohne Seitenzahl („Soldaten“ im Original hervorgehoben). Vgl. S. 68f., wo Manstein – ähnlich wie im Brief an Beck – darlegte, dass die Entscheidung zum Krieg während der Sudetenkrise bei der politischen Führung gelegen habe. Auch bei der Frage nach der Weiterführung des Krieges nach dem Polenfeldzug habe letztlich Hitler als Staatsoberhaupt entscheiden müssen. Vgl. auch Manstein, *Aus einem Soldatenleben* (1958), S. 353f.: *„Uns genügte es, als Soldaten Träger des Machtinstrumentes des Staates, des Reiches zu sein. Die Politik überliessen wir den Politikern [...]“*. Zu den Autobiographien Mansteins Wrochem, Manstein, S. 289-300; die Spaltung zwischen dem Soldatischen und Politischen bei Manstein analysiert der Aufsatz von Schneider, *Denkmal Manstein*.

ren Mitteln“ sei dann letztendlich den Soldaten überlassen.⁹³ In seinen „Gedanken zum Zweiten Weltkrieg“ bemühte auch Albert Kesselring die Clausewitz-Formel.⁹⁴ Im Schlusswort deutete er auf den Gewissenskonflikt hin, dem sich viele einem traditionellen Ehrbegriff verpflichtete Offiziere ausgesetzt gesehen hätten. Doch es galt: „*Dem Politiker gebührt die führende Stellung. Der Soldat hat sich auf die verantwortungsbewusste Beratung zu beschränken.*“⁹⁵

Die Wehrmacht hatte sich zu Beginn der Naziherrschaft noch gerne als eine „unabhängige Säule“ des Staates gesehen. Eine Auffassung, die sich schnell einmal als Illusion entpuppte. Die immer mehr durch den Nationalsozialismus vereinnahmte Wehrmacht wurde, mit tatkräftiger Unterstützung der Wehrmachtsspitzen notabene, zu *Hitlers* Wehrmacht und zu seinem Instrument des Krieges.⁹⁶ Indem man sich auf das Clausewitz-Diktum berief, konnte das Primat der (nationalsozialistischen) Politik rechtfertigt und die Verantwortung über Krieg und Frieden auf die politische Führung abgewälzt werden. Über Ziel und Zweck, über Recht und Unrecht eines als blosses Mittel der Politik gedeuteten Krieges brauchten sich die Militärs keine weiteren Gedanken zu machen. Die instrumentelle Kriegsbegründung war auch nach dem Krieg, wie die erwähnten Erinnerungen ehemaliger Wehrmachtgeneräle illustrieren, ein Vehikel, um die Wehrmacht als solche und sich selber zu exkulpieren und sich um jegliche Verantwortung zu futieren.⁹⁷ Die nach 1945 inszenierte Legende von der „sauberen“ Wehrmacht, die von Ausnahmen abgesehen anständig gekämpft habe, konnte sich (zu) lange halten.⁹⁸ Dieses Apologiekonstrukt sollte letztlich die Tatsache verhüllen, dass die deutsche Wehrmacht eben nicht unabhängig und losgelöst, sozusagen im „politikleeren“ Raum Krieg führte, sondern Instrument und Stütze einer verbrecherischen und am Ende auch selbstzerstörerischen Politik war. Ein rein „soldatischer“ Krieg ist unmöglich, wenn die dahinter stehende Politik verbrecherisch ist. Wenn die Politik verbrecherischen Charakters ist, dann ist es auch der Krieg als deren Instrument.

⁹³ Guderian, *Erinnerungen eines Soldaten* (13. Auflage 1994), S. 420. Vgl. dazu Guderians Bemerkung S. 58: „*Wir sind nicht leichten Herzens in den Krieg gezogen, und es gab keinen General, der zum Krieg geraten hätte.*“

⁹⁴ Kesselring, *Gedanken zum Zweiten Weltkrieg* (1955), S. 43: „*Der Krieg ist die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln.*“

⁹⁵ Kesselring, *Gedanken zum Zweiten Weltkrieg*, S. 194.

⁹⁶ Zum Verhältnis Wehrmacht – Nationalsozialismus – Hitler die grundlegende Studie von Messerschmidt, *Wehrmacht*; vgl. im Weiteren Müller, *Das Heer und Hitler*, S. 11-126 u. Müller, *Deutsche Militär-Elite*, S. 257-290.

⁹⁷ Vgl. Wrochem, *Manstein*, S. 321, Hürter, *Hitlers Heerführer*, S. 67 u. 98f.

⁹⁸ Dazu Wette, *Die Wehrmacht*, S. 195-283.

b. Die Vermischung von Krieg und Politik

Krieg und Politik bei Ludendorff, Conrad v. Hötzendorf und Hitler

Der Erste Weltkrieg, der nicht nur eine militärische Auseinandersetzung gewesen war, sondern Formen eines alle gesellschaftlichen Bereiche erfassenden „totalen Krieges“⁹⁹ angenommen hatte, beeinflusste auch die auf dem Clausewitz-Diktum fussende Kriegsauffassung. Die Krieg/Politik-Beziehung wurde, wie oben dargelegt, nach wie vor als Erklärung verwendet, aber es lässt sich in Bezug auf den politisch-instrumentellen Kriegsdiskurs bei einigen Autoren eine bedeutsame Akzentverschiebung feststellen. Das Verhältnis von Krieg und Politik wurde oft nicht mehr in dem Sinne gedeutet, dass der Krieg ein Instrument der Politik darstellt und sich Krieg und Politik deutlich abgrenzen lassen. Im Folgenden geht es darum aufzuzeigen, wie die Grenzen zwischen Krieg und Politik verwischt wurden und die instrumentelle Beziehung von Krieg und Politik vitalistisch umgedeutet wurde.

Einer der den clausewitzschen Grundsatz vom Krieg als Fortsetzung der Politik vehement verwarf, war der eigenwillige Erich Ludendorff, welcher den Oberbefehl über das deutsche Heer zusammen mit Hindenburg in den letzten zwei Kriegsjahren innegehabt hatte.¹⁰⁰ Von einer antagonistischen und sozialdarwinistischen Weltsicht ausgehend, erhob Ludendorff den Krieg zum Grundprinzip internationaler Beziehungen.¹⁰¹ In der Ära eines „totalen Krieges“, welcher Staat, Gesellschaft und Wirtschaft unerbittlich in seinen Sog ziehe, könne es keine scharfe Grenzziehung zwischen Politik und Krieg geben. Politik dürfe nicht mehr bloss die „*Kunst des Möglichen*“ sein, sondern habe die „*Erfüllung des Notwendigen*“ als Dienerin des Krieges zur Aufgabe.¹⁰² Besonders deutlich gegen Clausewitz richtete sich Ludendorff in seinem bekannten und viel zitierten Werk „Der totale Krieg“.¹⁰³ Er betonte, das Wesen von Krieg und Politik habe sich geändert und alle Theorien von Clausewitz seien über den Haufen zu werfen. Nun folgt die zentrale kriegsdeutende Aussage: „*Krieg und Politik dienen der Lebenserhaltung des Volkes, der Krieg aber ist die höchste Äusserung völkischen Lebenswillens.*“¹⁰⁴ Dies ist der Kern einer umgewandelten Deutung der

⁹⁹ Zum Begriff und zur Konzeption des „totalen Krieges“ sowie dessen Funktion für die Kriegsdiskurse siehe Kapitel V, 1a.

¹⁰⁰ Zu Ludendorff Chickering, Ludendorff's Total War.

¹⁰¹ Ludendorff, Kriegführung und Politik (1922), S. 332f.

¹⁰² Ludendorff, Kriegführung und Politik, S. 1-23 u. 140. Vgl. Chickering, Ludendorff's Total War, S. 161. Auf Ludendorffs eigentümliche Verschwörungstheorien, „Volksgeist“ und „Gotterkenntnis“-Ideen soll hier nicht näher eingegangen werden.

¹⁰³ Ludendorff, Der totale Krieg (1935). Dazu Chickering, Ludendorff's Total War, S. 173-176 u. Wehler, Absoluter und Totaler Krieg, S. 238-243.

¹⁰⁴ Ludendorff, Der totale Krieg, S. 10. Vgl. auch S. 3-9, wo sich Ludendorff mit den clausewitzschen Theorien auseinandersetzt sowie Ludendorff, Kriegführung und Politik, S. 23. Einige Militärschriftsteller kritisierten Ludendorffs

Krieg/Politik-Relation: Politik und Krieg, beide sind Instrumente der *Lebenserhaltung* und des *Lebenswillens* eines Volkes, der Krieg nicht mehr bloss Fortsetzung der Politik, sondern die höchste Form des *Lebenskampfes*. Die von Ludendorff inflationär gebrauchten Begriffe „Lebenserhaltung“, „Lebenskampf“, „Lebenswillen“ (auf der zitierten Seite tauchen sie sieben Mal auf!) drückten die Überzeugung aus, dass sich der Zweck sowohl der Politik als auch des Krieges letzten Endes immer auf das *Leben* des Volkes/Staates beziehe. Den Fluchtpunkt von Politik und Krieg bildeten nunmehr die existentiellen (völkischen) Lebensinteressen. Es ist anzumerken, dass diese vitalistische Begrifflichkeit auf einem Staatsverständnis basierte, das sich gegen Ende des 18. Jahrhunderts durchzusetzen begann und schliesslich zum Allgemeingut wurde: Nämlich dass der Staat kein mechanisches Gebilde darstelle, sondern vielmehr ein dynamischer *Organismus* sei, ein autonomes Individuum und daher quasi einem Lebewesen gleichzusetzen.¹⁰⁵

Eine Grenzverwischung zwischen Politik und Krieg deutet sich noch in anderen Texten an, wenn auch nicht derart explizit gegen Clausewitz gerichtet wie bei Ludendorff;¹⁰⁶ beispielsweise bei Seeckt, der auf das Gleichartige von Krieg und Politik als Formen des Kampfes ums Dasein hinwies.¹⁰⁷ Energisch vertrat Franz Conrad v. Hötzendorf, Generalstabschef der österreichisch-ungarischen Armee, die Auffassung, dass Krieg und Politik letztlich nur Elemente des Daseinskampfes seien.¹⁰⁸ Diese Sichtweise taucht immer wieder in seinen von einer dezidiert sozialdarwinistischen Grundhaltung geprägten Diensterinnerungen und privaten Aufzeichnungen auf.¹⁰⁹ Gestützt auf den für Conrad unumstösslichen Grundsatz, dass der „*Kampf ums Dasein*“ das einzig massgebende Prinzip im Völkerleben darstelle,¹¹⁰ wurden Politik und Krieg sowie deren Beziehung zueinander definiert. Politik war darum für Conrad „*nichts anderes als eine Form des grossen Kampfes ums Dasein*“¹¹¹ und die „*Anerkennung des Kampfes ums Dasein als Grundprinzip alles irdischen*

explizite Clausewitz-Ablehnung, so etwa Foertsch, *Kriegskunst heute und morgen* (1939), S. 26f., Oertzen, *Grundzüge der Wehrpolitik* (1938), S. 164, vgl. ferner Metzsch, *Wehrpolitik* (1939), S. 72.

¹⁰⁵ Vgl. Mori, *Das Bild des Krieges*, S. 232f., dazu auch Kapitel I, 2a.

¹⁰⁶ Vgl. in diesem Zusammenhang auch die Zitate (oben Kapitel I, 1a) von Goltz und Bernhardi, wo aber vom Clausewitz-Diktum grundsätzlich nicht abgewichen wurde.

¹⁰⁷ Schlussbesprechung der Führerreise 1923 durch den Chef der Heeresleitung, General der Infanterie v. Seeckt, in: Meier-Welcker, *Offiziere im Bild von Dokumenten*, Dok. 78, S. 228f., dazu Wallach, *Das Dogma der Vernichtungsschlacht*, S. 338f. Vgl. im Weiteren Bauer, *Der grosse Krieg in Feld und Heimat* (1921), S. 145-147, Kiessling, *Ewiger Krieg* (1890), S. 25, Reichenau, *Einfluss der Kultur auf Krieg und Kriegsrüstung* (1897), S. 32f. Reichenau meinte, es gebe keinen prinzipiellen Gegensatz zwischen Krieg und Frieden, hier wie dort gehe es um einen Daseins- und Interessenskampf.

¹⁰⁸ Obwohl Conrad v. Hötzendorf ein österreichischer Militär war, werden seine Texte in dieser Arbeit aufgrund der umfangreichen kriegsdeutenden Ausführungen berücksichtigt. Österreich-Ungarn und das deutsche Reich waren sich ja auch als Verbündete sehr nahe gestanden.

¹⁰⁹ Conrad, *Aufzeichnungen* (1921-1925), dort v. a. auf den S. 128, 141, 148, 158, 168-170, 208-211, 284f., 289, 300f.; Conrad, *Aus meiner Dienstzeit 1906-1918*, 5 Bde. (1921-1925). Vgl. v. a. 1. Bd. S. 13, 2. Bd. S. 90 u. 450, 3. Bd. S. 754, 5. Bd. S. 972.

¹¹⁰ Conrad, *Aufzeichnungen*, S. 262.

¹¹¹ Conrad, *Aufzeichnungen*, S. 128.

Geschehens ist die einzige reelle und vernünftige Grundlage jedweder Politik.“¹¹² Dies bedinge, dass im Sinne des Daseinskampfes auch die Politik geführt werden müsse. Eine Politik, die bloss den Frieden erhalten wolle, werde in die Niederlage führen, da sie nicht auf dem Naturprinzip des Daseinskampfes gründe. Die Politik müsse entschlossen zum Kampfe greifen, wenn sich die Chancen bieten würden, und müsse diese Chancen auch bewusst herbeiführen und ausnützen.¹¹³ Diese Tatsachen habe die von einer falschen friedensorientierten Weltsicht ausgehende deutsche und österreichisch-ungarische Politik nicht erkannt, im Gegensatz zu den Ententemächten, die „den Kampf als natürliche Triebkraft im Völkerdasein“ zur Grundlage ihrer Politik gemacht hätten, so Conrads bitterer Vorwurf an die Adresse der Vorkriegspolitik seines Landes und dessen Verbündeten.¹¹⁴ Ein Politiker könne nämlich nicht „Menschenfreund“ sein, denn „[d]er Menschenfreund mag von der Möglichkeit ewigen Friedens träumen, der führende Politiker aber [...] muss die Dinge nehmen wie sie sind und die Konsequenzen aus dem unerbittlichen Kampf ums Dasein ziehen.“¹¹⁵ Somit würden sich manchmal Situationen ergeben, in denen „der Krieg die einzige Politik ist und wo deren Führung in den Händen der Militärs ruhen sollte und nicht in jenen der dinierenden, soupierenden, causierenden Diplomaten.“¹¹⁶ Schon 1910 hatte Conrad in einer Denkschrift für Kaiser Franz Joseph sein abgewandeltes Clausewitz-Diktum formuliert: „In diesem Sinne ist der Krieg nicht lediglich Mittel der Politik, sondern er ist selbst Politik.“¹¹⁷ Conrads Deutungen verwischen die Grenzen zwischen Politik und Krieg und heben sie gleichsam auf – Politik und Krieg vermischen sich. Die Mittel/Zweck-Relation erfährt hierbei eine geänderte Ausrichtung und Bedeutung: Krieg wie auch Politik werden zu Mitteln eines existentiellen „Kampfes ums Dasein“ als primärem Zweck, Politik und Krieg gleichermaßen dienen dem alles beherrschenden, naturgesetzlichen Daseinskampf. In der Fixierung auf den Daseinskampf und der daraus abgeleiteten Sicht von Politik und Krieg gründeten die von Conrad ständig erhobenen Forderungen nach einem Präventivkrieg, einer, wie er es nannte, „aktiven Kriegspolitik“.¹¹⁸

¹¹² Conrad, Aufzeichnungen, S. 148, ähnlich S. 289.

¹¹³ Conrad, Aus meiner Dienstzeit, 5. Bd., S. 972. Ähnlich war Moltke d. J. der Meinung, dass die höchste Kunst der Diplomatie nicht darin bestehe, den Frieden unter allen Umständen zu erhalten, sondern günstige Voraussetzungen für einen Kriegseintritt zu schaffen (Betrachtungen und Erinnerungen, November 1914, in: Moltke, Erinnerungen, S. 11).

¹¹⁴ Conrad, Aufzeichnungen, S. 168f., vgl. auch S. 164f. u. 296 sowie Conrad, Aus meiner Dienstzeit, 5. Bd., S. 973-975.

¹¹⁵ Conrad, Aus meiner Dienstzeit, 1. Bd., S. 13 („Kampf ums Dasein“ im Original hervorgehoben).

¹¹⁶ Conrad, Aufzeichnungen, S. 141 („Krieg“ im Original hervorgehoben).

¹¹⁷ Denkschrift vom 31. Oktober 1910, in: Conrad, Aus meiner Dienstzeit, 2. Bd., S. 90. Interessant ist, dass sich Conrad nicht eigentlich gegen das Clausewitz-Dogma aussprach, sondern im Gegenteil anderen falsch verstandene Clausewitz-Theorien vorhielt (Denkschrift, S. 90).

¹¹⁸ So in der Denkschrift vom 31. Oktober 1910: Ein bedrohter Staat wie eben Österreich-Ungarn könne nur in einer aktiven Kriegspolitik sein Heil finden (Conrad, Aus meiner Dienstzeit, 2. Bd., S. 90). Vgl. auch Denkschrift vom 15.

Die Vermischung von Krieg und Politik verinnerlicht hatte auch Adolf Hitler, der als Führer und Reichskanzler einerseits, als oberster Befehlshaber der Wehrmacht andererseits sowohl die politische als auch die militärische Befehlsgewalt ausübte.¹¹⁹ In seinem „Zweiten Buch“¹²⁰ legte er sein grundlegendes Verständnis von Politik dar. Politik ist zuerst einmal „werdende Geschichte“: *„Politik ist werdende Geschichte. Geschichte selbst ist die Darstellung des Lebenskampfes eines Volkes. Ich setze hier mit Absicht das Wort ‚Lebenskampf‘ ein, weil in Wahrheit jegliches Ringen um das tägliche Brot, ganz gleich ob im Frieden oder Kriege, ein ewiger Kampf ist gegen tausend und abertausend Widerstände, so wie das Leben selbst ein ewiger Kampf gegen den Tod ist.“*¹²¹ Es ist wiederum der „Lebenskampf“ als ausschlaggebende Maxime, die die Funktion von Politik bestimmt, die *„in Wahrheit die Durchführung des Lebenskampfes eines Volkes“* ist.¹²² Die höchste Aufgabe der Politik, so Hitlers Schlussfolgerung, ist die Lebenserhaltung und Zukunftssicherung eines Volkes und zwar unter Einsatz des Lebens. Die Politik ist die Führerin des Lebenskampfes, ihre Wirksamkeit entscheidet schlussendlich über Leben und Tod eines Volkes. Darum ist eine Unterscheidung zwischen Friedens- und Kriegspolitik sinnlos (*„die beiden Begriffe Friedens- oder Kriegspolitik sofort in ein Nichts versinken“*), denn der Einsatz, um den durch die Politik gerungen wird, ist immer das Leben: *„Um das Leben eines Volkes und für dieses Leben hat die Politik zu kämpfen und sie muss dabei die Waffe ihres Kampfes stets so wählen, dass dem Leben im höchsten Sinne gedient wird.“*¹²³ Die Konturen von Krieg und Politik, von Krieg und Frieden überhaupt, verwischen in diesen Darlegungen ganz. Der zu bestehende (völkische) Lebenskampf wurde zum alleinigen Zweck stilisiert. Jegliches politisches Handeln diene für Hitler bloss der Durchführung dieses Kampfes, sei es mit kriegerischen oder anderen Mitteln.

Sein Politik-Dogma hat Hitler später wiederholt propagiert, etwa in der Denkschrift zum Vierjahresplan 1936, wo er die im „Zweiten Buch“ gemachten Ausführungen konzis auf den Punkt brachte: *„Politik ist die Führung und der Ablauf des geschichtlichen Lebenskampfes der Völker. Das*

November 1911 (Conrad, Aus meiner Dienstzeit, 2. Bd., S. 436ff.); zudem Conrad, Aus meiner Dienstzeit, 1. Bd., S. 13, Conrad, Aufzeichnungen, S. 208-211 u. passim sowie Sondhaus, Conrad von Hötendorf, S. 82.

¹¹⁹ Hitlers allgemeine Deutung des Krieges wird unten näher beleuchtet im Exkurs zu Kapitel III.

¹²⁰ Diese im Frühsommer 1928 verfassten (und ohne Titel versehenen) Aufzeichnungen wurden zu seinen Lebzeiten nicht veröffentlicht. Sie erschienen erst 1961 unter dem Titel „Hitlers Zweites Buch“. 1995 hat das Institut für Zeitgeschichte eine überarbeitete Fassung in der Editionsreihe „Hitler. Reden, Schriften, Anordnungen“ herausgegeben. Der für die erste Veröffentlichung gewählte Titel „Hitlers Zweites Buch“ wurde nicht beibehalten; die Herausgeber der neuen Fassung waren der Meinung, die Überschrift „Aussenpolitische Standortbestimmung nach der Reichstagswahl“ kennzeichne den Inhalt wesentlich treffender. Da jedoch die Forschungsliteratur stets von Hitlers „Zweitem Buch“ spricht, wird diese Bezeichnung auch hier benutzt (Hitler, Reden, Schriften, Anordnungen, Februar 1925 bis Januar 1933, Bd. II A: Aussenpolitische Standortbestimmung nach der Reichstagswahl Juni – Juli 1928).

¹²¹ Hitlers Zweites Buch, S. 4.

¹²² Hitlers Zweites Buch, S. 5; zu Hitlers Politikverständnis vgl. Wette, Ideologien, S. 36.

¹²³ Hitlers Zweites Buch, S. 5 u. 9.

Ziel dieser Kämpfe ist die Behauptung des Daseins.“¹²⁴ Zudem erläuterte Hitler seine Auffassungen auch in Reden vor Wehrmachtsangehörigen, so beispielsweise in der Ansprache vom 25. Januar 1939 vor 217 Offizieren, darunter führenden Generälen und Admirälen.¹²⁵ Mit einem Verweis auf vergangene Zeiten bezeichnete er die Konstruktion eines Gegensatzes zwischen Politik und „Schwert“ als unsinnig:

*„Schwert war früher immer gleichbedeutend mit politischer Führung, denn die Einheit der Überzeugung, dass Politik letzten Endes auch Schwertkraft ist und Schwertmacht erfordert, war früher allgemein. Erst die neueren Zeitalter haben es fertiggebracht, zwischen Krieg und Politik [...] Gegensätze aufzuzeigen, die natürlich sachlich und wirklich nicht vorhanden sein können. In den grossen Zeiten der Geschichtsbildung – d. h. des Staatenwerdens – ist Politik tatsächlich die Kunst des Möglichen, d. h. die Erreichung eines Zieles mit allen denkbaren Mitteln: Überredung, List, Klugheit, Beharrlichkeit, Güte, Schläue, aber auch Brutalität, d. h. auch das Schwert, wenn die anderen Mittel versagen.“*¹²⁶

Hitler ging mit seinen Ansichten tatsächlich weit über den clausewitzschen Grundsatz hinaus, gleichwohl benützte er diesen als Referenz, wie in der Ansprache vom 10. Februar 1939 vor einer Versammlung höherer Wehrmachtsoffiziere in der Berliner Krolloper.¹²⁷ Dort erklärte er, dass es nicht sein Ziel sei, *„vielleicht einen Krieg zu führen, sondern mein Ziel ist es, die unabweisbaren deutschen Lebensforderungen und Erfordernisse durchzusetzen, und zwar mit allen Mitteln, also, um mit Clausewitz zu sprechen, mit den Mitteln der Politik, [...] und wenn notwendig aber auch, mit den Mitteln des Schwertes.“*¹²⁸ Mit Bezug auf Hitlers Krieg/Politik-Anschauung hält John Keegan treffend fest: „Für ihn [Hitler] stellte der Krieg wirklich die Fortsetzung der Politik dar, ja Krieg und Politik waren in seinen Augen überhaupt keine gesonderten Aktivitäten.“¹²⁹ Dass es bei Hitler keine scharfe Trennlinie zwischen Krieg und Politik mehr gab, deutete die Monatsschrift der Deutschen Gesellschaft für

¹²⁴ Denkschrift ediert bei Treue, Hitlers Denkschrift zum Vierjahresplan 1936, S. 204-210, Zitat S. 204. Zur Denkschrift vgl. auch Kershaw, Hitler 1936-1945, S. 51-58.

¹²⁵ Hitlers Rede vor dem Offiziersjahrgang 1938 am 25. Januar 1939 in der Reichskanzlei, in: Jacobsen/Jochmann, Ausgewählte Dokumente zur Geschichte des Nationalsozialismus, Bd. 1, Dok. 25.1.1939, S. 1-10. Zur Rede Kershaw, Hitler 1936-1945, S. 229f. u. Thies, Architekt, S. 119.

¹²⁶ Rede vom 25. Januar 1939, S. 5.

¹²⁷ Rede Hitlers am 10. Februar 1939 vor Truppenkommandeuren in Berlin, in: Müller, Armee und Drittes Reich, Dok. 167, S. 365-375. Vgl. Kershaw, Hitler 1936-1945, S. 230 u. Thies, Architekt, S. 112-118.

¹²⁸ Rede vom 10. Februar 1939, S. 374.

¹²⁹ Keegan, Die Kultur des Krieges, S. 525. Gleichwohl kann man nicht von Hitler als einem überzeugten Anhänger von Clausewitz sprechen, wie Keegan dies macht; vielmehr diente Clausewitz für Hitler als „Schlagwortlieferant“ für seine Krieg/Politik-Auffassung. Hitler hat die clausewitzsche Kriegsphilosophie, wie viele andere übrigens auch, nie tiefer erfasst (vgl. Wallach, Das Dogma der Vernichtungsschlacht, S. 427-430 u. Tallgren, Hitler und die Helden, S. 243-252). In diesem Zusammenhang sind die Bemerkungen Wilhelm Keitels in einer Niederschrift während des Nürnberger Kriegsverbrechertribunals interessant. Keitel wies dort auf den Einfluss von Clausewitz sowie von Ludendorff – mit dessen Definition von Krieg und Politik als Erscheinungen des völkischen Selbsterhaltungstriebes – auf Hitler hin („Der Weisheit Schluss“, undatierte Niederschrift Keitels, in: Görlitz, Keitel, S. 390).

Wehrpolitik und Wehrwissenschaften in einem Leitartikel zu dessen 50. Geburtstag an. Der Führer habe, wurde lobend hervorgehoben, den Blick für die „*Totalität der Dinge*“, denn „[e]r sieht die Probleme nicht einseitig politisch, nicht einseitig militärisch.“¹³⁰

Der politische Soldat

Die „Totalität“ von Krieg und Politik erforderte nunmehr die Abkehr vom Ideal des unpolitischen Soldaten.¹³¹ Wohl durften die Militärs nicht politisch tätig sein und hatten sich der politischen Führung bedingungslos zu unterordnen, aber die Wehrmachtangehörigen sollten ihr Selbstverständnis nicht mehr bloss auf ihre rein militärische Profession und ihr militärisches Handwerk beziehen, sie mussten überdies zu „politischen Soldaten“ werden. In den Prozessakten des Nürnberger Kriegsverbrechertribunals ist ein in diesem Zusammenhang aufschlussreicher Vortragsentwurf vom Juni 1939 enthalten.¹³² Schon die Überschrift des Vortrags „Der Waffenträger – politischer Soldat“ gibt die Stossrichtung der Ausführungen an. Zwar dürfe ein Soldat nicht politisieren und an Wahlen und Abstimmungen teilnehmen, wie auch seine Zugehörigkeit zur Partei und ihren Gliederungen während des aktiven Wehrdienstes ruhe. „*Im Grunde seines Wesens*“, wird sodann hervorgehoben, „*ist der Soldat als Waffenträger aber politischer Soldat. Er ist überzeugter Nationalsozialist, Vertreter der Lebensgesetze des Nationalsozialismus.*“¹³³ Die Forderung nach dem „politischen“ Soldaten resp. Offizier wurde im militärischen Schrifttum öfters erhoben, zum Beispiel in einem Aufsatz eines Korvettenkapitäns zum Thema „Der Offizier im nationalsozialistischen Staat“. Darin wurde verlangt, dass sich ein Offizier von der Vorstellung, nur Waffenträger zu sein, losmachen und beginnen müsse, politisch zu denken.¹³⁴ In seinen wehrpolitischen Vorlesungen führte Generalleutnant Horst v. Metzsch aus, der Krieg lehre, dass der unpolitische Soldat nicht mehr genüge, der Soldat habe Anteil zu nehmen an den politischen Zielsetzungen. Metzsch forderte daher: „*Der Soldat von heute hat politisch zu sein, so wie der deutsche Soldat von gestern monarchisch war.*“¹³⁵ Hermann Foertsch verband das Erfordernis nach dem politischen Soldaten mit einer existentiellen Politikauffassung, so wie sie auch bei Ludendorff, Conrad oder Hitler anzutreffen ist: „*Politik ist alles, was das Leben der Nation gestaltet, ihrem Daseinskampf dient, ihren Be-*

¹³⁰ Dem Führer zum 50. Geburtstage, in: Wissen und Wehr, Monatsschrift der Deutschen Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften 4/1939, S. 242.

¹³¹ Vgl. Kühne, Kameradschaft, S. 105.

¹³² Vortragsentwurf vom 6. Juni 1939, in: Der Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem Internationalen Militärgerichtshof Nürnberg, Bd. XXXIII, Dok. 4065-PS, S. 132-135. Vgl. dazu Messerschmidt, Wehrmacht, S. 234-236.

¹³³ Vortragsentwurf vom 6. Juni 1939, S. 133.

¹³⁴ Kreyssing, Der Offizier im nationalsozialistischen Staat, Teil II, in: Marine-Rundschau 11/1937, S. 669. Zu Kreyssings Aufsatz Messerschmidt, Wehrmacht, S. 161-163.

¹³⁵ Metzsch, Krieg als Saat (1934), S. 56; vgl. auch die Bemerkung S. 3: „*Ich halte meine Vorlesungen [...] als bewusst politischer Soldat.*“

stand sichert.“ Es gehe deswegen nicht mehr an, dass der Soldat am politischen Denken keinen Anteil nehme.¹³⁶

In der militärischen Ausbildung, die auch eine politische und weltanschauliche Schulung beinhaltete, wurde auf die Wichtigkeit des politischen Standpunktes und der politischen Zusammenhänge hingewiesen. So behandelten die „Richtlinien für den nationalpolitischen Unterricht“ in einem Kapitel *„Die grundlegenden Zusammenhänge zwischen Politik und Soldatentum“*, worin gesagt wurde, erst die politische Zielsetzung gebe der soldatischen Aufgabe Bedeutung wie auch erst die politische Idee der militärischen Leistung Schwung verleihen könne.¹³⁷ In der Kriegsakademie solle, hiess es in einem Lehrordnungsentwurf, auf Fragen des Zusammenhanges zwischen Krieg und Politik eingegangen werden.¹³⁸

Wie mit Rückgriff auf das Clausewitz-Diktum der Forderung nach dem politischen Soldaten bzw. Offizier Nachdruck verliehen wurde, illustriert ein Erlass Walther v. Brauchitschs aus dem Dezember 1938.¹³⁹ Nach einer Lobrede auf Hitler und der Betonung der gemeinsamen Wurzeln von Wehrmacht und Nationalsozialismus erklärte Brauchitsch Folgendes: *„Der Offizier soll keine Politik treiben. Sein Dasein, sein ganzes Tun und Handeln aber ist Politik. Der Krieg ist nur die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln, – oder – der Friede die Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln.“*¹⁴⁰ Die Offizierstätigkeit wurde zum politischen Sein, zur politischen Handlung. Offizier wie Soldat sollten im Nationalsozialismus nicht mehr, wie dies früher noch als soldatisches Ideal gesehen worden war, apolitisch sein. Die rein instrumentelle Funktion wurde durchbrochen: Die Wehrmacht war nicht mehr nur ein (politisches) Instrument, vielmehr musste sie auch Politik und Weltanschauung des Nationalsozialismus verinnerlichen. Mit der Umkehrung des Clausewitz-Diktums – Friede als Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln – wurden in Brauchitschs Äusserungen gleichzeitig auch wieder die Grenzen zwischen Politik und Krieg verwischt.

¹³⁶ Foertsch, *Die Wehrmacht im nationalsozialistischen Staat* (1935), S. 33. Wie Hitler bezeichnete auch Foertsch Politik als *„werdende Geschichte“*. Der Soldat sei *„Gestalter und Beweger“* des geschichtlichen Geschehens (ebd.). Dieses Buch von Foertsch wurde vom Reichwehrministerium als grundlegend für den politischen Unterricht in der Wehrmacht eingestuft (Förster, *Geistige Kriegführung*, S. 494).

¹³⁷ BA-MA, RH 12-1/75, Richtlinien für den nationalpolitischen Unterricht, Bl. 5 (undatiert, gemäss Findbuch des BA-MA „um 1938“). Vgl. auch BA-MA, RH 12-1/76, Der nationalpolitische Unterricht im Heere, Entwurf einer Heeresdruckvorschrift, 4. Ausfertigung (undatiert, gemäss Findbuch des BA-MA „um 1938“).

¹³⁸ Auszug aus dem Entwurf der Kriegsakademie-Vorschrift des Oberkommandos des Heeres, 14. Mai 1938, in: Meier-Welcker, *Offiziere im Bild von Dokumenten*, Dok. 106, S. 273.

¹³⁹ Auszug aus dem Erlass des Oberbefehlshabers des Heeres, Generaloberst v. Brauchitsch, über Erziehung des Offizierskorps, 18. Dezember 1938, in: Meier-Welcker, *Offiziere im Bild von Dokumenten*, Dok. 107, S. 274-277.

¹⁴⁰ Erlass Brauchitschs vom 18. Dezember 1938, S. 275.

Die Kritik Ludwig Becks

Mit der Problematik des Verhältnisses zwischen Krieg und Politik hat sich Generaloberst Ludwig Beck, Generalstabschef des Heeres von 1935 bis 1938 und am Attentat gegen Hitler 1944 beteiligt, eingehend beschäftigt. In seinen Studien¹⁴¹ dominiert eine auf Clausewitz gestützte politisch-instrumentelle Kriegsauffassung.¹⁴² Das Clausewitz-Diktum taucht in verschiedenen Variationen immer wieder auf: „*Der Krieg ist nichts als die Fortsetzung der politischen Bestrebungen mit veränderten Mitteln*“¹⁴³ oder „*[D]ie Politik ist das Primäre, der Krieg ist nur ihr Instrument.*“¹⁴⁴ Beck thematisierte in seinen Texten auch die Totalisierung des Krieges und wies darauf hin, dass ein kommender Krieg zu einem um Deutschlands Existenz gehenden totalen Krieg werden könne.¹⁴⁵ Gerade darum hatte er gewarnt, einen Krieg voreilig und unbesonnen vom Zaun zu brechen und sich 1938 gegen Hitlers Kriegspläne gegen die Tschechoslowakei gewandt, obwohl er nicht prinzipiell gegen eine kriegerische Auseinandersetzung mit der Tschechoslowakei eingestellt gewesen war. Der Grundsatz vom Krieg als Instrument und Fortsetzung der Politik bedeutete für ihn eben auch, dass die Politik nicht überbordende, unrealistische, Staat und Wehrmacht gefährdende Ziele formulieren darf. Militärische Leistungsfähigkeit und politische Ansprüche hatten im Einklang zu stehen, Staatsmann und Feldherr ihre Zielsetzungen und Tätigkeiten aufeinander abzustimmen.¹⁴⁶ Dieses Prinzip war für Beck in Hitlerdeutschland nicht mehr gegeben. Was den Aspekt der Abkehr vom Clausewitz-Diktum anbelangt, ist Becks Studie über „Die Lehre vom totalen Kriege. Eine kritische Auseinandersetzung“ (als Vortrag im Juni 1942 vor der Mittwochsgesellschaft in Berlin gehalten) besonders aufschlussreich. Beck übte Kritik an Ludendorffs Konzeption des „totalen Krieges“ und die damit zusammenhängende Ablehnung resp. Umkehrung der clausewitzschen Krieg/Politik-Relation.¹⁴⁷ Eingehend erörterte er die ludendorffsche Sicht von Krieg und Politik: Das clausewitzsche Verhältnis zwischen Politik und Krieg werde umgekehrt und der Kriegführung das Primat eingeräumt, indem Ludendorff die Politik nur noch als Dienerin des Krieges als der höchsten Äusserung des völkischen Lebenswillens sehen wolle. Schon im Frieden

¹⁴¹ Ludwig Becks Studien wurden von Hans Speidel ediert. Im Folgenden werden die Titel der einzelnen Studien mit dem Jahr (wenn bekannt) ihrer Abfassung angegeben.

¹⁴² Zu dem auch bei Beck vorhandenen bellizistisch-fatalistischen Kriegsbild siehe Kapitel II, 3a. Ausführlich zu Becks staats-, aussen- und militärpolitischen Vorstellungen Müller, Ludwig Beck, v. a. S. 29-41 u. S. 142-311. Vgl. auch die neue Beck-Biographie von Müller, Generaloberst Ludwig Beck.

¹⁴³ Beck, Der Anführer im Kriege (1938), S. 31f.

¹⁴⁴ Beck, Deutschland in einem kommenden Kriege (1938), S. 62. Weitere Clausewitz-Variationen in Beck, Strategie, 73f., Beck, Betrachtungen über den Krieg (1940), S. 119f., Beck, West- oder Ost-Offensive 1914? (1941), S. 148f.

¹⁴⁵ Beck, Der Anführer im Kriege (1938), S. 32, Beck, Deutschland in einem kommenden Kriege (1938), S. 53f., 58, 60, Beck, Betrachtungen über den Krieg (1940), S. 121.

¹⁴⁶ Vgl. Beck, Deutschland in einem kommenden Kriege (1938), S. 60-62 u. Beck, Betrachtungen über den Krieg (1940), S. 122f.

¹⁴⁷ Schon 1938 hatte Beck Ludendorffs Haltung kritisiert in Der Anführer im Kriege, S. 32. Zur unterschiedlichen Krieg/Politik-Auffassung von Ludendorff und Beck Münkler, Über den Krieg, S. 104f.

würden dadurch die Erfordernisse des totalen Krieges zum obersten Zweck und Inhalt der Politik. Beck führte dazu an, dass Ludendorffs „*rein militärische Einstellung zu den Vorgängen des Lebens und zu dem Verhältnis der Völker und Staaten zueinander*“ diesem das Blickfeld verengt habe.¹⁴⁸ Eindringlich zeigte Beck nun auf, was für eine Konsequenz diese Verabsolutierung des „totalen Krieges“ und der damit einhergehenden Abkehr von der clausewitzschen-instrumentellen Krieg/Politik-Auffassung mit sich bringen muss, nämlich eine völlige Entgrenzung des Krieges! – Dem totalen Krieg könne es kaum gelingen, ein politisch massvolles Ende herbeizuführen, denn er sei seiner Natur nach ohne Mass und sein Kriegsziel sei unbegrenzt. Wenn die Kriegführung die Politik beherrsche, trete das Kriegsziel an die Stelle des politischen Zwecks. Der Krieg werde zum Selbstzweck: „*Sein Kriegsziel muss immer das äusserste sein und wird Selbstzweck, anstatt Mittel zum politischen Zweck zu bleiben.*“¹⁴⁹ Darum könne der Krieg nicht mehr zur Gewinnung des Friedens führen, was letztlich Ziel jeder kriegesischen Auseinandersetzung sein sollte.¹⁵⁰ Dieser entgrenzenden Auffassung von Krieg und Politik stellte Beck eine ethische, sittliche gegenüber. Zwar war auch er von der Berechtigung des Krieges überzeugt und bejahte ihn als ein notwendiges Element der göttlichen Weltordnung, doch eine (ideale) Politik hatte für ihn vernünftiger, massvoller, auf Ausgleich bedacht zu sein, Moral und Recht, auch des Gegners, achtend.¹⁵¹ Krieg sollte nur Ultima Ratio sein und wieder zurückgewiesen werden auf den Platz, „*der ihm zukommt als einem letzten Mittel der Politik, das zur Anwendung gelangen kann, wenn alle anderen Mittel sich als unwirksam erwiesen haben [...]*.“¹⁵²

Becks Text erhellt deutlich den Unterschied zwischen einer auf dem clausewitzschen Grundsatz fussenden instrumentellen Kriegsdeutung und einer entgrenzenden Krieg/Politik-Anschauung, geprägt durch existentielle Lebens- und Daseinskampf-Vorstellungen. Hier der Krieg als Mittel der Politik, als politisches Instrument und Ultima Ratio, wenn andere Mittel versagen, mit dem Ziel der Wiedergewinnung des Friedens; dort die Unterordnung der Politik unter die Erfordernisse des (totalen) Krieges als höchste Form des völkischen Lebenswillens und Lebenskampfes, die Aufhebung der Grenzen zwischen Politik und Krieg mit der Folge, dass letzterer zum Selbstzweck wird.

¹⁴⁸ Beck, Die Lehre vom totalen Kriege (1942), S. 241f., vgl. auch S. 231f.

¹⁴⁹ Beck, Die Lehre vom totalen Kriege, S. 246. Vgl. S. 245: „[W]o Zweck und Ziel des Lebens nur noch in der Vorbereitung des Krieges gesehen werden, die Weisheit des Satzes: *si vis pacem, para bellum*, in ihr Gegenteil verkehrt und zur Farce werden muss.“

¹⁵⁰ Beck, Die Lehre vom totalen Kriege, S. 244-246. An anderer Stelle hatte Beck festgehalten: „*Der politische Zweck des Krieges muss klarliegen und er muss auch den letzten Akt jedes Krieges, die Gewinnung des Friedens, in das Kalkül einbeziehen.*“ Beck, Deutschland in einem kommenden Kriege (1938), S. 63.

¹⁵¹ Beck, Die Lehre vom totalen Kriege, S. 233, 243f., 247-252, 257. Becks Ausführungen, wie Politik sein sollte, waren auch eine Kritik an Hitler, den er aber nie explizit erwähnte.

¹⁵² Beck, Die Lehre vom totalen Kriege, S. 255.

2. Macht, Staat und Krieg – Die machtsstaatliche Kriegsdeutung

Standen im vorhergehenden Teil die Krieg/Politik-Relation und der diesbezügliche politische Kriegsdiskurs im Zentrum, so richten die folgenden Ausführungen den Fokus auf die Kategorien der *Macht* bzw. des *Machtsstaates* als Elemente eines machtsstaatlichen Kriegsdiskurses. Einige der oben zitierten Militärautoren (Bernhardi, Seeckt) betrachteten Politik primär als *Machtpolitik*. Der Machtstaatsgedanke übte eine starke Wirkung auf die Militärs und ihr Kriegsbild aus. Die diskursive Verknüpfung von Macht, Staat und Krieg stützte, wie zu zeigen sein wird, eine einseitig antagonistische, konfliktfixierte Sicht der zwischenstaatlichen und internationalen Beziehungen.

a. Der sittliche Machtstaat

Die Idee des nationalen Machtstaats

Im preussischen Abgeordnetenhaus sagte Kriegsminister Albrecht v. Roon in einer Rede am 12. September 1862 Folgendes: „*Wenn ich die Geschichte mit Nutzen gelesen habe, so ist der Hauptinhalt der Geschichte nichts anderes als der Kampf um Macht und Machterweiterung [...], sowohl zwischen den einzelnen Staaten als innerhalb der einzelnen Staaten [...]*.“¹⁵³ Zwölf Jahre später ging Helmuth v. Moltke im Reichstag auf das Wesen des Machtstaates ein. Das erste Bedürfnis eines Staates sei „*zu existieren, sein Dasein nach aussen gesichert zu sehen*.“ Im Innern würden die Gesetze Recht und Freiheit des Einzelnen schützen, „*nach aussen von Staat zu Staat nur die Macht*“, denn „*ein grosser Staat besteht nur durch sich selbst und aus eigener Kraft [...]*.“¹⁵⁴ Roons und Moltkes Zitate deuten wesentliche Aspekte einer machtsstaatlich fundierten Kriegsdeutung an: Der auf sich selbst gestellte Staat als *Machtstaat*, der sich im Machtkampf mit anderen Machtstaaten behaupten und allenfalls seine Macht (gewalt-sam) erweitern muss. Den Dreh- und Angelpunkt bildete die Idee des nationalen Machtstaates, die im 19. Jahrhundert eine essentielle Wirkung entfaltete, die staats- und geschichtsphilosophischen wie auch die (völker-)rechtlichen Diskurse entscheidend prägte und die liberalen, kosmopolitischen Vorstellungen der Aufklärung nachhaltig erschütterte. Der Machtstaatsgedanke erfuhr in der idealistischen Staats-, Geschichts- und Rechtsphilosophie Hegels eine wirkungsvolle philo-

¹⁵³ Zit. nach Brunner/Conze/Koselleck, *Geschichtliche Grundbegriffe*, Bd. 3, Begriff „Macht, Gewalt“, S. 912.

¹⁵⁴ Reichstagssitzung vom 16. Februar 1874, in: *Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten*, 7. Bd., S. 106f., vgl. Gat, *History of Military Thought*, S. 327. Ähnlich Kiessling, *Ewiger Krieg* (1890), S. 136.

sophische Untermauerung und Legitimation.¹⁵⁵ Im Folgenden sollen einige grundlegende Aspekte des Machtstaatsdenkens nachgezeichnet werden.

Die mechanistische, naturrechtliche Staatsauffassung der Aufklärung hatte noch das Individuum über den Staat gestellt: Der Staat hat keinen Selbstzweck, sondern der Staat besitzt seinen Zweck als Summe der Zwecke der Individuen. Der Frieden ist oberstes Ziel, da die Individuen nicht in Opferbereitschaft und Krieg den Zweck ihres Daseins erblicken, sondern in Wohlergehen und Frieden. Der Krieg sollte nur dazu dienen, die natürliche Rechtsordnung wieder herzustellen, wenn diese verletzt worden ist. Die naturrechtliche und mechanistische Staatstheorie wurde nun durch eine dynamische und organische ersetzt: Der Staat ist nicht mehr bloss eine Ansammlung von Individuen, sondern ist *selbst* Individuum, ein autonomer sozialer Organismus, eine Totalität, der sich der Einzelne unterzuordnen hat. Das Individuum definiert sich nunmehr qua Staat: Dieser ist Träger der Weltgeschichte und Organ der Weltvernunft, er ist der Inbegriff höherer Gemeinschaft, nur in ihm können sich Wahrheit, Freiheit und Sittlichkeit verwirklichen, nur im Rahmen des staatlichen Ganzen kann der Einzelne dieser Ideale teilhaftig sein, nur in ihm finden das Besondere und das Allgemeine, d. h. individuell-subjektive Interessen und das Gemeinwohl zu einer (organischen) Einheit zusammen. Der Staat stellt aus dieser Sicht geradezu die Verkörperung und Konkretisierung des *Sittlichen* dar; es ist jedoch – und dies ist ein wichtiger Punkt! – eine eigene, dem Staat immanente und auf das Staatsganze ausgerichtete Sittlichkeit. Die Sittlichkeit des Staates ist mithin nicht eine Sittlichkeit, die man gemeinhin als Tugend, Sitte oder Sittengesetz (der kategorische Imperativ Kants) bzw. als vernunftgeleitetes, moralisches und ethisches Handeln verstehen kann: Im Kontext des Machtstaatsdenkens hat Sittlichkeit nichts mit der für ein Individuum geltenden Ethik oder einer universalen, allgemeingültigen Moral gemein. Die Sittlichkeit des Staates ist vielmehr eine autonome, am souveränen Staat, dessen Machtinte-

¹⁵⁵ Zum Machtstaatsdenken und zur hegelianischen Staatsauffassung vgl. das immer noch grundlegende Werk von Heller, Hegel. Im Weiteren siehe Mori, Das Bild des Krieges, Avineri, Hegels Theorie, Maihofer, Hegels Prinzip, Kiesewetter, Von Hegel zu Hitler, Smith, Hegel's Views on War, Ritter, Staatskunst und Kriegshandwerk, 1. Bd., S. 262-270, Klippel/Zwanzger, Krieg und Frieden im Naturrecht, Wehler, Das Deutsche Kaiserreich, S. 106f., Jaun, Preussen vor Augen, S. 83f., Gat, History of Military Thought, S. 240-246 u. 314-317 (Gat weist auch auf Hegels Einfluss und das Machtstaatsdenken bei Clausewitz hin). Die hegelianische Staatstheorie wird insgesamt unterschiedlich bewertet. Die einen sehen sie als präskriptiv, den totalitären, nationalistischen und imperialistischen Staat fundierend, während andere ihre deskriptive und liberal-fortschrittliche Komponente hervorheben. Besonders Hubert Kiesewetter geht mit Hegel hart ins Gericht, er zieht eine meiner Auffassung nach methodisch und erkenntnistheoretisch unhaltbare kausale Linie von Hegels Machtstaatstheorie zur nationalsozialistischen Diktatur, „von Hegel zu Hitler“, und stellt ihn quasi als „philosophischen Vater“ des Totalitarismus, Faschismus und Nationalsozialismus dar; eine Kiesewetter völlig entgegengesetzte Bewertung Hegels bei Avineri, Das Problem des Krieges. Auf die hegelianische Kriegsphilosophie als Grundlage der bellizistischen Kriegsdeutung wird in Kapitel II eingehender eingegangen.

ressen und Normen orientierte Sittlichkeit.¹⁵⁶ Diese Staatsethik stellte, wie Hermann Heller es formuliert, eine „Absage an jede kosmopolitische und universalistische Individualethik“ dar.¹⁵⁷

Aus einer machtsstaatlichen Perspektive besitzt der Staat als Individuum seinen eigenen Zweck, der sich von den Einzelzwecken unterscheiden und diesen entgegengesetzt sein kann – die Macht des Staates wird zum (sittlichen) Selbstzweck.¹⁵⁸ Das Staatsinteresse und die Staatsziele stehen daher über den Einzelinteressen und dem Glück des Einzelnen, der sich auf das Staatsganze auszurichten hat. Der Staat verlangt die Opferung des individuellen Wohlergehens für seine (Macht-)Zwecke und Ziele, und diese können entgegen dem Wunsch des Einzelnen nach Frieden oft kriegerisch sein. In seiner Absolutheit hat sich der Staat nämlich gegen andere Staaten, die ebenso als absolut anerkannt sein wollen, durchzusetzen, er muss seine Anerkennung als Individuum erreichen und sich seiner Identität versichern.¹⁵⁹ Dies geschieht im Krieg, der zugleich den Zusammenhalt des Staates fördert, indem er den Einzelnen aus seiner individualistischen bürgerlichen Existenz herausreißt und zu einer gemeinsamen Willensanstrengung zwingt.¹⁶⁰ Für das Machtstaatsdenken ergab sich die Daseinsberechtigung des Krieges darüber hinaus auch aus dem vitalen, organischen Charakter des Staates: Wenn Staaten Organismen sind, dann kollidieren sie in ihrer Dynamik, ihrer dauernden Bewegung und Tätigkeit unweigerlich mit anderen Staaten und geraten miteinander in Konflikt.¹⁶¹ Darum ist es abwegig, den Krieg als unmoralisch oder unsittlich zu verurteilen, auch deshalb, weil auf den Staat (dem ja eine eigene Sittlichkeit innewohnt) die üblichen moralischen Kategorien nicht angewendet werden können.¹⁶² Wenn der die Sittlichkeit verkörpernde Staat Krieg führt, dann ist, so die Folgerung der machtsstaatsfundierte Kriegslegitimation, auch der Krieg als „sittlich“ anzuerkennen.¹⁶³

¹⁵⁶ Für Hegel war der Staat die „*Wirklichkeit der sittlichen Idee*“ (Grundlinien der Philosophie des Rechts, § 257, S. 398). Zum hegelschen Begriff der „Sittlichkeit“ Heller, Hegel, S. 75-83, Maihofer, Hegels Prinzip, S. 365-367, Smith, Hegel's Views on War, S. 627. Zur Versöhnung von Macht und Moral vgl. Rohkrämer, Militarismus, S. 246-249.

¹⁵⁷ Heller, Hegel, S. 78.

¹⁵⁸ Vgl. Heller, Hegel, S. 82: „Der Staat ist sittlicher Selbstzweck und absorbiert deshalb auch alle Ethik schon in seinem Dasein.“

¹⁵⁹ Die Absolutheit des Staates hatte Hegel so ausgedrückt: „*Das Volk als Staat ist [...] die absolute Macht auf Erden; ein Staat ist folglich gegen den anderen in souveräner Selbstständigkeit.*“ Hegel, Grundlinien der Philosophie des Rechts, § 331, S. 498. Treitschke hielt fest, dass die Politik schlechthin kein anderes Interesse berücksichtigen dürfe als das Wohl des eigenen Staates (Heller, Hegel, S. 45).

¹⁶⁰ Mori, Das Bild des Krieges, S. 231-234, Mori, Krieg und Frieden, S. 79-86, Heller, Hegel, S. 57-69, 117 u. passim, Kernic, Krieg, Gesellschaft und Militär, S. 222-226, Smith, Hegel's Views on War, S. 624-628, Ritter, Staatskunst und Kriegshandwerk, 1. Bd., S. 262-267, Walt, Hegel on War, S. 122-124, Kiesewetter, Von Hegel zu Hitler, S. 65-196 u. passim.

¹⁶¹ Mori, Das Bild des Krieges, S. 234.

¹⁶² Vgl. Gat, History of Military Thought, S. 244f.

¹⁶³ Nach Steven B. Smith stellte der Krieg für Hegel ein Mittel dar, den sittlichen Charakter des Staates zu bewahren: „[W]ar is one of the chief means by which the ethical character of the state is preserved. Hegel arrives at this conclusion through the following syllogism. 1) The state is an ethical unity. 2) States frequently engage in war to preserve their unity. 3) Therefore war is a ‚moment‘ in the ethical life of the state.“ Smith, Hegel's Views on War, S. 627.

Aus der Individualisierung und Absolutsetzung des Staates folgte im Weiteren die Auffassung, dass Recht nur durch Macht verwirklicht werden könne: Recht ist, was dem Staat nützt, denn die Sittlichkeit des Staates ist dem Recht überlegen. Über dem Staat steht keine Recht setzende Macht, er ist keinem internationalen, überstaatlichen oder universalen Gesetz unterworfen, einzig der Krieg kann über zwischenstaatliche Machtkonflikte entscheiden.¹⁶⁴ Rechtsfragen werden zu Machtfragen, Recht behält, wer die grössere Macht beweist. – Die naturrechtliche, universale wich so weitgehend einer einseitig machtorientierten Rechtsauffassung.¹⁶⁵ Die Interessen des Machtstaates, der „raison d'état“, wurde zur alleinigen Leitlinie und Maxime der Politik, einer machtsstaatsfundierte „Realpolitik“.¹⁶⁶

Hegels „kämpferische Staats- und Gesellschaftsphilosophie“ (Gerhard Ritter) zeitigte eine grosse Wirkung auf das historisch-politische wie militärische Denken in Deutschland, wenn auch das hochkomplexe hegelianische Gedankengebäude vielfach seines philosophischen und idealistischen Gehaltes entkleidet wurde und nur noch in abgeflachten Parolen und Schlagworten Verbreitung fand.¹⁶⁷ Als bedeutsam erwies sich ausserdem die Verbindung der Machtstaatsidee mit dem Nationalgedanken, der im 19. Jahrhundert seine enorme Wirkmacht bewies. Mit der Entfaltung des Nationalismus wurde die Machtstaatsauffassung gleichsam nationalistisch aufgeladen.¹⁶⁸

Die machtsstaatliche Legitimation des Krieges

Was die Militärs betraf, musste das Machtstaatsdenken eine starke Anziehungskraft auf diese ausüben, da soldatisches Denken, wie Gerhard Ritter festhält, ohnehin dazu neigte, den Staat wesentlich als Machtgebilde zu betrachten.¹⁶⁹ In den militärischen Quellen des ganzen Untersuchungszeitraumes lassen sich jedenfalls häufig Elemente einer hegelianisch-machtsstaatlichen Auffassung und eine dadurch beeinflusste Kriegsdeutung feststellen. Ein Beispiel sind die Erläuterungen des Generalstabshistorikers Hugo Freiherr v. Freytag-Loringhoven¹⁷⁰ über Friedrich den Grossen.

¹⁶⁴ Dazu mehr in Kapitel I, 2b.

¹⁶⁵ Heller, Hegel, S. 44-47, Mori, Das Bild des Krieges, S. 229f., Ritter, Staatskunst und Kriegshandwerk, 1. Bd., S. 269, Messerschmidt, Das nationalsozialistische Deutschland, S. 77.

¹⁶⁶ Vgl. Gat, History of Military Thought, S. 240-243. Thomas Nipperdey spricht von der „realpolitisch[en] antimoralistische[n] Rechtfertigung des Krieges im Geiste Hegels“, Nipperdey, Deutsche Geschichte, 2. Bd., S. 237. Vgl. ferner Faber, Realpolitik.

¹⁶⁷ Ritter, Staatskunst und Kriegshandwerk, 1. Bd., S. 267, Heller, Hegel, S. 203, Gat, History of Military Thought, S. 316.

¹⁶⁸ Vgl. Mori, Das Bild des Krieges, S. 235f. Zur Nationalismusthematik im Überblick Langewiesche, Nation, Nationalismus, Nationalstaat, Ullrich, Die nervöse Grossmacht, S. 376-383, Pipers Handbuch der politischen Ideen, Bd. 4, S. 609-614.

¹⁶⁹ Ritter, Staatskunst und Kriegshandwerk, 1. Bd., S. 269.

¹⁷⁰ Zu Freytag-Loringhoven siehe Echevarria, Hugo Freiherr von Freytag-Loringhoven.

Der König sei beherrscht gewesen vom „*Ehrgeiz der Macht*“, der – hier verwies Freytag-Loringhoven auf Leopold v. Ranke – eines der „*kräftigsten Motive der Weltbewegung*“ darstelle. Mit einem Seitenhieb gegen die „*Apostel des ewigen Friedens in ihrer Verkennung aller das staatliche Leben beherrschenden realen Bedingungen*“ hob der Autor weiter hervor, dass an diesen Machtehrgeiz „*ebenso wenig wie an irgend eine politische Machtfrage, der Massstab gewöhnlicher bürgerlicher Moral gelegt werden darf*.“ Der richtige – sittliche – Massstab war eben die „*Staatsidee*“, in der Friedrich der Grosse aufging. Nach Freytag-Loringhoven unterschieden sich dadurch die bloss eigensüchtigen, masslosen Machtpläne Napoleons von Friedrichs „*edelste[n] Ehrgeiz, sich ganz dem Staat zum Opfer zu bringen*.“¹⁷¹ Diese Äusserungen veranschaulichen besonders gut, wie machtsstaatliches Handeln und, so ist hinzuzufügen, die daraus resultierenden Kriege losgelöst von der „bürgerlichen Moral“ als „sittlich“ im hegelianischen Sinne verklärt wurden. Zudem ist beachtenswert, wie diese Machtarargumente explizit gegen den Pazifismus, die „Friedensapostel“, gewendet waren. Um die Jahrhundertwende und im Zusammenhang mit den Haager Friedenskonferenzen 1899 und 1907 konnten pazifistische Strömungen trotz ihrer insgesamt geringen Breitenwirkung eine gewisse Aufmerksamkeit auf sich ziehen.¹⁷² Viele Militärs sahen in den pazifistischen Bewegungen eine grosse Bedrohung und bekämpften in ihren Publikationen vehement pazifistisches Gedankengut.¹⁷³ Mit machtsstaatlichen Begründungen konnten desgleichen Rüstung und permanente Kriegsbereitschaft gefordert werden, wie ein anderes Werk Freytag-Loringhovens andeutet: Kein grosser Staat könne inmitten der „*Welthandel*“ abseits stehen. Verträge und Bündnisse müssten durch „*Waffenmacht*“ gestützt sein, sonst hätten sie keine Bedeutung, und auch Machtansprüche könnten nur mit einer tüchtigen, schlagkräftigen Armee durchgesetzt werden, denn „*[d]ie Bedeutung der Macht tritt im politischen Leben überall scharf hervor*.“ Es folgt die Einschränkung, dass zwar Macht nicht vor Recht gehe, „*aber nur der Staat hat Recht auf Macht, der sie kräftig zu äussern vermag*.“¹⁷⁴

In zwei Aufsätzen, die sich mit der Abrüstungsfrage befassten, wurde ebenso mit machtsstaatlichen Deutungsmustern argumentiert. In einem mit „Abrüstungsgedanken“ betitelten Aufsatz wurde versucht, die militärische Rüstung zu rechtfertigen, unter anderem mit dem Hinweis, dass mit dem „*Eintritt des goldenen Zeitalters eines allgemeinen Weltfriedens*“ nicht gerechnet werden könne. Niemand sei bereit „*auf die erlangte Machtstellung zu verzichten und zum willenlosen Spielball einer*

¹⁷¹ Freytag-Loringhoven, *Die Macht der Persönlichkeit im Kriege* (1905), S. 88. Thomas Mann hatte zu Beginn des Ersten Weltkrieges in Bezug auf Friedrich den Grossen festgehalten: „*Sein Recht war das Recht der aufsteigenden Macht, ein problematisches, noch illegitimes, noch unerhärtetes Recht, das erst zu erkämpfen, zu schaffen war*.“ (Friedrich und die grosse Koalition, Berlin 1915, S. 99), vgl. Messerschmidt, *Das nationalsozialistische Deutschland*, S. 77.

¹⁷² Vgl. Ullrich, *Die nervöse Grossmacht*, S. 402f. Zu den Friedensbewegungen in Deutschland Wolfrum, *Krieg und Frieden*, S. 90-95, ausführlich Holl, *Pazifismus u. Chickering, Imperial Germany*.

¹⁷³ Von der Bekämpfung pazifistischer Ideen wird noch einige Male zu sprechen sein.

¹⁷⁴ Freytag-Loringhoven, *Krieg und Politik in der Neuzeit* (1911), S. 274.

anderen ehrgeizigeren Macht herabzusteigen.“¹⁷⁵ Der andere Aufsatz, nach der ersten Haager Friedenskonferenz von 1899 erschienen, hielt schon beinahe mit Genugtuung fest, der Konferenz sei Krieg auf Krieg gefolgt, die *„ewige Friedensfrage“ könnte mithin durch die Wucht der Thatsachen als gelöst, und zwar zu Ungunsten der Friedensfreunde à tout prix, betrachtet werden.*“ Kriege wie der Burenkrieg oder der spanisch-amerikanische Krieg seien aus dem *„Gefühl des Stärkeren“* heraus geführt worden; solche Kriege könnten auch durch ein Haager Schiedsgericht nicht verhindert werden, denn auf ihren Erfolgen *„beruhte und beruht auch in Zukunft die Grösse aller Staaten.“* Mit dem Machtargument, überdies verbunden mit dem Ehrbegriff, wurde die Unvermeidbarkeit von Kriegen nochmals bekräftigt: *„Kriege sind unvermeidbar, solange Nationen mit ihren Bedürfnissen bestehen und solange Nationen gewillt sind, mächtig zu sein oder mächtiger zu werden und solange sie ihre Ehre wahren wollen.“*¹⁷⁶ Auch Colmar v. der Goltz hatte in seinem „Volk in Waffen“ erklärt, Rüstungsbeschränkungen würden einen Machtverlust bedeuten.¹⁷⁷

Den Machtstaatsgedanken mit dem Clausewitz-Diktum verband ein Aufsatz in den „Jahrbüchern für die deutsche Armee und Marine“, wo es heisst, *„eine Machtstellung nach Aussen [...] nur dann gewonnen und, wenn erreicht, nur dann behauptet werden kann, wenn die Möglichkeit des Krieges nicht ausser Acht gelassen wird, denn der Krieg ist nur ein Mittel der Politik.“*¹⁷⁸ Wie bereits dargelegt wurde, hatte Friedrich v. Bernhardi mit Vehemenz gefordert, dass es erstrangige Aufgabe der Politik sein müsse, alles daran zu setzen, Macht zu behaupten und zu erweitern, wenn nötig mit dem Mittel des Krieges. Bernhardis Werk ist neben sozialdarwinistischen und bellizistischen Auffassungen sehr stark von einem hegelianisch-machtsstaatlichen Denken durchdrungen, die Kategorien der Macht und des Machtstaates sind für diesen Text ungemein wichtig.¹⁷⁹ Der Staat wird als *„soziale[r] Organismus“* und weiter, Treitschke¹⁸⁰ zitierend, als *„sittliche Gemeinschaft“* bezeichnet; er habe die Aufgabe, *„die geistigen und sittlichen Kräfte eines Volkes zur höchsten Entfaltung zu bringen und ihnen den Einfluss in der Welt zu sichern, der ihnen für den Gesamtfortschritt der Menschheit zukommt.“*¹⁸¹ Bernhardi vertrat die auf Hegel basierende Sicht, dass dem Staat eine eigene Moral/Sittlichkeit innewohne, die nichts mit individueller Moral zu tun habe, da eben die Sittlichkeit des Staates auf

¹⁷⁵ Bonin, Abrüstungsgedanken, in: Deutsche Revue 9/1884, 1. Bd., S. 50.

¹⁷⁶ Metzler, Der bewaffnete europäische Frieden und die Abrüstungsfrage, in: Deutsche Revue 27/1902, 3. Bd., S. 257f. Vgl. Vogel v. Falckenstein, Der ewige Friede, in: Deutsche Revue 27/1902, 1. Bd., S. 162f. Zur Verbindung Ehre – Staat vgl. Kiessling, Ewiger Krieg (1890), S. 143-145.

¹⁷⁷ Goltz, Das Volk in Waffen (1899), S. 9.

¹⁷⁸ Der Einfluss der französischen Revolution auf die Kriegführung, in: Jahrbücher für die deutsche Armee und Marine 72/1889, S. 252.

¹⁷⁹ Auf die hegelianische Staats- und Geschichtsphilosophie als Grundlage von Bernhardis Buch weist Heller, Hegel, S. 204-206, hin.

¹⁸⁰ Heinrich v. Treitschke war ein vehementer Verfechter des Machtstaatsgedankens, vgl. Pipers Handbuch der politischen Ideen, Bd. 4, S. 612f.

¹⁸¹ Bernhardi, Deutschland und der nächste Krieg (1912), S. 18f.

Macht beruhe: „*Die Moral des Staates muss vielmehr aus seinem besonderen Wesen entwickelt werden [...] Das sittliche Urteil über den Staat muss aus der Natur und den Lebenszwecken des Staates und nicht des einzelnen Menschen geschöpft werden.*“¹⁸² Nun folgt die zentrale Aussage: „*Das Wesen des Staates aber ist Macht [...].*“¹⁸³ Für seine Macht zu sorgen und seine Macht zu fördern, sei darum die höchste sittliche Pflicht des Staates, so dass der Staatsmann in erster Linie die Macht des Staates im Auge zu behalten habe. Dies bedinge aber auch, dass Einzelinteressen dem Staatsinteresse geopfert werden müssten.¹⁸⁴ Der Krieg, so lautete die unweigerliche Quintessenz, sei daher die „*sittliche und politische Pflicht des Staates*“, ¹⁸⁵ eine „*sittliche Notwendigkeit.*“¹⁸⁶

Auf die „Sittlichkeit“ des (Macht-) Staates wurde auch in der Weimarer Republik zurückgegriffen, als es darum ging, die Reichswehr von den parteipolitischen Richtungskämpfen fernzuhalten und einem überparteilichen Staatsgedanken zu verpflichten sowie ihrer Daseinsberechtigung Nachdruck zu verleihen. Der „Leitfaden für Erziehung und Unterricht“ im Heere aus dem Jahre 1931 unterstrich die Überparteilichkeit der Reichswehr als dem obersten Machtmittel des Staates.¹⁸⁷ „*Ihr [der Staatsgewalt] vornehmstes und unentbehrlichstes Machtmittel nach innen und nach aussen ist die Reichswehr*“, über alle politische Zerrissenheit und Zwietracht hinweg solle sie allein der „*Idee des deutschen Staates*“ dienen.¹⁸⁸ Deutlich hegelianisch gefärbt ist die folgende Aussage, die elegant die Verwirklichung der Sittlichkeit im nationalen Staat auf die Armee bezieht: „*Sinn und Wert des Lebens verlangen eine sittliche Lebensgestaltung; die Sittlichkeit verwirklicht sich im nationalen Staat; zum Wesen des Staates gehört Recht und Macht, also auch die Wehrmacht.*“¹⁸⁹ Trotz den „*Fesseln von Versailles*“, heisst es weiter, erfülle die Reichswehr somit „*hohe sittliche und staatliche Aufgaben*“ und habe der Beruf des Soldaten einen „*hohen sittlichen Wert*“.¹⁹⁰ Mit Bezug auf den Versailler Vertrag rief Hermann Foertsch in seiner Studie zur „Wehrmacht in nationalsozialistischen Staat“ in Erinnerung, dass die Versailler-Bestimmungen die Souveränität des Deutschen Reiches untergraben und im Volk das Gefühl geweckt hätten, in einem Staat minderen Rechts zu leben. Dem Staat, der seine Staatsbürger nicht mehr zum Kriegsdienst verfügen dürfe, fehle – und nun wird Hegel zitiert –

¹⁸² Bernhardi, Deutschland und der nächste Krieg, S. 44; Kiessling, Ewiger Krieg (1890), hielt fest, der Staat stehe über und ausser allen Gesellschafts- und Moralgesetzen (S. 143).

¹⁸³ Bernhardi, Deutschland und der nächste Krieg, S. 44.

¹⁸⁴ Bernhardi, Deutschland und der nächste Krieg, S. 45f.

¹⁸⁵ Bernhardi, Deutschland und der nächste Krieg, S. 53, vgl. auch S. 38f. u. 49-52.

¹⁸⁶ Bernhardi, Deutschland und der nächste Krieg, S. 19f.

¹⁸⁷ Richtlinien für die Ausbildung im Heere, Teil II, Leitfaden für Erziehung und Unterricht, I. Leitgedanken, A. Staat und Wehrmacht (1931), in: Meier-Welcker, Offiziere im Bild von Dokumenten, Dok. 95, S. 251-253. Zur Geschichte der Reichswehr vgl. die umfangreiche Studie von Geyer, Aufrüstung oder Sicherheit.

¹⁸⁸ Leitfaden für Erziehung und Unterricht, S. 252; vgl. auch folgende Zitate: „*Die Reichswehr ist das Machtmittel des Reiches.*“ (S. 252) und „*Die Wehrmacht dient allein dem Staate. Sie verleiht ihm die Macht, seinen Willen durchzusetzen, Verfassung und Recht zu schützen.*“ (S. 251f.).

¹⁸⁹ Leitfaden für Erziehung und Unterricht, S. 252f.

¹⁹⁰ Leitfaden für Erziehung und Unterricht, S. 253.

„sein höchstes eigenes Moment, die absolute Macht gegen alles Einzelne und Besondere.“ Einem solchen Staat sei die wichtigste „sittliche Beziehung“ zum Volk zerstört worden.¹⁹¹

Dem Machtstaatsgedanken immanent war die Forderung nach der persönlichen Aufopferung für den (sittlichen) Staat. So wurden die „Lebensnotwendigkeiten“ von Staat und Volk über den Persönlichkeitswert des Einzelnen gestellt, die Opferbereitschaft für die Nation als „ein Gebot sittlicher Pflicht“ und die Wehrpflicht als „sittlich begründet“ beschrieben. Der Bürger solle im Staat nicht eine Zwangseinrichtung, sondern ein „Wesen höherer Ordnung“ und eine „Ausdrucksform des Lebenswillens seines Volkes“ erblicken, die im „Sittlichen beruhende Staatsgesinnung“ Leitmotiv des Heeres sein.¹⁹² Der „Leitfaden für Erziehung und Unterricht“ formulierte zum Beruf des Soldaten: „Im Soldatenberuf findet die sittliche Idee des Staates erst ihre höchste Erfüllung. Die höchste sittliche Leistung ist das Opfer des Lebens.“¹⁹³

1933, als Deutschlands internationale Machtstellung noch schwach war, schrieb der Freigattenskapitän a. D. Hans Pochhammer einen Aufsatz „Über den Seekrieg und seine Bedeutung für die grossen machtpolitischen Entscheidungen“ unter machtsstaatlichen Gesichtspunkten. Ein mit „Der Seekrieg als Instrument maritimer Machtpolitik“ betitelter Abschnitt verwies darauf, dass die Völker sich in einem Dauerzustand des Kampfes befänden, auch wenn dieser nur zeitweise die Form des Krieges annehme. Es gelte aber, die eigene Machtposition ständig zu stärken und die der möglichen Feinde zu verschlechtern.¹⁹⁴ Der Staat wurde als „kämpferische Persönlichkeit des Volkes“ bezeichnet, dazu bestimmt, sein „Lebensrecht anderen Völkern gegenüber zu sichern.“ Die Seerüstung sei ein eindruckliches Mittel, diesem Lebensrecht Ausdruck zu verleihen.¹⁹⁵ In der gleichen vitalistischen Manier hatte sich im ausgehenden 19. Jahrhundert auch schon Albert v. Boguslawski auf das „Leben“ des Staates bezogen: „Die Staaten müssen leben. Sie müssen zuerst auf ihre Erhaltung bedacht sein.“¹⁹⁶

Eine im Zusammenhang mit dem Machtstaatsdenken interessante Bemerkung steht im Vorwort einer von General Friedrich v. Cochenhausen, dem Präsidenten der „Deutschen Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften“ herausgegebenen „Vom Kriege“-Ausgabe. Den sozialdarwinistischen Topos vom „Recht des Stärkeren“ abwandelnd, schrieb Cochenhausen mit Verweis auf pazifistische Anschauungen, der Gang der Weltgeschichte sei davon bestimmt, dass

¹⁹¹ Foertsch, Die Wehrmacht im nationalsozialistischen Staat (1935), S. 12.

¹⁹² Altrichter, Die seelischen Kräfte des Deutschen Heeres (1933), S. 16. Zur Verbindung Wehrmacht – Staatsidee vgl. auch die Bemerkung in Altrichter, Der Offizier des Beurlaubtenstandes (1936), S. 16: „[D]ie Wehrmacht ist ja der formgenordene Selbstbehauptungswille des Staates [...]“. Zu Altrichters Wirken Messerschmidt, Wehrmacht, S. 163-165.

¹⁹³ Leitfaden für Erziehung unter Unterricht, zit. nach Foertsch, Die Wehrmacht im nationalsozialistischen Staat (1935), S. 15.

¹⁹⁴ Pochhammer, Über den Seekrieg (1933), S. 43.

¹⁹⁵ Pochhammer, Über den Seekrieg, S. 50.

¹⁹⁶ Boguslawski, Betrachtungen über Heerwesen und Kriegführung (1897), S. 36.

der „Mächtigeren“ stets mehr Rechte für sich beanspruchen könne als der Schwache.¹⁹⁷ – Das „Recht des Stärkeren“ ist eben auch das „Recht des Mächtigeren“ und vice versa. Oberst Max Bauer, Generalstabsoffizier und Ludendorffs rechte Hand in der Obersten Heeresleitung (OHL), meinte in seinen Kriegserinnerungen rückblickend zur Stellung Deutschlands vor dem Weltkrieg: „Auf jeden Fall hatte Deutschland ein Recht, Weltmacht zu sein, denn es hatte die Stärke dazu.“¹⁹⁸

Der Beziehung zwischen „Recht“ und „Macht“ kam im Gefüge einer machtbasierten Staats- und Rechtsauffassung eine wichtige Bedeutung zu. Die machtsstaatliche Maxime stand einer universalistischen Rechtsidee entgegen. Dem als Individuum und Organismus definierten Staat wurde ein eigener Staatswille zugeschrieben, aus dem Staatswillen der „Lebenswille“ des Staates abgeleitet und dieser galt als „das einzige für ihn geltende Gesetz“, als alleinige Leitlinie für den Staat. „Recht“ wurde als Macht-Begriff verstanden, da man alles Recht als erstritten ansah. Im Gegensatz zu dem den Gesetzen unterworfenen einzelnen Staatsbürger wurde über dem Staat kein bindendes und verbindliches Gesetz/Recht anerkannt. Folglich wurde dem Staat zugesprochen, unter Umständen internationale oder zwischenstaatliche Verträge brechen zu dürfen, wenn sie nicht mehr seinen „Lebenszwecken“ entsprechen sollten.¹⁹⁹ Die Ansicht, dass Recht auf Macht beruht und nur durch Macht verwirklicht werden kann, findet sich in vielen militärischen Texten. So hiess es im „Leitfaden für Erziehung und Unterricht“ der Reichswehr: „Das Wesen des Staates besteht aus Recht und Macht. Nur die Macht kann das Recht verwirklichen.“²⁰⁰ Bernhardt bemühte ein Zitat aus Treitschkes „Deutsche Geschichte“, welches besagt, dass „die Rechte der Staaten nur durch die lebendige Macht behauptet werden [...]“.²⁰¹ Was zwischenstaatliche Interessenskonflikte angehe, habe „Recht [...] in solchen Fällen, wer die Kraft hat, zu erhalten oder zu erobern. Die Kraft ist zugleich das höchste Recht, und der Rechtsstreit wird entschieden durch den Kraftmesser, den Krieg“ – hier wird das Recht/Macht/Kraft-Argument zusätzlich sozialdarwinistisch aufgeladen – „der zugleich immer biologisch gerecht entscheidet [...]“.²⁰² In einer Denkschrift vom September 1919 für Reichspräsident

¹⁹⁷ Karl v. Clausewitz, Vom Kriege. Eine 1940 erschienene „um Veraltetes gekürzte Ausgabe“, hg. von Friedrich v. Cochenhausen (Vorwort ohne Seitenangaben). Zu Cochenhausen und der „Deutschen Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften“ vgl. Messerschmidt, Wehrmacht, S. 165-167.

¹⁹⁸ Bauer, Der grosse Krieg in Feld und Heimat (1921), S. 298. Zu Bauer vgl. die Studie von Vogt, Oberst Max Bauer. Vogt schreibt (S. 174), Bauer sei von der hegelianischen Auffassung, dass der Staat die sittliche Idee verkörpere, beeindruckt gewesen.

¹⁹⁹ Jähns, Krieg, Frieden und Kultur (1893), S. 37-39. Auf S. 41 wird das Wesen des Staates durch ein Zitat des Rechtsgelehrten Anselm v. Feuerbach beschrieben: „[S]o gehört wie jeder Seele ihr Leib, so auch jedem Volke sein besonderer Staat. Darum ist Selbständigkeit der Völker, souveräne Freiheit der Staaten [...] als erste Bedingung eigenthümlichen Seins, das heiligste Palladium der Menschenwürde und der Persönlichkeit eines jeden Volkes [...]“.

²⁰⁰ Leitfaden für Erziehung unter Unterricht, zit. nach Foertsch, Die Wehrmacht im nationalsozialistischen Staat (1935), S. 14f. Vgl. auch Metzsch, Wehrpolitik (1939), S. 100.

²⁰¹ Bernhardt, Deutschland und der nächste Krieg (1912), S. 4.

²⁰² Bernhardt, Deutschland und der nächste Krieg, S. 16, vgl. Donnevert, Partei und Wehrmacht (1938), S. 1: „Recht bekommt, wer sich im Daseinskampf durchzusetzen versteht.“

Friedrich Ebert hielt Wilhelm Groener, Nachfolger Ludendorffs als Generalquartiermeister, später Reichswehr- und Innenminister der Weimarer Republik, fest: „Denn darüber werden sich nach den Ereignissen der letzten Monate wohl auch die begeistertsten Verfechter der Friedensidee nicht mehr im unklaren sein, dass im Leben der Völker nur die Macht und nicht das Recht entscheidet.“²⁰³ Der Chef der Heeresabteilung im Truppenamt, Joachim v. Stülpnagel, brachte dann 1924 in einem Vortrag konkrete Überlegungen an, wie trotz „armselige[r] Pazifisten“ ein zukünftiger Krieg, ein nationaler Befreiungs- und Volkskrieg gegen Frankreich und Polen, geführt werden könnte.²⁰⁴ Dabei verwies er auf die „Tatsache [...] dass Recht auf Macht gegründet ist, und dass es wider Natur und Erfahrung ginge, wenn Versailles und Völkerbund das Zeitalter des ewigen Friedens einläuteten.“²⁰⁵ Zum Verhältnis von Recht und Macht äusserte sich der ehemalige Reichswehrchef Hans v. Seeckt folgendermassen: „Das Recht und das Gesetz bedürfen der Macht, die hinter ihnen steht, im innerstaatlichen wie im zwischenstaatlichen Verkehr; [...] Immer ist die Macht rechtsbildend; denn der Starke nimmt vom Schwachen keine Gesetze an.“²⁰⁶ Mit Hinblick auf das durch den Versailler Vertrag eingeschränkte militärische Potential Deutschlands monierte Seeckt, „[d]er wehrlose und in Entwaffnung gehaltene Staat ist nicht bündnisfähig, weil er an Macht nichts zu bieten hat; er ist auch nicht Herr seiner Entschlüsse, weil er selbst den zum Frieden nicht die Macht hat zu sichern.“ Das Ziel müsse daher „die Wiederaufrichtung Deutschlands als Machtstaat sein.“²⁰⁷

Die Vorstellung von der Absolutheit des sittlichen, organischen Machtstaates, die Überzeugung, dass seine „Lebenszwecke“ über allen vertraglichen Bindungen und Verpflichtungen stehen, dass Macht vor Recht kommt, Macht erst Recht schafft und auch wieder brechen kann, wirkten sich letztlich ganz konkret auf Planungen und Handlungen aus. So kam Generalstabschef Helmuth v. Moltke d. J. in einer Denkschrift zum Schluss, es sei bezüglich des geplanten Vormarsches durch Belgien nicht angenehm, den Feldzug mit der Gebietsverletzung eines neutralen Staates zu beginnen, rechtfertigte jedoch die Neutralitätsverletzung mit folgender Argumentation: „Wo es sich aber um die Existenz unseres Staates handelt, müssen alle Rücksichten auf andere zurücktreten.“²⁰⁸ Der in dieser Aussage verdichtete Machtstaatsgedanke hypostasierte sich gleichsam im Angriff

²⁰³ BA-MA, Nachlass von Schleicher, N 42/12, Denkschrift Wilhelm Groeners, Beilage zum Brief an Reichspräsident Ebert vom 17. September 1919, Bl. 209.

²⁰⁴ Gedanken über den Krieg der Zukunft. Vortrag von Oberst Joachim von Stülpnagel, Leiter der Heeresabteilung (I1) im Truppenamt des Reichsheeres, Februar 1924, ediert bei Dirks/Janssen, Der Krieg der Generale, S. 193-209, Zitat S. 193. Zu Stülpnagels Konzeption vgl. Deist, Die Reichswehr und der Krieg der Zukunft, S. 85f., Herwig, Immorality, S. 173f., Geyer, German Strategy, S. 557f.

²⁰⁵ Stülpnagel, Gedanken über den Krieg der Zukunft, S. 193.

²⁰⁶ Seeckt, Die Zukunft des Reiches (1929), S. 131.

²⁰⁷ Seeckt, Die Zukunft des Reiches, S. 157; vgl. die Aussage S. 155: „Bündnisse zwischen Staaten sind ganz vom Standpunkt der Machtpolitik zu betrachten [...]“

²⁰⁸ Denkschrift Moltkes zum Verhalten Deutschlands in einem Dreibundkriege: Ost- oder Westaufmarsch, Belgien-durchmarsch und England, nach Februar 1913 (genaues Datum nicht bestimmbar), in: Hölzle, Quellen zur Entstehung des Ersten Weltkrieges, Dok. 69, S. 156.

Deutschlands auf das neutrale Belgien, der dann 1914 (und wiederum 1940) durchgeführt wurde. Macht hatte über Recht gesiegt.

Die Missachtung der durch die Grossmächte garantierten belgischen Neutralität kam auch in einem Artikel des „Militär-Wochenblatts“ vom März 1935 zur Sprache, der sich mit der „juristischen Geschichtsauffassung“ befasste.²⁰⁹ Der Autor kritisierte, viele der Kriegsmemoiren und Regimentsgeschichten würden aussenpolitischen Fragen rein nach „*juristischen Gesichtspunkten*“ behandeln und meinte damit, dass sie Vertragsbrüche wie zum Beispiel den Bündniswechsel der Italiener im Weltkriege mit den Kategorien des Rechts, der Treue oder der moralischen Verpflichtung beurteilten. Zu Unrecht, denn solche Kategorien seien zwar für das innerstaatliche Leben von Bedeutung, „*die es aber in der äusseren Politik nicht gibt, nie gegeben hat, nie geben wird und auch gar nicht geben kann.*“ Die Italiener hätten richtig nach ihren Machtinteressen gehandelt, denn „*[i]n der äusseren Politik gibt es eben nur den Standpunkt der Nützlichkeit [...].*“ Juristische Standpunkte könnten für aussenpolitische Entscheidungen niemals gelten. Mit Hinblick auf die Verletzung der Neutralität Belgiens war der Verfasser überzeugt, dass Deutschlands Gegner genauso vorgegangen wären. Auf keinen Fall hätten sie, so die für das Machtstaatsdenken typische Folgerung, die für „*die Grenzen der Heringsfischerei im Frieden gültigen Regeln auch auf die grosse Politik übertragen!*“²¹⁰

Die Kategorien der Macht und des Machtstaates formierten mithin einen Kriegsdiskurs, bei dem die Deutung und Rechtfertigung des Krieges eng an staatsphilosophische Konzeptionen geknüpft wurde. Die nationale Machtstaatsphilosophie des 19. Jahrhunderts mit ihrer Absolutsetzung des Staates und ihrem Anspruch, der Staat besitze eine von der allgemeinen, bürgerlichen Moral/Ethik autonome Sittlichkeit, ermöglichte es, den Krieg als unabdingbares und legitimes (Macht-)Instrument des Staates zu denken. In dem Masse, wie absolute Souveränität und Macht, Machterhaltung bzw. Machtgewinnung zu den zentralen Maximen staatlicher Existenz erhoben wurden, konnten sowohl die Verletzung internationaler, völkerrechtlicher Bestimmungen als auch kriegерische Gewalt an sich legitimiert werden, und dies immer im Namen der höheren Machtinteressen des als „sittlich“ verklärten Staates.

²⁰⁹ Marx, Die juristische Geschichtsauffassung, in: Militär-Wochenblatt Nr. 35/1935, Sp. 1374-1376. Vgl. Pöhlmann, Von Versailles nach Armageddon, S. 385. Pöhlmann nennt den Verfasser des Artikels, Generalleutnant a. D. Wilhelm Marx einen „Salonmacchiavellisten“.

²¹⁰ Marx, Die juristische Geschichtsauffassung, Sp. 1375f. Zur Problematik der Neutralitätsverletzung im Zusammenhang mit dem Schlieffenplan siehe Ritter, Schlieffenplan, S. 81-102, vgl. auch S. 179f. u. 199.

b. Der Krieg als Schiedsrichter

Hegel und die Schiedsgerichte

Ein bedeutender Aspekt des hegelianisch-machtsstaatlichen Denkens stellte die bereits im vorigen Abschnitt angesprochene Auffassung dar, dass über dem Staat keine Recht setzende Macht stehe. Machtsstaatliches Handeln liess sich mit internationalen Schiedsgerichten nur schlecht vereinbaren.²¹¹ Wenn – so Hegels Argumentationslinie – der Staat als die „*absolute Macht auf Erden*“ zu gelten hat und ein Staat „*gegen den anderen in souveräner Selbständigkeit*“ ist,²¹² so schliessen diese Abso-
lutheit und Souveränität ein über dem Staate stehendes Recht bzw. Schiedsgericht aus, das über die Staaten richten und ihre Konflikte untereinander schlichten könnte. Das nationale Recht ist für den einzelnen Staatsbürger bindend, wenn jenes verletzt wird, gibt es objektive Rechtskriterien und objektive Richter, solche Verstösse zu ahnden und zu richten. Ganz andere Bedingungen herrschen nach Hegels Meinung im zwischenstaatlichen resp. völkerrechtlichen Bereich. Völkerrechtliche Verpflichtungen sind keine bindenden, objektiven Gesetze, diese sind nur bindend, insofern sich die betroffenen Staaten daran halten und sie nicht ihren (Macht-)Interessen widersprechen. Die Einhaltung des Völkerrechts geschieht aus freien Stücken, aus einem lediglich subjektiven Willen heraus. Die Staaten als sittliche Totalitäten besitzen ein absolutes Recht, das nicht auf juristische Instanzen, auf objektive oder universale Kriterien reduzierbar ist. Das Völkerrecht ist daher in Hegels Terminologie ein blosses „*Sollen*“.²¹³ Es zeitigt angesichts der Macht als dem höchsten Staatsprinzip und dem unbedingten Selbsterhaltsrecht des Staates keine Verbindlichkeit. Die Machtinteressen gehen unabdingbar jedem Völkerrecht vor. Zwischen den Staaten kann es folglich keinen verbindlichen, wie Hegel es nannte, „Prätor“²¹⁴ geben, nur Schiedsrichter auf freiwilliger, voluntaristischer Basis und Übereinkunft: „*Es gibt keinen Prätor, höchstens Schiedsrichter und Vermittler zwischen Staaten, und auch diese nur zufälligerweise, d. i. nach besonderen Willen.*“²¹⁵ Daraus ergibt sich die zwingende Konsequenz, dass somit nur Kriege die Streitigkeiten zwischen Staaten entscheiden können und das „Schwert zum Schiedsrichter“ (Avineri) wird. Hegel brachte diese Haltung in seiner „Philosophie des Rechts“ auf den Punkt: „*Der Streit der Staaten kann deswegen, insofern die besonderen Willen keine Übereinkunft finden, nur durch Krieg entschie-*

²¹¹ Die folgenden Ausführungen stützen sich auf Avineri, Hegels Theorie, S. 237-241, Heller, Hegel, S. 124-128, Mori, Krieg und Frieden, S. 61, Mori, Das Bild des Krieges, S. 229f., d'Hondt, Einschätzung, S. 417f.

²¹² Hegel, Grundlinien der Philosophie des Rechts, § 331, S. 498.

²¹³ Hegel, Grundlinien der Philosophie des Rechts, § 333, S. 500 u. Zusatz zu § 330, S. 498.

²¹⁴ Der Prätor war der höchste Justizbeamte im antiken Rom.

²¹⁵ Hegel, Grundlinien der Philosophie des Rechts, § 333, S. 500.

den werden.“²¹⁶ Hegels Äusserungen richteten sich auch gegen die Idee eines Völkerbundes und Kants Konzeption des „ewigen Friedens“: Ein ewiger Friede durch einen Staatenbund, der jeden Streit schlichtet, setzt die Einstimmigkeit der Staaten voraus, diese würde aber wiederum auf einem souveränen Willen beruhen und darum der Zufälligkeit verhaftet bleiben. Als einziger Entscheidungsträger verbleibt notwendigerweise der Krieg.²¹⁷ In der früher geschriebenen „Verfassung des Deutschen Reichs“ hatte Hegel festgehalten, dass *„der Krieg [...] nunmehr zu entscheiden [hat], nicht, welches Recht der von beiden Teilen behaupteten das wahre Recht ist, – denn beide Teile haben ein wahres Recht –, sondern welches Recht dem andern weichen soll.“*²¹⁸ Der Krieg soll nicht, wie dies noch in der „bellum iustum“-Vorstellung verankert war, ein gebrochenes Recht wieder herstellen, sondern darüber richten, welches Recht einem anderen zu weichen hat.²¹⁹ Im Krieg steht somit nicht Recht gegen Unrecht, Richtig gegen Falsch, sondern zwei konfligierende Rechte stehen sich gegenüber, zwei legitime Rechte prallen aufeinander, um einen Disput beizulegen. – Es ist anzufügen, dass der hegelianischen Machtstaatsauffassung trotz allem eine gewisse Hegung des Krieges innewohnte. Hegel sah den Krieg nicht als Akt der totalen Destruktion, der Krieg sollte ein *„Vorübergehensollendes“* sein und aus ihm wieder Frieden hervorgehen.²²⁰

Dessen ungeachtet bleibt die Tatsache bestehen, dass mit der im Machtstaatsdenken verwurzelten Idee des Krieges als oberstem Richterspruch und „Prätor“ eine Relativierung des Völkerrechts einherging und in der Völkerrechtsdiskussion naturrechtliche, universalistische Rechtsvorstellungen verdrängt wurden.²²¹ In diesem Zusammenhang ist die Haltung der Reichsleitung zur ersten Haager Friedenskonferenz von 1899 erwähnenswert. Sie veranschaulicht, wie sehr sich auch die politische Führung an den Kategorien des Machtstaatsdenkens orientierte und daher Abrüstungsvorschläge und die Einrichtung eines permanenten Schiedsgerichtshofs grundsätzlich ablehnte. Gleichwohl war man auf der Konferenz zu einer gewissen Kooperation bereit, um sich

²¹⁶ Hegel, Grundlinien der Philosophie des Rechts, § 334, S. 500 („Krieg“ im Original hervorgehoben).

²¹⁷ Hegel, Grundlinien der Philosophie des Rechts, § 333, auch Zusatz zu § 324, S. 493f.; vgl. Avineri, Hegels Theorie, S. 239, Verene, Hegel's account of war, S. 175f., Smith, Hegel's Views on War, S. 625f., Steiger, Völkerrecht und Naturrecht, S. 65f.

²¹⁸ Zit. nach d'Hondt, Einschätzung, S. 418.

²¹⁹ Zur Idee des gerechten Krieges Janssen, Krieg, S. 571-576.

²²⁰ Hegel, Grundlinien der Philosophie des Rechts, § 338, S. 502, vgl. Smith, Hegel's Views on War, S. 630, Verene, Hegel's account of war, S. 171, Avineri, Hegels Theorie, S. 240-243.

²²¹ Heller spricht von einer „epochemachenden“ Wirkung Hegels auf die Auffassung zwischenstaatlicher Verhältnisse (Heller, Hegel, S. 170). Zu den Auswirkungen und Verzweigungen dieser Ideen in der Staats- und Völkerrechtslehre vgl. die Ausführungen bei Heller, Hegel, S. 170-175, Klippel/Zwanzger, Krieg und Frieden im Naturrecht, S. 154f., Kiesewetter, Von Hegel zu Hitler, S. 149-153. Als Beispiel sei der Hegelianer Adolf Lasson aus seinem „Prinzip und Zukunft des Völkerrechts“ zitiert: *„Der einzige Prätor, der nicht nach einem Rechtsbuche, aber nach Gerechtigkeit über die Staaten das Urteil spricht, ist der Krieg.“* (zit. nach Janssen, Krieg, S. 601, Anm. 194, dort noch weitere Zitate; vgl. Leonhard, Bellizismus und Nation, S. 618-622 u. Ritter, Staatskunst und Kriegshandwerk, 1. Bd., S. 268f.). Auch Clausewitz lehnte die Idee eines internationalen Gerichtshofs ab, für ihn war der Krieg der höchste Gerichtshof (Münkler, Der Wandel des Krieges, S. 114f.).

auf dem internationalen Parkett nicht völlig zu desavouieren.²²² Bezeichnend sind die machtsstaatlich-hegelianisch gefärbten Erklärungen in den offiziellen Instruktionen für die deutsche Delegation: *„Kleine uninteressierte Staaten als Subjekte, kleine Fragen als Objekte schiedsrichterlicher Tätigkeit sind denkbar; grosse Staaten und grosse Fragen nicht. Denn der Staat – je grösser desto mehr – betrachtet sich als Selbstzweck [...]“* und *„Für den Staat gibt es keinen höheren Zweck als die Wahrung seiner Interessen. Letztere werden aber bei den Grossmächten nicht notwendig identisch mit der Erhaltung des Friedens, sondern eher mit der Vergewaltigung des Feindes und Konkurrenten [...] sein.“*²²³ Die Verankerung des Schiedsgerichtsprinzips wurde darum als nicht opportun angesehen. Reichskanzler Bülow begründete nach Abschluss der Haager-Konferenz nochmals seine kritische Haltung zur Schiedsgerichtsfrage und brachte damit die Grundhaltung der Reichsleitung auf den Punkt: *„Jeder unabhängige Staat [ist] für sich Selbstzweck und kann auf politischem Gebiet keine höheren Ziele als diejenigen der Wahrung seiner eigenen Interessen und seiner Selbstbehauptung durch Erfüllung seines Daseinszweckes anerkennen [...]“*. Unter keinen Umständen, lautete die Schlussfolgerung, könne daher der politischen Aktionsfreiheit durch ein Schiedsgerichtshof irgendwelche Schranken auferlegt werden.²²⁴

„Der Krieg dient zur Lösung von Zwistigkeiten“

In Bezug auf die militärischen Quellen fällt auf, dass die Frage der Schiedsgerichte sehr oft angesprochen wurde. Die Deutung interstaatlicher Beziehungen als regellose Sphäre, in der der Krieg als Schiedsrichter fungiert, hat sich dem machtsstaatlichen Kriegsdiskurs nachhaltig eingeschrieben.²²⁵ In der „Allgemeinen Militair-Encyclopädie“ aus dem Jahre 1870 wurde der Krieg hauptsächlich in seiner Funktion als Schlichter von Interessensgegensätzen gedeutet: *„Wenn die widerstreitenden Interessen zweier Staaten und Völker durch die Thätigkeit der Diplomatie nicht mehr ausgeglichen werden können, wenn die Leidenschaften zügellos geworden sind, dann entscheidet der Krieg durch die Gewalt der Waffen über die streitigen Punkte.“*²²⁶ Der Artikel „Kriegsrecht“ leitete das Recht zum Krieg aus dem Fehlen einer übergeordneten Schiedsrichterinstanz her. Eine solche, wurde angefügt, werde es

²²² Zu den Haager Friedenskonferenzen siehe die Untersuchung von Dülffer, Regeln gegen den Krieg? (zur Haltung der deutschen Reichsleitung v. a. S. 103-137). Vgl. auch Dülffer, Regeln im Krieg? u. Dülffer, Die erste Haager Friedenskonferenz.

²²³ Zit. nach Dülffer, Die erste Haager Friedenskonferenz, S. 67 („seiner“ im Original hervorgehoben). Auch Kaiser Wilhelm II. hielt fest: *„Einem Schiedsgericht unterwirft sich Holland oder Dänemark oder Schweden, weil es seine Ansprüche nicht verfechten kann, ein Grossstaat lässt es besser bleiben.“* (zit. nach ebd.).

²²⁴ Zit. nach Dülffer, Regeln gegen den Krieg?, S. 137.

²²⁵ Gemäss Gat teilte auch Clausewitz die Auffassung, dass völkerrechtliche Bestimmungen für die Staaten nicht bindend sein können (Gat, History of Military Thought, S. 244).

²²⁶ Allgemeine Militair-Encyclopädie, 5. Bd. (1870), Artikel „Krieg“, S. 224f.

wohl nie geben.²²⁷ Analog begründeten die „Jahrbücher für die deutsche Armee und Marine“ eine „natürliche“ Berechtigung des Krieges: *„Die natürliche Berechtigung des Krieges zur Behauptung streitiger Rechte und Ansprüche der Nationen wird wohl niemals aufhören, weil es an einem mit hinreichender Exekutivgewalt ausgestatteten Gerichtshofe zur endgültigen Entscheidung fehlt.“*²²⁸ Für Bernhardi kamen Schiedsgerichte überhaupt nicht in Frage; apodiktisch hielt er fest: *„Über dem Staate [...] steht niemand“*, Macht und Zweckmässigkeit stünden über jedem internationalen Recht.²²⁹ Das „Handbuch der neuzeitlichen Wehrwissenschaften“ von 1936 enthält unter dem Stichwort „Völkerrecht“ die Aussage, dass es über den Staaten keine *„höhere Macht“* gebe, die die Beachtung des Völkerrechts erzwingen könne. Schiedsgerichte könnten zwar Streitfälle entscheiden, *„wenn es sich nicht um Lebensnotwendigkeiten des Staates (Staatsraison) handelt.“*²³⁰ Die Akzentuierung der „Lebensinteressen“ oder „Lebensfragen“ des Staates war eine wichtige Argumentationsform, mit der die Ablehnung von Schiedsgerichten begründet wurde,²³¹ häufig in Kombination mit dem Verweis auf konkrete Konflikte/Kriege. Im Handbuch folgen die bekannten machtsstaatsbasierten Erklärungen: *„Die Staatsraison bricht u. U. Recht u. Moral; sie kann nicht mit den Massstäben der Ethik u. Religion gemessen werden. Für die Beziehungen der Staaten zueinander ist die Macht mehr als das Recht entscheidend.“* Die Ursachen von Kriegen werden alsdann aus Interessenskonflikten hergeleitet, beschrieben als „Macht- und Lebensfragen“: *„Den Grund zu Staatenstreitigkeiten bilden Interessenkonflikte über Rechts- oder Macht- (d. h. Lebens-) u. Ehrenfragen.“*²³² Ähnlich definierte General Julius v. Hartmann den Krieg als Kampf von gegensätzlichen *„realen Interessen“* oder *„idealen Ueberzeugungen“*, die nicht mehr durch Vertrag und Recht ausgeglichen werden könnten.²³³ Trotz aller *„Kongresssucht“*, wandte Freytag-Loringhoven im „Militär-Wochenblatt“ gegen die *„Apostel des ewigen Friedens“* ein, habe die Ver-

²²⁷ „Man leitet das Recht [zum Kriege, N. M.] her aus der Abwesenheit eines Organes, dem die Gesamtheit der Staaten die Entscheidung über internationale Rechtsstreitigkeit und die Durchführung des Rechtsschutzes übertragen kann.“ Allgemeine Militär-Encyclopädie, 5. Bd. (1870), Artikel „Kriegsrecht“, S. 237.

²²⁸ Krieg und Arbeit (Rezension), in: Jahrbücher für die deutsche Armee und Marine 116/1900, S. 104. Den Krieg als *„gewaltsame Selbsthilfe“* der Staaten bezeichnete Linde, Das Völkerrecht im Kriege, Vortrag vom 25. November 1887, in: Beiheft zum Militär-Wochenblatt 1888, S. 52-54.

²²⁹ Bernhardi, Deutschland und der nächste Krieg (1912), S. 121, zur Schiedsgerichtsfrage siehe auch S. 10 (wo er auf die Haager Friedenskonferenzen anspielte) und S. 25-29. Bezeichnend die Aussage S. 27f.: *„Besonders verderblich aber müssten Schiedsgerichtsverträge für ein aufstrebendes Volk werden, das seinen politischen und nationalen Höhepunkt noch nicht erreicht hat und auf Machterweiterung angewiesen ist [...]“*

²³⁰ Handbuch der neuzeitlichen Wehrwissenschaften, 1. Bd. (1936), Artikel „Völkerrecht“, S. 666.

²³¹ Vgl. etwa Löffler, Strategie (1910), S. 9, Glatzel, Ueber den Einfluss der Friedensbewegung (1911), S. 227, Auspitz, Die Idee des ewigen Friedens vor dem Richterstuhle unsrer Zeit, in: Deutsche Revue 29/1904, 2. Bd., S. 160, Stein, Erlebnisse (1919), S. 122, Ritter, Der Zukunftskrieg und seine Waffen (1924), S. 1.

²³² Handbuch der neuzeitlichen Wehrwissenschaften, 1. Bd. (1936), Artikel „Völkerrecht“, S. 666. Vgl. auch Artikel „Völkerrechtspolitik“, S. 667, Artikel „Kriegsrecht“, S. 241 und im Handbuch für Heer und Flotte, 5. Bd. (1913), Artikel „Kriegsrecht“, S. 660.

²³³ Hartmann, Militärische Nothwendigkeit und Humanität, in: Deutsche Rundschau 13/1877, S. 121.

mehrung der Berührungspunkte zwischen den Völkern auch eine Vermehrung der internationalen Reibungen zur Folge.²³⁴

Unter gewissermassen anthropologisch-psychologischen Gesichtspunkten betrachtete Colmar v. der Goltz die Schiedsgerichtsfrage. Die verschiedenen Völker, meinte Goltz, stünden einander wie Personen gegenüber, so dass die „*natürliche Eigensucht*“ zur Quelle von Streitigkeiten werden könne. Der „*nationale Egoismus*“ führe immer, falls andere Mittel versagten, zum Krieg, „*und wo sollte dann wohl ein Schiedsgericht herkommen, das Frieden zu gebieten vermag*“, wie Goltz sarkastisch anfügte.²³⁵ 1904 führte er in der „Deutschen Revue“ eine Debatte mit der bekannten österreichischen Friedensaktivistin und späteren Friedensnobelpreisträgerin Baronin Bertha v. Suttner²³⁶ über die Möglichkeit eines „ewigen Friedens“, die erwartungsgemäss von Goltz verneint wurde, wobei er unter anderem auch die Schiedsgerichtsproblematik ansprach. „*Es heisst die Menschennatur verkennen*“, schrieb Goltz, „*und den menschlichen Egoismus vergessen, wenn man glaubt, allen Widerstreit der Ansprüche auf gütlichen Wegen ausgleichen zu wollen. Schiedsgerichte werden nur solche Streitfragen beilegen, bei denen ohnehin die Opfer des Krieges des Preises nicht wert erscheinen.*“²³⁷ Suttner sprach in ihrem Aufsatz die Bemühungen im Zusammenhang mit der Einrichtung des Haager Schiedsgerichtshofs an und verwies auf konkrete Fortschritte bei der Schlichtung zwischenstaatlicher Konflikte mittels Schiedsgerichtsverträgen.²³⁸ In seiner Replik hielt Goltz den Ausführungen Suttners entgegen, dass es einem ausführenden Organ ermangle, welches in der Lage wäre, einem Friedensunwilligen den Frieden aufzuzwingen. Schiedsgerichte könnten nur solche Kriege verhindern, die ohnehin aufgrund mangelnden Kriegswillens der einen Partei nicht ausbrechen würden. Es sei ein verhängnisvoller Irrtum zu glauben, lautete die typische Begründung, dass Schiedsgerichte da schlichten könnten, „*wo ernste Lebensinteressen der streitenden Völker auf dem Spiele stehen.*“ Als Beweis brachte Goltz Beispiele aus der Geschichte an: Die Expansion des Römischen Reiches – „*Kein Schiedsgericht [...] hätte je das Römerreich auf seine Halbinsel zu bannen vermocht*“ – und den Konflikt Friedrichs des Grossen um Schlesien. Die 1904 aktuelle Auseinandersetzung in Ostasien zwischen Russland (der Zar war ja Initiant der Haager Friedenskonferenz gewesen) und Japan

²³⁴ Freytag-Loringhoven, Der grosse Krieg der Jetztzeit, in: Militär-Wochenblatt Nr. 134/1908, Sp. 3123.

²³⁵ Goltz, Das Volk in Waffen (1899), S. 9. Vgl. auch Goltz, Krieg- und Heerführung (1901), S. 12.

²³⁶ Zum Wirken Bertha v. Suttners Wette, Militarismus in Deutschland (2008), S. 97-99.

²³⁷ Goltz, Der ewige Friede und der nächste Krieg, in: Deutsche Revue 29/1904, 1. Bd., S. 132. Vgl. Goltz/Foerster, Denkwürdigkeiten, S. 250f.

²³⁸ Suttner, Der ewige Krieg und die Friedensbewegung, in: Deutsche Revue 29/1904, 2. Bd., S. 18-23. Suttner wies auf die Verträge zwischen England und Frankreich, Frankreich und Italien, England und Italien hin. Zu Goltz' Einstellung zur Haager Friedenskonferenz vgl. seinen Brief vom 24. August 1907, in: Goltz/Foerster, Denkwürdigkeiten, S. 284.

stellte Goltz als weiteren Beleg für seine Haltung dar.²³⁹ Zum russisch-japanischen Konflikt hatte Goltz bereits in seinem ersten Aufsatz festgehalten: „Jede der beiden Mächte hat also von ihrem Standpunkte aus recht, und man vermag nicht abzusehen, wie der Streit ohne einen Krieg endgültig geschlichtet werden soll.“²⁴⁰

In der viel zitierten Einleitung Moltkes zu seiner Darstellung des Krieges von 1870/71, worin er die epochale Wende vom Kabinetts- zum Volkskrieg beschrieb, steht die Bemerkung: „Solange die Nationen ein gesondertes Dasein führen, wird es Streitigkeiten geben, welche nur mit den Waffen geschlichtet werden können [...]“. ²⁴¹ Auch beim deutsch-französischen Gegensatz hatte es sich in den Augen der Militärs um eine entscheidende Lebens- und Machtfrage gehandelt, die nur durch Krieg entschieden werden konnte. Major Balck bezeichnete in seinem Buch über Taktik, in dem er sich bei seinen einleitenden allgemeinen Gedanken über das Phänomen Krieg auch den Schiedsgerichten widmete, diese als utopisch und als „Hirngespinnste“ wirklichkeitsfremder Idealisten. Nie und nimmer könnte ein Schiedsgericht die „Machtfrage“ zwischen Deutschland und Frankreich um den Besitz Elsass-Lothringens entscheiden. Wenn diplomatische Mittel versagen, „so wird die Rechtsfrage zwischen zwei Staaten sofort eine Machtfrage.“ ²⁴² Als „unglaublich naiv“ wertete auch Generalleutnant Ernst v. Reichenau die Vorstellung, alle Konflikte durch Schiedsgerichte lösen zu können. Reichenaus Werk ist von sozialdarwinistischen Deutungsmustern durchdrungen, die Schiedsgerichtsfrage diente ihm als zusätzlicher Kriegslegitimationsgrund. Streitigkeiten von geringem politischem Belang, konzedierte Reichenau, könnten wohl von Schiedsgerichten entschieden werden, sobald sie aber „Lebensfragen“ berührten, seien sie völlig bedeutungslos. Hätte sich etwa Frankreich, so die hypothetische Frage, durch einen Schiedsspruch dazu bewegen lassen, Elsass-Lothringen zurückzugeben und würde Deutschland diese Provinzen auf Geheiß eines Schiedsgerichts wieder abtreten? Wäre etwa England bereit, auf Indien zu verzichten, wenn dieses ein Schiedsgericht anriefe und würde Russland auf seine Expansionsbestrebungen in Asien verzichten?²⁴³ Reichenaus Schlussfolgerung war ein Rückgriff auf die „menschliche Natur“: „Die Grundbedingungen der menschlichen Natur ändert kein Vertrag.“ ²⁴⁴ Einen konkreten Konflikt als Argument gegen Schiedsgerichte brachte ebenfalls Albert v. Boguslawski vor, nämlich den Krieg von

²³⁹ Goltz, Noch einmal der „ewige Friede“, in: Deutsche Revue 29/1904, 2. Bd., S. 24. Mit Spitze gegen die „Apostel des ewigen Friedens“ hatte die Deutsche Heeres-Zeitung versucht, anhand konkreter Konflikte auf dem Balkan die Nutzlosigkeit eines „internationalen Areopags“ zu beweisen (Ewiger Friede, in: Deutsche Heeres-Zeitung, Nr. 10/1886, S. 78f.). Vgl. im Weiteren Falkenhausen, Der grosse Krieg der Jetztzeit (1909), S. 2.

²⁴⁰ Goltz, Der ewige Friede und der nächste Krieg, in: Deutsche Revue 29/1904, 1. Bd., S. 134.

²⁴¹ Moltke, Geschichte des Krieges 1870/71 (1888), in: Förster, Moltke Werkauswahl, S. 241.

²⁴² Balck, Taktik, 1. Bd. (1903), S. 5.

²⁴³ Reichenau, Einfluss der Kultur auf Krieg und Kriegsrüstung (1897), S. 55f.

²⁴⁴ Reichenau, Einfluss der Kultur auf Krieg und Kriegsrüstung, S. 58. Zum Deutungskonstrukt „menschliche Natur“ vgl. Kapitel III, 2d.

1866 zwischen Preussen und Österreich. Wiederum taucht die Frage auf: Was hätte wohl ein Schiedsgericht bei dem seit langer Zeit sich zuspitzenden Gegensatz zwischen den beiden Staaten ausrichten können? Auch bei diesem Konflikt ging es für Boguslawski um „*Lebensinteressen*“.²⁴⁵ Gegen die Idee eines Völkerbunds nach den Vorschlägen Kants wandte er ein, ein solcher würde unweigerlich an machtpolitischen Ansprüchen, wie etwa Frankreichs oder Englands, scheitern.²⁴⁶ Dem Machtstaatsdenken verhaftet war auch der Hinweis, dass die Forderung nach internationalen Schiedsgerichten von dem Irrtum ausgehe, Grundsätze für die Schlichtung von Streitigkeiten im bürgerlichen Leben auf das Verhältnis zwischen unabhängigen Staaten übertragen zu können, „*was eine Unmöglichkeit ist, eben wegen ihrer Unabhängigkeit voneinander.*“ Zudem würden für die durch das Auftreten neuer politischer, sozialer oder religiöser Strömungen entstehenden internationalen Gegensätze jegliche völkerrechtliche Beurteilungskriterien fehlen.²⁴⁷ Aus diesen Einwänden leitete Boguslawski eine seiner Deutungen des Krieges ab: „*Der Krieg dient zur Lösung von Zwistigkeiten in Lebensinteressen der Völker und von Prinzipienfragen, in denen unübersteigliche Gegensätze sich gegenüberstehen.*“²⁴⁸

Ausführlich befasste sich auch Max Jähns mit der Schiedsgerichtsproblematik.²⁴⁹ Der Krieg der Einzelnen untereinander sei eliminiert worden, die Staaten aber würden ihre eigenen Richter bleiben, wie Jähns gleich am Anfang seines Buches festhielt.²⁵⁰ Schiedsgerichte seien in Einzelfällen bei untergeordneten Angelegenheiten von Nutzen, aber niemals dann, wenn es um die Wahrung von „*Lebensbedingungen*“ der Staaten gehe.²⁵¹ An anderer Stelle heisst es: „*Nimmermehr werden sich durch Schiedsspruch streitende Lebensinteressen der Völker austragen lassen [...].*“²⁵² Ein Beweis dafür sei der deutsch-französische Krieg; bei dieser „*weltgeschichtlichen Entscheidung*“ hätte nur ein „*Thor*“ eine schiedsgerichtliche Beilegung des Streits erwarten können.²⁵³ Jähns versuchte schliesslich seine Darlegungen geschichtsphilosophisch zu begründen, indem er an Schiller und Hegel anlehnd schrieb: „*Nicht ein Weltgericht macht Weltgeschichte, sondern die Weltgeschichte ist das Weltge-*

²⁴⁵ Boguslawski, *Der Krieg in seiner wahren Bedeutung* (1892), S. 65.

²⁴⁶ Boguslawski, *Der Krieg in seiner wahren Bedeutung*, S. 79.

²⁴⁷ Boguslawski, *Der Krieg in seiner wahren Bedeutung*, S. 92-94.

²⁴⁸ Boguslawski, *Der Krieg in seiner wahren Bedeutung*, S. 107. Dort eine Aufzählung verschiedener Formen der Kriegsdeutung. Einen weiteren Einwand brachte Boguslawski in den Betrachtungen über Heerwesen und Kriegführung (1897), S. 2, an: Auch internationale Schiedsgerichte würden der Gewalt bedürfen, um ihre Entscheide durchzusetzen. Ähnlich hatte Moltke in einer Reichstagssitzung festgehalten, dass die Sprüche eines Völkerrechtstribunals letztlich nur auf dem Schlachtfelde entschieden werden könnten (Reichstagssitzung vom 16. Februar 1874, in: *Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten*, 7. Bd., S. 106); vgl. auch Kiessling, *Ewiger Krieg* (1890), S. 10.

²⁴⁹ Jähns, *Krieg, Frieden und Kultur* (1893), v. a. S. 43-45 u. S. 348-354.

²⁵⁰ Jähns, *Krieg, Frieden und Kultur*, S. 3f.

²⁵¹ Jähns, *Krieg, Frieden und Kultur*, S. 45.

²⁵² Jähns, *Krieg, Frieden und Kultur*, S. 349.

²⁵³ Jähns, *Krieg, Frieden und Kultur*, S. 351.

richt.“²⁵⁴ Weniger philosophisch drückte sich Conrad v. Hötzendorf aus: Man müsse bedenken, „dass sich die Schicksale der Staaten, der Völker, der Dynastien nicht am diplomatischen Konferenztische, sondern auf dem Schlachtfeld entscheiden.“²⁵⁵

Die Schiedsgerichtsidee widersprach einem machtsstaatlichen und vitalistischen Staatsverständnis, das den Staat als dynamischen, autonomen Organismus auffasste. So wurde mit dem Verweis auf die „Lebensinteressen“ des als absolut souverän definierten Staates zum einen die Möglichkeit eines die zwischenstaatlichen Konflikte schlichtenden Schiedsgerichts – überhaupt die Verbindlichkeit völkerrechtlicher Vereinbarungen – verneint. Zum anderen wurde die Existenzberechtigung des Krieges in politischer wie auch geschichtsphilosophischer Hinsicht untermauert, indem dem Krieg die unabdingbare Funktion eines Schiedsrichters zugeschrieben wurde, der im Sinne der „Weltgeschichte“ entscheidet, wie Jähns es ausdrückte. In dieser Deutung verflüchtigt sich die instrumentelle Funktion des Krieges, der Krieg wird zu einer weltgeschichtlichen Notwendigkeit und Bedingung erhoben. Auf diesen Aspekt werde ich im Zusammenhang mit dem bellizistischen Kriegsdiskurs (Kapitel II) zurückkommen.

c. Einigungskriege, Weltmachtgeltung und Niedergangsängste

Einigung durch Krieg

Auf dem Buchdeckel der fünften Auflage von Goltz' „Das Volk in Waffen“ aus dem Jahre 1899 befindet sich eine aufschlussreiche Illustration: Ein Eisernes Kreuz, auf dem ein Wappen mit dem Reichsadler aufliegt. Auf jedem der vier Arme des Kreuzes sind Jahreszahlen eingetragen: 1813-15, 1864, 1866 und 1870-71. Symbolhaft signifiziert diese Abbildung die wichtige Bedeutung der Kriege gegen Napoleon, des Krieges gegen Dänemark, des preussisch-österreichischen und deutsch-französischen Krieges – das deutsche Reich, entstanden, geschmiedet, vereint durch diese Kriege und in diesen Kriegen. Die siegreichen Kriege der Reichsgründungsphase zeitigten eine eminente Wirkung, die sich an der Wertschätzung des Krieges als quasi „Geburtshelfer“ der

²⁵⁴ Jähns, Krieg, Frieden und Kultur, S. 354. Vgl. Hegel, Grundlinien der Philosophie des Rechts, § 340, S. 503. Auch bei Pochhammer, Über den Seekrieg (1933), S. 51, steht der Satz: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht!“ Das Handbuch der neuzeitlichen Wehrwissenschaften, 1. Bd. (1936), hält im Artikel „Kriegssoziologie“ (S. 255) fest: „Nach wie vor ist der Krieg das Weltgericht.“ Zu diesem Ausspruch vgl. Vondung, Apokalypse, S. 137f. u. Rohkrämer, Militarismus, S. 184f.

²⁵⁵ Denkschrift vom 31. Oktober 1910, in: Conrad, Aus meiner Dienstzeit, 2. Bd., S. 75.

deutschen Nation sowie einem allgemein gestiegenen Ansehen des Militärs und des Militärischen auch in breiteren Gesellschaftsschichten ablesen lässt.²⁵⁶

Eine von Machtstaatskategorien beeinflusste Deutung der Einigungskriege zeigt sich exemplarisch in einer Reihe von Äusserungen Helmuth v. Moltkes zum preussisch-österreichischen Konflikt 1866. Rund fünfzehn Jahre nach dem Krieg fasste er seine Sicht dieses Krieges, den er als klassischen Kabinettskrieg interpretierte, zusammen: Preussen habe diesen Krieg nicht aus Notwehr gegen eine Existenzbedrohung, auch nicht für Gebietserweiterung oder materiellen Gewinn geführt, „sondern für ein ideales Gut – für Machtstellung“, damit Österreich auf die Hegemonie in Deutschland verzichten und Preussen die Führung übergeben musste.²⁵⁷ Schon 1860 war Moltke der Meinung gewesen, dass ein kurzer, offensiver Krieg gegen Österreich die Zwietracht in Deutschland beenden, die kleineren Staaten unter die Hegemonie des Siegers stellen und dadurch in Zentraleuropa ein mächtiger Staat entstehen würde, der an Macht und Einfluss seinen Nachbarn gleichrangig, wenn nicht sogar überlegen wäre.²⁵⁸ Aus einigen seiner Briefe ist ausserdem eine religiöse Aufladung ersichtlich. So schrieb Moltke vom Willen Gottes, die Preussen obliegende Mission, nämlich die Einigung Deutschlands, zu vollziehen; im Weiteren sprach er von einem unabwendbaren Krieg, bei dem es nicht in der Menschen Hand liege, ihn zu vermeiden, und vom Kampf um die Vormachtstellung in Deutschland, bei dem einer von beiden Staaten notwendigerweise weichen müsse.²⁵⁹ Moltke war generell davon überzeugt gewesen, dass es niemals auf friedlichem Wege zu einer Einigung Deutschlands kommen werde.²⁶⁰ Die deutsche Einheit, so seine machtsstaatsgeprägte Auffassung, sei wohl nur zu erreichen „durch den Krieg, welcher die bestehenden Verträge beseitigt und an ihre Stelle andere setzt, die den Verhältnissen mehr entsprechen

²⁵⁶ Zur Deutung der Einigungskriege und zur Prägung des Kriegsbildes insbesondere in der bürgerlichen Öffentlichkeit Deutschlands die Arbeiten von Nikolaus Buschmann und Frank Becker: Buschmann, Einkreisung und Waffenbruderschaft, Buschmann, Kanonenfeuer, Becker, Bilder von Krieg und Nation, Becker, Synthetischer Militarismus; vgl. im Weiteren auch Leonhard, Bellizismus und Nation, S. 571-645 u. Burkhardt, Alte oder neue Kriegsursachen?, S. 66-69.

²⁵⁷ Moltke, Ueber den angeblichen Kriegsrath in den Kriegen König Wilhelms I. (1880/81), in: Förster, Moltke Werkauswahl, S. 137, vgl. dazu Stadelmann, Moltke und der Staat, S. 173-175 u. Leonhard, Die Nationalisierung des Krieges, S. 90. In einem Brief an seinen Vetter Eduard Ballhorn vom 8. August 1866 hatte Moltke aber noch geschrieben, beim Krieg gegen Österreich „handelte es sich um die Existenz.“ (Briefe an seine Braut und Frau, 2. Bd., S. 213).

²⁵⁸ Snyder, The Ideology of the Offensive, S. 129.

²⁵⁹ Moltke an Eduard v. Bethusy-Huc, 29. Mai 1866, in: Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten, 5. Bd., S. 163, Moltke an seinen Bruder Adolf, 20. Mai 1866, in: Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten, 4. Bd., S. 181, Moltke an seine Frau, 12. Juli 1866, in: Briefe an seine Braut und Frau, 2. Bd., S. 210.

²⁶⁰ Vgl. die Briefe an seinen Bruder Adolf, 20. Mai 1866, in: Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten, 4. Bd., S. 182 und 24. Januar 1868, in: ebd., S. 188. Schon Clausewitz hatte gesagt, dass eine Einigung Deutschlands nur durch das Schwert, durch die Unterwerfung der Einzelstaaten unter einen Staat möglich sei (Gat, History of Military Thought, S. 242 u. 325).

[...].“²⁶¹ Wie Moltke einige Jahre nach der Reichsgründung einmal bemerkte, liessen sich „*die Grenzen eines grossen Staates [...] nicht nach wissenschaftlichen Grundsätzen konstruieren.*“²⁶²

Eine ähnliche Mischung zwischen Machtstaatsdenken und Prädestinationsvorstellungen legte Schlieffen 1867 in einem Brief an den Tag. Er bezeichnete einen Krieg mit Frankreich als unvermeidlich, da Preussen drohe, Frankreich die erste Rolle abzunehmen, eine Rolle, die Gott Preussen seit Königgrätz zugewiesen habe. Das Recht auf die neue Machtstellung müsse nun aber bewiesen werden: „*Wer etwas erringt, hat auch die Pflicht, seine Berechtigung zu dem Besitze zu erweisen. Es gilt nicht bloss, die Österreicher in schnellem Kampfe aus ihrem hundertjährigen Besitze zu verdrängen, sondern auch vor aller Welt zu beweisen, dass wir der neu erworbenen Stellung würdig sind.*“ Eine nachgiebige Haltung gegenüber Frankreich wäre kaum ein solcher Beweis.²⁶³ Schlieffen bekräftigte retrospektiv seine Überzeugung von der absoluten Unabwendbarkeit und Notwendigkeit der Kriege gegen Österreich und Frankreich. Die Vormachtstellung in Deutschland und ein einiges Deutschland liessen sich, schrieb er in seinem Bismarck-Aufsatz, „*nicht durch Verhandlungen, Beratungen, Reden, Vereine, Feste, Gesänge und Trinksprüche, sondern nur durch ‚fero et igni‘ verwirklichen [...].*“²⁶⁴ Bismarck habe aber, so Schlieffens machtsstaatlich-instrumentelle Deutung des Krieges von 1870/71, im Gegensatz zu Napoleon I. den Krieg nicht um des Krieges willen geführt; es habe sich vielmehr um einen unvermeidbaren Machtkampf, um die Zerschlagung der französischen Machtansprüche als Vorbedingung für die Einigung Deutschlands gehandelt.²⁶⁵ Dass die deutsche Einigung nur durch Krieg erreicht werden konnte, glaubte auch v. Reichenau, der dabei auf die Konsequenz der gewonnenen Machtstellung hinwies: „*Was aber Macht und Kraft zusammengefügt haben, das vermögen auch nur Macht und Kraft zu erhalten.*“²⁶⁶ Reichenau schrieb dies 1897, die kommenden Jahre sollten zeigen, wie sehr sich das Deutsche Kaiserreich politisch-militärisch einem machtorientierten Denken und kraftvollen Handeln verpflichtet hatte, notabene oft zu dessen Nachteil.

„Weltmacht oder Niedergang“

Die wilhelminische Epoche war gekennzeichnet durch ambivalente, widersprüchliche gesellschaftliche und politische Entwicklungen. Wirtschaftlich-technischer Fortschritt und soziale Konflikte, ein auftrumpfendes Weltmachtstreben und eine zunehmende aussenpolitische Isolierung

²⁶¹ Entwurf Moltkes von 1868 für eine Rede im Zollparlament, in: Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten, 7. Bd., S. 12f., vgl. Gat, *History of Military Thought*, S. 325.

²⁶² Reichstagssitzung vom 24. April 1877, in: Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten, 7. Bd., S. 122, vgl. Reinhardt, *Wehrkraft und Wehrwille* (1932), S. 69.

²⁶³ Schlieffen an seine Braut, 6. Mai 1867, in: Schlieffen, *Briefe*, S. 207f. Zu Schlieffens religiöser Prägung siehe Buchholz, *Prussian War Planning*, S. 109-114.

²⁶⁴ Schlieffen, Bismarck, in: Gesammelte Schriften, 2. Bd., S. 13.

²⁶⁵ Schlieffen, Bismarck, in: Gesammelte Schriften, 2. Bd., S. 15.

²⁶⁶ Reichenau, *Einfluss der Kultur auf Krieg und Kriegsrüstung* (1897), S. 4.

rung gingen Hand in Hand. Längst hatte sich die seit der Mitte des 19. Jahrhunderts in Theorie und Publizistik aufkeimende Tendenz durchgesetzt, den Machtbegriff vor allem antagonistisch und dynamisch zu begreifen. „Macht“ wurde darum vornehmlich im Sinne von „Weltmacht“ und expansiver, nicht nur stabilisierender, das Gleichgewicht erhaltender Macht verstanden. Die Begriffe „Grossmacht“ und „Weltmacht“ waren austauschbar geworden.²⁶⁷ Dies zeigte die wechselvolle wilhelminische (Welt-)Machtpolitik: Der Flottenbau und das Schlachtflottenrüsten gegen England, um nur einige wichtige Aspekte zu nennen, die imperialistisch-expansionistischen Bestrebungen (der „Platz an der Sonne“), eine für Deutschland ungünstige Verschiebung der Mächtekonstellation als Folge gegnerischer Bündnisse und der Annäherung ehemaliger Rivalen (Russland-Frankreich, England-Frankreich, Russland-England), nahe an den Rand eines Krieges führende Krisen, wie die um Marokko, den Balkan oder um die deutsche Militärmission in der Türkei.²⁶⁸

Auch in den militärischen Quellen widerspiegeln sich machtsstaatsfundierte, an einem dynamisch-vitalistischen Staatsverständnis orientierte Weltmachtvorstellungen und Weltgeltungsansprüche. Das Gedeihen der Staaten, war etwa Freytag-Loringhoven überzeugt, bedürfe einer kraftvollen Politik.²⁶⁹ Eine Grossmacht müsse daher Machtpolitik betreiben, und zwar nicht nur europäische Politik, sondern Weltpolitik, da sich die Reibungsflächen und Interessensgegensätze zwischen den Staaten, besonders in wirtschaftlicher Hinsicht, vermehrt hätten.²⁷⁰ Dank Wilhelm II. sei Deutschland soweit *„dass es jetzt Seegeltung besitzt, dass es in seiner Marine über einen Machtfaktor in der Weltpolitik verfügt, denn eine andere ist [...] heute undenkbar.“*²⁷¹ Das Deutsche Reich, konstatierte das „Handbuch für Heer und Flotte“ *„ist von einer europäischen Grossmacht zur Weltmacht emporgestiegen“* und rechtfertigte die Flottenrüstung mit dem Argument, dass es *„mit Naturnotwendigkeit“* im Interesse der rivalisierenden Mächte liege, den deutschen Überseehandel zu vernichten, was Deutschland auch der Mittel berauben würde, seine Machtstellung auf dem Festland weiter zu

²⁶⁷ Vgl. Brunner/Conze/Koselleck, Geschichtliche Grundbegriffe, Bd. 3, Begriff „Macht, Gewalt“, S. 930-933. Vgl. in diesem Zusammenhang die Untersuchungen Sönke Neitzels zu der Ende des 19. Jahrhunderts aufkommenden Weltreichslehre. Diese ging von der Vorstellung aus, dass die drei Weltmächte USA, Grossbritannien und Russland die Erde dominieren und gewaltige Weltwirtschaftskämpfe die Zukunft prägen würden. Neitzel, Weltmacht oder Untergang (zur Weltreichslehre bei den Militärs S. 28 u. 386f.) u. Neitzel, Zukunftsvorstellungen, S. 57-62. Vgl. auch Walkenhorst, Daseinskampf, S. 141-143.

²⁶⁸ Einen guten Überblick zur wilhelminischen Welt-/Aussenpolitik gibt Ullrich, Die nervöse Grossmacht, S. 193-238. Treffend charakterisiert Ullrich die Weltpolitik-Ambitionen (S. 194f.): „Was diese Politik kennzeichnete, war keine klare, zielgerichtete Konzeption, noch weniger eine durchdachte Planung, sondern ein hektischer Aktivismus, gepaart mit notorischer Unberechenbarkeit. Immer dabei sein, überall Flagge zeigen – das wurde zum Bewegungsgesetz wilhelminischer Politik.“ Die Weltpolitikbestrebungen unter militärgeschichtlichen Gesichtspunkten analysiert Gat, History of Military Thought, S. 341-381.

²⁶⁹ Freytag-Loringhoven, Krieg und Politik in der Neuzeit (1911), S. V.

²⁷⁰ Freytag-Loringhoven, Krieg und Politik in der Neuzeit, S. 267 u. 269, vgl. auch S. III.

²⁷¹ Freytag-Loringhoven, Krieg und Politik in der Neuzeit, S. 270; vgl. Falkenhausen, Der grosse Krieg der Jetztzeit (1909), S. 10.

behaupten.²⁷² Das in diesen Äusserungen hervortretende Argument der ökonomischen Rivalitäten besass im Gefüge der Weltmachtvorstellungen einen wichtigen Platz. Machtstaatsideen, Weltmachtansprüche und wirtschaftliche Antagonismen wurden aufeinander bezogen und miteinander verknüpft. Daraus leitete sich eine entsprechende Interpretation der Ursachen von Kriegen ab, eine gleichsam machtsstaatlich-ökonomisch geprägte Deutung des Krieges. Der Chef des Marinekabinetts, Admiral Georg Alexander v. Müller hielt 1896 in einer Denkschrift fest: „Die Weltgeschichte steht jetzt im Zeichen des wirtschaftlichen Kampfes.“ Aus diesem Wirtschaftskampf könne, und nach Ansicht vieler müsse, ein Krieg entstehen.²⁷³ Die Denkschrift sprach im Folgenden vom „Expansionsbedürfnis“ und von der „Expansionsberechtigung“ Deutschlands, von „Expansionsfähigkeit“ und „Expansionspflicht“ und den sich daraus ergebenden Konsequenzen: „Auch hier heisst es ganz oder gar nicht. Mit der ganzen Kraft der Nation einsetzen [sic], rücksichtslos, auch den grossen Krieg nicht scheuend, oder aber Beschränkung auf die Kontinentalmacht.“²⁷⁴

Die Pflicht zur imperialistischen Expansion leitete Colmar v. der Goltz zum einen aus dem Machtzuwachs durch die nationalen Einigung her: „[D]ie Kraft, die uns aus unserer nationalen Einigung erwachsen ist, [zwingt] uns, hinauszugehen über die Meere und in die Länder der Fremden.“ Zum anderen brachte Goltz das Argument des machtsstaatlich-ökonomischen Antagonismus vor: Aus dem Streben nach Aufrechterhaltung von Machtstellung und wirtschaftlichem Wohlstand resultiere ein scharfer Konkurrenzkampf.²⁷⁵ Die aus Macht- und Wirtschaftsinteressen herrührenden Gegensätze mussten nach seiner Meinung unweigerlich kriegerische Konflikte zur Folge haben. Im Herbst 1899 gab Goltz sich überzeugt davon, dass ein Krieg gegen Frankreich oder Russland zurzeit unwahrscheinlicher geworden sei, dafür drohe „ein allgemeiner Kampf um die internationalen Handelsinteressen und die Seeherrschaft.“²⁷⁶ Wenn der Dreibund durch den Tod des österreichischen Kaisers in die Brüche gehe, müsse sich Deutschland entweder „mit dem Schwert in der Hand“ bis

²⁷² Handbuch für Heer und Flotte, 4. Bd. (1912), Artikel „Hohenzollern – Wilhelm II“, S. 860f.

²⁷³ Denkschrift „Zukunftspolitik“ von Admiral Müller, in: Der Kaiser... Aufzeichnungen des Chefs des Marinekabinetts, S. 37. Zu dieser Denkschrift siehe Berghahn, Tirpitz-Plan, S. 182. Konteradmiral Glatzel bezeichnete die wirtschaftliche Konkurrenz auf dem Weltmarkt als hauptsächliche Ursache moderner internationaler Spannungen, Glatzel, Ueber den Einfluss der Friedensbewegung (1911), S. 229. Schon Moltke hatte darauf hingewiesen, dass die Börse einen Einfluss gewonnen habe, „welcher die bewaffnete Macht für ihre Interessen ins Feld zu rufen vermag.“ Moltke, Geschichte des Krieges 1870/71 (1888), in: Förster, Moltke Werkauswahl, S. 241, vgl. auch Moltke, Reichstagssitzung vom 11. Januar 1887, in: Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten, 7. Bd., S. 135. Weitere Beispiele einer durch ökonomische Kategorien geprägten Kriegsdeutung sind Reichenau, Einfluss der Kultur auf Krieg und Kriegsrüstung (1897), S. 22f. u. Kiessling, Ewiger Krieg (1890), S. 100-104.

²⁷⁴ Denkschrift Admiral Müller, S. 37, 39f. u. 40. Auf die Rassenkampfvorstellungen in dieser Denkschrift wird in Kapitel IV, 3 eingegangen.

²⁷⁵ Goltz an einem Vortrag (Datum nicht ersichtlich) der „Deutsch-Asiatischen Gesellschaft“, deren erster Präsident er war (Goltz/Foerster, Denkwürdigkeiten, S. 339f.).

²⁷⁶ Goltz an Mudra, 4. Oktober 1899, in: Goltz/Foerster, Denkwürdigkeiten, S. 221. An anderer Stelle schrieb er, Anlass für einen Krieg gebe auch „die mit etwas zu grosser Hast von den Kulturmächten betriebene Teilung der Erde.“ (Der ewige Friede und der nächste Krieg, in: Deutsche Revue 29/1904, 1. Bd., S. 133).

Triest erweitern oder in die Rolle einer „*Grossmacht zweiten Ranges*“ zurückgedrängt werden.²⁷⁷ Unter dem Eindruck des russisch-japanischen Krieges²⁷⁸ und angewidert vom „*Friedensgeplärre*“ drängte sich für Goltz im Hinblick auf die wachsende Macht Nordamerikas und Asiens der Gedanke an einen europäischen Staatenbund auf, der aber nur durch einen grossen Krieg, „*welcher einer der europäischen Mächte die unbedingte Hegemonie über die anderen verschafft*“ zu erreichen wäre. Diese Hegemonie müsste natürlich Deutschland zufallen.²⁷⁹ Aus Goltz' Sicht der Machtverhältnisse, der politischen und ökonomischen Interessensgegensätze resultierte sein stetiger Ruf nach Kriegsbereitschaft und Aufrüstung, nach Erhaltung eines kriegerischen Geistes und Abwehr pazifistischer Tendenzen sowie seine Forderung nach Präventivkriegen. In dieser Hinsicht bezeichnend sind die Ausführungen in den „Denkwürdigkeiten“²⁸⁰ über Goltz' Haltung zur Marokkokrise: Diese stellte für ihn „*eine nackte Machtfrage*“ dar, einen Entscheid darüber, wer die erste Militärmacht in Europa sein soll. Dazu wäre ein Waffengang unumgänglich gewesen; einen solchen hätte Goltz dem „*jahrelang sich hinziehenden diplomatischen Gezänk entschieden vorgezogen*“, wie er auch in der bosnischen Krise und bei den Balkankonflikten eine kriegerische Lösung bevorzugte. Hätte Goltz, wie die Herausgeber der „Denkwürdigkeiten“ anfügten, einen grösseren Einfluss auf die Politik gehabt, würde er das gegen Deutschland geschmiedete Bündnis „*rechtzeitig durch Präventivangriff zerstört haben!*“²⁸¹ Die Neuauflage von „Das Volk in Waffen“ resümierte rückblickend in Bezug auf den Ersten Weltkrieg, dass Deutschland „*sein unzweifelhaftes Recht, sich auf dieser Erde nach Massgabe seiner Kräfte und Gaben frei zu entfalten*“ verteidigt und versucht habe, die ihm gegebene Stellung in der Welt zu behaupten.²⁸² Ähnlich interpretierte Wilhelm Groener in seinen Lebenserinnerungen den Weltkrieg als unvermeidlichen Kampf, um vor der Welt die Einheit und Grossmachtstellung Deutschlands zu beweisen.²⁸³

Lange nicht alle Militärs sprachen sich so radikal für Expansionismus und Präventivkriege aus, wie dies Colmar v. der Goltz und dann insbesondere Friedrich v. Bernhardt taten, auf dessen überbordende Expansions- und Präventivkriegsforderungen hier nicht weiter eingegangen wer-

²⁷⁷ Goltz an Mudra, 31. August 1902, in: Goltz/Foerster, Denkwürdigkeiten, S. 260. Im selben Brief sprach Goltz auch von einem „*Existenzkampf*“ gegen England.

²⁷⁸ Von Goltz' überschwänglicher Bewunderung für Japan wird in Kapitel II im Zusammenhang mit seiner bellizistischen Kriegsdeutung noch zu sprechen sein.

²⁷⁹ Goltz an Mudra, 25. Juni 1904, in: Goltz/Foerster, Denkwürdigkeiten, S. 269. Vgl. auch Goltz an Mudra, 4. Mai 1904, in: ebd., S. 267f.

²⁸⁰ Die „Denkwürdigkeiten“ wurden 1929 von Friedrich v. der Goltz und Wolfgang Foerster, Oberarchivrat am Reichsarchiv und Oberstleutnant a. D., herausgegeben und kommentiert.

²⁸¹ Goltz/Foerster, Denkwürdigkeiten, S. 326f. Dort auch die Aussage, dass für Goltz ein letzter Kampf um Deutschlands Bestand und Grösse eine unumstössliche Gewissheit darstellte. Vgl. Ritter, Staatskunst und Kriegshandwerk, 2. Bd., S. 140f.

²⁸² Goltz, Das Volk in Waffen (1925), S. 478. Auf S. 211 wurde der Vorwurf erhoben, Deutschland habe vergessen, dass „*Grossmächte durch das Schwert gegründet und nur durch das Schwert erhalten werden.*“

²⁸³ Groener, Lebenserinnerungen, S. 140.

den soll.²⁸⁴ Bernhardt liefert jedoch ein wichtiges Stichwort: „*Weltmacht oder Niedergang*“, wie ein Kapitel seines Buches überschrieben ist.²⁸⁵ Diese Devise benennt konzis einen bedeutsamen Umstand, nämlich dass mit den Weltgeltungsansprüchen zugleich oft die Angst vor Abstieg und Rückschritt zum Ausdruck gebracht wurde: Weltmachtbestrebungen und Niedergangsängste – „Weltmacht oder Niedergang“ – sozusagen als die zwei Seiten der „Machtstaats-Medaille“.²⁸⁶ Exemplarisch zeigen dies Aussagen Grossadmirals Alfred v. Tirpitz, dem Initianten und einem der vehementesten Vertreter des Flottenbaus und Flottenwettrüstens. „*Meiner Ansicht nach*“, liess Tirpitz 1895 in einem Brief verlauten, „*sinkt Deutschland im kommenden Jahrhundert schnell von seiner Grossmachtstellung, wenn jetzt nicht energisch, ohne Zeitverlust und systematisch diese allgemeinen Seeinteressen vorwärtsgetrieben werden.*“²⁸⁷ An Admiral v. Müller²⁸⁸ schrieb er, dass ein Aufhören in der Flottenentwicklung „*ein Abtreten von der Weltbühne*“ bedeuten würde.²⁸⁹ Gegenüber Kaiser Wilhelm II. bezeichnete Tirpitz die Flottenrüstung für „*die politische Machtstellung Deutschlands [... und] die Abwendung der Gefahr schwerer politischer Demütigung*“ als unerlässlich.²⁹⁰ Ohne Flotte gehe Deutschland dem Ruin entgegen, es sei eine „*Lebensfrage für Deutschland, als Weltmacht und grosser Kulturstaat, das Versäumte nachzuholen.*“ Einen sozialdarwinistischen Topos aufnehmend, argumentierte Tirpitz weiter: „*Die Entwicklung Deutschlands zum Industrie- und Handelsstaat ist unaufhaltsam gleich einem Naturgesetz. Wenn man sie eindämmen wollte, so würde die Entwicklung darüber hinweggehen.*“²⁹¹ Tirpitz' Äusserungen sind ein gutes Beispiel dafür, wie Elemente des Machtstaatsdenkens, einer vitalistischen und ökonomischen Weltmachtauffassung sowie des Sozialdarwinismus deutungsmässig verknüpft wurden.²⁹² Besonders deutlich geht dies aus einem Brief aus dem Jahre 1900 hervor:

²⁸⁴ So lassen sich dem Alldrutschen Verband, dem Flottenverein oder dem Wehrverein nahestehende Militärs von solchen unterscheiden, die den überspannten imperialistischen Expansionsbestrebungen kritisch oder ablehnend gegenüberstanden, vgl. Ritter, Staatskunst und Kriegshandwerk, 2. Bd., S. 137-141. Zu Bernhardt vgl. Lindemann, Perzeptionen, S. 108-110 u. passim.

²⁸⁵ Bernhardt, Deutschland und der nächste Krieg (1912), S. 89, Überschrift zu Kapitel 5.

²⁸⁶ Azar Gat schreibt diesbezüglich: „Enthusiastic expansionism now blended with deep anxieties over German security and survival.“ (Gat, History of Military Thought, S. 351). Allgemein zur Wachstums-/Niedergangsdeologie Lindemann, Perzeptionen, S. 252-281.

²⁸⁷ Tirpitz an v. Stosch, 21. Dezember 1895, in: Berghahn/Deist, Rüstung, Dok. II/4, S. 103. Eine praktisch identische Formulierung findet sich in einem Denkschriftenentwurf: „*Die Gefahr liegt durch die Weltlage begründet vor, dass unser Reich im kommenden Jahrhundert von seiner Grossmachtstellung herabsinkt [...]*.“ (Auszug aus dem undatierten Entwurf der Denkschrift vom 3. Januar 1896 zum Flottenbauprogramm des Oberkommandos der Marine, in: Berghahn/Deist, Rüstung, Dok. IV/2, S. 196).

²⁸⁸ Vgl. Müllers oben zitierte Denkschrift.

²⁸⁹ Tirpitz an Georg Alexander v. Müller, 17. Juli 1908, in: Hölzle, Quellen zur Entstehung des Ersten Weltkrieges, Dok. 19, S. 54.

²⁹⁰ Notizen zum Immediatvortrag am 28. November 1898, in: Berghahn/Deist, Rüstung, Dok. III/4, S. 156.

²⁹¹ Notizen zum Immediatvortrag am 28. September 1899, in: Berghahn/Deist, Rüstung, Dok. III/6, S. 161. Vgl. Kennedy, The Kaiser and German Weltpolitik, S. 149.

²⁹² Tirpitz wird von Paul Kennedy als „convinced Social Darwinist“ beschrieben, Kennedy, The Kaiser and German Weltpolitik, S. 149, vgl. auch Neitzel, Weltmacht oder Untergang, S. 184. Gemäss Volker Berghahn hat sich in der Marine eine vom Kampf um die Seemacht abgeleitete Variante des Sozialdarwinismus entwickelt, die er als „Mahanismus“ bezeichnet, abgeleitet aus dem Namen des Amerikaners Alfred Thayer Mahan, dessen berühmtes Werk

*„Das alte Jahrhundert und seine Aufgaben sind dahingegangen [...] Deutschland steht am grossen Scheidewege. Wollen wir ein grosses Volk werden, so müssen wir vorwärts. [...] Hinter dem Ofen hocken geht nicht an, sonst kommen andere und stärkere als wir und nehmen uns die Sonne, die auch ein Volk braucht, um zu gedeihen und starke Triebe zu treiben. Der Riesenwettkampf unter den Nationen hat begonnen, weil die Erde zu klein geworden ist.“*²⁹³

Diesen Argumentationen immanent ist auch hier wieder die Angst vor dem Niedergang Deutschlands.

Tirpitz' Welt-/Seemachtbestrebungen und die damit verbundenen Niedergangsängste waren primär global und maritim orientiert. Schon Jahre früher hatten sich bei den Militärs kontinentale und europazentrierte Einkreisungsängste festgesetzt. Wiederholt wies etwa der ältere Moltke in Reichstagssitzungen, in denen es hauptsächlich um Militärgesetzgebung und Militärausgaben ging, auf die unsichere, bedrohte Lage Deutschlands hin. Er erklärte, die Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches als *„weltgeschichtliches Ereignis“* bedinge auch in Zukunft permanenten militärischen Schutz: *„Was wir in einem halben Jahr mit den Waffen errungen haben, das mögen wir ein halbes Jahrhundert mit den Waffen schützen, damit es uns nicht wieder entrissen wird.“*²⁹⁴ Frankreich drohe ständig mit dem Revanchekrieg, *„[r]ings um uns her“* werde aufgerüstet, darum gelte, dass *„nur das Schwert das Schwert in der Scheide hält [...]“*.²⁹⁵ Einem dauerhaften Frieden, den sich Deutschland eigentlich wünsche, stehe das gegenseitige Misstrauen entgegen, ein besonders vom westlichen Nachbarn geschürtes Misstrauen.²⁹⁶ Deutschland müsse seine ihm von der geschichtlichen Entwicklung und Weltstellung aufgenötigte Stellung behaupten, werde aber als Neuling in der europäischen Staatenfamilie als Eindringling betrachtet, befinde sich mitten unter den grossen Mächten und habe gegen alle Seiten Front zu machen. Es müsse daher stark und gerüstet sein, denn das Schicksal einer Nation beruhe nur auf der eigenen Kraft.²⁹⁷ Im Zusammenhang mit der Diskussion um die Friedenspräsenzstärke des deutschen Heeres brachte Moltke in der Reichstagssitzung vom 4. Dezember 1886 all diese Sichtweisen einmal mehr zur Sprache, als er vor einem

„The Influence of Sea Power upon History“ auch in deutschen Marinekreisen grosse Beachtung fand (Berghahn, Tirpitz-Plan, S. 179). Vgl. Kapitel III, 2a.

²⁹³ Zit. nach Schulze-Hinrichs, Grossadmiral Alfred von Tirpitz, S. 47f. Vgl. Lindemann, Perzeptionen, S. 277f.

²⁹⁴ Reichstagssitzung vom 16. Februar 1874, in: Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten, 7. Bd., S. 109.

²⁹⁵ Reichstagssitzung vom 14. April 1874, in: Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten, 7. Bd., S. 117f.

²⁹⁶ Reichstagssitzung vom 24. April 1874, in: Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten, 7. Bd., S. 121f.

²⁹⁷ Reichstagssitzung vom 1. März 1880, in: Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten, 7. Bd., S. 126 u. 131. Ganz ähnlich heisst es in einem Brief: *„Zum Reich eben erst geeinigt, ist Deutschland ein Emporkömmling, ein Eindringling in die europäische Staatenfamilie. Mitten zwischen mächtigen Nachbarn [...]“* (Moltke an Sidney Whitman, 21. Januar 1889, in: Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten, 5. Bd., S. 210).

waffenstarrenden Europa warnte: „*Wir mögen uns nach links oder nach rechts wenden, so finden wir unsere Nachbarn in voller Rüstung [...] Das drängt in Naturnothwendigkeit [!] auf baldige Entscheidungen hin [...]*.“ Deshalb müsse die Armee verstärkt werden, auch weil eine Verständigung mit Frankreich aufgrund dessen Revanchegelüsten nicht möglich sei und man sich auf Bündnisse nicht zu sehr verlassen solle, denn „*ein grosser Staat existirt nur durch seine eigene Kraft.*“²⁹⁸

Ein weiteres Beispiel für die tief liegenden Einkreisungsängste, die gerade auch den Generalstab beherrschten, ist Alfred v. Schlieffen.²⁹⁹ In seinem vielbeachteten Aufsatz „Der Krieg in der Gegenwart“ bemühte er die verbreitete Metapher vom „eisernen Ring“: „*Der eiserne, um Deutschland und Österreich geschlagene Ring [...]*.“ Schlieffens düstere Analyse lautete, dass zwischen den Mächten schwer überwindbare Gegensätze herrschen würden. Ursachen seien die Rache- und Revanchegelüste Frankreichs, der Hass und Handelsneid Englands sowie die russische Antipathie der „*Slawen*“ gegen die „*Germanen*“. Diese Leidenschaften und Begehrlichkeiten könnten sich in gewaltsames Handeln umsetzen und es bestehe die grosse Gefahr, dass sich gegen Deutschland einmal von allen Seiten Millionenheere ergiessen.³⁰⁰ In einer Denkschrift im Dezember 1912 deutete Schlieffen die Möglichkeit einer kriegerischen Auseinandersetzung mit England um die Weltmachtstellung an.³⁰¹ Ebenso sprach der Nachfolger Schlieffens im Generalstab, Helmuth v. Moltke d. J., von der „*Einkreisung Deutschlands*“, die er vor allem der „*Wühlarbeit*“ Englands zuschrieb, um den unbequemen deutschen Konkurrenten aus dem Weg zu räumen, dessen Flotte zu vernichten und „*damit die unbeschränkte Herrschaft der Weltmeere, die Weltherrschaft kurzbin zu erlangen [...]*.“³⁰² Wie sein Onkel Moltke d. Ä., der verschiedentlich zu Präventivkriegen geraten hatte,³⁰³ drängte auch Moltke d. J. mehrmals darauf, einen Präventivkrieg zu beginnen. Anlässlich der zweiten Marokkokrise 1911 gab er sich masslos enttäuscht darüber, dass sich die Reichslei-

²⁹⁸ Reichstagssitzung vom 4. Dezember 1886, in: Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten, 7. Bd., S. 131f.

²⁹⁹ Stig Förster spricht von einer „Einkreisungsphobie“ (Förster, Der deutsche Generalstab, S. 140). Zum Topos der „Einkreisung“ Krumeich, Einkreisung.

³⁰⁰ Schlieffen, Der Krieg in der Gegenwart (1909), in: Gesammelte Schriften, 1. Bd., S. 20. Vgl. Ritter, Staatskunst und Kriegshandwerk, 2. Bd., S. 133f., Ritter, Schlieffenplan, S. 105-109, Gat, History of Military Thought, S. 366, Echevarria, After Clausewitz, S. 190.

³⁰¹ Denkschrift vom 28. Dezember 1912, in: Ritter, Schlieffenplan, S. 184f. (vgl. auch S. 110): „*Dass der Wille Englands nicht dauernd massgebend bleibt und dass Deutschland noch einmal die für sein wirtschaftliches Gedeihen notwendige Machtstellung wiedergewinnt, ist zu hoffen. Ohne Krieg wird dies schwerlich möglich sein. Wie ein solcher entstehen wird, bleibt dahingestellt.*“ Aus der Nachkriegsperspektive heraus schrieb Max Bauer, der den Wirtschaftskrieg als wichtigste Kriegsform ansah, als Voraussetzung für eine deutsche Weltmachtspolitik sei die Abrechnung mit England unerlässlich gewesen. Bauer, Der grosse Krieg in Feld und Heimat (1921), S. 6, 91, 172f. u. 297; vgl. auch Handbuch der neuzeitlichen Wehrwissenschaften, 1. Bd. (1936), Artikel „Krieg“, S. 172.

³⁰² Betrachtungen und Erinnerungen, November 1914, in: Moltke, Erinnerungen, Briefe, Dokumente, S. 10.

³⁰³ Zu den Präventivkriegsforderungen Moltkes d. Ä. siehe Förster, Helmuth von Moltke, S. 111, Gat, History of Military Thought, S. 326f., Canis, Militärführung. Auch Moltkes Nachfolger Alfred Graf v. Waldersee und Alfred v. Schlieffen waren dem Präventivkriegsgedanken verhaftet gewesen, vgl. Ullrich, Die nervöse Grossmacht, S. 101f., Förster, The Nation at Arms, S. 258, Förster, Der deutsche Generalstab, S. 140f.

tung nicht zu einem energischen, einen Krieg nicht scheuenden Vorgehen durchringen konnte.³⁰⁴ 1912 sagte Moltke, dass er einen Krieg für unvermeidlich halte und je eher desto besser.³⁰⁵ Einige Monate vor Beginn des Weltkrieges erklärte er im März 1914 gegenüber dem Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, Gottlieb v. Jagow, aufgrund der drohenden Niederlage im kontinentalen Rüstungswettlauf sei ein baldiger Präventivkrieg die beste Lösung.³⁰⁶

Die immer wieder erhobenen Präventivkriegsforderungen, die Versuche, dem strategischen Dilemma eines Zwei- oder Mehrfrontenkrieges zu entinnen und die daraus resultierende Fixierung auf den Schlieffenplan, schliesslich auch das Vabanquespiel und die Kriegstreiberei in der Julikrise waren Folge einer fatalistischen Überzeugung, dass früher oder später ein Krieg ohnehin unvermeidbar sei; sie sind aber auch im Kontext der Niedergangs- und Einkreisungsängste und der damit verbundenen Bedrohungsimagination zu sehen. Das „Abtreten von der Weltbühne“ (Tirpitz) und der „eiserne Ring“ (Schlieffen) wurden als permanente Bedrohung wahrgenommen, die wie ein Damoklesschwert³⁰⁷ über den führenden Militärs wie auch der Reichsleitung hing. Der Krieg wurde als Instrument gesehen, den Machtverlust aufzuhalten und die gefährdete Machtstellung zu verteidigen, er versprach den Ausweg aus einer zunehmend als unhaltbar und bedrohlich empfunden aussen- bzw. machtpolitischen Situation, er verhies die Zerschlagung des „eisernen Ringes“. Ein Krieg, von dem man hoffte, ihn zu diesem Zeitpunkt noch gewinnen zu können, auch wenn der Glaube an einen kurzen Krieg und schnellen Sieg längst verloren gegangen war.³⁰⁸

³⁰⁴ „Die unglückselige Marokko-Geschichte fängt an, mir zum Halse herauszuhängen. [...] Wenn wir aus dieser Affäre wieder mit eingezogenem Schwanz herausgleichen, wenn wir uns nicht zu einer energischen Forderung aufrufen können, die wir bereit sind mit dem Schwert zu erzwingen, dann verzweifle ich an der Zukunft des Deutschen Reiches. Dann gehe ich. Vorher aber werde ich den Antrag stellen, die Armee abzuschaffen und uns unter das Protektorat Japans zu stellen, dann können wir ungestört Geld machen und versimpeln.“ Moltke an seine Frau, 19. August 1911, in: Moltke, Erinnerungen, Briefe, Dokumente, S. 362, vgl. Mombauer, Helmuth von Moltke, S. 124f.

³⁰⁵ Zit. nach Förster, Der deutsche Generalstab, S. 155f. Dieser Ausspruch fiel anlässlich des in der Forschung umstrittenen „Kriegsrates“ vom 8. Dezember 1912, vgl. dazu Frie, Das Deutsche Kaiserreich, S. 89f.

³⁰⁶ Zit. nach Förster, Der deutsche Generalstab, S. 156. Hierbei ist anzumerken, dass auch Jagow, der die Präventivkriegsforderung Moltkes dazumal noch ablehnte, während der Julikrise von dem Deutschland einschliessenden „eisernen Ring“ sprach (Jagow an Albert Ballin, 15. Juli 1914, in: Geiss, Julikrise, Bd. 1, Dok. 98, S. 176).

³⁰⁷ Vom Damoklesschwert des Krieges sprach Moltke in der Reichstagssitzung vom 14. Mai 1890: „[D]er Krieg, der jetzt schon mehr als zehn Jahre lang wie ein Damoklesschwert über unseren Häuptionen schwebt [...]“ (Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten, 7. Bd., S. 139).

³⁰⁸ Siehe diesbezüglich die wegweisende Untersuchung von Förster, Der deutsche Generalstab, vgl. auch Förster, Dreams and Nightmares. Förster zeigt auf, dass die die Historiographie lange dominierende Auffassung, die deutschen Militärs hätten sich der Illusion eines kurzen Krieges hingegeben, nicht den Tatsachen entsprach. Vielmehr war sich die militärische Führung – und besonders auch Generalstabschef Moltke d. J. – darüber im Klaren gewesen, dass der bevorstehende Krieg lang und mühselig und kaum rasch zu gewinnen sein wird.

Die Kontinuität des Machtstaats- und Grossmachtdenkens

Der Krieg endete für das Deutsche Kaiserreich schliesslich in einer Niederlage. Der militärischen Führung war es jedoch gelungen, mit der Dolchstosslegende die Verantwortung für die Niederlage und deren Folgen auf die „Heimatfront“ und die politischen Repräsentanten abzuschieben. Die Situation für die deutsche Armee hatte sich nach dem Krieg grundlegend geändert. Aus der Monarchie war eine Republik geworden, und der Versailler Vertrag legte der Reichswehr einschneidende Bestimmungen und Beschränkungen auf. Was sich bei den deutschen Militärs nicht änderte, war das Machtstaats- und Grossmachtsdenken. Über die Revision der Versailler Bestimmungen hinaus sollte Deutschland in Europa wieder eine Grossmachtposition gewinnen und schliesslich erneut versuchen – wenn auch erst in ferner Zukunft – eine Weltmachtstellung zu erlangen, wie dies eine Denkschrift von Joachim v. Stülpnagel illustriert: Es könne sich für Deutschland *„in den nächsten Stadien seiner politischen Entwicklung nur um die Wiederherstellung seiner europäischen Stellung und viel später erst um das Wiedererkämpfen seiner Weltstellung handeln [...]“*³⁰⁹ Innenpolitisch sollte ein autoritärer Staat angestrebt werden, in dem die traditionellen Eliten wieder die führende Rolle inne hätten. Auch entsprach nach Meinung Stülpnagels (und notabene vieler Militärs) ein autoritärer Staat den Anforderungen eines modernen, technisch-industriellen und „totalen“ Krieges besser als ein parlamentarisches System. Wie unterschiedlich die Vorstellungen und die Risikobereitschaft in Bezug auf die Erreichung dieser Ziele auch waren, sie können als eine Konstante im Denken der Militärs bezeichnet werden. Trotz der wechselnden Strategien und Akzentsetzungen im Kontext des Wandels der innen- und aussenpolitischen Konstellationen zeigte sich eine Kontinuität in der Haltung zu (Macht-)Staat, Politik und Krieg. Das Weltbild der Militärelite blieb macht- und konfliktorientiert, die zwischenstaatlichen Verhältnisse und die internationale Politik wurden nach wie vor überwiegend unter machtsstaatlichen Gesichtspunkten betrachtet. Der Krieg wurde weiterhin als ein probates Mittel der Politik begriffen und bewusst als ein Instrument der deutschen Revisionspolitik einbezogen.³¹⁰

Zu Beginn der nationalsozialistischen Herrschaft dominierten im militärischen Schrifttum noch defensive Formulierungen, man betonte die gefährvolle Lage Deutschlands, das aggressive

³⁰⁹ Die Abrüstungsfrage nach realpolitischen Gesichtspunkten betrachtet, Denkschrift vom 6. März 1926, in: Akten zur Deutschen Auswärtigen Politik 1918-1945, Serie B, Bd. I, 1, Dok. 144, S. 345. Dort auch die Bemerkung (S. 344), dass diejenigen Staaten, die die Macht in den Händen halten, diese nicht freiwillig und ohne Druck preisgeben würden, somit eine Welt-Abrüstung unmöglich sei.

³¹⁰ Müller, Deutsche Militär-Elite, S. 226-257. Über die Sicht und die unterschiedlichen Konzeptionen in der Reichswehr bezüglich eines zukünftigen Krieges Deist, Die Reichswehr und der Krieg der Zukunft.

Verhalten anderer Staaten und die Notwendigkeit der militärischen Verteidigung.³¹¹ Hierbei offenbart sich eine diskursive Kontinuität der Bedrohungs- und Einkreisungsvorstellungen, gerade auch darin, dass die Metaphorik vom „eisernen Ring“ wieder aufgenommen wurde. Die „Kleine Wehrkunde“ von 1934 monierte, Frankreich habe sich mit Belgien, Polen, der Tschechoslowakei, Rumänien und Jugoslawien gegen das Deutsche Reich verbündet: *„Ein eiserner Ring ist dadurch um das Reich gelegt.“*³¹² Das „Jahrbuch des deutschen Heeres“ bezeichnete die Zeit zwischen 1919 und 1935 als *„Epoche deutscher Ohnmacht“* und hielt den „Siegermächten“ vor: *„Immer mehr schloss sich um das entwaффnete Deutschland der gepanzerte Ring und das Netz der Militärbündnisse.“*³¹³ Eine Schrift aus dem Jahre 1938 lobte alsdann, der Führer habe *„den umgebenden Ring feindlich eingestellter Völker gesprengt [...]“*.³¹⁴ Diese Akzentuierung der Bedrohung und Einkreisung Deutschlands hatte dabei auch die Funktion, einem zukünftigen Krieg eine (defensiv kaschierte) Legitimationsgrundlage zu verleihen und auf einen solchen einzustimmen.

Mit der durch Hitler forcierten Wiederaufrüstung stieg die Hoffnung auf eine Wiedergewinnung der „Weltgeltung“, zumindest auf eine Wiedererlangung der kontinentalen Machtstellung. Ein Handbuch für die Offiziere des Beurlaubtenstandes von 1936 hielt in Bezug auf die Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht mit Genugtuung fest, das deutsche Volk habe *„die schmachvollen Fesseln des Diktats von Versailles abgestreift, seine nationale Ehre wiedergewonnen und die Voraussetzungen für eine Weltgeltung geschaffen, die seiner Größe, der Volkszahl sowie seiner kulturellen und wirtschaftlichen Bedeutung entspricht.“*³¹⁵ Hitlers Pläne und die Verwirklichung der Eroberung von „Lebensraum“³¹⁶ (wohlgemerkt mit Unterstützung der Wehrmacht) gingen dann letztlich über alle herkömmlichen, traditionellen Vorstellungen von Machtstellung und Weltgeltung hinaus.

³¹¹ Vgl. beispielsweise Metzsch, Die Weltangst vor dem Kriege (1935), S. 56, Metzsch, Clausewitz Katechismus (1937), S. 12-14 u. 19, Hesse, Soldatendienst im neuen Reich (1935), S. 16-18, Lindemann, Die staaterhaltende Kraft des deutschen Soldatentums, in: Militärwissenschaftliche Rundschau 1/1936, S. 306.

³¹² Kleine Wehrkunde (1934), S. 28.

³¹³ Jost, Frei von Versailles, in: Jahrbuch des deutschen Heeres 1936, S. 21f.

³¹⁴ Bergh, Volk und Heer (1938), S. 33.

³¹⁵ Altrichter, Der Offizier des Beurlaubtenstandes (1936), S. 1.

³¹⁶ Der Terminus „Lebensraum“ taucht in einigen militärischen Schriften der Dreissigerjahre auf, wobei meistens noch vom Schutz des Lebensraumes gesprochen wurde und der Begriff somit eher defensiv konnotiert war. Die Propagierung einer Erweiterung des deutschen Lebensraumes fand anfangs mehr hinter verschlossenen Türen vor den Spitzen von Politik und Militär statt; nach der Münchner Konferenz im Herbst 1938 begann aber zunehmend auch die propagandistische Einstimmung der Bevölkerung auf eine Expansion. Vgl. Sywottek, Mobilmachung, S. 180-185.

Kapitel I – Fazit

Politik und (Macht-)Staat bilden die Referenzpunkte des in diesem Kapitel analysierten politisch-machtsstaatlichen Kriegsdiskurses. An diesen Referenzpunkten lassen sich verschiedene Auffassungen resp. Konstruktionen von Krieg als einem politischen und machtsstaatlichen Instrument festmachen. So waren an das berühmte Clausewitz-Diktum vom Krieg als Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln bestimmte (Be-)Deutungen des Krieges geknüpft. Das Gedankengut von Clausewitz mag zwar, wie Ulrich Marwedel festhält, im deutschen Militär eine viel geringere Nachwirkung gehabt haben als gemeinhin angenommen, da vielfach nur Teilaussagen rezipiert, viele seiner grundlegenden Ideen nicht beachtet, einseitig ausgelegt oder aus dem Zusammenhang gelöst wurden.³¹⁷ Das Krieg/Politik-Diktum besass im Gefüge eines politisch-instrumentellen Kriegsdiskurses jedoch eine wichtige Funktion, indem es ein spezifisches, „wahres“ Wissen über die Rolle des Krieges und dessen Relation zur Politik herstellte.

Bei der *Verknüpfung* von Krieg und Politik wird der Krieg *instrumentell* als (letztes) Mittel der Politik, als Ultima Ratio, wenn friedliche, diplomatische Möglichkeiten versagen, interpretiert. Der Krieg wird auf die Politik bezogen, dadurch erhält ersterer Sinn und Legitimation qua Politik, wie auch immer sich diese konkret gestaltet; es ist die Politik, die grundsätzlich Ziel und Zweck des Krieges vorgibt. Dem Krieg wohnt kein Selbstzweck inne, eine Bedeutung *per se* besitzt der politisch-instrumentell begriffene Krieg nicht, und das Ziel bleibt die Wiedergewinnung des Friedens, nachdem die (politischen!) Ziele des Krieges erreicht worden sind. Gleichwohl war es aus der Sicht der Militärs letztlich nur der Krieg und nicht die Politik, welcher politische Dilemmas und diplomatische Verwicklungen zu lösen vermag – das „Knäuel der Politik mit dem Schwert zu durchhauen“, wie Schlieffen sich ausdrückte. Politik sollte eine kraftvolle und unnachgiebige, einen Krieg nicht scheuende *Machtpolitik* sein. Als machtpolitisches Mittel wurde der Krieg gleichermaßen auch als machtpolitische Bedingung und Notwendigkeit gesehen.

Obwohl die klassische, auf Clausewitz gestützte Krieg/Politik-Auffassung weiterhin Bestand hatte, erfuhr der politisch-instrumentelle Kriegsdiskurs mit dem Ersten Weltkrieg und den Erfahrungen einer totalisierten Kriegsführung eine Bedeutungsverschiebung, indem die Grenzen zwischen Politik und Krieg verwischt und das Clausewitz-Diktum bzw. die Krieg/Politik-Relation umgedeutet wurden: Der Krieg ist nicht mehr nur Fortsetzung und Mittel der Politik, sondern er stellt die „höchste Äusserung völkischen Lebenswillens“ (Ludendorff) dar. Eine klare Trennung zwischen Politik und Krieg gibt es nicht mehr, da *beide* Instrumente des Lebenskamp-

³¹⁷ Marwedel, Clausewitz, S. 218.

fes sind und der Lebenserhaltung des Volkes zu dienen haben. Dies ist der Kern eines abgewandelten, gleichsam ins Vitalistisch-Existentielle gewendeten politischen Kriegsdiskurses. Zentral bei all den Aussagen, die einer Grenzaufhebung zwischen Politik und Krieg das Wort redeten (etwa bei Ludendorff, Conrad v. Hötzendorf und Hitler), sind vitalistische Begriffe wie „Lebenskampf“, „Lebenserhaltung“ oder „Lebenswille“. Es sind die existentiellen nationalen und völkischen Lebensinteressen, die nunmehr den Fluchtpunkt von Politik und Krieg bilden. Wie Generaloberst Ludwig Beck eindringlich in seiner Studie zum totalen Krieg aufgezeigt hat, verflüchtigt sich bei dieser *Vermischung* von Krieg und Politik der instrumentelle Charakter des Krieges; der Krieg wird zum Selbstzweck, bei dem nicht mehr die Wiedergewinnung des Friedens das primäre Ziel darstellt. Eine Entgrenzung des Krieges ist die Folge.

In der Wehrmacht des Dritten Reiches hatte der politische Kriegsdiskurs eine zweifache Bedeutung/Wirkung. Zum einen wurde der clausewitzsche Grundsatz vom Krieg als Instrument der (nationalsozialistischen) Politik hervorgehoben und die bedingungslose Unterordnung der Wehrmacht unter die politische Führung, also Adolf Hitler, propagiert. Nach dem Krieg beriefen sich einige Wehrmachtgeneräle wie beispielsweise Erich v. Manstein in apologetischer Absicht auf das Clausewitz-Diktum und betonten, sie seien bloss „unpolitische“ Soldaten gewesen, die „nur“ den Willen der Politik vollzogen hätten. Zum anderen aber wurde anlehnd an eine existentielle, Krieg und Politik vermischende Sicht dezidiert die Abkehr vom „unpolitischen“ Soldaten gefordert und der „politische“, d. h. nationalsozialistisch gesinnte Soldat zum Ideal erhoben. Das soldatische Dasein, Tun und Handeln ist Politik, wie dies Walther v. Brauchitsch formuliert hat. Der von Manstein und anderen behauptete „Nur-Soldat“ entsprach darum in keiner Weise dem Selbstverständnis der Wehrmachtführung.

Macht und Machtstaat bilden die zentralen Kategorien eines *machtstaatsfundierte* Kriegsdiskurses. Die nationale Machtstaatsidee der deutschen Historiographie und politischen Philosophie, die im 19. Jahrhundert ihre Wirkmacht entfaltete, wurde in die militärische Denktradition integriert und in das militärische Deutungsreservoir aufgenommen. Sie erwies sich dabei als ungleichmächtig und persistent. Der Staat wurde als Individuum, als Organismus und Absolutheit gesehen wie auch als Verkörperung des Sittlichen. Dieses Sittlichkeitsverständnis hatte jedoch mit individueller Ethik oder universaler Moral nichts zu tun und orientierte sich einzig an den Machtinteressen des Staates. Mit der Absolutsetzung des Staates wurde dessen Macht zum Selbstzweck und Recht von Macht abhängig gemacht. Der als absolut souverän verstandene Staat konnte keine über ihm stehende rechtsetzende Macht anerkennen, kein internationales oder universalistisches Gesetz.

Der Machtstaatsgedanke diente oft als Argument gegen pazifistische Vorstellungen: Kriege sind unvermeidbar, solange die Staaten als Individuen in absoluter Souveränität und Selbstän-

digkeit gegeneinander stehen, ihre Macht behaupten und ihre Machtansprüche realisieren wollen. Da man dem Staat eine ihm eigene Sittlichkeit zuschrieb, konnten auch der Krieg und die damit verbundenen Opfer als „sittlich“ (v)erklärt werden. Der Krieg legitimierte sich mithin aus der Existenz des Staates heraus bzw. aus den Beziehungen der Staaten untereinander, welche als dynamisch-organische Entitäten gesehen wurden. Die Wirksamkeit des machtsstaatlichen Kriegsdiskurses zeigte sich besonders deutlich in der vehementen Ablehnung internationaler Schiedsgerichte. Die interstaatlichen Beziehungen wurden basierend auf der Machtstaatsidee als regellose Sphäre gedeutet, in der zwingend nur der Krieg als oberster Schiedsrichter über Streitigkeiten und Konflikte entscheiden kann und niemals ein Schiedsgericht, besonders wenn prinzipielle „Lebensinteressen“ und „Lebensfragen“ eines Staates auf dem Spiel stehen. Der ältere Moltke brachte diese individualistisch-vitalistische Grundhaltung auf den Punkt, als er schrieb, solange die Nationen ein gesondertes Dasein führen würden, werde es Streitigkeiten geben, welche nur mit Waffen geschlichtet werden könnten. Ein weiteres Beispiel, wie der machtsstaatliche Kriegsdiskurs sich in der Praxis konkretisierte, war die Neutralitätsverletzung Belgiens 1914, die Moltke d. J. mit dem Verweis auf die existentiellen, über allen internationalen Garantien stehenden Lebensinteressen des Staates rechtfertigte.

In der Machtstaatsidee verankert waren ausserdem expansionistische und imperialistische Bestrebungen, Weltmacht- und Weltgeltungsansprüche. Damit verbanden sich aber häufig auch Niedergangsvorstellungen („Weltmacht oder Niedergang“) und Einkreisungsängste (der „eiserne Ring“). Die immer wieder erhobene Forderung nach einem (Präventiv-)Krieg, der einen Ausweg aus der als bedrohlich empfundenen Situation versprach, veranschaulicht einmal mehr die praxiswirksame Bedeutung des machtsstaatlich fundierten Kriegsdiskurses mit seiner rein agonantagonistischen Deutung zwischenstaatlicher Beziehungen.

II. Bellizismus – Der Krieg als Medium des Fortschritts und der Katharsis

Im letzten Kapitel stand jener Kriegsdiskurs, welcher den Krieg qua Politik und Machtstaat legitimierte, im Vordergrund. Der Fokus dieses Kapitels richtet sich auf den *bellizistischen* Kriegsdiskurs, der dem Krieg eine eigene konstitutive Bedeutung als Medium des Fortschritts, der Entwicklung und Läuterung zuschrieb. Ich werde zu Beginn auf die geschichtsphilosophischen Grundlagen des Bellizismus eingehen und den Gebrauch dieses Begriffes definieren, um anschliessend den bellizistischen Kriegsdiskurs anhand der militärischen Quellentexte zu rekonstruieren.

1. Bellizismus – Grundlagen und Begriffsdefinition

Mit der Verabsolutierung des Machtstaates in der hegelianischen Staats- und Geschichtsphilosophie besass der Krieg seine (instrumentelle) Funktion zur Durchsetzung von Machtinteressen und Machtansprüchen sowie als interstaatlicher Schiedsrichter. Der Krieg hatte aus der Sicht Hegels aber noch eine darüber hinausgehende Bestimmung als (existentielles) Moment des weltgeschichtlichen Fortschritts und der Transzendierung der egoistischen, bürgerlichen Einzelinteressen:¹ Der Krieg stellt ein Element im geschichtlichen, dialektischen Entwicklungsprozess der sich konkurrierenden Machtstaaten dar. Sein sittlicher² Wert liegt nicht in der Aufopferung für den blossen Schutz des eigenen Lebens und des Eigentums des Individuums, also in der Selbstverteidigung; vielmehr muss das Ganze des Staates bzw. der Nation die treibende Kraft darstellen. Jedem Staat, jedem Volk wohnt nämlich eine bestimmte Eigenart, ein bestimmtes Prinzip inne, das in der Weltgeschichte durchzusetzen und zur Herrschaft zu bringen ist. Die Staaten sind gemäss Hegel die Träger der Weltgeschichte und die Organe der Weltvernunft resp. des „Weltgeistes“; jeweils ein Staat/Volk erreicht den höchsten weltgeistlichen Entwicklungsstand und repräsentiert das Bewusstsein des Weltgeistes, bis dieses Volk nicht mehr fähig ist, dessen Fortschreiten zu

¹ Die folgende Nachzeichnung der hegelschen Gedankenführung stützt sich auf Heller, Hegel, S. 117-124, Avineri, Hegels Theorie, S. 231-237, Jaun, Preussen vor Augen, S. 83f., Ritter, Staatskunst und Kriegshandwerk, 1. Bd., S. 265-267, Mori, Das Bild des Krieges, S. 229f., Walt, Hegel on War, S. 113-122, d'Hondt, Einschätzung, S. 419f, Kernic, Krieg, Gesellschaft und Militär, S. 222-229, Smith, Hegel's Views on War, Verene, Hegel's account of war, Hegel, Grundlinien der Philosophie des Rechts, § 324, S. 491-494. Wie die Staatstheorie wird auch die hegelianische Kriegsphilosophie unterschiedlich bewertet (z. B. bei Heller und Avineri), vgl. dazu Smith, Hegel's Views on War, S. 624.

² Zum Begriff der „Sittlichkeit“ siehe Kapitel I, 2a.

personifizieren und ein anderes an seine Stelle tritt.³ Der Weltgeist entfaltet sich dadurch in den verschiedenen Staaten und Völkern, die einander sukzessiv auf der Bühne der Weltgeschichte als herrschende und epochemachende Nationen ablösen. Der Krieg ist eines der Momente (nicht das einzige) in diesem geistig-physischen Kampf des dialektischen Prozesses der Weltgeschichte.⁴

Obwohl auch für Hegel Kriege nur eine Ausnahmeerscheinung, etwas Vorübergehendes und nicht Normalität sein sollten,⁵ sprach er sich dezidiert gegen die Idee eines „ewigen Friedens“ aus, wie sie Kant formuliert hatte. Die (sittliche) Notwendigkeit des Krieges ergab sich für ihn nicht nur aus der Beziehung zwischen den Staaten, sondern auch aus der Beziehung zwischen Staat und Individuum.⁶ Der Krieg besitzt die unentbehrliche Funktion, den Staat mit den in ihren Individualinteressen verhafteten Bürgen vor Verweichlichung und Verfall zu bewahren. Ein ewiger Friede liesse die Staatsbürger unweigerlich in ihren Egoismen erstarren, sie würden sich nur noch um ihre eigenen Bedürfnisse kümmern, das Staatsganze müsste dadurch verfaulen und das organische Gemeinschaftsgefühl zerstört werden. Als Integrations- und Erziehungsmittel verhindert der Krieg, dass Singularität und Individualität beherrschend werden und bewegt die Individuen dazu, über ihre egoistischen Interessen hinauszugehen, den beschränkten, endlichen Rahmen ihres bürgerlichen Daseins zu verlassen und sich in einer gemeinsamen Anstrengung für das Allgemeine einzusetzen. Solchermassen bewahrt der Krieg vor der „Fäulnis“ des Friedens – *„Der Krieg [...] hat die höhere Bedeutung, dass durch ihn [...] die sittliche Gesundheit der Völker in ihrer Indifferenz gegen das Festwerden der endlichen Bestimmtheiten erhalten wird, wie die Bewegung der Winde die See vor der Fäulnis bewahrt, in welche sie eine dauernde Ruhe, wie die Völker ein dauernder oder gar ein ewiger Friede, versetzen würde.“*⁷ – und vor dem „Versumpfen“ des Menschen: *„Im Frieden dehnt sich das bürgerliche Leben mehr aus, alle Sphären hausen sich ein, und es ist auf die Länge ein Versumpfen der Menschen; ihre Partikularitäten werden immer fester und verknochern. Aber zur Gesundheit gehört die Einheit des Körpers, und wenn die Teile in sich hart werden, so ist der Tod da.“*⁸ Darin liegt „das sittliche Moment des Krieges“⁹, unabhängig von seinen unmittelbaren Ursachen, dass er das Zufällige, Endliche, Relative der indivi-

³ Der „Weltgeist“ ist kein metaphysisches Wesen, sondern meint das Vernunftsprinzip, das im Laufe der Geschichte (dialektisch) verwirklicht wird und zu sich kommt. Zum hegelianischen Weltgeist siehe Heller, Hegel, S. 118f., Mori, Krieg und Frieden, S. 59-61, Kieseewetter, Von Hegel zu Hitler, S. 132f.

⁴ Meyers Lexikon (2. Auflage, 1865) hielt fest: *„Eine Entwicklung der Weltgeschichte ohne Kriege lässt sich kaum denken, sie sind das eigentlichste Weltgericht.“* Zit. nach Janssen, Krieg, S. 601, Anm. 193.

⁵ Vgl. Hegel, Grundlinien der Philosophie des Rechts, § 338, S. 502.

⁶ Steven Walt schreibt diesbezüglich: „Hegel in fact has two independent arguments for the necessity of war: an argument from the (for Hegel) ethical relation of the individual to the state and an argument from the nature of and relations between nation states.“ (Walt, Hegel on War, S. 113f.).

⁷ Hegel, Grundlinien der Philosophie des Rechts, § 324, S. 492f. Diesen Gedanken hatte Hegel schon in seiner Abhandlung über das Naturrecht von 1802/03 formuliert, vgl. Janssen, Krieg, S. 595.

⁸ Hegel, Grundlinien der Philosophie des Rechts, Zusatz zu § 324, S. 493; vgl. auch § 278, S. 444.

⁹ Hegel, Grundlinien der Philosophie des Rechts, § 324, S. 492.

duellen, bürgerlichen Existenz aufdeckt und die Menschen aus ihrer Partikularität und aus ihrem Egoismus herausreisst. Der Krieg hatte für Hegel zudem die Aufgabe, die sittliche Gesundheit eines Volkes/Staates aufrechtzuerhalten und zu fördern, er sollte gleichzeitig aber auch ein Test für den Zusammenhalt und die Solidarität der Bürger sein.¹⁰ In der „Phänomenologie des Geistes“ forderte Hegel sogar, um das Auseinanderfallen des Ganzen durch die Isolierung der Individuen und das Einschlafen des Gemeingeistes zu verhindern, müssten diese von Zeit zu Zeit durch Kriege erschüttert werden.¹¹

Die Vorstellungen von Krieg als Promotor des (Kultur-)Fortschritts und Werkzeug der moralischen Erziehung einerseits, von einem Verweichlichung und Egoismus fördernden Frieden andererseits, finden sich nicht nur bei Hegel. Auch Kant, was angesichts seiner Konzeption des „ewigen Friedens“ irritieren mag, mass dem Krieg eine Bedeutung für den Kulturfortschritt und als Tugendförderer bei. In der „Kritik der Urteilskraft“ heisst es:

„Selbst der Krieg, wenn er mit Ordnung und Heiligachtung der bürgerlichen Rechte geführt wird, hat etwas Erhabenes an sich und macht zugleich die Denkungsart des Volks, welches ihn auf diese Art führt, nur um desto erhabener, je mehreren Gefahren es gesetzt war und sich muthig darunter hat behaupten können: da hingegen ein langer Frieden den blossen Handelsgeist, mit ihm aber den niedrigen Eigennutz, Feigheit und Weichlichkeit herrschend zu machen und die Denkungsart des Volks zu erniedrigen pflegt.“¹²

Irgendwann in einer fernen Zukunft sollte es möglich sein, den Krieg zu überwinden, aber „[a]uf der Stufe der Cultur also, worauf das menschliche Geschlecht noch steht, ist der Krieg ein unentbehrliches Mittel, diese noch weiter zu bringen; und nur nach einer (Gott weiss wann) vollendeten Cultur würde ein immernährender Friede für uns heilsam und auch durch jene allein möglich sein.“¹³ Selbst in seiner Friedensschrift hob Kant die moralischen Qualitäten des Krieges hervor: „Der Krieg aber selbst bedarf keines besonderen Bewegungsgrundes, sondern scheint auf die menschliche Natur gepflöpft zu sein, und sogar als etwas Edles, wozu

¹⁰ „Die Gesundheit eines Staats offenbart sich im allgemeinen nicht sowohl in der Ruhe des Friedens als in der Bewegung des Kriegs; jene ist der Zustand des Genusses und der Tätigkeit in Absonderung, die Regierung eine weise Hausväterlichkeit, die nur Gewöhnliches an die Beherrschten fordert, im Kriege aber zeigt sich die Kraft des Zusammenhangs aller mit dem Ganzen.“ Hegel, Die Verfassung Deutschlands, zit. nach Avineri, Hegels Theorie, S. 236.

¹¹ „Um sie [die Systeme der persönlichen Selbständigkeit und des Eigentums] nicht in dieses Isolieren einzuwurzeln und festwerden, hierdurch das Ganze auseinander fallen und den Geist verfliegen zu lassen, hat die Regierung sie in ihrem Innern von Zeit zu Zeit durch die Kriege zu erschüttern, ihre sich zurechtgemachte Ordnung und Recht der Selbständigkeit dadurch zu verletzen und zu verwirren [...].“ Hegel, Phänomenologie des Geistes, S. 335; vgl. Avineri, Hegels Theorie, S. 235.

¹² Kant, Kritik der Urteilskraft, § 28, S. 263 (Kants Werke Bd. V). In § 83, S. 433, steht, der Krieg sei ungeachtet seiner schrecklichen Drangsale eine „Triebfeder“, um „alle Talente, die zur Cultur dienen, bis zum höchsten Grade zu entwickeln.“

¹³ Kant, Muthmasslicher Anfang der Menschengeschichte, S. 121 (Kants Werke Bd. VIII).

*der Mensch durch den Ehrtrieb ohne eigennützige Triebfedern beseelt wird, zu gelten [...].*¹⁴ Es wäre einzuwenden, dass diese Zitate nicht aus ihrem komplexen philosophischen Zusammenhang gerissen werden können. Wie noch zu zeigen sein wird, wurden aber gerade solche Aussagen reduktionistisch, losgelöst von ihrem philosophischen Gehalt und Kontext, dazu verwendet, Kriegsdeutungen gleichsam eine (positive) „philosophische“ Grundlage und Legitimation zu verleihen.¹⁵

Der Kulturhistoriker Jacob Burckhardt bezeichnete in seinen „Weltgeschichtlichen Betrachtungen“ den Krieg als *„notwendiges Moment höherer Entwicklung.“*¹⁶ Über die Folgen eines langen Friedens meinte er: *„Der lange Friede bringt nicht nur Entnervung hervor, sondern er lässt das Entstehen einer Menge jämmerlicher, angstvoller Notexistenzen zu, welche ohne ihn nicht entstanden [...], den wahren Kräften den Platz vorwegnehmen und die Luft verdicken, im ganzen auch das Geblüt der Nation verunedeln. Der Krieg bringt wieder die wahren Kräfte zu Ehren.“* Der Krieg habe weiter *„eine enorme sittliche Superiorität“* über den Egoismus der Einzelnen, entwickle die Kräfte im Dienste des Allgemeinen und lasse heroische Tugenden entfalten.¹⁷ Heinrich v. Treitschke, der konservative, nationalistische Historiker und „Hagiograph“ des Preussischen Machtstaates warnte, die Abschaffung des Krieges würde *„viele wesentliche und herrliche Kräfte der Menschenseele verkriecheln lassen und den Erdball verwandeln in einen grossen Tempel der Selbstsucht.“* Jedes Volk laufe Gefahr, in langen Friedenszeiten dem Egoismus zu verfallen. Nur im Krieg erwache *„die höchste aller Tugenden, die so gross und schrankenlos im Frieden niemals walten kann: der Opfermuth.“* Die Fäulnis-/Gewitter-Metapher diene ihm zur Charakterisierung des preussisch-österreichischen Krieges: Unter dem Deutschen Bund lief Preussen Gefahr, einer *„sittlichen Fäulnis“* zu verfallen, wenn nicht *„das Unwetter des böhmischen Krieges reinigend in die Sumpfluft“* gefahren wäre.¹⁸ In ähnlicher Weise bemühte Heinrich Leo, ein anderer konserva-

¹⁴ Kant, Zum ewigen Frieden, 2. Abschnitt, 1. Zusatz, S. 365 (Kants Werke Bd. VIII). Für Kant förderte der Krieg einerseits den historischen und kulturellen Fortschritt, andererseits sollte der Fortschritt den Krieg allmählich zum Verschwinden bringen, indem der Krieg sich in einem Prozess der Selbstbegrenzung nach und nach eliminiert und so die Möglichkeit eines ewigen Friedens geschaffen wird. Zu Kants philosophischer Konzeption von Krieg und Frieden siehe Mori, Krieg und Frieden, S. 54-57 u. 63-65, Mori, Das Bild des Krieges, S. 227f., Leonhard, Bellizismus und Nation, S. 223-227 (Leonhard spricht von einer Ambivalenz der Kriegsdeutung Kants zwischen „bellizistischer Legitimation und aufgeklärter Despotismuskritik“), Janssen, Krieg, S. 594f., Paech, Frieden und Krieg, S. 196f., Kernic, Krieg, Gesellschaft und Militär, S. 199-210 (Kernic weist auf die Schwierigkeit einer Interpretation von Kants Kriegsbegriff hin). Vgl. auch Jähns, Krieg, Frieden und Kultur (1893), S. 285-290.

¹⁵ Massimo Mori resümiert in seiner Untersuchung zur Konzeption des Krieges in der deutschen Philosophie abschliessend: „So wachsen sich die begrifflichen Ansätze der deutschen Klassik im Laufe des 19. Jahrhunderts zu einer echten ‚Philosophie des Krieges‘ aus, die schliesslich in der Kriegspropaganda der beiden Weltkriege dieses Jahrhunderts ihre praktische Anwendung findet. Die Argumente von Kant, Fichte und Hegel für die Rationalität des Krieges drangen – wenn auch oft umgestaltet und karikiert – so tief in das Bewusstsein ihrer Nachfahren ein, dass auch die enormen Zerstörungen des Ersten Weltkriegs sie nicht zu entkräften vermochten. Hoffen wir, dass das dem Zweiten Weltkrieg mit der Erfahrung der Atombombe gelungen sein könnte.“ (Mori, Krieg und Frieden, S. 87f.).

¹⁶ Burckhardt, Weltgeschichtliche Betrachtungen, S. 161.

¹⁷ Burckhardt, Weltgeschichtliche Betrachtungen, S. 162f. Zu Burckhardts Kriegsdeutung Leonhard, Bellizismus und Nation, S. 591-594; vgl. auch Janssen, Krieg, S. 604 u. Salewski, Krieg und Frieden, S. 79.

¹⁸ Treitschke, Das constitutionelle Königthum in Deutschland, in: Historische und politische Aufsätze, 2. Teil (1870), S. 786f. u. 790. In diesem Aufsatz brachte Treitschke eine ausführliche Kriegsapologie vor (S. 781-791). Auch in

tiver deutscher Historiker, die Fäulnis-Metaphern, wobei dieser sich besonders drastisch ausdrückte: „*Gott erlöse uns vor der europäischen Völkerfäulnis und schenke uns einen frischen fröhlichen Krieg, der Europa durchtobt, die Bevölkerung sichtet und das skrofulöse Gesindel zertritt, was jetzt den Raum zu eng macht, um noch ein ordentliches Menschenleben in der Stickluft führen zu können.*“¹⁹ Wilhelm Janssen bemerkt zu diesem Ausspruch: „[Heinrich Leo] vulgarisierte [...] lediglich Argumentationen und Metaphern, die seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert gang und gäbe waren, fügte allerdings mit seiner Hoffnung, dass der Krieg das *skrofulöse Gesindel* vertilgen werde, ein Argument hinzu, das durch die Erfahrungen der 48er Revolution inspiriert und in dieser krassen Form bislang noch nicht zu hören war.“²⁰

Auch Carl v. Clausewitz waren Vorstellungen von der reinigenden, erhebenden Wirkung des Krieges nicht fremd gewesen. 1808 hatte er in einem als „Politisches Rechnen“ genannten Textfragment geschrieben, der Friede sei „*die Schneedecke des Winters, unter welcher die Kräfte [der Erhebung gegen Napoleon] schlummern und sich langsam entwickeln; der Krieg ist die Glut des Sommers, die sie schnell entfaltet und zur Reife treibt.*“²¹ In einer anderen Schrift tönte er an, dass der Krieg über das gewöhnliche Dasein zu erheben vermöge: „*Der Krieg, grosse Gefahr, grosses Unglück sind imstande, den reinen Menschen über sein gewöhnliches Dasein zu erheben [...].*“²² Im Kapitel über die Kühnheit in „Vom Kriege“ wies Clausewitz auf die verweichlichenden Tendenzen des Friedens bzw. Wohlstandes hin: „*Nun gibt es in unseren Zeiten kaum ein anderes Mittel, den Geist des Volks in diesem Sinn zu erziehen, als eben den Krieg, und zwar die kühne Führung desselben. Durch sie allein kann jener Weichlichkeit des Gemüts, jenem Hang nach behaglicher Empfindung entgegen gewirkt werden, welche ein in steigendem Wohlstand und in erhöhter Tätigkeit des Verkehrs begriffenes Volk herunterziehn.*“²³

seinen Politik-Vorlesungen verteidigte Treitschke die Notwendigkeit des Krieges und wandte sich gegen den „*Unsinn vom ewigen Frieden*“, Treitschke, Politik, 1. Bd. (1897), S. 72-77. Vgl. Leonhard, Bellizismus und Nation, S. 761-763.

¹⁹ Heinrich Leo 1853 im „Volksblatt für Stadt und Land“, zit. nach Heller, Hegel, S. 157; dieses Zitat auch bei Jähns, Krieg, Frieden und Kultur (1893), S. 315. Vgl. Hetzel, Die Humanisierung des Krieges (1891), S. 175; dort auch der Hinweis auf ein weiteres Zitat Leos: „*Ein langer Friede häuft eine Menge fauler Gährungsstoffe auf. Darum thut uns ein frischer, fröhlicher, die Nationen, namentlich die europäische Bildung tragenden Nationen tiefer berührender Krieg bitter Noth.*“

²⁰ Janssen, Krieg, S. 600.

²¹ Zit. nach Münkler, Über den Krieg, S. 106. Münkler führt diese Zitate im Zusammenhang mit seinen Ausführungen zur existentiellen Kriegsauffassung von Clausewitz an.

²² Clausewitz, Historisch-politische Aufzeichnungen (1809), zit. nach Münkler, Über den Krieg, S. 107. In seiner „Bekennnisdenkschrift“ von 1812 hielt Clausewitz fest, dass gerade Krisen und Unglück (wie der Krieg) die Individuen wie auch ein Volk dazu bringen würden, über sich selbst hinauszuwachsen, vgl. Kleemeier, Grundfragen, S. 287f.

²³ Clausewitz, Vom Kriege, III, 6, S. 234, vgl. Gat, History of Military Thought, S. 245f.

Ein anderer bekannter Militärschriftsteller aus der Zeit vor 1870, Wilhelm Rüstow,²⁴ schrieb im dem von Karl v. Rotteck und Karl Welcker herausgegebenen liberalen „Staats-Lexikon“ einen Artikel zum Stichwort „Krieg“.²⁵ „*Wie oft hat er Nationen erfrischt, aus der Versumpfung gerettet!*“, heisst es dort, „*[w]ie oft hat er die Gordischen Knoten anscheinend unentwirrbarer welthistorischer Verwickelungen durchhauen!*“²⁶ Mit der hegelianischen Geschichtsphilosophie gefärbt ist auch der Hinweis, ein Staat habe eine welthistorische Mission zu erfüllen, so dass nicht nur Verteidigungskriege gerecht seien.²⁷

Im 19. Jahrhundert verbreiteten und verfestigten sich in Philosophie (Deutscher Idealismus), Geschichtsschreibung (Historismus) und Publizistik Sichtweisen über den Krieg als Element der weltgeschichtlichen Entwicklung und Promotor des Kulturfortschritts, als Bewahrer vor Dekadenz und moralischer „Versumpfung“. Diese Sichtweisen luden sich zudem nationalistisch auf und bereiteten einer Apologie und Bejahung des Krieges wie auch einer Denunzierung des Friedens einen fruchtbaren Boden.²⁸ Das Ensemble dieser Vorstellungen – der Krieg als Fortschrittsmoment, als ein Staat und Gesellschaft reinigendes und entwickelndes Medium, lange Friedenszeiten hingegen als lähmendes und retardierendes Element – soll nun unter den Begriff des *Bellizismus* subsumiert werden.²⁹ Zwar wird *Bellizismus* generell eher weiter gefasst und verallgemeinernd als Widerpart des Pazifismus, als ausgeprägt kriegsbejahende oder kriegstreiberische Haltung verstanden. Einige Autoren benützen diesen Begriff jedoch vor allem im Zusammenhang mit der Deutung des Krieges als Fortschritts- und Läuterungsmedium, ohne ihn aber dies-

²⁴ Wilhelm Rüstow (1821-1878) weist eine bemerkenswerte Biographie auf, als überzeugter Demokrat unterstützte der Offizier die 1848er Revolution, wurde nach deren Scheitern suspendiert, alsdann als Hochverräter verurteilt und floh in die Schweiz. Nachdem er 1860 im Zweiten Italienischen Unabhängigkeitskrieg als Generalstabschef Garibaldi teilgenommen hatte, wurde er schliesslich Oberst im Schweizer Generalstab und hielt für kurze Zeit einen Lehrstuhl für Kriegswissenschaften am eidgenössischen Polytechnikum inne. Rüstow verfasste zahlreiche militär- und kriegswissenschaftliche Werke (Gat, *History of Military Thought*, S. 311-313).

²⁵ Rüstow, Krieg, in: Rotteck/Welcker, *Staats-Lexikon*, 9. Bd. (1864), S. 330-346.

²⁶ Rüstow, Krieg, S. 331.

²⁷ Rüstow, Krieg, S. 331: „*Ein Volk und ein Staatsgebiet machen noch keinen Staat aus; zum Staate gehört noch ein Drittes, eine welthistorische Mission, eine gemeinsame, auf ein Ziel gerichtete Arbeit eines Staates.*“

²⁸ Einen diesbezüglichen Überblick gibt Janssen, Krieg, S. 592-607, siehe auch Kernic, Krieg, Gesellschaft und Militär, S. 229-236, Mori, Krieg und Frieden, S. 73, Paech, Frieden und Krieg, S. 196-198, Buschmann, Das Charisma des Krieges, S. 240f., Klippel/Zwanzger, Krieg und Frieden im Naturrecht, S. 155. In den Ausführungen zum Forschungsstand in der Einleitung wurde bereits erörtert, dass es bellizistische Vorstellungen schon vor der Französischen Revolution gab und dann vor allem im Gefolge der napoleonischen Kriege Verbreitung fanden. Jörn Leonhard resümiert: „Die positive Bewertung des Krieges als Movens des historischen Fortschritts, bürgerlicher Zivilisation und menschlicher Tugenden wurde in den 1840er Jahren zu einem gängigen Topos des bürgerlichen Kriegsdiskurses.“ Leonhard, *Bellizismus und Nation*, S. 439, vgl. auch S. 454f. u. passim.

²⁹ Dies in Anlehnung an Rudolf Jaun, der *Bellizismus* wie folgt definiert: „Bellizismus bezeichnet die Deutung des Krieges als die Gesellschaft reinigendes und entwickelndes Medium.“ (Jaun, *Preussen vor Augen*, S. 23, Anm. 30).

bezüglich explizit zu definieren.³⁰ Eine engere Definition im obigen Sinne lohnt sich aber deshalb, um diese fortschritts- und katharsisbezogenen Auffassungen begrifflich von anderen kriegsdeutenden Ideen/Konzeptionen wie etwa dem Sozialdarwinismus unterscheiden und abgrenzen zu können.

Der bellizistische Kriegsdiskurs lässt sich im Grossen und Ganzen in zwei thematische Schwerpunkte bzw. Stränge aufschlüsseln: Zum einen ist es die auf den Krieg bezogene Fortschrittsidee, zum anderen die Vorstellung von der kathartischen, revitalisierenden Wirkung des Krieges. Ich werde mich zuerst mit der Fortschrittsthematik befassen (2) und mich dann den Katharsis- und Revitalisierungsvorstellungen zuwenden (3).

³⁰ So bezeichnet auch Wilhelm Janssen Bellizismus allgemein als Widerpart des Pazifismus, benützt aber den Begriff dann vor allem in seinen Ausführungen zu den Deutungen des Krieges als Element des Fortschritts und der Reinigung (Janssen, Krieg, S. 592-596 u. 600-607). Franz Kernic schreibt: „Deutscher Idealismus, Historismus und Nationalismus schreiben fortan dem Krieg die Weckung physischer und sittlich-geistiger Energien zu; der Bellizismus entfaltet seine Blüte.“ (Kernic, Krieg, Gesellschaft und Militär, S. 232). Vgl. auch Klippel/Zwanzger, Krieg und Frieden im Naturrecht, S. 155. In einem anderen, allgemeineren Sinne definiert Leonhard den Begriff Bellizismus, nämlich als „sinnstiftende Aneignung von Kriegserfahrungen durch zeitgenössische, diskursiv vermittelte Kriegsdeutungen“ (Leonhard, Bellizismus und Nation, S. 9).

2. Der Krieg als Medium des Fortschritts und der Entwicklung

a. Krieg und Kulturfortschritt

Die Militärs haben häufig mit dem Fortschritts- und Entwicklungsmoment des Krieges argumentiert und sich auf entsprechende geschichtsphilosophische Erklärungsmuster abgestützt. Für die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg finden sich diesbezügliche Ausführungen etwa bei den Militärautoren, die sich generell ausführlich mit der Sinndeutung des Krieges befasst haben, wie Max Jähns, Albert v. Boguslawski, Bernhard Kiessling und Colmar v. der Goltz.

Der Militärschriftsteller Max Jähns, der den Krieg gleich zu Beginn seines Buches als wichtigste Grundlage der Staatsentwicklung charakterisierte, erörterte eingehend die staatsbe gründenden, gemeinschaftsstiftenden, zivilisations- und kulturfördernden Wirkungen des Krieges im Laufe der Geschichte und verwies auf dessen Impulse für die Entwicklung von Recht, Wissenschaft, Wirtschaft, Verkehr, Technik und Kunst. Der Krieg sei darum „*einer der wirksamsten Förderer der menschlichen Kultur*.“³¹ Jähns bemühte die populäre Gewittermetapher und bezeichnete die Kriege von 1848/49 als „*Frühlingsgewitter*“.³² Den darauf folgenden Kriegen – Krimkrieg, österreichisch-französischer Krieg, amerikanischer Bürgerkrieg, deutsche Einigungskriege, russisch-türkischer Krieg, Kolonialkriege – schrieb er alsdann grosse (positive) kulturelle Gewinne zu und folgerte: „*Wahrlich, diese Kulturergebnisse, welche der Krieg in der kurzen Zeitspanne eines halben Jahrhunderts zeitigte, sind überraschend, vielleicht unvergleichlich gross: überall bewährte der Krieg sich – dort als Erhalter, hier als Erfüller, da als Eröffner, hier als der richtende, dort als der beginnende Gott!*“³³ Mit dem Verweis auf konkrete Kriege resp. deren angeblich fortschritts- und kulturfördernde Ergebnisse wurde das Fortschrittsmoment des Krieges gleichsam als „real“, als historische Tatsache konstituiert.

Bernhard Kiessling, Premierleutnant im Königlich Bayerischen 5. Infanterie-Regiment, befasste sich in seiner mit Zitaten von Philosophen, Historikern und Dichtern gespickten Studie zum „Ewigen Krieg“ ausgiebig mit den kulturfördernden Auswirkungen des Krieges. Mit dieser Studie wollte Kiessling, wie er in der Einleitung festhielt, die Idee des „ewigen Friedens“ prüfen und diese den „*ewigen Grundlagen des so viel geschmähten Krieges*“ entgegenstellen. Damit sollte zur Pflichterfüllung für das Vaterland und zur Dienstfreudigkeit, welche durch „*die Monotonie eines langen Friedens*“ zu erlahmen drohen, angeregt werden. Kiesslings Werk hatte also nicht nur die Absicht, den ewigen Frieden als „*unfruchtbare Idee*“ und „*Aberglauben*“ zu entlarven, es sollte über-

³¹ Jähns, Krieg, Frieden und Kultur (1893), S. 62-83 (Zitat S. 83).

³² Jähns, Krieg, Frieden und Kultur, S. 319; näheres zur Gewittermetapher in Kapitel III, 2d.

³³ Jähns, Krieg, Frieden und Kultur, S. 319f.

dies der militärischen Profession den tieferen Sinn ihres „Handwerks“, des Krieges, vermitteln.³⁴ Die Vorstellung vom kulturellen Fortschritt durch Krieg bot dabei eine wichtige Argumentationsgrundlage. Den Staat fasste Kiessling allgemein als dynamischen Machtstaat auf, der nach ständiger Machterhöhung streben müsse, da es kein Stehenbleiben ohne Zurückbleiben, es nur ein Vorwärts oder Zurück gebe.³⁵

Der Krieg wurde nun als dasjenige Medium beschrieben, das die geschichtliche und kulturelle Entwicklung am meisten vorantreibt. Kiessling wollte dies zum einen am Beispiel der Kunst nachweisen: Die elementaren Kräfte des Kampfes beflügeln und befördern die Kunst, der Krieg verleiht der Dichtung ihren dramatischen poetischen Stoff, wie dies die Werke von Schiller und Shakespeare beweisen, das Epos wäre ohne Krieg seines wichtigsten Motivs beraubt. Es ist der Krieg, der die Baukunst zu grossen Leistungen anregt; noch grösser ist sein Einfluss auf die Bildhauerkunst, wie unzählige Skulpturen, Plastiken, Kriegs- und Siegestsäulen, Kriegs- und Schlachtendenkmäler von der Antike her bis zum deutsch-französischen Krieg bezeugen. Die Malerei hat den Krieg in all seinen Phasen und Wandlungen stets begleitet. Alle diese Kunstformen sind *„blühende Zweige des raubstämmigen, und knorrigen, aber unverwüstlichen, immergrünen Lebensbaumes des Krieges.“* Der Krieg beeinflusst intensiv die künstlerische Entwicklung eines Volkes und bewirkt grossartige künstlerische Leistungen, so dass *„der Krieg als ein unentbehrliches, aktives Element im Kunstleben der Völker“* anzusehen ist, *„die Lebensströme der Kunst durch den Krieg die mächtigsten Zuflüsse erhalten“* und *„die Dämme uralten, verknöcherten Herkommens elementargewaltig“* durchbricht.³⁶

Dieser geschraubten Metaphorik folgte der Versuch zu belegen, wo der Krieg als Antrieb für die künstlerische Entwicklung fehle, auch keine echte, urwüchsige Kunst entstehen könne. Als diesbezügliches Exempel dienten die USA: Abgesehen von unbedeutenden Feldzügen und Indianerkriegen sowie einem *„kranken“* Bürgerkrieg³⁷ seien die USA ein *„Musterstaat des Friedens“* und hätten daher nur banale und oberflächliche künstlerische Leistungen vorzuweisen.³⁸ Für Kiessling einmal mehr ein Beweis, dass ohne den Krieg *„Mittelmässigkeit, Indolenz, Versumpfung“* eintreten.³⁹ Im Weiteren wurde erörtert, dass der Krieg auch für Handel, Industrie und Gewerbe eine notwendige Entwicklungsgrundlage darstelle sowie den wissenschaftlichen Fortschritt voran-

³⁴ Kiessling, Ewiger Krieg (2. Aufl. 1890), S. III-VIII. Die 1. Auflage erschien 1885 anonym unter dem Titel „Ewiger Krieg. Studien eines deutschen Offiziers“

³⁵ Kiessling, Ewiger Krieg, S. 14.

³⁶ Kiessling, Ewiger Krieg, S. 78-95, Zitate S. 91, 93 u. 95. S. 95 heisst es auch, eine *„gesunde, nationale Kunst“* bedürfe unbedingt *„des gesunden, nationalen Daseinskampfes, des Krieges“* zu ihrer Entwicklung.

³⁷ Der amerikanische Bürgerkrieg erfuhr aber auch ganz andere Wertungen, so z. B. bei Ahlefeld, der den Bürgerkrieg als einen der Kriege bezeichnete, die den zivilisatorischen Aufstieg gefördert hätten (Ahlefeld, Weltfriede, in: Deutsche Revue 36/1911, 3. Bd., S. 180).

³⁸ Kiessling, Ewiger Krieg, S. 95-98.

³⁹ Kiessling, Ewiger Krieg, S. 98f.

treibe, da speziell der Krieg rasch Tatsachen und Erfahrungen zutage fördere, die sonst nur langsam oder unvollständig in Erscheinung getreten wären: *„Krieg und Wissenschaft brauchen und fördern sich gegenseitig [...]“*.⁴⁰ Sogar die Sprache verdankt nach Kiessling ihre Erhaltung und Verbreitung dem Krieg.⁴¹

Immer wieder betonte Kiessling in seinem Werk, wie ohne Krieg jeglicher geschichtlicher und kultureller Fortschritt unmöglich wäre, es ohne Krieg keine Kultur und keine Entwicklung gäbe:⁴² *„[W]ürde er [der Krieg] heute sein Ende finden, so wäre jeder weitere Fortschritt der Menschheit ausgeschlossen, so gewiss, als es ganz ausschliesslich der Krieg war, der uns auf die heutige Stufe der Entwicklung gebracht hat.“*⁴³ Völker ohne Krieg würden nur eine niedrige Kulturstufe erreichen, wie etwa die Eskimos und Feuerländer, die zwar einen beschaulichen Frieden genossen, aber über keine nennenswerte Kultur verfügen würden.⁴⁴ Noch andere Länder/Völker mussten in diesem Zusammenhang als „Beweis“ herhalten: *„Wie nun keine Kultur festen Halt zu haben scheint, die nicht der Gewalt entspross, so scheint sich auch keine Kultur auf ihrer Höhe erhalten zu können, wenn die gewaltsamen Triebfedern des Krieges und der Kriegsgefahr mangeln: wer denkt nicht sofort an China, Indien, die Türkei?“*⁴⁵ Der Krieg wurde folglich zu einer *„absoluten, moralischen Notwendigkeit“* und *„Unentbehrlichkeit für eine fortschreitende Kultur“* (v)erklärt, die *„absolute Nichtigkeit“* der Idee des ewigen Friedens war damit für Kiessling bewiesen.⁴⁶

Ähnlich Argumente verwendete Albert v. Boguslawski, der auf Inselvölker hinwies, die in paradiesischer Unschuld dahinleben und den Kampf auf ein Minimum beschränken würden, aber eine nur unterentwickelte Kultur besäßen. Dies bestätige die Regel, dass *„der Kampf unter den Menschen [...] ein unbedingtes Erfordernis des Kulturfortschrittes ist“*⁴⁷ und *„als unentbehrliches Glied in der Kette der Fortbildung zu erachten ist.“*⁴⁸ Auch verwies Boguslawski auf die durch den Krieg geförderte wissenschaftliche Entwicklung und dessen Anstösse für Kunst und Dichtung.⁴⁹ Eine ganze Reihe

⁴⁰ Kiessling, Ewiger Krieg, S. 100-108, Zitat S. 108.

⁴¹ Kiessling, Ewiger Krieg, S. 123-126.

⁴² Das Kapitel V (S. 109-131) ist mit *„Die Kulturnotwendigkeit des Krieges“* betitelt. In diesem Zusammenhang wurde Ranke zitiert: Die geschichtliche Entwicklung beruhe auch im Antagonismus der Nationen, *„in dem Kampfe der verschiedenen Völkersysteme ist die allgemeine Geschichte entsprungen [...]“* (S. 115).

⁴³ Kiessling, Ewiger Krieg, S. 113. Der Krieg erzeuge nicht nur die Kultur, er vernichte ebenso eine *„ausgeartete“* Kultur (S. 114), wie er auch die *„Dämme des Ewiggestrigen“* einreisse (S. 148); vgl. auch S. 158.

⁴⁴ Kiessling, Ewiger Krieg, S. 127f. Als Gegenbeispiel werden die Bewohner des Meraner Tals genannt, wo sich durch den ständigen Kampf mit der Natur und den *„heraufdrängenden Welschen“* ein Bauerngeschlecht *„voll Thatkraft und männlicher Schönheit“* herausgebildet habe.

⁴⁵ Kiessling, Ewiger Krieg, S. 129.

⁴⁶ Kiessling, Ewiger Krieg, S. 149 u. 154.

⁴⁷ Boguslawski, Betrachtungen über Heerwesen und Kriegführung (1897), S. 26.

⁴⁸ Boguslawski, Der Krieg in seiner wahren Bedeutung (1892), S. 13.

⁴⁹ Boguslawski, Der Krieg in seiner wahren Bedeutung, S. 53-57. In diesem Zusammenhang hielt Boguslawski fest, dass die grösste Triebkraft für den Menschen die Not sei; man hätte das jetzige Stadium nicht erreicht, wenn das Element des Kampfes und Krieges in der Welt nicht existieren würde (S. 54).

literarischer Werke aus der Antike bis zur Gegenwart⁵⁰ zählte er auf, die es ohne den Krieg nicht gäbe und fragte hypothetisch: „[W]elche Anzahl Meisterwerke müssten wir streichen, welche ihre Wurzeln im Kampf und Krieg, Heldenthum und Heldentod haben?“⁵¹ Als für die allgemeine geschichtliche und menschheitliche Entwicklung unabdingbar, fasste Boguslawski den Krieg als „Vollstrecker jener ewigen Gesetze [...], welche verlangen, dass die Menschheit sich bewegt, nicht dass sie im Stillstand dahinsiecht“ auf und leitete daraus die „sittliche Rechtfertigung des Krieges“ ab.⁵² Der Krieg wurde so zum grossen „Regenerator“ stilisiert, welcher den notwendigen Veränderungen in der Menschheit allein Bahn brechen könne.⁵³ Die „Freunde des ewigen Friedens“, lautete Boguslawskis Vorwurf an die Pazifisten und Sozialdemokraten, würden den Krieg nur als Verbrechen und Massenmord sehen, „das Grosse und Schöpferische“ an ihm aber verkennen.⁵⁴

Mithin bildete die Verknüpfung von Krieg und Kulturfortschritt eines der Elemente des bellizistisch-geschichtsphilosophischen Kriegsdiskurses. Ein weiteres Diskurselement stellte die Auffassung vom Aufstieg und Niedergang der Staaten im Laufe der Weltgeschichte dar, wobei auch hier wieder dem Krieg eine entscheidende Funktion zugesprochen wurde.

b. Aufstieg und Niedergang

Auf eine geschichtsphilosophisch-vitalistisch fundierte Vorstellung von der historischen Entwicklung durch die auf der Weltbühne auf- und absteigenden Staaten bzw. Völker stützte sich Colmar v. der Goltz.⁵⁵ Dabei deutete er auch die Gründung des Deutschen Reiches sowie dessen Zukunft aus dieser Perspektive: Wie der einzelne Mensch in der ihm gegebenen Zeit, hat ein Volk eine bestimmte Mission zu erfüllen; in der Erfüllung ihrer Aufgaben aber stossen die Nationen aneinander. Im Jahre 1870 war in Deutschland die Stunde gekommen, den jahrhundertealten Traum seiner Einheit endlich zu verwirklichen.⁵⁶ Die durch das Schwert aufgerichteten Reiche dauern allerdings nur ihre Zeit, das Schicksal der Staaten ist dem menschlichen Leben ähnlich, sie

⁵⁰ Etwa die Ilias, das Nibelungenlied, die Perser, die Räuber, Wallenstein, Tell, Götz von Berlichingen, Faust II.

⁵¹ Boguslawski, Der Krieg in seiner wahren Bedeutung, S. 56. Hierbei wurde auch Goethe zitiert: „Erst durch Friedrichs Thaten kam ein wirklicher Inhalt in die deutsche Literatur.“

⁵² Boguslawski, Der Krieg in seiner wahren Bedeutung, S. 24.

⁵³ Boguslawski, Der Krieg in seiner wahren Bedeutung, S. 51.

⁵⁴ Boguslawski, Betrachtungen über Heerwesen und Kriegführung (1897), S. 28.

⁵⁵ Zum geschichtsphilosophischen Hintergrund von Goltz' Äusserungen schreibt Azar Gat: „Nineteenth-century historicism, an acute sense of unified human development and cultural growth, and intense nationalism came together with German idealism in the idea, most famously formulated by Hegel, that great historical nations dominated and personified the various stages of humanity's development.“ (Gat, History of Military Thought, S. 347).

⁵⁶ Goltz, Das Volk in Waffen (1899), S. 424. Vgl. auch Jahrbücher für die deutsche Armee und Marine 117/1900, S. 82, wo von Preussens Weltrolle und seiner weltgeschichtlichen Mission die Rede ist.

entstehen, wachsen, blühen und verfallen wieder.⁵⁷ Das Bewusstsein der vergänglichen Grösse soll jedoch den Schaffensdrang nicht beeinträchtigen, denn es zählt, für die Entwicklung der Menschheit eine entscheidende Bedeutung zu erlangen und an ihren Errungenschaften teilzuhaben, um von der Geschichte für ewige Zeiten erinnert zu werden, wie die Römer und Griechen. Deutschland ist, wie Goltz mit Genugtuung feststellte, auf dem Weg zum Zenith, „[d]er Stern des jungen Reiches hat sich eben erst vom Horizont erhoben; seine Laufbahn liegt noch vor ihm.“ Niemals aber darf Deutschland sich inmitten der grossen Mächte Europas der Täuschung hingeben, seinen Bestand ein für allemal gesichert zu haben.⁵⁸ Aus Goltz' Argumentation resultierte zum einen eine Legitimation des Krieges als unvermeidliches Fortschrittselement im Allgemeinen: Der Krieg ist eine historische Notwendigkeit, denn „[s]olange im ewigen Wechsel der Zeiten der Staaten-Umbildungsprozess fortschreitet und die Entwicklung der Menschheit nicht zum Stillstande kommt, wird es auch Kriege geben.“⁵⁹ Es wird ihn geben, solange Völker über die engen Grenzen ihrer alltäglichen Bedürfnisse hinaus nach der Verwirklichung politischer und kulturhistorischer Ideale streben.⁶⁰ Zum anderen war für Goltz im Speziellen ein weiterer Krieg um Deutschlands Bestand und Grösse unvermeidbar.⁶¹ Daran knüpften sich wiederum seine unermüdlichen Warnungen vor der Illusion eines ewigen Friedens, vor der Hoffnung auf eine rein humane und friedfertige Entwicklung der Menschheit ohne Kampf und Streit.⁶² „Kriege sind Menschenloos“, resümierte Goltz, „sind unvermeidliches Völkergeschick. Ewiger Frieden ist den Sterblichen in dieser Welt nicht beschieden.“⁶³ In seinem Buch über „Krieg- und Heerführung“ bezog Goltz geschichtsphilosophische Überlegungen in seine Ausführungen zu Strategie und Taktik ein, indem er zwischen aufstrebenden und im Rückschritt begriffenen Nationen unterschied; erstere würden eine offensive Kriegführung favorisieren, letztere eine de-

⁵⁷ Goltz, Das Volk in Waffen, S. 433f. Goltz brachte hier ein Zitat des hannoverischen Generalfeldzeugmeisters Johann Friedrich v. der Decken (1769-1840), der ein Freund Scharnhorsts gewesen war, an: „Das Schicksal der Staaten ist dem menschlichen Leben ähnlich, sie entstehen, wachsen, blühen, gerathen in Verfall und hören auf zu sein.“ Dieses Zitat steht bezeichnenderweise als Motto auch auf dem Titelblatt von „Das Volk in Waffen“ (5. Auflage von 1899). Eine ähnliche Diktion findet sich bei Kiessling, Ewiger Krieg, S. 41.

⁵⁸ Goltz, Das Volk in Waffen, S. 434.

⁵⁹ Goltz, Von Jena bis Preussisch-Eylau (1907), zit. nach Goltz/Foerster, Denkwürdigkeiten (1932), S. 252. In seinem Aufsatz zum „ewigen Frieden“ heisst es: „Die Kriege entstehen also aus dem Staatenumbildungsprozess, und dieser wieder ist unaufhaltsam, weil einzelne Völker sich in ihrer Lebenskraft erschöpft haben und absterben wie die Individuen, andre emporblühen, wachsen und an Kraft gewinnen. Der Egoismus des einzelnen Menschen überträgt sich naturgemäss auf die Völker, die in der Entwicklung des Menschengeschlechts selbst als grosse Individuen erscheinen.“ (Goltz, Der ewige Friede und der nächste Krieg, in: Deutsche Revue 29/1904, 1. Bd., S. 132).

⁶⁰ Goltz, Das Volk in Waffen, S. 430.

⁶¹ Goltz, Das Volk in Waffen, S. 435; vgl. auch Goltz, Der ewige Friede und der nächste Krieg, in: Deutsche Revue 29/1904, 1. Bd., S. 135.

⁶² Goltz, Kriegsgeschichte Deutschlands, 1. Teil (1910), S. XXVII, Goltz, Von Jena bis Preussisch-Eylau, zit. nach Goltz/Foerster, Denkwürdigkeiten, S. 252. In diesem Zusammenhang verwies Goltz auf die Zeit vor 1806, wo man sich solchen Friedensillusionen hingeeben habe und alsdann das böse Erwachen gefolgt sei. In Bezug auf 1806 schrieb Freytag-Loringhoven, dass in diesem Jahr ein „überlebtes Staatswesen“ zusammengebrochen sei, Freytag-Loringhoven, Krieg und Politik in der Neuzeit (1911), S. 131.

⁶³ Goltz, Das Volk in Waffen, S. 430.

fensive.⁶⁴ Auch den russisch-japanischen Krieg beurteilte er unter diesem Gesichtspunkt. Die russische Niederlage sei ein Ereignis von grosser welthistorischer Bedeutung, schrieb Goltz in einem Brief, eine alternde, theatralisch gewordene imperiale Macht stehe einer jungen, lebendigen Kraft gegenüber.⁶⁵ Der japanische Expansionismus liess sich ideal in das Geschichtsbild und Fortschrittsdenken der Militärs einfügen. So hielt ein anderer Militärautor fest, Japan sei genötigt, für seinen raschen kulturellen Aufschwung und für seine wachsenden Interessen und Bedürfnisse zu kämpfen.⁶⁶ Ebenso sprach Friedrich v. Bernhardi dem „zu hoher Kulturblüte emporgekommene[n] japanische[n] Volk“ das Recht zu, seine Machtsphäre zu erweitern, „um sich allseitig entwickeln und seinem Tatendrang neue Bahnen eröffnen zu können.“⁶⁷

Eine wie bei Goltz ähnliche geschichtsphilosophisch untermauerte und gegen den Pazifismus gerichtete Kriegslegitimation findet sich in folgendem Zitat wieder: „Die Weltgeschichte ist die Geschichte des Aufstiegs und des Niederganges von Völkern, des Werdens und Vergehens von Staaten. Dieser Wandel vollzieht sich, allen Friedensaposteln zum Trotz, in blutigem Ringen.“⁶⁸ Das „Handbuch für Heer und Flotte“ bezeichnete die Kriege als die eigentlichen Angelpunkte der geschichtlichen Gründung, Entwicklung und des Niedergangs von Staaten.⁶⁹ In seinem Aufsatz über Hannibal interpretierte Alfred v. Schlieffen dessen Niederlage als Richtspruch der Weltgeschichte: Das bloss materiellen Interessen verhaftete Karthago habe trotz des Feldherrengenies Hannibals Rom weichen müssen, damit letzteres als Träger einer idealen Kultur sich seinen hohen weltgeschichtli-

⁶⁴ Goltz, Krieg- und Heerführung (1901), S. 23. Eine ähnliche Interpretation im Zusammenhang mit dem Bau von Befestigungen findet sich in einem Aufsatz von 1933: „Wohl aber ist der Bau von Grenzwallen und chinesischen Mauern stets ein Zeichen der Schwäche des Alters der Völker gewesen. Jugendfrische, zukunftsfrohe Stämme haben sich oft genug an ausgeklügelten Stellungssystemen die Köpfe ingerannt, das hat sie aber nie abgehalten, schliesslich doch in das sorgsam umwehrte Innere stärkster Festungen und scheinbar unangreifbarer Reiche einzudringen.“ Müller-Loebnitz, Der Stellungskrieg, die Form des Zukunftskrieges? in: Taktik und Technik Nr. 24 vom 29. November 1933, zit. nach Pöhlmann, Von Versailles nach Armageddon, S. 344f. Vgl. auch Lotharingus, Der Weltkrieg (1924), S. 29: Nur das höhere Kulturvolk neige zum Angriff, das tiefer stehende wähle immer die Verteidigung.

⁶⁵ Goltz an Sohn Fritz, 1. Juni 1905, in: Goltz/Foerster, Denkwürdigkeiten, S. 276.

⁶⁶ Reichenau, Die wachsende Feuerkraft (1904), S. 6; auf S. 134 heisst es: „Jeder Blick in die Weltgeschichte lehrt, dass keine Nation empor gekommen ist und dass sie niemals Grosses geschaffen hat, ohne mit den Waffen in der Hand die Hemmnisse zu beseitigen, die sich ihr entgegen stellten. Wie im Sturmeswehen der Frühling geboren wird, so kann auch ein Volk sich nur durch Stürme hindurchbringen zu sonniger Höhe.“

⁶⁷ Bernhardi, Deutschland und der nächste Krieg (1912), S. 41, zu Japan auch S. 297 u. 317. Die Notwendigkeit des Krieges für die geschichtliche und kulturelle Entwicklung betonte auch Bernhardi immer wieder, vgl. etwa S. 1, 7, 9, 20, 34, 38, 112, 134.

⁶⁸ Blume, Der Zukunftskrieg, in: Ders. Militärpolitische Aufsätze (1906), S. 75. An anderer Stelle schrieb Blume: „Langes Dasein und eine hohe Stufe ihrer eigenartigen Entwicklung erzielen nur Staaten und Völker, die sich stark erhalten, um ihren Platz in der Welt mit dem Schwerte in der Hand zu behaupten.“ (Blume, Die sittlichen und körperlichen Grundlagen der Wehrkraft, in: Schenckendorff/Lorenz, Wehrkraft durch Erziehung (1905), S. 86). Vogel v. Falckenstein meinte in seinem Aufsatz über den „ewigen Frieden“, eine höhere Macht habe sich zu allen Zeiten des Krieges bedient, um die Geschehnisse der Völker zu ordnen. Ohne die Befreiungskriege 1813-1815 wäre das deutsche Volk vielleicht aus der Weltgeschichte verschwunden (Vogel v. Falckenstein, Der ewige Friede, in: Deutsche Revue 27/1902, 1. Bd., S. 165).

⁶⁹ Handbuch für Heer und Flotte, 5. Bd. (1913), Artikel „Kriegsgeschichte“, S. 645. Im Artikel „Kriegsvorbereitungen“ wird der Krieg als innere Notwendigkeit in der Entwicklung der Völker beschrieben (S. 688).

chen Aufgaben widmen konnte.⁷⁰ Vizeadmiral a. D. v. Ahlefeld verknüpfte in seinem Aufsatz „Weltfriede“ die Schiedsgerichtsfrage mit der Idee des Kulturfortschritts. Der Fortschritt der Menschheit hänge davon ab, dass eine bessere Kultur eine minderwertige überwinde. Da nur im Kriege sich der geistige und körperliche Wert eines Volkes offenbare, könne auch nur durch den Krieg und kein internationales Schiedsgericht entschieden werden, welche Kultur zu weichen habe und welche die Menschheit zu fördern vermöge.⁷¹

Die Aussagen Helmuth v. Moltkes d. J. sind ein aufschlussreiches Beispiel dafür, wie der real gewordene Krieg mit geschichtsphilosophischen Erklärungen gedeutet wurde. Im November 1914 nach seiner Entlassung als Generalstabschef verfasste Moltke seine Reflexionen über die Ursachen und Hintergründe des Krieges.⁷² Darin nannte er den Krieg eine in der Weltgeschichte und Weltentwicklung begründete Notwendigkeit. Die Geschichte zeige, *„wie die Kulturepochen sich in fortschreitender Folge ablösen, wie jedes Volk seine bestimmte Aufgabe in der Weltentwicklung⁷³ zu erfüllen hat und wie diese Entwicklung sich in aufsteigender Linie vollzieht.“* Auch Deutschland habe seine *„Kulturaufgabe“* zu erfüllen; da dies aber immer mit Widerständen verbunden sei, vollziehe sich dieser Prozess nicht ohne Reibungen, woraus sich für Moltke die Notwendigkeit des Krieges ergab. Wenn Deutschland in diesem Krieg unterliege, warnte er, würde die Menschheit in ihrer Gesamtentwicklung zurückgeworfen.⁷⁴ Die Gegner Deutschlands charakterisierte Moltke alsdann wie folgt: *„Die romanischen Völker haben den Höhepunkt ihrer Entwicklung schon überschritten, sie können keine neuen befruchtenden Elemente in die Gesamtentwicklung hineinbringen. – Die slawischen Völker, in erster Linie Russland, sind noch zu weit in der Kultur zurück, um die Führung der Menschheit übernehmen zu können. [...] England verfolgt nur materielle Ziele.“* Eine Weiterentwicklung der Menschheit sei deshalb nur durch Deutschland möglich. Moltke gab sich überzeugt, dass dieser Krieg *„eine neue Entwicklung der Ge-*

⁷⁰ Schlieffen, Hannibal, in: Gesammelte Schriften, 2. Bd., S. 10.

⁷¹ Ahlefeld, Weltfriede, in: Deutsche Revue 36/1911, 3. Bd., S. 180. Für die Vervollkommnung der Menschheit, heisst es dort weiter, wäre es nachteilig gewesen, wenn die Römer ihre Kultur nicht hätten gewaltsam verbreiten dürfen oder ein Schiedsgericht Napoleon verboten hätte, die damaligen zerfahrenen Verhältnisse in Deutschland neu zu ordnen. Zudem wurde der Krieg mit einer Operation verglichen: Wie eine solche sei ein Krieg im Augenblick zwar schmerzlich, aber auf die Dauer für die Menschheit nützlich und heilsam. Ahlefelds Schlussfolgerung war, wenn ein Schiedsgericht den Weltfrieden bringen würde, dies für die Vervollkommnung des Menschengeschlechts ein Unglück wäre (S. 182). Max Bauer bezeichnete den Völkerbund als Irrtum, da er die irrationalen, gefühlsmässigen Kräfte und Entwicklungstendenzen des Völkerlebens verkenne; die geschichtlichen Kräfte könnten nicht rational resp. rechtlich geregelt werden, Bauer, Der grosse Krieg in Feld und Heimat (1921), S. 306.

⁷² Moltke, Betrachtungen und Erinnerungen, in: Moltke, Erinnerungen, Briefe, Dokumente, S. 8-28. Zum Einfluss Rudolf Steiners und der Theosophie auf Moltke siehe Zander, Moltke und das theosophische Milieu. Zu Moltkes Weltanschauung auch Bucholz, Prussian War Planning, S. 214-222. Mehr zu den sozialdarwinistischen Bezügen der moltkeschen Betrachtungen in Kapitel III, 2a.

⁷³ Zu dieser Schreibweise („Entwicklung“ mit „e“) vgl. Zander, Moltke und das theosophische Milieu, S. 433, Anm. 54.

⁷⁴ Moltke, Betrachtungen und Erinnerungen, S. 13f.

schichte“ zur Folge haben werde.⁷⁵ Schon im Jahre 1905 hatte er die Italiener als ein Volk auf dem „*absterbenden Ast*“ dargestellt, wies aber bezeichnenderweise zugleich darauf hin, dass auch die „*Germanen*“ wohl einmal jüngeren Nationen Platz machen müssten.⁷⁶ Während des Krieges wiederholte Moltke diese Auffassungen, etwa in einem Brief Anfang 1916, worin er hervorhob, der Krieg habe das deutsche Volk auf die „*Goldwage [sic] der Weltentwicklung*“ gelegt und müsse die ihm von der „*Weltenlenkung*“ gestellte Aufgabe erfüllen.⁷⁷ Anlässlich einer Ansprache sagte Moltke, der laufende Krieg werde Neues schaffen und der Menschheit neue Bahnen weisen, er sei einer der grossen Wendepunkte der Weltgeschichte.⁷⁸ Mit diesen geschichtsphilosophischen Deutungen schrieb Moltke dem Krieg einen tieferen weltgeschichtlichen Sinn zu, gleichzeitig wies er den Kriegsparteien ihre jeweiligen (auf- oder absteigenden) Plätze im Rahmen der geschichtlichen Entwicklung zu.⁷⁹ Wie Moltke deutete auch Wilhelm Groener, damals noch Chef der Eisenbahnabteilung im Generalstab, den gegenwärtigen Weltkrieg als „*eine historische Notwendigkeit*“,⁸⁰ als ein nicht einfach zufälliges Ereignis, „*sondern eine in der Weltordnung begründete Weiterentwicklung der Völker.*“⁸¹

c. Die Fortschrittsdeutung nach dem Ersten Weltkrieg

Ungeachtet des verheerenden Ausmasses, das der Weltkrieg angenommen hatte, der riesigen menschlichen und materiellen Verluste und der Niederlage wurden geschichtsphilosophisch-bellizistische Deutungen weiterhin als Argumentations- und Rechtfertigungsgrundlage verwendet, wie dies die folgenden Quellenbeispiele belegen.⁸² Der ehemalige preussische Kriegsminister und General der Artillerie Hermann v. Stein nahm in seinen Kriegserinnerungen den auf Heraklit

⁷⁵ Moltke, Betrachtungen und Erinnerungen, S. 14. Vgl. Gat, History of Military Thought, S. 353f. u. Zander, Moltke und das theosophische Milieu, S. 433. Zander ist der Meinung, in diesen Aussagen schlage massiv Gedankengut Steiners durch. Steiner muss m. E. gar nicht bemüht werden; hier liegen vielmehr verbreitete und typische geschichtsphilosophische bzw. hegelianische Erklärungsmuster vor.

⁷⁶ Moltke an seine Frau, 7. Februar 1905, in: Moltke, Erinnerungen, Briefe, Dokumente, S. 316: „*Dass dies Volk (die Italiener), das einst die Welt beherrschte, so heruntergekommen ist, dass sie zu Dieben und Lumpen geworden sind, das ist traurig genug, liegt aber wohl im Lauf der Welt. Sie sind auf dem absterbenden Ast, wir Germanen sind ja noch jünger, werden aber seinerzeit wohl denselben Weg gehen, um jüngeren Platz zu machen. In der Beziehung ist es mit den Nationen wie mit dem einzelnen Menschen.*“

⁷⁷ Moltke an den Herausgeber der „Tat“, 1. Januar 1916, in: Moltke, Erinnerungen, Briefe, Dokumente, S. 445.

⁷⁸ Ansprache Moltkes zur Gründung der „Deutschen Gesellschaft 1914“, 28. November 1915, in: Moltke, Erinnerungen, Briefe, Dokumente, S. 444.

⁷⁹ Ähnlich im Zweiten Weltkrieg der Oberbefehlshaber der Heeresgruppe C, Wilhelm Ritter v. Leeb: Nach Beendigung des Frankreichfeldzugs notierte er am 6. Juli 1940 in sein Tagebuch, Frankreich sei ein sterbendes Land, eine Nation im Niedergang (zit. nach Hürter, Hitlers Heerführer, S. 173).

⁸⁰ Tagebuch Groener, 30. Oktober 1914, in: Groener, Lebenserinnerungen, S. 527.

⁸¹ Groener an seine Frau, 12. Mai 1915, in: Groener, Lebenserinnerungen, S. 537.

⁸² Bei Max Bauer war dies pessimistisch gewendet; er glaubte, die weisse Rasse in Europa sei zum Niedergang bestimmt und Deutschland am verwesen, die Weltgeschichte habe ihren Schwerpunkt nach Asien und Amerika verlegt (Vogt, Oberst Max Bauer, S. 196).

zurückgehenden metaphorischen Topos vom „Krieg als Vater aller Dinge“⁸³ auf und sprach von der geschichtlichen Weiterentwicklung durch auf- und absteigende Völker.⁸⁴ Reichswehrchef Hans v. Seeckt fügte diesen Topos ebenfalls in seine Darlegungen ein: *„Der Krieg ist die höchste Steigerung menschlicher Leistung. Er ist die natürliche, letzte Entwicklungsstufe in der Geschichte der Menschheit. Der Krieg ist der Vater aller Dinge und ist zugleich der Bereiter des Endes für einen Zeitabschnitt, für ein Volk, um Vater einer neuen Entwicklung zu werden.“*⁸⁵ Seeckt wandte sich gegen eine Verherrlichung des Krieges, aber über Krieg und Frieden würden höhere Gewalten als Fürsten, Staatsmänner, Parlamente, Verträge und Bündnisse entscheiden, nämlich *„die ewigen Gesetze des Werdens und Vergehens der Völker.“*⁸⁶ Für Major Albrecht Blau vom „Psychologischen Laboratorium des Reichskriegsministeriums“⁸⁷ war der Krieg nicht der Zerstörer, sondern der *„Vater aller Dinge“*, weil er neuen Ideen zum Durchbruch verhelfen und die Menschheit einem höheren Zustand zuführen könne.⁸⁸ Kriege unter Völkern von gleichem kulturellem Rang hatten für Blau überhaupt nur dann einen Sinn, wenn durch sie die menschliche Entwicklung gefördert wird.⁸⁹ Das „Handbuch der neuzeitlichen Wehrwissenschaften“ sah im Krieg *„die grösste kulturelle Triebkraft der geschichtlichen Entwicklung“*, den Förderer sozialen, wirtschaftlichen, technischen und kulturellen Fortschritts, ein *„Reformator“*, der den Wert eines Volkes misst, geschichtliche Perioden abschliesst und neue Entwicklungen beschleunigt.⁹⁰ Die anschliessende Bemerkung, dass der Krieg gerade auch durch eine Niederlage Völker zu späterer Blüte bringen könne, veranschaulicht gut, wie die deutsche Weltkriegsniederlage gedeutet und in das bellizistische Deutungskonstrukt eingeordnet wurde.⁹¹ In einem anderen Artikel des Handbuches hiess es wiederum, Völker, die die *„Feuerprobe“* des Krie-

⁸³ Zu Heraklits Ausspruch *„Krieg ist aller Dinge Vater, aller Dinge König. Die einen macht er zu Göttern, die anderen zu Menschen, die einen zu Sklaven, die anderen zu Freien“* vgl. den Kommentar von Kahn, Heraclitus, S. 207-209.

⁸⁴ Stein, Erlebnisse und Betrachtungen (1919), S. 121f.

⁸⁵ Seeckt, Die Willenskraft des Feldherrn, in: Militärwissenschaftliche Rundschau 1/1936, S. 2.

⁸⁶ Seeckt, Gedanken eines Soldaten (1935), S. 10f. Diese Aussage kann sowohl geschichtsphilosophisch als auch sozialdarwinistisch verstanden werden. Vgl. im Weiteren das Zitat S. 48: *„Gegen die grossen welthistorischen Ummwälzungen wird kein Locarno helfen [...]“*.

⁸⁷ Blau befasste sich dort mit Kriegs- und Wehrpropaganda sowie der psychologischen Kriegsvorbereitung. Zu Blaus Tätigkeit siehe Sywottek, Mobilmachung, S. 65f., Uziel, Blick, S. 311f. u. Vossler, Propaganda, S. 100, Anm. 138.

⁸⁸ Blau, Geistige Kriegführung (1937), S. 6. Ähnlich tönte es bei Horst v. Metzsch, Wehrpolitik (1939), S. 89: *„Denn Krieg ist ja in seinem Endzweck nicht Zerstörung, sondern Aufbau, nicht Tod, sondern Leben, nicht unproduktives, sondern höchst schöpferisches Handeln, wenn auch auf tragischem Wege.“*

⁸⁹ Blau, Geistige Kriegführung, S. 76. Blau resümierte abschliessend, die Sehnsucht der Menschen nach einem ewigen Frieden sei unerfüllbar, weil in den Auseinandersetzungen zwischen den Völkern ein *„Entwicklungsvorgang“* vorliege (S. 78).

⁹⁰ Handbuch der neuzeitlichen Wehrwissenschaften, 1. Bd. (1936), Artikel „Kriegssoziologie“, S. 254f.

⁹¹ Handbuch der neuzeitlichen Wehrwissenschaften, 1. Bd., Artikel „Kriegssoziologie“, S. 255. Schon Friedrich v. Bernhardi war der Meinung gewesen, dass selbst eine Niederlage eine reiche Ernte mit sich bringen könne (Ferguson, Der falsche Krieg, S. 135). Vgl. auch Jähns, Krieg, Frieden und Kultur (1893), S. 431 u. die Ansprache Becks zur 125-Jahr-Feier der Kriegsakademie Berlin 1935, in: Müller, Ludwig Beck, Dok. 38, S. 479.

ges nicht beständen, würden aus der „*Kampfbahn der Geschichte*“ geworfen.⁹² Mit der Dolchstoßlegende, die die Ursache für die Niederlage der Heimatfront, der zivilen Reichsleitung, den Sozialisten und Juden zuschob, konnte bequem die Tatsache relativiert werden, dass Deutschland die „Feuerprobe“ des Weltkrieges ja eigentlich nicht bestanden hatte.

Einen eigentümlichen Bezug zwischen der überindividuellen geschichtlichen Entwicklung und dem einzelnen kämpfenden Soldaten stellte ein Aufsatz in einer wehrpsychologischen Studie von 1938 her. Der kämpfende Soldat auf dem Schlachtfeld wurde zur treibenden geschichtlichen Kraft, zu einem die Geschichte formenden Faktor und damit zum Subjekt – und nicht nur Objekt – der Geschichte stilisiert: „[D]er Frontkämpfer [erscheint] nicht nur als der Verteidiger seines Vaterlandes, als Soldat, als ein blosses Werkzeug der geschichtsbildenden Mächte, sondern er ist selbst ein die Geschichte gestaltender Faktor geworden. Während er im Trichterfeld ausharrte, da rückte er [!] das ewige Uhrwerk der Entwicklung einen Strich weiter.“⁹³

Ein Beispiel einer auf bellizistische Zitate Kants gestützten Kriegsdeutung ist ein Aufsatz aus dem Jahre 1939 über das Verhältnis von Krieg und Kultur.⁹⁴ Der Autor wollte darin beweisen, dass der Krieg einerseits eine Kulturleistung sei und andererseits auch kulturentwickelnd wirke. Der Krieg, geführt mit Ordnung und Heiligachtung der bürgerlichen Rechte – so wird aus Kants „Kritik der Urteilskraft“ zitiert – habe etwas Erhabenes an sich und mache die Denkungsart eines Volkes desto erhabener, je mehr Gefahren es ausgesetzt sei und sich mutig behaupten könne; hingegen ein langer Frieden den blossen Handelsgeist und mit ihm Eigennutz, Feigheit und Weichlichkeit fördere und die Denkungsart eines Volkes erniedrige.⁹⁵ Mit einer Reihe weiterer Kant-Zitate wurde versucht, die kulturfördernden Wirkungen des Krieges zu belegen: Der Krieg, obwohl ein Übel, sei eine Triebfeder, um aus dem rohen Naturzustand in den bürgerlichen überzugehen, und um die der Kultur dienenden Talente zu entfalten. Auf der Stufe der Kultur, worauf das menschliche Geschlecht noch stehe, sei der Krieg ein unentbehrliches Mittel, diese noch weiterzubringen, und nur nach einer (Gott weiss wann) vollendeten Kultur wäre ein immerwährender Friede möglich und heilsam.⁹⁶ Kants Entwurf des „ewigen Friedens“ wurde relativiert, indem der Autor in einer Fussnote hinwies, die vielen falschen Urteile über Kants Stellung zum

⁹² Handbuch der neuzeitlichen Wehrwissenschaften, 1. Bd., Artikel „Wehrvorbereitung“, S. 732. Im Artikel „Krieg“ (ebd., S. 174) wurde zwischen „kraftvolle[n], jungendfrische[n], entwicklungsfähige[n]“ und „überaltete[n], absterbende[n]“ Staaten unterschieden. Erstere würden versuchen, sich durch Angriffs- und Eroberungskriege den fehlenden Lebensraum zu verschaffen.

⁹³ Lüderitz, Das Gemeinschaftserlebnis in der vordersten Linie, in: Abhandlungen zur Wehrpsychologie, hg. vom Psychologischen Laboratorium des Reichskriegsministeriums (1938), S. 41f.

⁹⁴ Linnebach, Zum Problem Kultur und Krieg, in: Wissen und Wehr 20/1939, S. 528-536. Auch auf Goethe und Clausewitz wurde verwiesen. Der Autor, Karl Linnebach, war Leiter der Arbeitsgemeinschaft Kriegsphilosophie der Deutschen Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften.

⁹⁵ Linnebach, Zum Problem Kultur und Krieg, S. 531f. Kant-Zitate vgl. oben Kapitel II, 1.

⁹⁶ Linnebach, Zum Problem Kultur und Krieg, S. 534f.

Krieg und der Missbrauch der kantschen Worte durch den Pazifismus beruhe auf der Missachtung des scharfen Unterschieds, den Kant mache „zwischen dem, was ist, und dem, was sein soll“.⁹⁷ Das Fazit am Schluss lautete: „[D]er Krieg ist, wie uns Kant belehrt hat [!], eine Triebfeder, alle Talente, die der Kultur dienen, bis zum höchsten Grade zu entwickeln und ein unentbehrliches Mittel, die Kultur weiterzuentwickeln.“⁹⁸

Die obigen Ausführungen haben gezeigt, wie nachhaltig sich die Vorstellung vom Fortschritts- und Entwicklungsmoment des Krieges festgesetzt hatte. Über die instrumentelle politische und machtsstaatliche Kriegsauffassung hinaus boten die geschichtsphilosophisch fundierten Deutungsmuster eine gleichsam *metapolitische* Folie der Sinnstiftung des Krieges, vor deren Hintergrund man auch den jeweiligen aktuellen Kriegen einen tieferen geschichtlichen Sinn zuschreiben konnte. Der Krieg besass hierbei nicht nur eine Bedeutung als politisch-machtsstaatliches Instrument der sich konkurrierenden, in ihrer Dynamik kollidierenden Machtstaaten, sondern auch als unentbehrliches Medium des allgemeinen welthistorischen und kulturellen Fortschritts. Zudem dienten diese Deutungsmuster als Argumentationsgrundlage gegen pazifistische Ideen und erlaubten es, letztere als „kulturwidrig“, die historischen Notwendigkeiten und Entwicklungsgrundsätze verkennend, darzustellen.⁹⁹

⁹⁷ Linnebach, Zum Problem Kultur und Krieg, S. 535, Anm. 4.

⁹⁸ Linnebach, Zum Problem Kultur und Krieg, S. 536.

⁹⁹ So hielt Wolfgang Foerster 1910 in seiner Studie über Prinz Friedrich Karl von Preussen fest, es herrsche zurzeit eine schwächliche, undeutsche Friedensseligkeit, ein auf Materialismus und Genußsucht beruhendes kulturwidriges Streben nach Abschaffung des Krieges. Die Nützlichkeit und Notwendigkeit des Krieges für die politische, moralische und kulturelle Fortentwicklung des Volkes sei erwiesen (Foerster, Prinz Friedrich Karl von Preussen, 1. Bd., S. 273).

3. Der Krieg als Medium der Katharsis und Revitalisierung

a. „Der ewige Friede ist ein Traum“ – Die Karriere eines Zitates

Wie das Clausewitz-Diktum vom Krieg als Fortsetzung und Instrument der Politik den politischen Kriegsdiskurs formte, so prägte in ähnlicher Weise ein Briefzitat des Generalfeldmarschalls Helmuth v. Moltke über das Wesen von Krieg und Frieden den bellizistischen Kriegsdiskurs. Beginnend mit einer Analyse des moltkeschen Briefwechsels soll anschliessend die diskursive Einschreibung und Verbreitung des Moltke-Diktums erörtert werden.¹⁰⁰

Moltkes bellizistische Kriegsdeutung

Im November 1880 sandte der Schweizer Rechtsgelehrte Professor Johann Kaspar Bluntschli ein vom Institut für Völkerrecht herausgegebenes Handbuch über Kriegsregeln im Landkriege („Manuel des lois de la guerre sur terre“)¹⁰¹ an Moltke und drückte die Hoffnung aus, es möge dessen Anerkennung finden.¹⁰² Das Handbuch versuchte, humanitäre und völkerrechtliche Gesichtspunkte mit den militärischen Notwendigkeiten der Kriegführung in Einklang zu bringen. In seiner Antwort vom 11. Dezember 1880 würdigte Moltke zwar das Bestreben, die Leiden des Krieges zu mildern, verwies dann aber auf die grossen Schwierigkeiten einer Reglementierung der Kriegführung, die er nicht durch Paragraphen eingeengt sehen wollte.¹⁰³ Aufschlussreich ist nun, dass Moltke an den Beginn seiner Ausführungen zum eigentlichen Problem des *ius in bello* in wenigen Sätzen eine allgemeine Sinndeutung des Krieges stellte, den Topos vom „ewigen Frieden“ aufnehmend: *„Der ewige Friede ist ein Traum, und nicht einmal ein schöner, und der Krieg ein Glied in Gottes Weltordnung. In ihm entfalten sich die edelsten Tugenden des Menschen, Muth und Entsagung, Pflichttreue und Opferwilligkeit mit Einsetzung des Lebens. Ohne den Krieg würde die Welt im Materialismus versumpfen.“*¹⁰⁴ Indem Moltke sich zuerst auf die göttliche Weltordnung berief und den Krieg zu deren Element erklärte, erhielt der Krieg bei ihm die quasireligiöse Weihe eines unumstösslichen exis-

¹⁰⁰ Ausführlich über Moltke und dessen Einstellung zu Politik, Religion, Geschichte und Krieg Gat, *History of Military Thought*, S. 317-341, Ritter, *Staatskunst und Kriegshandwerk*, 1. Bd., S. 270-302, Salewski, *Krieg und Frieden*, Stadelmann, *Moltke und der Staat*.

¹⁰¹ Zu diesem Handbuch Hetzel, *Die Humanisierung des Krieges* (1891), S. 262-267.

¹⁰² Bluntschli an Moltke, 19. November 1880, in: *Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten*, 5. Bd., S. 193f.

¹⁰³ Moltke an Bluntschli, 11. Dezember 1880, in: *Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten*, 5. Bd., S. 194-197; der Brief ist auch in Förster, *Moltke Werkauswahl*, S. 633-635 und bei Hetzel, *Die Humanisierung des Krieges*, S. 267f. ediert. Die Replik Bluntschlis auf Moltkes Brief findet sich ebenfalls bei Hetzel, *Die Humanisierung des Krieges*, S. 268-270. Zu diesem Briefwechsel Best, *Humanity in Warfare*, S. 144f. u. Münkler, *Der Wandel des Krieges*, S. 117-120.

¹⁰⁴ Moltke an Bluntschli, S. 194. Moltke ist bei seiner Ablehnung des ewigen Friedens wahrscheinlich auch von Rühle v. Liliensterns Schrift „Apologie des Krieges“ inspiriert worden, vgl. Münkler, *Der Wandel des Krieges*, S. 117, Anm. 15. Zu Rühle v. Lilienstern Kapitel III, 2d.

tentiellen Faktums des menschlichen Daseins, was die Idee eines ewigen Friedens als unerfüllbarer bzw. unschöner Traum erscheinen liess. Die Notwendigkeit des Krieges als Teil der Weltordnung unterstrich Moltke alsdann mit dem Verweis auf die (sittliche) Funktion des Krieges als Tugendförderer, als Bewahrer idealistischer Werte, der davor schütze, in blossen Materialismus zu versumpfen. Man beachte, wie Moltke auf die Metapher des „Versumpfens“, die schon bei Hegel auftaucht, zurückgriff. Auch für die Formulierung vom ewigen Frieden als nicht einmal schöner Traum gab es entsprechende Vorläufer.¹⁰⁵ In dem Werk „Wehrverfassungen, Kriegslehren und Friedensideen im Jahrhundert der Industrie“ von O. v. Platen aus dem Jahre 1843 wurde der ewige Friede als eine irrtümliche und nicht einmal schöne Idee bezeichnet.¹⁰⁶ Wilhelm Rüstow sprach in dem bereits zitierten Staatslexikon-Artikel vom „schöne[n] Traumbild des ewigen Friedens“.¹⁰⁷ Moltkes Antwort an Bluntschli wurde schliesslich veröffentlicht, wobei negative Reaktionen nicht ausblieben und Moltke von der Presse teilweise kritisiert wurde.¹⁰⁸

Der zweite bekannte Briefwechsel fand mit dem im französischen Exil lebenden russischen Pazifisten Goubareff statt.¹⁰⁹ In seinem Schreiben vom 4. Februar 1881 bezog sich Goubareff auf Moltkes Brief an Bluntschli, den er in einer Zeitung gelesen hatte. Goubareffs Anliegen war es, Moltke seine persönlichen Ansichten über die Frage des Krieges und die Vorteile des Friedens darzulegen.¹¹⁰ Mit scharfen Worten geisselte er den Krieg als eine „Ungeheuerlichkeit“, ein „in Versen besungene[s] Verbrechen“. Die Kriege würden die Gesunden dahinraffen, die moralische Entwicklung des Menschengeschlechts verhindern, die freie Konkurrenz und den freien Handel als natürliche Fortschrittsmotoren behindern, verbrecherische Utopien und Laster fördern.¹¹¹ Goubareff kehrte die gängigen bellizistischen Argumente in ihr Gegenteil: Der Krieg nicht (positiv) als Förderer, sondern (negativ) als Hemmnis für den Fortschritt und die Tugendentfaltung.

Moltkes Antwort vom 10. Februar 1881 gibt weiteren Aufschluss über seine vielschichtige Kriegsauffassung. „Sie erklären den Krieg bedingungslos für ein Verbrechen [...]“, schrieb Moltke, Gou-

¹⁰⁵ Vgl. Münkler, Der Wandel des Krieges, S. 117f. Schon Mirabeau hatte in einer Rede am 20. April 1790 gesagt: „Der ewige Friede ist ein Traum, und zwar ein gefährlicher Traum“ (zit. nach ebd., S. 117).

¹⁰⁶ Darauf wies Max Jähns hin, der aus Platens Werk wie auch aus Moltkes Brief zitierte, Jähns, Krieg, Frieden und Kultur (1893), S. 313f. u. 412-414.

¹⁰⁷ Rüstow, Krieg, in: Rotteck/Welcker, Staats-Lexikon, 9. Bd. (1864), S. 330.

¹⁰⁸ Gat, History of Military Thought, S. 328f. Im Brief vom 17. April 1881 an E. Hessel wies Moltke auf die Presseangriffe hin (Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten, 5. Bd., S. 205f.). Vgl. auch Hetzel, Die Humanisierung des Krieges, S. 286, Anm. 249.

¹⁰⁹ Goubareff an Moltke, 4. Februar 1881 und Moltke an Goubareff, 10. Februar 1881, in: Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten, 5. Bd., S. 197-201; auch bei Hetzel, Die Humanisierung des Krieges, S. 270f. und in Förster, Moltke Werkauswahl, S. 636f. (nur Moltkes Antwort).

¹¹⁰ Goubareff an Moltke, S. 197. Wie Goubareff anfügte, war er Mitglied der „Société des Amis de la Paix“ und der „Association for the Reform and Codification of the Law of Nations“. Goubareff übersandte Moltke zwei von ihm verfasste Schriften, vgl. dazu Hetzel, Die Humanisierung des Krieges, S. 270.

¹¹¹ Goubareff an Moltke, S. 198f.

bareffs Anklage aufnehmend, *„ich halte ihn für ein letztes aber vollkommen gerechtfertigtes Mittel, das Bestehen, die Unabhängigkeit und die Ehre eines Staates zu behaupten.“* Dieses Mittel möge hoffentlich immer seltener zur Anwendung kommen, aber kein Staat könne darauf verzichten. Es folgte eine auf die Natur rekurrierende Begründung: *„Ist doch das Leben des Menschen, ja der ganzen Natur ein Kampf des Werdenden gegen das Bestehende, und nicht anders gestaltet sich das Leben der Völkereinheiten.“* Moltke konzedierte zwar, dass jeder Krieg, auch ein siegreicher, ein Unglück sei, und kein Landerwerb, keine Milliarden könnten Menschenleben ersetzen und die Trauer der Familien aufwiegen. Doch war für Moltke das Unglück eine (gottgewollte) Grundbedingung der menschlichen Existenz: *„Aber wer vermag in dieser Welt sich dem Unglück, wer der Nothwendigkeit zu entziehen? Sind nicht Beide nach Gottes Fügung Bedingungen unseres irdischen Daseins?“*¹¹² Aus Schillers Drama „Wallensteins Tod“ zitierend, fuhr er fort: *„Der Krieg ist schrecklich wie des Himmels Plagen, Doch ist er gut, ist ein Geschick wie sie.’ Und dass der Krieg auch seine schöne Seite hat, dass er Tugenden zur Ausführung bringt, die sonst schlummern oder erlöschen würden, kann wohl kaum in Abrede gestellt werden.“*¹¹³ In Moltkes Darlegungen bündeln sich in exemplarischer Weise verschiedene kriegsdiskursive Elemente. Wird der Krieg eingangs als (machtpolitisches) Mittel des Staates legitimiert, erhält die Kriegsdeutung durch den Verweis auf den „natürlichen“ Kampf des Werdens und Vergehens zudem eine sozialdarwinistische Fundierung.¹¹⁴ Neben der „Natur“ sind es auch die gottgewollten Bedingungen des irdischen Daseins, die den Krieg zu einer unvermeidbaren, ja notwendigen Gegebenheit machen. „Natur“ und „Gott“ werden gleichsam zu austauschbaren Referenzpunkten für eine metapolitische Legitimierung des Krieges. Analog zum Brief an Bluntschli finden sich abermals die charakteristischen bellizistischen Vorstellungen vom Krieg als Medium der Tugendbewährung und Revitalisierung.

Interessant ist nun der Vergleich mit anderen Aussagen Moltkes, zum Beispiel mit einem frühen Aufsatz aus dem Jahre 1841 über „Deutschland und Palästina“. Darin gab sich Moltke erstaunlich kriegskritisch und Friedensideen gegenüber aufgeschlossen. Er bekannte sich offen zu der *„vielfach verspotteten Idee eines allgemeinen europäischen Friedens“* und deutete den weltgeschichtlichen Lauf als Annäherung an diesen Frieden: *„Nicht als ob von jetzt an blutige und lange Kämpfe nicht mehr stattfinden könnten, als ob man die Armeen verabschieden, die Kanonen zu Eisenbahnschienen umgiessen sollte, nein! aber ist nicht der ganze Gang der Weltgeschichte eine Annäherung zu jenem Frieden?“* Ausserdem wies er auf die positive Wirkung der Abnahme von Kriegen und der 25-jährigen Friedenszeit für

¹¹² Azar Gat kommentiert diese Äusserungen folgendermassen: „Rising social-Darwinist notions found their place in the framework of Lutheran political realism and spiritual non-worldliness“, Gat, *History of Military Thought*, S. 328.

¹¹³ Moltke an Goubareff, S. 200. Auch das Antwortschreiben an Goubareff wurde veröffentlicht.

¹¹⁴ Dazu mehr in Kapitel III, 2a.

Preussen hin.¹¹⁵ Doch bellizistische Bezüge fanden sich trotzdem schon, wenn auch noch zaghaft formuliert, wie die folgende Äusserung illustriert: *„Man hat gesagt, wenn es keinen Krieg mehr gäbe, würde die Menschheit ihre moralische Energie einbüßen, indem sie für eine Idee, sei es Ehre, Treue, Ruhm, Vaterlandsliebe oder Religion, ihr Leben zu opfern verlerne. Dies dürfte nicht ganz unbegründet sein.“*¹¹⁶ Azar Gat stellt bei Moltke einen deutlichen Wandel fest, hin von einer liberalen, kosmopolitischen und kriegskritischen zu einer konservativen, nationalistischen und kriegsbejahenden Geisteshaltung.¹¹⁷ Es darf allerdings nicht übersehen werden, dass bellizistische Vorstellungen bei Moltke auch schon in jüngeren Jahren vorhanden waren, wie obiges Zitat belegt. Auf der anderen Seite hat er später trotz seiner Kriegsbejahung den Krieg dennoch als Unglück bezeichnet, wie er auch der Hoffnung Ausdruck verlieh, dass die Kriege seltener werden mögen.¹¹⁸ Man missverstehe ihn, kommentierte Moltke die gegen ihn gerichteten Presseangriffe, wenn ihm unterstellt werde, dass er den Krieg wünsche, nur weil er diesen für *„ein nicht zu vermeidendes Uebel“* halte.¹¹⁹

Die in den Briefen an Bluntschli und Goubareff zutage tretende religiöse Facette der Kriegsdeutung (Not, Unglück und Krieg als Elemente der göttlichen Weltordnung) scheint bei Moltke eine nicht unwesentliche Bedeutung gehabt zu haben. Eine ähnliche Diktion hatte er bereits in einer Reichstagsrede von 1878 zum Sozialistengesetz verwendet, wo er sagte, dass *„Noth, Elend und Entbehrungen untrennbare Bedingungen des menschlichen Daseins sind“* und dass *„keine menschliche Einrichtung Elend und Noth jemals aus der Welt schaffen werden. Wohin wäre es auch mit der Entwicklung des Menschengeschlechts gekommen, wenn diese zwingenden Elemente nicht in Gottes Weltordnung enthalten wären!“*¹²⁰ Hier fehlte noch der explizite Bezug auf den Krieg, wie er ihn dann in den Briefen an

¹¹⁵ Moltke, Deutschland und Palästina (1841), in: Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten, 2. Bd., S. 286-288. Mit Verweis auf diesen Moltke-Aufsatz vertrat Major Hagen auch noch 1894 im Militär-Wochenblatt eine ähnliche Auffassung, Hagen, Ist der Krieg unabänderliches Völkergeschick? in: Militär-Wochenblatt Nr. 80/1894, Sp. 2097-2099.

¹¹⁶ Moltke, Deutschland und Palästina, S. 288. Moltke fuhr fort: *„Uebrigens, je seltener der Krieg in Europa je nöthiger wird es, für die übersprudelnde Kraft der jungen Generationen ein Feld der Thätigkeit zu finden.“* Dazu würde sich der Erwerb von Kolonien eignen, wie dies England und Frankreich vorgemacht haben. Vgl. Jähns, Krieg, Frieden und Kultur (1893), S. 311f.

¹¹⁷ Gat, History of Military Thought, S. 317-324.

¹¹⁸ Vgl. Moltkes Brief an Goubareff. In einem Brief aus dem Jahre 1879 hatte Moltke darauf hingewiesen, eine Abrüstung sei erst möglich, wenn alle Völker zu der Erkenntnis gelangen, *„dass jeder Krieg, auch der siegreiche, ein nationales Unglück ist.“* Diese Erkenntnis könne nur aus einer besseren sittlichen und religiösen Erziehung der Völker hervorgehen und sei eine Frucht von Jahrhunderten weltgeschichtlicher Entwicklung (Moltke an Karl Friedrich August Hausschild, Anfang März 1879, in: Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten, 5. Bd., S. 193). Dem belgischen Gesandten Nothomb soll Moltke gesagt haben: *„Ach! Der Krieg! Der Krieg! Wenn man ihn, wie ich, aus der Nähe gesehen hat, kann man nur tiefen Abscheu vor ihm haben. Er ist die schlimmste Geißel der Menschheit, und sicher muss man alles tun, um ihn zu vermeiden.“* (zit. nach Ritter, Staatskunst und Kriegshandwerk, 1. Bd., S. 288f.). Siehe auch Reichstagssitzung vom 24. April 1877, in: Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten, 7. Bd., S. 121. Vgl. dazu die Beurteilungen von Ritter, Staatskunst und Kriegshandwerk, 1. Bd., S. 271f. u. Stadelmann, Moltke und der Staat, S. 368-371.

¹¹⁹ Moltke an E. Hessel, 17. April 1881, in: Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten, 5. Bd., S. 206. Münkler weist darauf hin, dass Moltke in Bezug auf die negativen Folgen des Krieges mehr auf dessen Zivilisierung als auf dessen Abschaffung vertraute (Münkler, Der Wandel des Krieges, S. 119).

¹²⁰ Reichstagssitzung vom 24. Mai 1878, in: Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten, 7. Bd., S. 76.

Bluntschli und Goubareff herstellte. In einem anderen Brief brachte Moltke diese Überzeugung erneut vor, als er bemerkte, Not, Elend, Krankheit und Krieg seien nun einmal gegebene Elemente in Gottes Weltordnung und für die menschliche Entwicklung unerlässlich.¹²¹

Eine erwähnenswerte Reaktion auf die moltkeschen Briefe stellt das Schreiben Professor Jansens vom 6. März 1881 dar, worin dieser Moltke darauf hinwies, in Bezug auf die Frage des Krieges bestehe eine Übereinstimmung zwischen dem Generalfeldmarschall und dem Philosophen Kant.¹²² Jansen zitierte ausführlich eine Reihe von Aussprüchen aus verschiedenen Werken Kants, aus denen sich eine positive Wertung des Krieges unter bellizistischen Gesichtspunkten ablesen liess.¹²³ Dies ist ein weiteres Exempel dafür, wie versucht wurde, den Krieg unter Berufung auf eine Autorität wie Kant zu deuten. Moltke bedankte sich für die Hinweise auf die Kant-Zitate, die er anscheinend nicht kannte und drückte seine Genugtuung aus, eine Bestätigung seiner Ansichten von philosophischer Seite her zu erhalten.¹²⁴

In Moltkes Aussagen über den Krieg vermengen sich machtpolitische, bellizistische und sozialdarwinistische Ideen, ergänzt durch religiöse Erklärungsmuster, welche die Überzeugung von der Notwendigkeit und Berechtigung des Krieges zusätzlich untermauerten.¹²⁵ In praxi äusserte sich Moltkes affirmative Haltung zum Krieg in seinen vor und auch nach 1870/71 häufig erhobenen Präventivkriegsforderungen.¹²⁶ Gleichwohl kann nicht von einer Verherrlichung des Krieges gesprochen werden, wie etwa Franz Kernic dies macht.¹²⁷ Wiederholt hat Moltke den Krieg als Unglück und Übel bezeichnet; in seiner letzten Reichstagsrede vom 14. Mai 1890 warnte er eindringlich vor den katastrophalen Konsequenzen eines ausufernden Volkskrieges für Europa, was darauf schliessen lässt, dass ihm die negativen Folgen, die ein solcher Krieg haben

¹²¹ Moltke an Dr. Lueder, Datum unklar, zit. nach Wheeler-Bennett, *Die Nemesis der Macht*, S. 107 (dieser Brief ist nicht in den Gesammelten Schriften ediert). Religiöse Bezüge gehen noch aus anderen Briefen hervor, vgl. Moltke an Geheimrat Scheller, 11. Oktober 1870, in: *Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten*, 5. Bd., S. 178, Moltke an seinen Bruder Adolf, 18. Juli 1870, in: *Briefe an seine Braut und Frau*, 2. Bd., S. 242, Moltke an seine Frau, 12. Juli 1866, in: *Briefe an seine Braut und Frau*, 2. Bd., S. 210. Zum Moltkes Religiosität vgl. Förster, *Der Sinn des Krieges*, S. 205f.

¹²² In: *Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten*, 5. Bd., S. 201-204. Jansen war ein ehemaliger Lehrer der Königlichen Kriegsakademie.

¹²³ So aus „Kritik der Urteilskraft“, „Die Religion innerhalb der Grenzen der blossen Vernunft“, „Zum ewigen Frieden“.

¹²⁴ Moltke an Jansen, 8. März 1881, in: *Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten*, 5. Bd., S. 205.

¹²⁵ In diesem Zusammenhang ist auch auf den Einfluss Treitschkes hinzuweisen, der die Auffassungen Moltkes über Staat, Geschichte und Krieg nicht unwesentlich mitgeprägt haben dürfte, vgl. dazu Gat, *History of Military Thought*, S. 328, Stadelmann, *Moltke und der Staat*, S. 368. Gemäss Ritter sollen viele Offiziere Treitschkes Vorlesungen besucht haben (Ritter, *Staatskunst und Kriegshandwerk*, 2. Bd., S. 125).

¹²⁶ Vgl. Snyder, *The Ideology of the Offensive*, S. 127-130. Arden Bucholz bemerkt dazu treffend: „[L]ike most soldiers of his generation, [Moltke] accepted war as inevitable and looked for ways to conduct it successfully.“ (Bucholz, *Prussian War Planning*, S. 54).

¹²⁷ Kernic, *Krieg, Gesellschaft und Militär*, S. 232f. „Zu keinem Zeitpunkt gehörte Moltke zu den frisch-fröhlichen Immer-drauf-Kriegern vom Schlage eines Waldersee“, so das Urteil von Michael Salewski (Salewski, *Krieg und Frieden*, S. 78).

könnte, zunehmend bewusst geworden sind.¹²⁸ Eine generelle Bejahung des Krieges als unvermeidliches Element der Weltgeschichte und der menschlichen Existenz schloss eine realistische Sicht auf die negativen Charakteristika eines Krieges nicht grundsätzlich aus.¹²⁹ Dies umso mehr, als Moltke die negativen Erscheinungen des Daseins (Unglück, Not, Krieg) ohnehin als gottgegeben auffasste. Mithin erscheinen Moltkes Ansichten über den Krieg vor dem Hintergrund dieser religiös-fatalistischen Weltsicht weniger widersprüchlich.¹³⁰

Das Moltke-Zitat als bellizistischer Topos

Das Zitat aus dem Brief Moltkes an Bluntschli über den ewigen Frieden als Traum sollte nun eine bemerkenswerte Eigendynamik entfalten und sich als ungemein beliebter Topos erweisen.¹³¹ Immer wieder taucht es (oder Teile davon) in variativen Formulierungen und Bezügen im militärischen Schrifttum des ganzen Untersuchungszeitraums im Kontext bellizistischer und antipazifistischer Auslegungen auf. So wurde beispielsweise in der Einleitung einer militärwissenschaftlichen Studie über Taktik versucht, die Berechtigung des Krieges neben machtpolitischen auch mit bellizistischen Argumenten nachzuweisen, wobei unter anderem aus Moltkes Brief wortwörtlich zitiert wurde: *„Der ewige Friede ist ein Traum, und nicht einmal ein schöner, und der Krieg ein Glied in Gottes Weltordnung. In ihm entfalten sich die edelsten Tugenden des Menschen, Muth und Entsagung, Pflichttreue und Opferwilligkeit mit Einsetzung des Lebens. Ohne den Krieg würde die Welt im Materialismus versumpfen.“* Zudem berief sich der Autor auf Treitschke mit seinen Aussprüchen über die Tugenden des Krieges und die Gefahren eines verweichlichenden Friedens.¹³² In einem ganz anderen Zusammenhang, nämlich in einer Erinnerung über den Kolonialkrieg in Südwestafrika, lehnte sich Hauptmann Bayer an Moltke an, um inmitten der Schilderungen über den Kriegsverlauf die Sinnhaftigkeit des Krieges trotz seiner negativen Seiten zu propagieren. *„Der Krieg ist ein raubhes Geschäft, er ist hart und unerbittlich, und vermag die wildesten Instinkte im Menschen zu erregen“,* räumte der Autor ein, *„aber er weckt auch gleichzeitig die höchsten und edelsten Empfindungen. Er zerstört nicht nur, er läutert und reinigt auch, und ist, wie alles auf dieser Erde, nur ein Glied in der für uns unbegreiflichen göttlichen Weltordnung, die alles zu*

¹²⁸ Reichstagssitzung vom 14. Mai 1890, in: Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten, 7. Bd., S. 138f. Zu dieser Rede mehr in Kapitel V, 1b. Vgl. auch Förster, Optionen der Kriegführung, Förster, Helmuth von Moltke, Förster, Moltke Werkauswahl, S. 628f. u. Salewski, Krieg und Frieden, S. 81f.

¹²⁹ Salewski schreibt: „Mustert man Moltkes Äusserungen zu Krieg und Frieden mit dem Höhepunkt der Bluntschli-Episode insgesamt, so gewinnt man das Bild eines Mannes, der mit dem Krieg jederzeit verantwortungsvoll, aber doch im vollen Bewusstsein von seiner gleichsam natürlichen Funktion im Getriebe der Weltgeschichte umzugehen verstand.“ Salewski, Krieg und Frieden, S. 80.

¹³⁰ So bezeichnet Stig Förster Moltkes Darlegungen zu Krieg und Frieden als widersprüchlich, Förster, Moltke Werkauswahl, S. 628.

¹³¹ Vgl. Wette, Die Wehrmacht, S. 143f.

¹³² Balck, Taktik, 1. Bd. (1903), S. 3f.

einem fernen, unfassbaren, unerforschlichen Ziele führt.“¹³³ Colmar v. der Goltz, der mit seiner Schrift „Jung-Deutschland“ den Wehrwillen der Jugend stärken wollte, verknüpfte das Moltke-Diktum mit einer geschichtsphilosophischen Kriegsdeutung:

„Noch hat uns die Geschichte auf allen Seiten gelehrt, dass Völker wachsen, blühen, gedeihen, alt werden und vergehen, wie die Individuen, dass dementsprechend die Staaten sich umbilden, dass aber der Staatenumbildungsprozess sich nicht ohne Kriege vollzieht. Vor Beginn des ewigen Stillstandes, der mit ewiger Versumpfung [!] gleichbedeutend ist, werden die Kriege nicht aufhören. ‚Der ewige Friede ist ein Traum und nicht einmal ein schöner.‘“¹³⁴

In seinem Aufsatz über den „ewigen Frieden“ hatte Goltz eine ähnliche Argumentation gebraucht und Moltkes Zitat ergänzt mit der Bemerkung: „Ewiger Friede heisst ewiger Tod.“¹³⁵ In der Einleitung zu seinen Kriegserinnerungen bezog General Magnus v. Eberhardt das Fronterlebnis des Ersten Weltkrieges auf die Worte Moltkes über die Erweckung der Tugenden durch den Krieg.¹³⁶

Im Oktober 1919 verfasste Hans v. Seeckt, damals noch in der Funktion als Chef des neu errichteten Truppenamtes im Reichswehrministerium, einen Erlass an die Generalstabsoffiziere der vorläufigen Reichswehr. Den Aufruf an diese, einen wehrhaften Geist zu bewahren, wurde mit einem Verweis auf Moltke eingeleitet. „[M]eine persönliche historische Bildung hindert mich daran“, meinte Seeckt, „in dem Gedanken des ewigen Friedens mehr als einen Traum zu sehen – gleichviel ob man diesen nach Moltkes Wort einen ‚schönen Traum‘ zu nennen vermag.“ Die Offiziere wurden aufgefordert, trotz des Friedensvertrages „männliches Denken“ im Volk zu fördern, da die „Wehrhaftmachung“ das erste Ziel sei. Die Erinnerung an „die kriegesischen Grosstaten deutscher Waffen“ solle sie und das Volk davor bewahren, in „verweichlichende Friedensträumereien“ zu verfallen. Dass einst ein neuer Krieg kommen werde, machte Seeckt deutlich: „Ruft erneut das Schicksal das deutsche Volk zu den Waffen – und unausbleiblich kommt einmal wieder dieser Tag – dann soll er kein Volk von Schwächlingen, sondern von Männern finden, die kraftvoll zur schnell vertrauten Waffe greifen.“¹³⁷ Seeckts Erlass dokumentiert exem-

¹³³ Bayer, Mit dem Hauptquartier in Südwestafrika (1909), S. 194.

¹³⁴ Goltz, Jung-Deutschland (1911), S. 19.

¹³⁵ Goltz, Der ewige Friede und der nächste Krieg, in: Deutsche Revue 29/1904, 1. Bd., S. 132: „[F]ür den ewigen Frieden schwärmen kann nur, wer sich zugleich für ewigen Stillstand in der Geschichte der Menschheit begeistert. Moltke hatte also vollkommen recht, wenn er erklärte, dass der Traum des ewigen Friedens nicht einmal ein schöner sei. Ewiger Friede heisst ewiger Tod.“ Diesen Aufsatz leitete Goltz mit dem Moltke-Zitat ein (S. 129). Das Moltke-Zitat auch in Goltz, Kriegsgeschichte Deutschlands, 2. Teil (1914), S. 622f.

¹³⁶ Eberhardt, Kriegs-Erinnerungen (1938), S. 10f.

¹³⁷ Erlass des Chefs des Allgemeinen Truppenamtes, Generalmajor v. Seeckt, an die Generalstabsoffiziere, 18. Oktober 1919, in: Meier-Welcker, Offiziere im Bild von Dokumenten, Dok. 73, S. 220f. Vgl. dazu Wette, Die Wehrmacht, S. 145f.

plarisches Verständnis von Krieg und Frieden der militärischen Elite der Weimarer Republik. Priorität hatten Wehrhaftmachung, Wiederaufrüstung und die Bekämpfung „verweichlichender Friedensträumereien“, um wiederum eine Machtstellung erlangen zu können.¹³⁸ Moltkes Topos hatte den (verlorenen) Krieg unbeschadet überstanden und diente nach wie vor zur Fundierung antipazifistischer und bellizistischer Argumente. Übrigens befasste sich Seeckt in einer separaten Studie mit Moltke, in der er dessen Vorstellungen über Krieg und „ewigen Frieden“ zugleich in Beziehung zu den Darlegungen Kants setzte.¹³⁹ Der Vorgänger Seeckts als Chef der Heeresleitung, Walther Reinhardt, berief sich in seinen bellizistisch geprägten Ausführungen zum Pazifismus auf Moltke und eine ganze Reihe weiterer „Autoritäten“ – Heraklit, Schiller, Luther, Treitschke, Nietzsche – um die Sittlichkeit und Berechtigung des Krieges zu beweisen.¹⁴⁰ Neben den bellizistischen Briefpassagen Moltkes zitierte Oberst im Generalstab Hermann Foertsch in seinem Buch über „Kriegskunst heute und morgen“ auch einen Zeitgenossen Moltkes, den englischen Schriftsteller, Künstler und Sozialphilosophen John Ruskin (1819-1900), der wie Moltke den tiefen sittlichen Sinn des Krieges erfasst habe: Alle grosse Kunst beruhe auf dem Krieg, alle Völker würden die Wahrheit einer Lehre, die Kraft eines Gedankens erst im Kriege erkennen, der Krieg sei der Vater aller Völker, im Frieden würden sie zugrunde gehen.¹⁴¹

Ludwig Beck, Generalstabschef bis 1938 und Hitlergegner, hatte sich zwar dezidiert gegen eine überstürzte Kriegspolitik gewandt und die Folgen einer Entgrenzung des Krieges klar erkannt.¹⁴² Jedoch lehnte er den Krieg nicht grundsätzlich ab und befürwortete wie die meisten Militärs eine Wiedererlangung der deutschen Machtstellung, wenn nötig auch mit militärischer Gewalt. Der Krieg stellte für ihn in clausewitzscher-instrumenteller Manier ein zulässiges, wenn auch letztes Mittel der Politik dar, die Interessen des Staates durchzusetzen.¹⁴³ Auf einer metapolitischen Ebene bejahte Beck den Krieg analog zu Moltke als „*ein Glied in Gottes Weltordnung*“¹⁴⁴ und resümierte: „*Den Krieg können wir nicht abschaffen. Jedes Nachdenken über die von Gott gewollte Un-*

¹³⁸ Vgl. Wette, Die Wehrmacht, S. 146f.

¹³⁹ Seeckt, Moltke (1931), S. 103-110. Dabei fehlten selbstredend auch nicht die Hinweise auf die kriegsapologetischen Aussagen Kants. Der seecktschen Moltkestudie ist folgendes Moltke-Zitat vorangestellt: „*Gottes Wege sind nicht unsere Wege und in der Weltentwicklung führt er auch durch verlorene Feldzüge zum Ziel.*“ – gleichsam ein Kommentar auf den verlorenen Weltkrieg.

¹⁴⁰ Reinhardt, Wehrkraft und Wehrwille (1932), S. 74-76. Der Krieg, so Reinhardt, vermöge im einzelnen Soldaten „*sittliche Kräfte höchsten Wertes*“ zu erwecken, und es sei nicht zu verkennen, „*dass selbst der im Kriege notwendige Zerstörungszwang der Entfaltung neuer Kräfte oft Vorschub leistet und in gewissem Sinne Heraklits Ausspruch rechtfertigt: ‚Der Krieg ist der Vater aller Dinge.‘*“ (S. 74).

¹⁴¹ Foertsch, Kriegskunst heute und morgen (1939), S. 13-15. Die Aussagen Ruskins stammen aus dem Jahre 1865. Im Weiteren verwies Foertsch auch wieder auf Heraklit und dessen „Krieg als Vater aller Dinge“ (S. 15).

¹⁴² Vgl. Kapitel I, 1b.

¹⁴³ Vgl. Beck, Die Lehre vom totalen Kriege (1942), in: Speidel, Beck, S. 251. Dazu Wette, Die Wehrmacht, S. 149f. u. Müller, Ludwig Beck, S. 156-159.

¹⁴⁴ Beck, Die Lehre vom totalen Kriege, S. 247. Vgl. auch Beck, Betrachtungen über den Krieg (1940), in: Speidel, Beck, S. 118.

*vollkommenheit der Menschen muss immer wieder zu diesem Resultat kommen.*¹⁴⁵ Beck ordnete somit wie Moltke den Krieg sinnhaft als gottgegebenes Element in ein religiös-fatalistisches Weltbild ein.

Noch viele weitere Beispiele von Bezugnahmen auf Moltke könnten hier erörtert werden.¹⁴⁶ Es stellt sich nun die Frage nach der Bedeutung und Wirkung des Moltke-Topos. Moltke galt als Held der Reichseinigungskriege, als einer der grössten militärischen Genies seiner Zeit und hatte dadurch eine Autorität inne, kraft derer seinen Aussagen Geltung und Wahrheit zugesprochen wurden. Die Wiederholungen und der redundante Gebrauch des moltkeschen Zitates formierten und fixierten bellizistische Deutungsmuster und verliehen ihnen ein autoritatives und regelhaftes diskursives Fundament. Zugleich fungierte der Topos vom „ewigen Frieden als nicht einmal schöner Traum“ als argumentativer Fluchtpunkt in der Auseinandersetzung mit dem Pazifismus über die Möglichkeit des Friedens und die Berechtigung des Krieges.

b. Die Gefahren des Friedens – Dekadenz und Zivilisationskritik

Zivilisationskritische und kulturpessimistische Tendenzen waren im Kaiserreich, insbesondere ab den 1890er Jahren, und dann auch wieder in der Weimarer Republik weit verbreitet.¹⁴⁷ Sie bildeten die Kehrseite der Medaille des Fortschritts, der Modernisierung, Urbanisierung, Industrialisierung, Kommerzialisierung und Technisierung. Viele empfanden ein tiefes Unbehagen über eine moderne, sich im raschen Wandel begriffene Gesellschaft, über den Verlust tradierter Gewissheiten und Gewohnheiten, über eine zunehmende Werte- und Orientierungslosigkeit. Der Widerstand gegen die angebliche Uniformität, Konformität und Dekadenz der modernen Massengesell-

¹⁴⁵ Beck, Die Lehre vom totalen Kriege, S. 257. Dort brachte Beck auch folgendes Treitschke-Zitat an: „*Bis an das Ende der Geschichte werden die Waffen ihr Recht behalten, und darin liegt gerade die Heiligkeit des Krieges.*“

¹⁴⁶ Dazu einige weitere Belege: Boguslawski, Der Krieg in seiner wahren Bedeutung (1892), S. 6, 83 u. 102, Schmidt, Unser Moltke (1900), S. 90-92, Wahrheit und Klarheit über die Haager Friedens-Konferenz (Rezension), in: Jahrbücher für die deutsche Armee und Marine 117/1900, S. 252 u. 254, La Razon de la guerra (Rezension), in: Militär-Wochenblatt Nr. 70/1879, Sp. 1232, Lorenz, Moltke-Worte, in: Schenckendorff/Lorenz, Wehrkraft durch Erziehung (1905), S. 60f., Ludendorff, Kriegführung und Politik (1922), S. 333, Lotharingus, Der Weltkrieg (1924), S. 60, Dittmar, 1806, der Zusammenbruch einer pazifistischen Gedankenwelt, in: Wissen und Wehr 8/1931, S. 497, Alt-richter, Die seelischen Kräfte des Deutschen Heeres (1933), S. 54, Wittich, Moltke, in: Militärwissenschaftliche Mitteilungen 75/1944, S. 112. Eine Einleitung zu einer Moltke-Briefsammlung wies speziell auf den Bluntschli-Briefwechsel hin, Moltke in seinen Briefen (1902), S. 65f. Interessant ist der Moltke-Bezug bei Stein, Erlebnisse und Betrachtungen (1919), S. 122: „*Ich stehe nicht auf dem Standpunkt des alten Moltke, dass der ewige Friede nicht einmal ein schöner Traum sei. Ich halte ihn aber für unmöglich, solange wir Menschen sind.*“ Zitiert wurde Moltke auch in der „Schriftenreihe zur weltanschaulichen Schulungsarbeit der NSDAP“: Einmal in einer Abhandlung über die „Philosophie des Krieges“ von August Faust (Heft 17, 1942, S. 37) sowie in der Zitatenanthologie „Kampf als Lebensgesetz im deutschen Sprichwort“ (Heft 18, 1943, S. 24).

¹⁴⁷ Zur Thematik der Zivilisationskritik und des Kulturpessimismus Gat, History of Military Thought, S. 354f. sowie ausführlich Besslich, Kulturkrieg, Stern, Kulturpessimismus u. Herman, Propheten des Niedergangs. Das Thema wird oft am Beispiel herausragender Exponenten der Zivilisationskritik untersucht: So stehen Paul de Lagarde, Julius Langbehn und Arthur Moeller van den Bruck im Zentrum von Sterns Studie, bei Besslich sind es Rudolf Eucken, Thomas Mann, Hermann Bahr und Johann Plenge.

schaft und Massenkultur, gegen einen „seelenlosen“ Kapitalismus, Liberalismus und Rationalismus äusserte sich in vielfältigen Formen: In der Kritik von Intellektuellen und Philosophen (z. B. Friedrich Nietzsche, Oswald Spengler), in Lebensreform-, Heimat- und Jugendbewegungen,¹⁴⁸ in radikalen politischen und völkischen Gruppierungen oder in Strömungen wie beispielsweise der sogenannten „konservativen Revolution“ der Weimarer Republik.¹⁴⁹

Ein wichtiges Merkmal der Zivilisationskritik und des Kulturpessimismus zeigte sich darin, dass Frieden und Wohlstand negativ assoziiert wurden: Mit Materialismus, Erschlaffung, Banalität, Stagnation und Ödnis. Daraus resultierte eine offene Bejahung des Krieges, denn ein Krieg versprach Idealismus, Aufbruch, Authentizität, Selbsterfüllung, eine Befreiung, ein Ausbruch aus den Zwängen und der Eingeengtheit des friedlichen, banalen Alltagsdaseins, kurzum, der Krieg verhies eine transzendierende Revitalisierung.¹⁵⁰ Der Schriftsteller und Lyriker Georg Heym beschrieb die Friedenszeit vor dem Ersten Weltkrieg als *„so faul ölig und schmierig wie eine Leimpolitur auf alten Möbeln.“*¹⁵¹ Besonders Intellektuelle und Künstler begrüsst daher mit unverhohlener Freude und Genugtuung den Kriegsausbruch im August 1914.¹⁵² „Der Krieg erschien als Errettung aus zuvor empfundener Sterilität und Sinnentleertheit, als Katharsis, Verjüngung und Intensivierung des Lebens und der Kunst“, wie Barbara Besslich schreibt.¹⁵³ In der Weimarer Republik verband sich die Zivilisationskritik dann häufig mit einer grundsätzlichen Ablehnung des Versailler Friedensvertrages, der liberalen Demokratie und des Parlamentarismus sowie dem Ruf nach einem gewaltsamen Umsturz und einem starken Führer.

Die Militärs blieben von diesen zivilisationskritischen und kulturpessimistischen Strömungen nicht unberührt.¹⁵⁴ Gerade die moderne, materialistische Gesellschaft brachte in ihren Augen eine grosse Gefahr für die ideellen soldatischen Tugenden mit sich. Das kämpferische, kriegerische Ethos sahen sie bedroht durch Verweichlichung und Dekadenz, gefördert durch eine (allzu) lange Friedenszeit. Im Folgenden soll nun die Formierung des bellizistischen Kriegsdis-

¹⁴⁸ Zu diesen Bewegungen Ullmann, Kaiserreich, S. 196-202.

¹⁴⁹ Zur Zivilisationskritik in der Weimarer Republik Peukert, Weimarer Republik, S. 185-190 und die Studie von Sontheimer, Antidemokratisches Denken. Die Zivilisationskritik war insgesamt nicht einheitlich ausgerichtet, es bestand ein breites zivilisationskritisches Spektrum mit unterschiedlichen Ideen und Zielen, vgl. Besslich, Kulturkrieg, S. 7-16.

¹⁵⁰ Vgl. Radkau, Das Zeitalter der Nervosität, S. 398f., Eksteins, Tanz über Gräben, S. 146f., Joas, Kriege und Werte, S. 120-122, Lindemann, Perzeptionen, S. 57-68 u. 111-117.

¹⁵¹ Zit. nach Vondung, Apokalypse, S. 369. Vondung analysiert die Untergangsphantasien, die Ästhetisierung und Mythisierung von Gewalt und Tod sowie die Kriegssehnsucht bei Dichtern und Schriftstellern in den Jahren vor 1914 (S. 360-370).

¹⁵² Von einer allgemeinen, die ganze Bevölkerung erfassenden Kriegsbegeisterung im August 1914 („August-Erlebnis“) kann jedoch nicht gesprochen werden, vgl. zusammenfassend Besslich, Kulturkrieg, S. 23f.

¹⁵³ Besslich, Kulturkrieg, S. 6.

¹⁵⁴ Vgl. Förster, Kunst, Kulturpessimismus und Krieg.

kurses durch Zivilisationskritik und Dekadenzvorstellungen anhand exemplarischer Texte analysiert werden.¹⁵⁵

Colmar v. der Goltz und die Dekadenz des Friedens

Generalfeldmarschall Colmar v. der Goltz brachte einerseits den modernen technologischen Umwälzungen, die das Gesicht des Krieges einschneidend veränderten, grosse Aufmerksamkeit entgegen.¹⁵⁶ Andererseits war er ein unerbittlicher Kritiker der seiner Ansicht nach kriegsmüden und dekadenten Gesellschaft. Da Goltz' Schriften und Briefe von einer beinahe obsessiven Beschäftigung mit der Dekadenzthematik zeugen, sollen hier seine Aussagen näher betrachtet werden. Die gegenwärtige Zeit verrate eine bedenkliche Dekadenz, meinte Goltz um die Jahrhundertwende,¹⁵⁷ und der grossen Heldenzeit Wilhelms I. und Bismarcks sei eine Zeit der Ermattung gefolgt.¹⁵⁸ Im Mai 1904 kritisierte er das unaufhörliche „*Friedensgeplärre*“¹⁵⁹ der Deutschen und deren Illusion von einem friedlichen, blossen Geschäftsinteressen dienenden Dasein, eine Haltung, die schon Treitschke geisselte habe, nämlich dass der Mensch dazu bestimmt sei, „*billig zu kaufen und teuer wieder zu verkaufen*.“ Japan nun habe diese Sicht erschüttert, hielt Goltz im Hinblick auf den im Februar 1904 ausgebrochenen russisch-japanischen Krieg mit Genugtuung fest.¹⁶⁰ Goltz hegte für Japan grosse Bewunderung, er rühmte den heldenhaften Sinn dieses Volkes und die Todesverachtung der japanischen Soldaten. Darum sah er es als seine vornehmliche Pflicht an, dem ewigen „*Friedensgeplärre*“ entgegenzutreten und zu versuchen, auch bei den seiner Meinung nach im Materialismus versinkenden Deutschen einen heroischen und kriegerischen Geist zu wecken.¹⁶¹ Der Verlust des kriegerischen Ehrgeizes und der fehlende Wille nach Kriegsruhm seien schlimm, den Deutschen müsse man folgende Clausewitz-Worte hinter die Ohren schreiben: „*Nur wenn Volkscharakter und Kriegsgewohnheit in beständiger Wechselwirkung einander tragen, kann*

¹⁵⁵ Die vor allem im Ersten Weltkrieg propagandistisch heraufbeschworene Idee von einer Auseinandersetzung zwischen „westlicher Zivilisation“ und „deutscher Kultur“ spielte in diesem Zusammenhang weniger eine Rolle, da es vielmehr darum ging, die Gefahren der Dekadenz der modernen Zeitströmungen und der modernen Gesellschaft im Allgemeinen hervorzuheben, ohne dass „Kultur“ und „Zivilisation“ diesbezüglich spezifisch abgegrenzt wurden. Zur Kultur-Zivilisations-Antithese vgl. Besslich, Kulturkrieg, S. 25-27 u. passim.

¹⁵⁶ Gat, History of Military Thought, S. 355.

¹⁵⁷ Goltz an Alexander, 18. September 1900, in: Goltz/Foerster, Denkwürdigkeiten (1932), S. 222.

¹⁵⁸ Goltz an Mudra, 31. August 1902, in: Goltz/Foerster, Denkwürdigkeiten, S. 260.

¹⁵⁹ Diesen pejorativen Begriff gebrauchte Goltz einige Male, vgl. etwa Goltz an Mudra, 25. Juni 1904, 30. April 1905 und 26. August 1905, in: Goltz/Foerster, Denkwürdigkeiten, S. 269, 274 und 277. Auch die Begriffe „*Friedenswüteriche*“, „*Friedensdusel*“ und „*Friedensseligkeit*“ tauchen auf, vgl. Goltz an Mudra, 30. April 1905, an Sohn Fritz, 13. März 1908 und an Mudra, 8. März 1909, in: Goltz/Foerster, Denkwürdigkeiten, S. 276 und 331f.

¹⁶⁰ Goltz an Mudra, 4. Mai 1904, in: Goltz/Foerster, Denkwürdigkeiten, S. 268.

¹⁶¹ Goltz an Sohn Fritz, 19. März 1905, und an Mudra, 30. April 1905, in: Goltz/Foerster, Denkwürdigkeiten, S. 273-276. Vgl. auch Goltz an Mudra, 28. Dezember 1904 u. 4. Oktober 1907, in: Goltz/Foerster, Denkwürdigkeiten, S. 271 u. 286.

ein Volk hoffen, einen festen Stand in der Geschichte zu haben.“¹⁶² Für Goltz galt es, das Idol des Wohlstandes und des Wohlergehens der Massen wie auch die armeefeindlichen Strömungen zu bekämpfen.¹⁶³ Den Haager Friedenskongress von 1907 unterzog er einer ätzenden Kritik: Er sei unnötig, da Deutschland sich schon genug friedlich gebärde, und auch die anderen europäischen Nationen satt und kriegsscheu seien. Überdies heuchle man vor, die „*albernen*“ Abmachungen ernst zu nehmen, während in Wirklichkeit niemand daran denke, sich daran zu halten. Goltz fand es in diesem Zusammenhang schade, dass Deutschland an kein kräftiges und tüchtiges Volk angrenze und wünschte sich daher die kriegesischen Japaner als Nachbarn.¹⁶⁴ Auch gegenüber seinem Sohn Fritz, der ein Buch über das Erwachen der asiatischen Staaten geschrieben hatte,¹⁶⁵ bedauerte Goltz, dass die emporkommenden asiatischen Völker geographisch zu weit entfernt seien, um auf „*das üppige, übermütige, geldprotzige Europa*“ als Warnung wirken zu können, denn viele negative Zeiterscheinungen würden verschwinden, wenn sich das deutsche Volk einer grossen nationalen Gefahr ausgesetzt sähe. Erneut folgte eine Kritik am friedlichen Wohlergehen: Die Erhaltung des Friedens, die Entwicklung von Handel und Industrie und die Steigerung des Wohlstands würden keine Ziele bilden, um ein Volk „*gross und gesund*“ zu erhalten.¹⁶⁶ In einem Brief vom 18. Mai 1908 sprach Goltz erneut über die negativen Folgen „*des langen Friedens, des schnellen Reichwerdens, des unaufhörlichen Anpreisens von Erwerb und Gewinn, als sei der Wohlstand und das materielle Gedeihen des Volkes höchstes Gut.*“ Goltz meinte zu wissen, was dem deutschen Volk gut täte: „*Ich wüsste wohl, was ich dem deutschen Volke zu wünschen hätte, um es gesunden (!) zu lassen – nämlich vor allen guten Dingen zwei: einen langen schweren Kampf um seine Existenz und dadurch erzwungene Rückkehr zu den einfachen Verhältnissen seiner Väter. Das könnte unsere historische Lebensdauer um ein paar Jahrhunderte verlängern.*“¹⁶⁷ Erneut äusserte Goltz den Wunsch, dass Deutschland Japan zum Nachbarn

¹⁶² Goltz an Mudra, 26. August 1905, in: Goltz/Foerster, Denkwürdigkeiten, S. 277f.

¹⁶³ Goltz an Mudra, 2. August 1906, in: Goltz/Foerster, Denkwürdigkeiten, S. 281. In diesem Brief zitierte Goltz ein Gedicht des Schweizer Lyrikers Heinrich Leuthold (1827–1879), das die kriegesischen Taten Deutschlands rühmte.

¹⁶⁴ Goltz an Mudra, 24. August 1907, in: Goltz/Foerster, Denkwürdigkeiten, S. 284.

¹⁶⁵ Fritz Freiherr v. der Goltz, Die gelbe Gefahr im Licht der Geschichte.

¹⁶⁶ Goltz an Sohn Fritz, 28. November 1907, in: Goltz/Foerster, Denkwürdigkeiten, S. 328f. Gegenüber Oberst Curt v. Morgen bemerkte Goltz 1912: „*Völker werden überhaupt nur durch grosse Katastrophen überzeugt, wie Kinder durch eine ordentliche Tracht Prügel.*“ (zit. nach Förster, Der Sinn des Krieges, S. 204).

¹⁶⁷ Goltz an Alexander, 18. Mai 1908, in: Goltz/Foerster, Denkwürdigkeiten, S. 331. In Goltz' Brief an General Mudra vom 24. August 1907 tönte es ganz ähnlich: „*Ich wünsche dem deutschen Vaterlande freilich von allen guten Dingen zwei, nämlich völlige Verarmung und einen mehrjährigen harten Krieg. Dann würde sich das deutsche Volk vielleicht noch einmal wieder erheben und für Jahrhunderte vor moralischer Auflösung schützen.*“ (zit. nach Förster, Der Sinn des Krieges, S. 204). Schon einige Jahre zuvor hatte Goltz gegenüber Oberst v. Morgen dem Wunsch nach einem Krieg Ausdruck gegeben: „*[E]inen Krieg aber, und zwar einen rechten festen, frischen und fröhlichen [sic], wie Sie ihn mir wünschen, liesse ich mir schon gefallen.*“ (Goltz an Morgen, 10. März 1900, zit. nach Förster, Willensmenschen, S. 32f.). Als der Krieg 1914 dann da war, schrieb Goltz an Mudra voll Enthusiasmus: „*Mein liebster teurer Freund, Ja! Jetzt gehts aufs Ganze. Schade dass es so spät kam – gut, dass es nicht später gekommen ist.*“ (Goltz an Mudra, 15. August 1914, zit. nach Förster, Militär und Militarismus, S. 78).

haben sollte: „*Ein solcher Nachbar würde auch uns zwingen, unsere angeborenen kriegerischen Eigenschaften zu pflegen.*“¹⁶⁸

Dieser aufschlussreiche Brief illustriert, wie die Zivilisations- und Dekadenzkritik an eine geschichtsphilosophische Deutung angeknüpft wurde, wobei der Krieg in seiner Funktion als Medium der weltgeschichtlichen Entwicklung einerseits und als Medium der Katharsis und Revitalisierung andererseits sich gegenseitig bedingen: Die historische Weltentwicklung ist durch auf- und absteigende Staaten/Völker gekennzeichnet, ihnen ist eine bestimmte Lebensdauer gegeben, sie blühen auf und verfallen wieder. Der Krieg spielt dabei eine entscheidende Rolle, wer sich nicht im Krieg behaupten kann, dem droht der historische Niedergang.¹⁶⁹ Die Wohlstands- und Dekadenzerscheinungen der modernen, materialistischen Gesellschaft und die lange Friedenszeit sind darum so gefährlich, da sie den kriegerischen Geist lähmen und sich das Volk in einem zukünftigen Krieg, der unvermeidlich kommen wird, nicht mehr behaupten kann und deshalb dem Abstieg geweiht ist. Nur ein bedrohlicher Nachbar (wie Japan) oder ein Krieg selber könnte Deutschland „gesunden“ lassen, aus seiner Friedenslethargie aufwecken und die kriegerische Entschlossenheit hervorrufen, die es braucht, um sich die „historische Lebensdauer“ auf längere Zeit zu sichern. – Schon in „Das Volk in Waffen“ hatte Goltz ausgeführt, ein kulturell hochstehendes Volk müsse auch kriegerisch tüchtig sein, wie bei Griechenland und Rom würden Kultur und kriegerische Stärke Hand in Hand gehen.¹⁷⁰

Das Jahr der preussischen Niederlage 1806 war für Goltz in diesem Zusammenhang eine ernste Mahnung, besass für ihn aber trotzdem auch Vorbildcharakter. Man habe sich vor 1806 Friedensillusionen hingegeben und an einen ewigen Frieden, an eine Welt ohne Krieg geglaubt.¹⁷¹ Gerade aber die verheerende Niederlage habe bewirkt, dass die Preussen aus einem „*traumhaften Genussleben*“ erwacht seien und sich „*die erschlafften Charaktere wie in einem Stahlbade*“ gestärkt hätten.¹⁷² Dem Sieg von 1870/71 hingegen folgte „*ein materieller Aufschwung, der durch seine Schnelligkeit Bedenken erregen kann; denn er mehrt das Gefühl der Sicherheit und das Streben nach Genuss. Beide sind den Völkern in der Geschichte immer gefährlich gewesen.*“¹⁷³ Um insbesondere auch bei der Jugend diesen Tendenzen entgegenzuwirken, engagierte sich Goltz stark für die Jugendpflege. Im November 1911 gründete er den „Jungdeutschland-Bund“, einen Dachverband für die deutschen Jugendor-

¹⁶⁸ Goltz an Alexander, 18. Mai 1908, in: Goltz/Foerster, Denkwürdigkeiten, S. 331.

¹⁶⁹ Vgl. Goltz' diesbezügliche Ausführungen oben Kapitel II, 2b.

¹⁷⁰ Goltz, Das Volk in Waffen (1899), S. 7.

¹⁷¹ Goltz, Kriegsgeschichte Deutschlands, 1. Teil (1910), S. XXVII, Goltz, Von Jena bis Preussisch-Eylau, zit. nach Goltz/Foerster, Denkwürdigkeiten, S. 252.

¹⁷² Goltz, Kriegsgeschichte Deutschlands, 1. Teil, S. XXVIII. Vgl. auch Das Volk in Waffen, S. 430.

¹⁷³ Goltz, Kriegsgeschichte Deutschlands, 1. Teil, S. XXX.

ganisationen.¹⁷⁴ Ziel dieses Bundes war es, den Wehrgeist zu wecken und die Wehrkraft durch körperliche Ertüchtigung und sittliche Erziehung zu fördern. Der Jugend sollten dabei Gehorsam, Pflichterfüllung, Vaterlandsliebe, Unterordnung und Kameradschaft vermittelt werden. Durch die Wehrtüchtigung der Jugend wollte Goltz die seiner Überzeugung nach zunehmende Verwöhnung und Verweichlichung durch Genussleben und Materialismus wie auch die abnehmende Kriegstauglichkeit bekämpfen.¹⁷⁵

In dem 1914 erschienenen (noch vor Kriegsausbruch verfassten) zweiten Teil seiner „Kriegsgeschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert“ sprach Goltz nicht mehr davon, dass die Japaner an Deutschland angrenzen sollten, wie er dies noch einige Jahre zuvor getan hatte. Die tatsächlichen Nachbarn erschienen ihm nun bedrohlich genug: Inmitten Europas, eingeklemmt zwischen Romanen und Slawen, werde Deutschland angefeindet und beneidet. Dies bedauerte Goltz aber keineswegs, *„denn in der Gefahr liegt ein Segen; sie erhält tüchtig und hindert ein Versinken in Schwäche.“* Mit Bezug auf ein Zitat Clausewitz’ aus dessen Bekenntnisschrift von 1812 (*„Des Krieges bedarf mein Vaterland“*) und das Moltke-Zitat vom ewigen Frieden als Traum hielt er fest, dass im Bewusstsein der Notwendigkeit des Krieges *„ein Element der Gesundheit für unser Volksleben“* liege. Dieses Bewusstsein und damit die „Gesundheit“ des Volkes sah Goltz aber gefährdet und mahnte daher einmal mehr eingehend vor der um sich greifenden Genusssucht, Verwöhnung, Verweichlichung und einer sorglosen, bequemen Lebensweise.¹⁷⁶

Krieg, Katharsis und Revitalisierung

Die Auffassung von der kathartischen und revitalisierenden Qualität des Krieges lässt sich in vielen militärischen Schriften finden. In der „Deutschen Wehr-Zeitung“ von 1849, um ein Beispiel für die Zeit vor 1870 anzubringen, hiess es: *„Der Krieg, so unmoralisch er an und für sich sein mag, er dient auch noch in unserem Jahrhundert dazu, die entschwundene Sittlichkeit in das Volksherz zurückzuführen, und so wird durch Schreckenisse und Strafen das erreicht, was auf friedlichem Wege den Nationen in ihrer moralischen Apathie unmöglich war.“*¹⁷⁷

¹⁷⁴ Zum „Jungdeutschland-Bund“ Schubert-Weller, Die Militarisierung der männlichen Jugend, S. 172-192, Echevarria, After Clausewitz, S. 114f. und Goltz/Foerster, Denkwürdigkeiten, S. 335-339.

¹⁷⁵ Vgl. Goltz’ programmatische Schrift „Jung-Deutschland. Ein Beitrag zur Frage der Jugendpflege“ von 1911. Es wurde schon erwähnt (oben Kapitel II, 3a), dass Goltz in dieser Schrift auch auf das Moltke-Zitat verwies und von der Notwendigkeit des Krieges sprach, damit nicht „Stillstand“ und „Versumpfung“ eintreten. Vgl. auch Gierl, Der Offizier im Dienste der Jugendpflege, Vortrag vom 11. Dezember 1911 vor Vertrauensmännern des „Jungdeutschland-Bundes“. Gierl wies auf die Schattenseiten einer zunehmenden Kultur hin; gerade die in Städten heranwachsende Jugend hätte an körperlicher Tüchtigkeit und damit an Wehrtauglichkeit eingebüsst (S. 2f.).

¹⁷⁶ Goltz, Kriegsgeschichte Deutschlands, 2. Teil (1914), S. 622f.

¹⁷⁷ Einige Antipathien gegen den Militäristand, in: Deutsche Wehr-Zeitung Nr. 55 vom 25. Februar 1849, zit. nach: Grundzüge der deutschen Militärgeschichte, Bd. 2, Dok. M 421, S. 130.

Verweichlichung und Unterdrückung edler Gesinnung, Gewinnsucht und Verfall der Sittlichkeit sah auch Albert v. Boguslawski als grössere Übel an als den Krieg.¹⁷⁸ Im Kriege würden mannigfache Tugenden wie Tapferkeit, Pflichtgefühl und Gehorsam aufkeimen, auch befestige er den Glauben an Gott.¹⁷⁹ Für Boguslawski rief gerade der Krieg die für das Staatsleben notwendigen Eigenschaften hervor: Aufopferung, Selbstüberwindung, Hilfeleistung, Disziplin, Treue, Manneswürde.¹⁸⁰ Die kathartische, revitalisierende Wirkung des Krieges schrieb er sowohl dem Individuum wie auch dem Staat als Ganzes zu: Die Schrecknisse und Leiden des Kriegs seien nicht abzustreiten, aber gerade in deren Überwindung bestehe für den Einzelnen wie für die ganze Nation das Positive.¹⁸¹ Dagegen führe ein lang andauernder Frieden „einen faulen [!], traurigen Zustand“ herbei, Wohllieben, Üppigkeit und körperliche Verweichlichung wären die Folge, die „Zuchtruthe der Menschheit“ würde fehlen und der Mut an Achtung verlieren. In dem „todten Sumpfe“ eines solchen Friedens, so Boguslawskis metaphorische Umschreibung, würden sich „Miasmen“ entwickeln und nur ein Krieg brächte Erlösung.¹⁸² Ein diesbezüglich abschreckendes Beispiel stellten für ihn die Venezianer des ausgehenden 18. Jahrhunderts dar, die durch einen achtzigjährigen Frieden verkümmert seien.¹⁸³

Solche negativen Beispiele führte auch Generalstabshistoriker Hugo Freiherr v. Freytag-Loringhoven an: In Frankreich übte vor dem Siebenjährigen Krieg der Müssiggang des Friedens, der Hang zum Wohllieben ihre verderbliche Wirkung auf Nation und Armee aus, in Preussen gab man sich in den Jahren vor der Niederlage gegen Napoleon 1806 falschen humanitären Ideen, einer weltbürgerlichen und weichlichen Gesinnung hin, wie auch Russland kosmopolitischen und armeefeindlichen Bestrebungen anhing, während sich Japan auf den bevorstehenden Kampf vorbereitete.¹⁸⁴ Darum warnte Freytag-Loringhoven vor dem Pazifismus und der Lehre des „ewigen Friedens“, vor materialistischen Tendenzen und Verweichlichung und betonte mit Verweis auf Moltke und Treitschke,¹⁸⁵ dass Kriege „Menschenlos“ seien.¹⁸⁶ Den „Aposteln des ewigen Friedens“ feh-

¹⁷⁸ Boguslawski, Der Krieg in seiner wahren Bedeutung (1892), S. 7. Zu Boguslawskis Dekadenzvorstellungen vgl. auch sein Aufsatz Unser Heer und die Jugend, in: Schenkendorff/Lorenz, Wehrkraft durch Erziehung (1905), S. 78f.

¹⁷⁹ Boguslawski, Der Krieg in seiner wahren Bedeutung, S. 11f. und 20f.

¹⁸⁰ Boguslawski, Der Krieg in seiner wahren Bedeutung, S. 51.

¹⁸¹ Boguslawski, Der Krieg in seiner wahren Bedeutung, S. 57.

¹⁸² Boguslawski, Der Krieg in seiner wahren Bedeutung, S. 101f. An diese Ausführungen schloss sich das Moltke-Zitat an ... Vgl. auch Boguslawski, Betrachtungen über Heerwesen und Kriegführung (1897), S. 2.

¹⁸³ Boguslawski, Der Krieg in seiner wahren Bedeutung, S. 102.

¹⁸⁴ Freytag-Loringhoven, Krieg und Politik in der Neuzeit (1911), S. 59, 100 und 277.

¹⁸⁵ Azar Gat macht den interessanten Hinweis, dass Freytag-Loringhoven als Stellvertreter des Generalstabschefs während des Weltkrieges Zeit gefunden habe, eine Treitschke-Auswahl (Heinrich von Treitschke, Auswahl für das Feld, Leipzig 1917) herauszugeben, Gat, History of Military Thought, S. 346, Anm. 90.

¹⁸⁶ Freytag-Loringhoven, Krieg und Politik in der Neuzeit, S. 276-280. Für Freytag-Loringhoven hatte selbst der Dreissigjährige Krieg trotz allem Elend auch „ideale Güter“ zutage gebracht (S. 277).

le das Verständnis für „die erfrischende Wirkung männlicher Taten wie auch für die erhebende Grösse der Aufopferung und des Leidens, die der Krieg erfordert.“ Dem Krieg sprach Freytag-Loringhoven somit eine „erfrischende“ und „erhebende“ Wirkung zu, wogegen er den Frieden mit „Versumpfung“ und einer „einschläfernd[en]“ Wirkung assoziierte.¹⁸⁷

In seine Kolonialkriegserinnerungen flocht Hauptmann Maximilian Bayer eine beinahe poetische Reflexion über das Töten im Krieg und die Sehnsucht nach Frieden ein:

„Unwillkürlich geriet man ins Philosophieren. War der Krieg nicht etwas Furchtbares? Lag nicht etwas Unsinniges darin, dass hüben und drüben Menschen, die sich nie gesehen, aufeinander schossen, um sich die Glieder zu zerschlagen, während andere Männer alle Künste daran wendeten, den verletzten Körpern die Gesundheit wiederzugeben? Auf dem Gefechtsfeld, wenn die aufgepeitschten Nerven nach stundenlanger Spannung sich nach Ruhe sehnen, gleitet wohl die Phantasie hinüber in das Land Utopia, wo es keine Kriege mehr gibt und wo – die Menschheit im ewigen Frieden erschläft.“¹⁸⁸

Auch hier wieder die Assoziation von Frieden mit „Phantasie“, „Utopia“ und „Erschlaffung“, gleichsam als Antwort auf die hypothetischen Fragen über den Sinn des Tötens und Sterbens im Krieg.

Eine interessante Verknüpfung bellizistischer Dekadenzvorstellungen mit dem Problem der Kriegführung stellte Generalleutnant Ernst v. Reichenau her.¹⁸⁹ Der Fortschritt in der Waffentechnologie im späten 19. Jahrhundert, der in der Verbesserung der Feuerwaffen und in der immens gestiegenen Feuerwirkung der Gewehre und der Artillerie seinen Niederschlag fand, stellte die Kriegführung vor grosse Herausforderungen. Diese Gefechtsfeldrevolution¹⁹⁰ bedingte eine erhöhte Kampfmoral, das feuerintensive Gefechtsfeld erforderte eine gesteigerte Angriffs- und Kampffähigkeit, Taktik und nationale Moral mussten in Einklang gebracht werden. Als Leitbild in diesem Sinne fungierte die „Restitution des kämpfenden Mannes“ (Jaun): Der Wehrpflichtige hatte der geforderten Kampfmoral, dem notwendigen Angriffsgeist und der unerlässlichen

¹⁸⁷ Freytag-Loringhoven, Der grosse Krieg der Jetztzeit, in: Militär-Wochenblatt Nr. 134/1908, Sp. 3124 u. 3128. Dieser Artikel ist eine wohlwollende Rezension des Buches von General Ludwig Freiherr v. Falkenhausen „Der grosse Krieg der Jetztzeit“, worin u. a. auch vor pazifistischen Ideen gewarnt wurde. Vgl. auch Freytag-Loringhoven, Die Macht der Persönlichkeit im Kriege (1905), S. 122.

¹⁸⁸ Bayer, Mit dem Hauptquartier in Südwestafrika (1909), S. 154. Bayer gab sich bezüglich der Auswirkungen eines langen Friedens aber noch zuversichtlich (S. 286): „Lange Friedenszeit und der Einfluss einer verfeinerten Kultur haben die Masse unseres Volkes nicht verweichlicht.“ Vgl. auch Maercker, Unsere Kriegsführung in Deutsch-Südwestafrika (1908), S. 72f.

¹⁸⁹ Zu Reichenau vgl. Mollin, Materialschlacht, S. 291-309 u. Storz, Kriegsbild und Rüstung, S. 89-91.

¹⁹⁰ Zum Wandel der Kriegstechnik und dessen Einfluss auf das Kriegsbild der Militärs siehe die Studien von Dieter Storz: Storz, Auswirkungen, Storz, Kriegsbild und Rüstung u. Storz, Die Schlacht der Zukunft. Vgl. auch Jaun, Preussen vor Augen, S. 78.

Todesbereitschaft gerecht zu werden. Willen und Moral wurden zu den zentralen Faktoren des modernen Schlachtfeldes erklärt.¹⁹¹

Namentlich aber die gegenwärtige, von einer zunehmenden Zivilisation und einer verfeinerten Kultur geprägte Lebensweise stand für Reichenau (und viele andere Militärs) diesem kämpferischen Ideal entgegen.¹⁹² In seinem Buch „Einfluss der Kultur auf Krieg und Kriegsrüstung“ warnte er vor dem „*entartende[n] Einfluss der Genusssucht auf die körperlichen und seelischen Eigenschaften*“ als negative Seite des kulturellen Fortschritts, vor einem „*ungesunden Materialismus*“, der „*Gefahr der Verweichlichung*“ und der „*Weichlichkeit eines ewigen Friedens*“.¹⁹³ Die „entartenden“ Tendenzen der modernen Kultur verortete Reichenau etwa im Tabak- und Alkoholkonsum, in der für Körper und Geist ungünstigen industriellen Arbeitstätigkeit, in der Untergrabung autoritärer Prinzipien durch die Arbeiterbewegung, in den durch die Urbanisierung hervorgebrachten körperlichen und moralischen Schäden, im Anwachsen von Nervenkrankheiten¹⁹⁴ wie auch in humanitären Bestrebungen, schwache Existenzen zu erhalten – ein Sammelsurium typischer zeitgenössischer Zivilisationskritik.¹⁹⁵ In Reichenaus anderem Buch über „Die wachsende Feuerkraft und ihr Einfluss auf Taktik, Heerwesen und nationale Erziehung“ von 1904 wurden nun, wie der Titel schon andeutet, die Veränderungen auf dem Gefechtsfeld infolge der gesteigerten Feuerwirkung thematisiert. Aufgrund „*verfeinerter Lebensführung und verweichlichender Lebensgewohnheiten*“ beurteilte Reichenau das „*Menschenmaterial*“ als weniger geeignet, die Strapazen des Krieges zu ertragen.¹⁹⁶ Das Feuergefecht der Zukunft verlange vom einzelnen Manne ein noch höheres Mass an Willensenergie, Pflichttreue, Begeisterung, körperlicher Kraft und Widerstandsfähigkeit als bisher. „*[V]erweichliche und zersetzende Tendenzen im Volksleben*“, Wohlstand und Materialismus standen nach Reichenaus Meinung aber der Forderung entgegen, der grösseren Intensität des Feuers mit einem intensiveren Willen zum Widerstand zu begegnen.¹⁹⁷ Die darum nötige Stärkung der Wehrkraft sollte durch körperliche und moralische Ertüchtigung, durch Erziehung zu

¹⁹¹ Jaun, Preussen vor Augen, S. 77-81 u. 85-87, Storz, Kriegsbild und Rüstung, S. 159 u. Storz, Auswirkungen, S. 77-82. Storz weist darauf hin, dass die Betonung von Angriffsgeist und Moral ein internationales Phänomen war, obwohl mit unterschiedlichen nationalen Ausprägungen. Vgl. auch Handbuch für Heer und Flotte, 6. Bd. (1914), Artikel „Moralisches Element“, S. 601.

¹⁹² Vgl. Echevarria, After Clausewitz, S. 78-80 u. Storz, Auswirkungen, S. 84-87.

¹⁹³ Reichenau, Einfluss der Kultur auf Krieg und Kriegsrüstung (1897), S. 37 und 53f.

¹⁹⁴ Zur Deutung des Phänomens „Nervosität“ vgl. Storz, Kriegsbild und Rüstung, S. 308-312.

¹⁹⁵ Reichenau, Einfluss der Kultur auf Krieg und Kriegsrüstung, S. 37-40. In diesem Zusammenhang rechtfertigte Reichenau die anwachsende Kriegsrüstung mit dem geschichtsphilosophisch beeinflussten Argument, dass ein Volk, welches seine Kriegsrüstung nicht mehr zu tragen vermöge, damit sein Altern und seinen nahen Verfall andeute (S. 45f.). Eine ähnliche Zivilisationskritik auch in Reichenau, Die wachsende Feuerkraft (1904), S. 135-139.

¹⁹⁶ Reichenau, Die wachsende Feuerkraft, S. 102.

¹⁹⁷ Reichenau, Die wachsende Feuerkraft, S. 130f. u. 140. Mit Bezug auf den gestiegenen Luxus und Wohlstand brachte Reichenau auch eine geschichtliche Warnung an: Ehemals kraftvolle Völker seien, nachdem der Luxus sie verweichlicht habe, durch Völker mit einfacheren Lebensgewohnheiten besiegt worden (S. 142).

nationaler Begeisterung, Untertanentreue und Vaterlandsliebe erreicht werden,¹⁹⁸ – aber auch durch eine richtige Kriegsauffassung: Wer den Krieg als unabänderliches Naturgesetz¹⁹⁹ und notwendiges Element der nationalen Kraftentfaltung betrachte, trage zur Steigerung des Wehrwillens bei. Wer den Krieg jedoch verdamme und utopischen Friedensidealen anhänge, schwäche die Wehrkraft und werde „*sein Haupt nicht stolz in ernstem Kampfesmut erheben, sondern in weltabgewandtem Wahn den Ruf erschallen lassen: die Waffen nieder!*“²⁰⁰ Reichenaus Text ist darum bemerkenswert, weil eine „wahre“ bzw. „richtige“ Kriegsdeutung zu einer Voraussetzung erklärt wird, um auf dem veränderten Schlachtfeld mit seinen gestiegenen Anforderungen bestehen zu können und die durch Dekadenzerscheinungen bedrohte Kampfmoral zu stärken.

Das Buch von Reichenau kann ferner auch im Zusammenhang mit den Thesen Johann v. Blochs gesehen werden. Johann v. Bloch (1836-1902) war ein polnisch-jüdischer Eisenbahnindustrieller und Bankier, der sich, als Amateur und militärischer Laie sozusagen, dem intensiven Studium des modernen Krieges gewidmet hatte. In seinem voluminösen sechsbändigen Werk „Der Krieg“ legte er basierend auf einer stupenden Materialfülle (technische und militärische Fachliteratur, ökonomische Daten, Statistiken, Grafiken) dar, dass technische, wirtschaftliche und soziale Gegebenheiten einen Krieg in Zukunft praktisch verunmöglichen würden.²⁰¹ Zum einen argumentierte Bloch mit der Entwicklung der modernen Waffentechnologie und deren Auswirkungen auf das zukünftige Schlachtfeld: Die gewaltige Feuerwirkung und Zerstörungskraft moderner Waffen würden noch nie dagewesene Verluste zeitigen, schnelle, kampffentscheidende Offensiven würden undurchführbar, die Defensive dagegen einen gewaltigen Vorteil gewinnen, was einen langwierigen Abnutzungskampf bis zur völligen Erschöpfung zur Folge hätte. Dies führte Bloch zu einer weiteren Feststellung, dass nämlich ein solcher Abnutzungskrieg desaströse Konsequenzen für das ökonomische und soziale System der kriegführenden Staaten hätte, dass ihre Volkswirtschaften kollabieren und schlussendlich die Staaten in Chaos, sozialem Aufruhr und Revolution versinken würden. Sein Fazit war, dass ein Krieg in Zukunft militärisch nicht mehr zu gewinnen wäre, und er auch in ökonomischer und sozialer Hinsicht einem Selbstmord

¹⁹⁸ Reichenau, Die wachsende Feuerkraft, S. 135-147.

¹⁹⁹ Auf Reichenaus sozialdarwinistische Argumentation wird in Kapitel III, 2a näher eingegangen.

²⁰⁰ Reichenau, Die wachsende Feuerkraft, S. 133f. „Die Waffen nieder!“ hiess der 1889 erschienene pazifistische Roman der Friedensaktivistin Bertha v. Suttner, der äusserst populär und erfolgreich war (37 deutschsprachige Auflagen bis 1905 und 16 Übersetzungen). Den gleichen Titel trug auch die von Suttner und Alfred Hermann Fried 1892 gegründete pazifistische Zeitschrift.

²⁰¹ Johann v. Bloch, Der Krieg, 6 Bde. Das komplette Werk erschien in Russisch (1898), Französisch (1898) und Deutsch (1899). Zu Bloch und seinem Werk Gat, History of Military Thought, S. 377-380, Storz, Kriegsbild und Rüstung, S. 43-46, Echevarria, After Clausewitz, S. 85-93, Chickering, Imperial Germany, S. 97-99 u. 387-392, Ferguson, Der falsche Krieg, S. 41-43 sowie die Aufsatzsammlung in Prins/Tromp, The Future of War, S. 1-108.

gleichkäme.²⁰² Blochs Werk, das man post festum als prophetisch bezeichnen kann, fand allgemein grosse Beachtung, auch bei den Militärs, die freilich seine Annahmen und seine pazifistische Stossrichtung erwartungsgemäss ablehnten.²⁰³ Kritisiert wurde Blochs Fixierung auf technische und materielle Faktoren; ihm wurde vorgeworfen, den Krieg rein mechanisch und technizistisch zu betrachten, die überaus wichtige moralische und emotionale Komponente der Kriegführung aber zu unterschätzen und die Vorteile einer Offensive – Initiative und Moral – zu verkennen. Daneben hielt man seine Angaben über die Auswirkungen moderner Feuerwaffen für übertrieben; einige machten geltend, dass die neuen Waffen sogar weniger Opfer fordern würden.²⁰⁴

Doch ungeachtet ihrer Kritik am blochschen Opus waren sich viele Militärs der gestiegenen Waffenwirkung und ihrer Folgen für die Kriegführung sehr wohl bewusst gewesen.²⁰⁵ Nur kamen sie aufgrund ihres professionellen Selbstverständnisses und ihrer Überzeugung von der Notwendigkeit des Krieges zu einer ganz anderen Schlussfolgerung als Bloch: Auf Krieg kann und darf nicht verzichtet werden, vielmehr müssen in der Armee Angriffsgeist, Entschlossenheit und Opferbereitschaft gefördert und die nationale (Kampf-)Moral insgesamt gestärkt werden. Dazu gehörte, wie dies Reichenau propagierte, die Bekämpfung von Dekadenzerscheinungen und falschen Kriegsauffassungen. Blochs Werk wurde gerade darum auch abgelehnt, da es pazifistische Ideen (wie etwa die Forderung nach internationalen Schiedsgerichten) substantiierte und zum Schluss kam, Kriege müssten zukünftig vermieden werden, was für die militärischen Denker weder jemals wünschbar noch realisierbar erschien.²⁰⁶

Viele Militärs glaubten, dass nur von Zeit zu Zeit auftretende Kriege den schädlichen Wirkungen eines allzu langen Friedens Einhalt gebieten und die Vitalität des Kollektivs stärken könnten. Colmar v. der Goltz wünschte dem deutschen Volke einen harten Kampf um seine Existenz, damit es wieder „gesunden“ möge.²⁰⁷ August v. Mackensen, der spätere legendäre und

²⁰² Gat, *History of Military Thought*, S. 378f., Chickering, *Imperial Germany*, S. 98f., Echevarria, *After Clausewitz*, S. 85-87, Storz, *Kriegsbild und Rüstung*, S. 43f.

²⁰³ Nicht nur Militärs lehnten die blochschen Thesen ab; Kritik daran übte beispielsweise auch der Historiker Hans Delbrück, vgl. Chickering, *Imperial Germany*, S. 388f. u. 403-405, Echevarria, *After Clausewitz*, S. 89-91.

²⁰⁴ Echevarria, *After Clausewitz*, S. 87-89, Gat, *History of Military Thought*, S. 379f., Chickering, *Imperial Germany*, S. 389-392, Storz, *Kriegsbild und Rüstung*, S. 45. Zur Auseinandersetzung mit Bloch vgl. exemplarisch: Werden die Fortschritte in der Waffentechnik die Kriege verschwinden lassen oder seltener machen? in: *Deutsche Revue* 26/1901, 3. Bd., S. 8-14 (Artikel unterzeichnet mit „Ein alter Offizier“), Falkenhausen, *Der grosse Krieg der Jetztzeit* (1909), S. 2f., Vogel v. Falckenstein, *Der ewige Friede*, in: *Deutsche Revue* 27/1902, 1. Bd., S. 168-172, Major L., Kritik zu „Blochs Der zukünftige Krieg“, in: *Die Umschau* 7/1899, S. 121-125 u. 8/1899, S. 149-152.

²⁰⁵ Vgl. Gat, *History of Military Thought*, S. 379.

²⁰⁶ So schrieb Major L. in seiner Kritik an Bloch, solange sich in kultivierten Staaten zwei Menschen aus irgendeinem Grund immer noch prügeln würden, auch „*der Krieg zwischen Völkern nicht zu den Unmöglichkeiten gehören wird, trotz vielleicht noch ungeabneter Fortschritte der Technik, trotz aller sozialen und ökonomischen Gefahren und trotz aller Berechnungen der des Kriegswesens und der diesem innewohnenden lebendigen Kraft unkundigen Theoretiker [...]*“, Major L., Kritik zu „Blochs Der zukünftige Krieg“, in: *Die Umschau* 8/1899, S. 150.

²⁰⁷ Vgl. Zitat oben Kapitel II, 3a.

populäre Generalfeldmarschall („Marschall Vorwärts“), schrieb nach dem deutsch-französischen Krieg in einem Brief an seine Mutter, der Friede sei zwar schön, aber auch der Krieg habe seine Ehre. Er hoffe, dass jetzt nicht eine fünfzigjährige Friedensperiode anbreche und dass ihm noch einmal „*diese schöne Zeit*“ des Krieges blühen werde. Der Krieg sei ein Übel, aber vom moralischen Standpunkt aus gesehen ein notwendiges Übel, denn „*der Krieg läutert die Menschen und schützt sie vor Verweichlichung. In diesem Sinne kann ich meinem Vaterlande daher keinen langen Frieden, sondern muss ihm dann und wann einen Krieg wünschen.*“²⁰⁸ In seinem Strategiebuch gab Wilhelm v. Blume zu bedenken, dass die fortschreitende Kultur zwar die intellektuellen und materiellen Kräfte steigere, aber gleichzeitig auch eine ernste Gefahr für die physische und moralische Kraft des Volkes darstellen könne. Der wuchernde Materialismus richte die Körperkräfte zugrunde und vergifte die Volksseele. Eine lange Friedenszeit war für Blume deshalb gefährlich: „*Die Gefahr [...] wächst in langer ununterbrochener Friedenszeit, ein gerechter Krieg zur rechten Zeit ist unter Umständen allein imstande, es [das Volk, N. M.] vor schnellem Verfall zu bewahren.*“²⁰⁹

Einer, der sich einen Krieg sehnsüchtig herbeiwünschte, war Erich v. Falkenhayn, der 1913 Kriegsminister wurde und dann im November 1914 Helmuth v. Moltke d. J. als Generalstabschef ablöste.²¹⁰ Während den Vorkriegsjahren äusserte er sich dahingehend, dass aus den militärischen Vorbereitungen und Übungen doch einmal Ernst werden möge und er seine Tapferkeit und Ehre unter Beweis stellen könne. Die Armee hatte für ihn nur dann eine Existenzberechtigung, wenn sie sich auch in einem Kriege beweisen konnte. Geboren 1861, gehörte Falkenhayn zu derjenigen Altersklasse, die die preussisch-deutschen Einigungskriege nicht miterlebt hatte und hoffte, dereinst eine diesen Kriegen gleichwertige kriegerische Leistung vollbringen zu können.²¹¹ 1904, nachdem der russisch-japanische Krieg ausgebrochen war, befürwortete er einen Kriegseintritt Deutschlands auf Seiten der Russen. Endlich sah er die Gelegenheit zum Kampfe gekommen, wie er freudig in einem Brief bekannte. Dieser Brief illustriert auch Falkenhayns ausgeprägte bellizistische Haltung, die hier zudem durch eine sozialdarwinistische Andeutung ergänzt wurde: „*Und einen struggle for life [!] mit allen seinen Schrecken aber auch allen seinen herrlichen Entwicklungen müssten wir haben, wenn nicht alles hier in Lüge, Selbstberäucherung und Trägheit erschlaffen und*

²⁰⁸ Brief zit. nach Kolshorn, Unser Mackensen (1916), S. 60 (Datum des Briefes nicht ersichtlich). Zu Mackensen die Biographie von Schwarzmüller, Mackensen. Mackensens Kriegsursachenanalyse war ziemlich simpel: „*So lange sich Jungens prügeln, so lange schlagen sich auch die Völker.*“ Zit. nach Schwarzmüller, Mackensen, S. 23. Vgl. Wette, Die Wehrmacht, S. 144f.

²⁰⁹ Blume, Strategie (1912), S. 45. Als geschichtliches Beispiel für die Gefahren einer zunehmenden Kultur diente Rom: Durch überlegene Kultur gelangte Rom zur Weltmacht, durch Sittenverderbnis und Verweichlichung sei es zur Beute der Barbaren geworden. Ähnlich argumentierte Blume in seinem Aufsatz „Der Zukunftskrieg“ in den Militärpolitischen Aufsätzen (1906), S. 49: Die fortschreitende Kultur wirke „*schwächend, verweichlichend, entnervend*“.

²¹⁰ Zu Erich v. Falkenhayn die Biographie von Afflerbach, Falkenhayn.

²¹¹ Afflerbach, Falkenhayn, S. 50f.

endlich ersticken soll. Wenn es nur nicht schon zu spät ist!“²¹² Immer wieder brachte Falkenhayn seinen Wunsch nach einem Krieg zum Ausdruck; eine Auseinandersetzung mit Frankreich und England hielt er ohnehin für unvermeidbar.²¹³ Im März 1907 meinte er, „*dass der erste scharfe Schuss alle Nebel verscheuchen und den gesunden Unterbau hervortreten lassen wird. Wenn der Schuss nur bald fiele!*“²¹⁴ Unter dem Eindruck weltweiter Krisen (Marokko, Balkan, Libyen, China) erwartete Falkenhayn Ende 1911 bald einen „reinigenden“ Krieg: „*Es geht im Augenblick recht bunt auf unserem Erdenkloss zu; besser wird es wohl erst werden, wenn der im nächsten Frühjahr zu erwartende grosse Allgemeine Kladderadatsch die Luft gereinigt haben wird.*“²¹⁵ Der „allgemeine Kladderadatsch“ kam zu Falkenhayns Verdruss aber noch nicht, er musste weiterhin das „faule Friedensleben“ ertragen: „*Ich habe das faule Friedensleben gründlich satt bis zum äussersten Überdruß.*“²¹⁶ Als „Opfer der wilhelminischen Einkreisungspsychose“ (Afflerbach) erachtete Falkenhayn einen Krieg auch darum als notwendig, um Deutschlands gefährdete internationale Stellung zu verbessern.²¹⁷

Falkenhayns Bellizismus drückt sich in seiner Wortwahl deutlich aus; bei ihm versammeln sich eine Reihe bellizistischer Topoi, so in der Charakterisierung des Friedens mit Begriffen wie „Trägheit“, „erschlaffen“, „ersticken“, „faul“ sowie in der Metaphorisierung des Krieges als ein die „Luft reinigendes“ Ereignis. Bezeichnend bei Falkenhayn ist die Verknüpfung von Katharsis- und Revitalisierungsvorstellungen mit einer fatalistischen Kriegserwartung sowie dem Glauben an die Notwendigkeit eines Krieges und der persönlichen Hoffnung auf einen Krieg, der das für ihn unerträgliche „faule Friedensleben“ beenden würde. Darin gründete letztlich auch Falkenhayns zynische Bemerkung bei Kriegsausbruch – „*Wenn wir auch darüber zu grunde gehen, schön war's doch.*“²¹⁸

Bellizismus und Fatalismus finden sich bei Falkenhayns Vorgänger im Generalstab, Helmuth v. Moltke d. J. wieder. Letzterer stand jedoch einem kommenden Krieg ambivalenter gegenüber; einerseits drängte Moltke auf einen baldigen Krieg, andererseits sah er einem Kriegsausbruch aber auch oft mit Besorgnis entgegen.²¹⁹ Nichtsdestotrotz war Moltke, der übrigens ein

²¹² Falkenhayn an Hanneken, 24. Oktober 1904, zit. nach Afflerbach, Falkenhayn, S. 53.

²¹³ Afflerbach, Falkenhayn, S. 56f., 66, 69, 78f., 99f. u. passim.

²¹⁴ Falkenhayn an Hanneken, 8.-14. März 1907, zit. nach Afflerbach, Falkenhayn, S. 63.

²¹⁵ Falkenhayn an Elsa v. Hanneken, 3. November 1911, zit. nach Afflerbach, Falkenhayn, S. 78.

²¹⁶ Falkenhayn an Hanneken, 30. September 1912, zit. nach Afflerbach, Falkenhayn, S. 101.

²¹⁷ Afflerbach, Falkenhayn, S. 102.

²¹⁸ Dieser Ausspruch Falkenhayns ist im Riezler-Tagebuch (Eintrag vom 22. November 1914) überliefert, zit. nach Afflerbach, Falkenhayn, S. 170.

²¹⁹ So heisst es in einem Brief: „*Mit tausend Freuden würde ich einen Feldzug begrüßen und mit wahrer Wollust mich in das Kriegsgetümmel stürzen*“; dagegen sprach Moltke in einem anderen Brief von einem kommenden Krieg als einem „*allgemeinen europäischen Massaker [...] an dessen Greuel man nur mit Schauer denken kann.*“ Moltke an seine Frau, 13. September 1881 u. 30. Juli 1905, in: Moltke, Erinnerungen, Briefe, Dokumente, S. 100 u. 331. Vgl. Förster, Der deutsche Generalstab, S. 155-157; siehe auch die Ausführungen in Kapitel I, 2c.

Leser völkischer und kulturpessimistischer Autoren wie Houston Stewart Chamberlain und Paul de Lagarde war, vollkommen überzeugt vom Katharsis- und Revitalisierungseffekt des Krieges. Der Krieg, so glaubte er, würde die negativen materialistischen und egoistischen Tendenzen in Deutschland beseitigen.²²⁰ In den „Betrachtungen und Erinnerungen“ vom November 1914 sprach Moltke seine Genugtuung darüber aus, dass der *„hohe Idealismus des deutschen Volkes“* selbst durch die *„materialistische Strömung der langen Jahre des Wohllebens“* nicht zerstört worden sei, und dies stärkte seine Siegeszuversicht.²²¹ Während des Krieges hob Moltke einige Male die kathartische Wirkung des Krieges hervor: Der Krieg führe dazu, *„gereinigt von vielen hässlichen Seiten des langen Friedenslebens“* hervorzugehen,²²² er beseitige *„die Schranken, die der Egoismus des Wohllebens unter uns aufgerichtet hatte.“*²²³ Zu Beginn des Jahres 1916, dem Jahr der Schlachten von Verdun und an der Somme, schrieb er vom Durchbruch des Idealismus, der dank dem Krieg dazu verholfen habe, Materialismus, Oberflächlichkeit und eine mechanische Lebensauffassung zu überwinden.²²⁴

Bellizistische Sinndeutungen wurden alsdann auch auf die Erfahrungen des Weltkrieges angewandt, wie beispielsweise im Jahrbuch des deutschen Heeres 1936: *„Höhepunkt alles soldatischen Erlebens aber ist zu allen Zeiten die Schlacht, das Geschehen des Krieges gewesen. All die unaussprechlichen Erhebungen der menschlichen Seele, die das kriegsrische Erleben hervorbringt, schaffen Werte, die fortleben.“*²²⁵ Kurt Hesse, der in der Reichswehr und Wehrmacht militärpädagogisch tätig war,²²⁶ äusserte sich in seinen Kriegserinnerungen über die läuternde Wirkung des Krieges: *„[N]ichts ist falscher, als wenn später über den Krieg gesagt wurde, dass er eine Generation zerbrochen habe. Das Gegenteil ist richtig: Sie ist gestärkt, geläutert und geklärt in die Heimat zurückgekehrt [...]“*²²⁷

Der Katharsis- und Revitalisierungsgedanke wurde ebenfalls während des Zweiten Weltkrieges bemüht, etwa in einem Artikel über Soldatenerziehung aus einem „Handbuch der Wehrbetreuung“ von 1940, der die positiven kathartischen und revitalisierenden Wirkungen des Krie-

²²⁰ Zu Moltkes kulturpessimistischer Haltung Lindemann, *Perzeptionen*, S. 178f. u. Bucholz, *Prussian War Planning*, S. 271-273.

²²¹ *Betrachtungen und Erinnerungen*, in: Moltke, *Erinnerungen, Briefe, Dokumente*, S. 15.

²²² Rede Moltkes am Geburtstag des Kaisers, 27. Januar 1915, in: Moltke, *Erinnerungen, Briefe, Dokumente*, S. 420.

²²³ Ansprache Moltkes zur Gründung der „Deutschen Gesellschaft 1914“, 28. November 1915, in: Moltke, *Erinnerungen, Briefe, Dokumente*, S. 444.

²²⁴ Moltke an den Herausgeber der „Tat“, 1. Januar 1916, in: Moltke, *Erinnerungen, Briefe, Dokumente*, S. 446.

²²⁵ Borstell, *Wir und die alten Soldaten*, in: *Jahrbuch des deutschen Heeres 1936*, S. 186.

²²⁶ Zu Hesse, der mit seiner Wehrpädagogik auch noch in der Bundeswehr wirkte, Rosen, Kurt Hesse u. Uziel, *Blick*, S. 309-311.

²²⁷ Hesse, *Mein Hauptmann* (1938), S. 306. In seinem „Feldherr Psychologos“ von 1922 liess sich Hesse über die *„Positiva des Krieges“* aus: Selbstüberwindung, Todesbereitschaft, Behauptungswille, Gewinn an innerem Gleichmass, innere Veränderung, Selbst- und Willenserkenntnis, Einsicht in den Zusammenhang zwischen dem Ich und der historischen Entwicklung des Volkes (S. 201-205). Der Kriegausbruch habe *„ein grosses inneres Freiverden“* bedeutet (S. 142).

ges – unter Bezugnahme auf das Moltke-Zitat! – den vordergründig negativen Erscheinungen gegenüberstellte:

„Der Krieg ist ein raubes und meist auch grausames Geschehnis im Schicksal der Völker. [...] Ebenso darf aber nicht übersehen werden, dass das Raube, Grausame, Brutale nur zum Vordergrunde des Geschehens gehört. Hinter ihm steht das Erleben der menschlichen Seele, die sich mit der Hinwendung zur Innerlichkeit, zur Feinfühligkeit, zu ewigen Werten die Kraft holt, das Grausame des Krieges zu überwinden. Gelingt dieses, dann bringt der Krieg jene segensreiche Wirkung für das gesamte Leben der Nation hervor, zu der sich Moltke mit den Worten bekannte: ‚Ohne den Krieg, ohne die Gesinnung, die die Bereitschaft zum Kriege einschliesst, würde die Menschheit im Materialismus versumpfen.‘“²²⁸

Dekadenz-, Katharsis- und Revitalisierungsvorstellungen bildeten somit über den ganzen Untersuchungszeitraum hinweg einen festen Bestandteil der Kriegsdeutung.²²⁹ Der als dekadent, verweichlicht und materialistisch empfundenen modernen Zivilisation liess sich der Krieg als dasjenige Medium gegenüberstellen, das die Gesellschaft von diesen negativen Auswüchsen zu „reinigen“ und zu revitalisieren vermag, so dass das Kollektiv gleichsam wieder zu sich findet und die Nation sich ihrer kollektiven Existenz wieder bewusst wird.²³⁰ Dadurch erhielt der Krieg eine weitere sinnhafte, über das Politisch-Instrumentelle hinausgehende Eigenschaft. Gleichzeitig musste die Sinnhaftigkeit des das Kollektiv reinigenden und revitalisierenden Krieges auch auf das Individuum und dessen Opferbereitschaft bezogen werden, wie im nächsten Abschnitt zu zeigen ist.

²²⁸ Der Artikel wurde vom Wehrmachtspychologen Dr. Max Simoneit verfasst, BA-MA, RH 12-1/75, Gedanken über Soldaten-Erziehung, Broschüre mit dem Vermerk: Aus dem „Handbuch der Wehrbetreuung“ für die Luftwaffe, Führungsstab Ic/VIII, 15. März 1940. Vgl. auch das folgende Zitat bei Lüderitz, Das Gemeinschaftserlebnis in der vordersten Linie (1938), S. 30: „Der Krieg [...] ist eine zwar harte, aber doch im Grunde schöne Welt, eine Daseinsform, die von allen Menschen, die Echtheit und Wagnis als Werte schätzen, bejaht wird, weil hier für jeden Menschen eine Möglichkeit vorliegt, seine Echtheit zu beweisen.“

²²⁹ Ich verzichte hier auf eine weitere Darstellung und verweise auf einige weitere Quellenbelege: Bernhardi, Deutschland und der nächste Krieg (1912), S. 20-23. u. 88, Conrad, Aufzeichnungen (1921-1925), S. 303, Falkenhaußen, Der grosse Krieg der Jetztzeit (1909), S. 1, Foertsch, Der Offizier der neuen Wehrmacht (1936), S. 14, Jähns, Krieg, Frieden und Kultur (1893), S. 430f. u. passim, Litzmann, Lebenserinnerungen (1927/28), 1. Bd., S. 139f., 178f. u. 2. Bd., S. 314-316, Kiessling, Ewiger Krieg, (1890), S. 98f., 146-148 (dort bellizistische Zitate von Kant und Schiller!), Stein, Erlebnisse und Betrachtungen (1919), S. 139, Vogel v. Falckenstein, Der ewige Friede, in: Deutsche Revue 27/1902, 1. Bd., S. 172, Brief Waldersees an Bernhardi, Dezember 1893, in: Bernhardi, Denkwürdigkeiten (1927), S. 161, Wehrkraft und Jugenderziehung, in: Militär-Wochenblatt Nr. 107/1901, Sp. 2838, Wie erhalten wir uns den kriegserischen Geist? Clausewitz-Betrachtungen, in: Militär-Wochenblatt, Nr. 4/1903, Sp. 81-90, Armee und Volk im Jahre 1806 (Rezension), in: Jahrbücher für die deutsche Armee und Marine 116/1900, S. 244, Handbuch für Heer und Flotte, 5. Bd. (1913), Artikel „Krieg“, S. 609 u. 611, Handbuch der neuzeitlichen Wehrwissenschaften, 1. Bd. (1936), Artikel „Kulturelle Disharmonie“, S. 260 u. Artikel „Wehrwille“, S. 741. Eine differenzierte Haltung vertrat Bergh, Volk und Heer (1938), S. 6: Der Krieg könne die edelsten und besten Kräfte eines Volkes wecken, aber auch sehr negative Folgen zeitigen. Somit könne der Krieg weder als Verjüngungsbad noch als Kulturschande oder Verbrechen bezeichnet werden.

²³⁰ Vgl. Berghoff, Der Tod des politischen Kollektivs, S. 175.

c. Der Sinn des Kriegstodes – Heroismus und Opferbereitschaft

„Der Krieg und der Mut haben mehr grosse Dinge getan als die Nächstenliebe. Nicht euer Mitleiden, sondern eure Tapferkeit rettete bisher die Verunglückten. Was ist gut? fragt ihr. Tapfer sein ist gut.“ Diese Zeilen aus Nietzsches „Also sprach Zarathustra“ stellte Friedrich v. Bernhardi als Motto seinem „Deutschland und der nächste Krieg“ voran.²³¹ Nicht nur Nietzsche, auch Schiller, Friedrich der Grosse, Treitschke und Humboldt wurden von Bernhardi zitiert, um „die veredelnde Wirkung des Krieges“ auf das Individuum zu beschreiben.²³² Neben der Beschwörung der kathartischen und revitalisierenden Wirkung des Krieges für Staat und Kollektiv wurde in zahlreichen militärischen Texten zudem dessen erhebender Einfluss auf das Individuum bzw. den einzelnen Soldaten akzentuiert. Schon immer sind das Krieger- und Soldatendasein mit positiven (Tugend-)Eigenschaften wie Mut, Tapferkeit, Mannhaftigkeit, Ehre, Heroismus, Treue, Opferwilligkeit attribuiert worden, um dem Sterben auf dem Schlachtfeld einen tieferen Sinn und Zweck zu verleihen. Der Kriegstod wurde romantisiert, idealisiert und sakralisiert und mit dem Aufkommen der Nationalstaaten patriotisch und nationalistisch verklärt.²³³ In den napoleonischen Kriegen und Einigungskriegen fand eine zunehmende Nationalisierung des individuellen Heldentodes statt: „Die Verschränkung des individuellen Sterbens mit der kollektiven Auferstehung bildete das Grundmuster in der mythenbehafteten Vorstellung vom nationalen Heldentod: Im Kampf für das Vaterland zu sterben, mochte das Leben des Einzelnen beenden, doch umso fester schnürte dieses Opfer die Bande zwischen ihm und der nationalen Gemeinschaft.“²³⁴ Damit verbanden sich auch Männlichkeitsentwürfe, die die durch den Krieg erweckten moralischen Tugenden spezifisch auf den „Mann“ projizierten und eine idealisierte kämpferische Männlichkeit konstruierten.²³⁵ Im Gefolge der Gefechtsfeldrevolution des späten 19. Jahrhunderts wurde, wie oben schon erwähnt, die Notwendigkeit einer Neubelebung von Kampfmoral und Opferbereitschaft betont. Die modernen

²³¹ Titelblatt Bernhardi, Deutschland und der nächste Krieg (1912). Zur Ästhetisierung des Krieges bei Nietzsche Leonhard, Bellizismus und Nation, S. 771-775.

²³² Bernhardi, Deutschland und der nächste Krieg, S. 20-22.

²³³ Einen Überblick über die Einstellung zum Soldatentod vom Siebenjährigen Krieg bis zum Zweiten Weltkrieg gibt Latzel, Vom Sterben im Krieg. Vgl. im Weiteren Mosse, Gefallen für das Vaterland, Berghoff, Der Tod des politischen Kollektivs, Jeismann, Das Vaterland der Feinde, S. 95-102, Rosenblum, Romantic Militarism, Hüppauf, Über den Kampfgeist, Funck, In den Tod gehen, Langewiesche, Wandel, S. 13, Bartov, Mirrors of Destruction, S. 9-25, Breit, Das Staats- und Gesellschaftsbild deutscher Generale, S. 19-21. Storz hält fest: „Es gibt in der ritterlich geformten europäischen Militärgeschichte eine lange Tradition der Bewunderung für taktisch sinnlosen Heroismus, der seinen Wert aus der Haltung des sich Opfernnden gewinnt, indem er dessen Ehre mehrt.“ (Storz, Kriegsbild und Rüstung, S. 141).

²³⁴ Buschmann, Kanonenfeuer, S. 104f.

²³⁵ Vgl. Mosse, Gefallen für das Vaterland, S. 76-82.

Kriegstechnologien erforderten einen neuen kriegerischen und offensiven Geist, sie riefen nach einer Restituierung kriegerischer Identität und „heldenhafter“ Qualitäten.²³⁶

Imaginationen kriegerischer Ideale wurden auf verschiedene Weise evoziert, zum Beispiel mit dem Verweis auf die antike Kriegerethik und -disziplin, wobei in dieser Hinsicht vor allem Sparta und Rom als Vorbilder fungierten.²³⁷ Im Weiteren wurde auf das Heldentum rekurriert, welches „aus dem kriegerischen Geiste geboren“ seine höchste Erfüllung im Krieg finde und den Schmerz und die Trauer über den Tod und das Opfer des Kriegshelden in Triumph verwandle. Ein Volk ohne Heldentum und Heldenverehrung käme, wie Boguslawski schrieb, einem verkrüppelten Menschen gleich.²³⁸ Heldentum wurde auch mit „Ehre“ assoziiert: Ein Leonidas kämpfte um seine Ehre gegen eine erdrückende Übermacht bis zum Tode und gewann dadurch das, was ein Feigling nie gewinnen wird, nämlich ewigen, unsterblichen Heldenruhm. Daraus liess sich die moralische Bedeutung des Krieges ableiten: „Ein Krieg, der Hunderttausenden das Leben kosten würde, wäre immer noch unendlich moralischer, als ein fauler Friede, der auch nur Hundert Männer zu Weichlingen oder Feiglingen degradiert!“²³⁹ Der Krieg konnte als Erwecker moralischer, das Individuum formender Kräfte wie Genügsamkeit, Tapferkeit, Pflicht, Ausdauer, Selbstvertrauen, Entschlossenheit gepriesen werden.²⁴⁰ Die „Apostel des ewigen Friedens“ mussten sich dabei den Vorwurf gefallen lassen, keinen Sinn für „wahre Mannhaftigkeit“ zu haben, kein Verständnis zu besitzen für die Grösse der Aufopferung und des Leidens, die der Krieg erfordert, für die Bereitschaft, einen ehrenvollen Tod in Kauf zu nehmen. Dem Pazifismus wurde die Negierung der Persönlichkeit, eine rein materialistische Weltanschauung, ein Hang zu Bequemlichkeit und Egoismus unterstellt.²⁴¹ Darum sei es, wie General Karl Litzmann in seinen Kriegserinnerungen an 1870/71

²³⁶ Vgl. Echevarria, After Clausewitz, S. 105-120.

²³⁷ Boguslawski, Der Krieg in seiner wahren Bedeutung (1892), S. 14-18.

²³⁸ Boguslawski, Der Krieg in seiner wahren Bedeutung, S. 27-34, vgl. auch Boguslawski, Betrachtungen über Heerwesen und Kriegführung (1897), S. 26f. Zur Figur des (männlichen) „Kriegshelden“ die Studie von Schilling, Kriegshelden. Schilling untersucht Deutungsmuster des Heroismus in Deutschland von 1813 bis 1945. Spezifisch zur Wehrmacht Schilling, Die Helden der Wehrmacht.

²³⁹ Kiessling, Ewiger Krieg (1890), S. 145, siehe auch Freytag-Loringhoven, Die Macht der Persönlichkeit im Kriege (1905), S. 121.

²⁴⁰ Kiessling, Ewiger Krieg, S. 146f. Untermauert wurde dies mit Kant („Kritik der Urteilskraft“): „Selbst der Krieg, wenn er mit Ordnung und Heiligsachtung der bürgerlichen Rechte geführt wird, hat etwas Erhabenes an sich, und macht zugleich die Denkungsart des Volkes, welches ihn auf diese Art führt, nur um desto erhabener, je mehr Gefahren es ausgesetzt war, und sich mutig darunter hat behaupten können; da hingegen ein langer Friede den blossen Handelsgeist, mit ihm aber den niedrigen Eigennutz, Feigheit und Weichlichkeit herrschend zu machen und die Denkungsart des Volkes zu erniedrigen pflegt.“ Des Weiteren zitierte Kiessling auch aus Schillers „Die Braut von Messina“: „Aber der Krieg auch hat seine Ehre / Der Bewegte des Menschengeschicks / Mir gefällt ein lebendiges Leben / Mir ein ewiges Schwanken und Schwingen und Schweben / Auf der steigenden, fallenden Welle des Glücks / Denn der Mensch verkümmert im Frieden / Müsige Ruh' ist das Grab des Muts / Das Gesetz ist der Freund des Schwachen / Alles will es nur eben machen / Möchte gern die Welt verflachen / Aber der Krieg lässt die Kraft erscheinen / Alles erhebt er zum Ungemeinen / Selber dem Feigen erzeugt er den Mut.“ – Kiessling berief sich immer wieder auf Schiller.

²⁴¹ Freytag-Loringhoven, Die Macht der Persönlichkeit im Kriege (1905), S. 121f. Der Autor gab jedoch auch zu, dass ein langes Kriegsleben „verwildern“ könne (S. 94 u. 123). Freytag-Loringhoven, meint Antulio Echevarria, besch-

festhielt, „[g]ross und schön [...], wenn Hunderttausende von tapferen Männern mit Freuden ihr Leben fürs Vaterland einsetzen, statt nur an ihren Erwerb, an Bebaglichkeit und Genuss zu denken!“²⁴² Der Sinn des Krieges lag für Litzmann darin, dass er „die Menschheit aus ihrem dem Erwerben und Geniessen gewidmeten Friedensdasein zu grossen und männlichen, mit Opfermut vollbrachten Taten aufrüttel[t].“²⁴³ Die Militärs bedauerten, in den gegenwärtigen friedlichen Kulturstaaen wenig Gelegenheit zu haben, den Mut auf eine ernste Probe zu stellen, wogegen sie dem Krieg die Eigenschaft zuschrieben, das Individuum aus den Geleisen der Gewohnheit zu heben und Kraft und Tat des Einzelnen hervortreten zu lassen, so wie es im friedlichen Alltag nie möglich wäre.²⁴⁴

Die Hervorhebung der Bedeutung des Individuums war auch eine Reaktion auf die Herausforderungen durch die neuen Waffentechnologien und ihrer Auswirkungen auf das Schlachtfeld (Bloch!). Gerade da eine Dominanz der modernen Waffentechnik über den einzelnen Soldaten drohte, musste an den Heroismus und die Tatkraft des Individuums appelliert, Mensch und Moral über die Maschine gestellt werden.²⁴⁵ Folglich hiess es, dass auch in einem Zukunftskrieg Taktik und nicht Technik ausschlaggebend sein werde, und in der „soldatischen Persönlichkeit von Führer und Mann“ der Schlüssel zur Überwindung aller im Kriege auftretenden Schwierigkeiten liege.²⁴⁶ Der russisch-japanische Krieg war alsdann vielen Militärs der Beweis dafür, dass eine „wahrhaft kriegerische Gesinnung“ und „Aufopferung, Standhaftigkeit und Heldenmut“ den waffentechnischen Herausforderungen trotzen könnten.²⁴⁷ Aus diesem Krieg wurde der Schluss gezogen, dass nicht Technik, sondern Moral, Angriffsgeist und Initiative einen modernen Krieg entscheiden würden.²⁴⁸ Die japanische Kampfmoral, besonders auch die Todesverachtung des japanischen

reibe Krieg „as a romantic adventure that promised to reward its heroes with honor and self-fulfillment.“ Echevarria, After Clausewitz, S. 112.

²⁴² Litzmann, Ernstes und Heiteres aus den Kriegsjahren 1870/71 (1911), S. 28. Litzmann unterstützte später aktiv die NSDAP.

²⁴³ Litzmann, Ernstes und Heiteres aus den Kriegsjahren 1870/71, S. 76; auf S. 90 heisst es, der Soldat solle im Krieg einen „Freund“ erblicken und ihn, wenn er komme, „fröhlich und voll Gottvertrauens willkommen heissen!“

²⁴⁴ Hartmann, Militärische Nothwendigkeit und Humanität, in: Deutsche Rundschau 13/1877, S. 122, Freytag-Loringhoven, Die Macht der Persönlichkeit im Kriege (1905), S. 40 u. 70.

²⁴⁵ Storz spricht von der „Überzeugung vom Vorrang der ideell-vitalen Kräfte gegenüber den materiellen.“ (Storz, Auswirkungen, S. 77).

²⁴⁶ Freytag-Loringhoven, Die Macht der Persönlichkeit im Kriege, S. 69f. Vgl. Storz, Kriegsbild und Rüstung, S. 305-308.

²⁴⁷ Boguslawski, Unser Heer und die Jugend, in: Schenckendorff/Lorenz, Wehrkraft durch Erziehung (1905), S. 77. Boguslawski verband diese Feststellung mit dem Aufruf, diese „edlen Eigenschaften“ bei der Jugend zu erhalten. Zudem warnte er auch vor der „Friedenspropaganda“, die nur die schrecklichen Seiten des Krieges betone, seine grossen, erhabenen Seiten aber verneine und so der Jugend die „Lust an männlicher Tat“ und die „Liebe zum Heldentum“ nehme (S. 78f.).

²⁴⁸ Zum Japanmythos und zur Rezeption des russisch-japanischen Krieges sowie den Lehren, die man aus diesem Krieg zog siehe Storz, Kriegsbild und Rüstung, S. 136-159. Storz erwähnt die morbide Begeisterung, die ausländische Militärbeobachter für diesen Krieg gezeigt haben (S. 137 u. 141). Vgl. auch Müller, Anmerkungen, S. 398-402.

Soldaten, rief grosse Bewunderung hervor.²⁴⁹ Dieser zeichne sich durch „glühende Vaterlandsliebe“, eine „völlige Nichtachtung des eigenen Lebens“, „rücksichtslose Todesverachtung“ und die „feste Überzeugung, an den Feind herankommen zu können“ aus, wie Balck in seiner Taktikstudie lobend hervorhob.²⁵⁰ Für Goltz²⁵¹ verkörperten die Japaner ein nachahmenswertes modernes „Spartanertum“²⁵² und ein solch „heldenhafte[s] Empfinden, welches das Vaterland und die Ehre hoch über die Erhaltung der eigenen Person stellt.“²⁵³ Die Erfolge der Japaner schrieb er dem „heldenhaften Sinn des Volks“ zu,²⁵⁴ etwas, das die Deutschen noch lernen müssten: „Was lässt sich endlich nicht alles über den Wert des moralischen Elements von den Japanern lernen!“²⁵⁵

Eine hohe Kampfmoral und Heldenmut bedingte vom einzelnen Soldaten die Bereitschaft, den Tod bereitwillig in Kauf zu nehmen. Man sah sich bemüssigt, auf die „alte Wahrheit“ hinzuweisen, dass der Soldat im Kriege zum Sterben bestimmt sei, „eine Wahrheit, die in der heutigen friedliebenden Welt fast verloren zu geben droht.“²⁵⁶ Der Kriegstod musste daher glorifiziert und als sinnhaft dargestellt werden.²⁵⁷ Dass der gefallene Soldat im Andenken und im Ruhm der Nachwelt seinen Lohn haben werde, war eine diesbezügliche Sinndeutung: Der Krieger aus Alexanders oder Hannibals Heer, der Grenadier der Schlacht von Leuthen, der Soldat der preussisch-deutschen Einigungskriege – sie alle hätten Anteil an der Grösse ihres Feldherrn, selbst als einfachster Soldat; sie hätten an einem grossen weltgeschichtlichen Ereignis teilgenommen und sich über ihr blosses alltägliches Dasein erhoben.²⁵⁸ Eine mehr nations- und kollektivbezogene Deutung betonte die gemeinsame Leistung im Kriege, zu der jedes Mitglied der Nation mit seinen

²⁴⁹ Vgl. Storz, *Kriegsbild und Rüstung*, S. 159: „Das japanische Volk bzw. das Bild, welches sich die Europäer von ihm machten, verkörperte das Ideal einer Kampfgemeinschaft der Moderne: Vitalität des jungen Volkes plus technische Kompetenz.“ Siehe auch Echevarria, *After Clausewitz*, S. 112f. u. *Handbuch für Heer und Flotte*, 3. Bd. (1911), Artikel „Ehre“, S. 286.

²⁵⁰ Balck, *Taktik*, 5. Bd. (1907), S. 463f.

²⁵¹ Auf Goltz' überschwängliche Bewunderung Japans wurde schon hingewiesen, vgl. oben Kapitel II, 3b.

²⁵² Goltz an Alexander, 18. Mai 1908, in: Goltz/Foerster, *Denkwürdigkeiten*, S. 331.

²⁵³ Goltz an Mudra, 30. April 1905, in: Goltz/Foerster, *Denkwürdigkeiten*, S. 274. Man solle nicht, so Goltz in diesem Brief, über die japanischen Mütter spotten, die sich selbst getötet hätten, damit ihre einzigen Söhne, als Ernährer von der Armee zurückgestellt, in den Krieg ziehen durften, oder über jene Frau, die nach dem Samurai-Schwert ihres gefallenen Sohnes gefragt und nachgesehen habe, ob es auch tüchtig gebraucht worden sei (ebd.).

²⁵⁴ Goltz an Sohn Fritz, 19. März 1905, in: Goltz/Foerster, *Denkwürdigkeiten*, S. 274.

²⁵⁵ Goltz an Mudra, 28. Dezember 1904, in: Goltz/Foerster, *Denkwürdigkeiten*, S. 271.

²⁵⁶ Freytag-Loringhoven, *Die Macht der Persönlichkeit im Kriege* (1905), S. 17; Freytag-Loringhoven meinte, dass im Vergleich zu den vorübergehenden Leiden des Krieges das moderne Leben mit seinem Verkehr und seiner Wirtschaft mehr Opfer fordere (S. 42). Siehe auch *Wie erhalten wir uns den kriegserischen Geist?* Clausewitz-Betrachtungen, in: *Militär-Wochenblatt*, Nr. 4/1903, Sp. 89. Vgl. Storz, *Kriegsbild und Rüstung*, S. 117.

²⁵⁷ Storz weist darauf hin, dass in den europäischen Armeen hohe Verlustzahlen als Ausdruck nationaler Vitalität galten, trotz den Bestrebungen, Gefechtsausfälle so weit wie möglich zu verhindern, Storz, *Kriegsbild und Rüstung*, S. 332-334; vgl. auch Storz, *Auswirkungen*, S. 82-84 u. Schwarzmüller, Mackensen, S. 106.

²⁵⁸ Goltz, *Das Volk in Waffen* (1899), S. 432f. „Dass selbst der unbekannte und ungenannte Soldat, der sonst nur leben würde, um zu leben, arbeiten, um zu essen und zu trinken, im Kriege Anteil hat an den Geschicken grosser Helden [...] und ein Helfer ihrer grossen Werke wird, ist Lohn genug.“ (S. 433). Ein Beispiel einer religiösen Verklärung des Kriegstodes ist Scheibert, *Offizier-Brevier* (1884), S. 170f.

Anstrengungen und seinem Opfer beitrage, so dass das Bewusstsein der Hingabe selbst in einer Niederlage erhebend wirken könne: „*Darum möchten wir den Krieg als die höchste Gesamtleistung eines Volkes in der Geschichte nie missen.*“²⁵⁹

Die Totalisierung und die verheerenden Verluste des Ersten Weltkrieges hatte die Überlegenheit des Materials über den Menschen auf eindrückliche Weise gezeigt, die Materialschlachten schienen über die Moral gesiegt zu haben.²⁶⁰ Ein eklatanter Widerspruch zwischen einem heroischen Kriegsbild und der Realität des industrialisierten, entpersönlichten Krieges hatte sich aufgetan. Nichtsdestotrotz wurde an den individualsbezogenen Idealen von Moral, Opferbereitschaft und Heroismus festgehalten bzw. wurden diese Ideale wieder reaktiviert.²⁶¹ Omer Bartov hält dazu fest, „that modern war’s depersonalizing effect, because of both its deployment of huge armies and massive use of sophisticated technology, has only enhanced the need for an heroic image of war.“²⁶² Durch neue Militärtechnologien (Panzer, Flugzeug, U-Boot) und Kampfaktiken (Stosstruppverfahren) liess sich das Ethos der Kampfmoral und des Heroismus revitalisieren. Die Entpersönlichung und Vermassung durch den Materialkrieg sollten mittels der neuen Kriegsinstrumente überwunden werden und damit ein neues Heldentum generieren. „The phoenix-like quality of the heroic image“ (Bartov) liess einen Krieg trotz der erfahrenen Totalisierung und Industrialisierung weiterhin denk- und durchführbar erscheinen.²⁶³ In diesem Zusammenhang zeitigte auch die literarische Kriegserinnerung, allen voran diejenige von Ernst Jünger, ihre Wirkung, indem eine spezifische, mit heroischen Imaginationen aufgeladene idealistische Kriegserinnerung produziert wurde.²⁶⁴ Eine Erinnerung, die Grauen und Gräuel des Krieges relativierte wie sie auch die Materialschlachten ästhetisierte und romantiserte. Dadurch wurde eine realistische Einschätzung des Weltkrieges verhindert und einer Faszination der Gewalt und des Krieges den

²⁵⁹ Löffler, Strategie (1910), S. 18. Eine besonders zynische Einstellung zum Kriegstod brachte Alfred Graf v. Waldersee zum Ausdruck. Mit Blick auf die kommenden Auseinandersetzungen schrieb er 1887: „*Es werden viel Menschen hingschlachtet werden; so lange man mir aber nicht nachweist, dass man mehr als einmal sterben kann, bin ich nicht in der Lage, den Tod für den einzelnen als ein Unglück anzusehen.*“ Waldersee an Generalkonsul v. Rechenberg, 16. November 1887, in: Meisner, Aus dem Briefwechsel des Generalfeldmarschalls Alfred Grafen von Waldersee, 1. Bd., Nr. 64, S. 113. Zu Waldersee vgl. auch Förster, Der Sinn des Krieges, S. 206f.

²⁶⁰ Die Kriegserfahrungen führten in der militärischen Publizistik zu einer teilweise kontroversen Diskussion darüber, welche Lehren aus dem Krieg gezogen werden können und wie der Krieg der Zukunft aussehen wird, vgl. dazu den Aufsatz von Pöhlmann, Von Versailles nach Armageddon, v. a. S. 339-346.

²⁶¹ Siehe dazu die aufschlussreiche Analyse von Omer Bartov über „Man and the Mass: Reality and the Heroic Image of War“, Bartov, Murder in our Midst, S. 15-32. Vgl. auch Pöhlmann, Von Versailles nach Armageddon, S. 389.

²⁶² Bartov, Murder in our Midst, S. 16.

²⁶³ Bartov, Murder in our Midst, S. 31.

²⁶⁴ Zur Formung des Kriegererlebnisses und zur Kriegsliteratur in der Weimarer Republik Sontheimer, Antidemokratisches Denken, S. 93-111. So schrieb Ernst Jünger: „*Der Krieg ist unser Vater, er hat uns gezeugt im glühenden Schoos der Kampfgräben als ein neues Geschlecht, und wir erkennen mit Stolz unsere Herkunft an. Daher sollen unsere Wertungen auch heroische, auch Wertungen von Kriegerern und nicht solche von Krämern sein [...].*“ Zit. nach Sontheimer, S. 103.

Boden bereitet, mit fatalen Folgen für die auf schwachen Füßen stehende, einer Friedenspolitik verpflichteten Weimarer Demokratie.

In den militärischen Texten der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg wiederholten sich die heroismus- und moralbezogenen Topoi.²⁶⁵ In den „Richtlinien für die Ausbildung im Heere“ von 1931 wurde nachdrücklich betont, dass auch in einem zukünftigen Krieg trotz technisch-materieller Dominanz Mut und Tapferkeit sehr wohl ihren Platz hätten und dass das Material den Menschen keinesfalls überwunden habe.²⁶⁶ An der Tätigkeit von Panzerfahrer, Pilot und U-Boot-Fahrer liessen sich heroische Eigenschaften wie Opfermut, Kühnheit und Siegeswillen festmachen.²⁶⁷ Wiederum wurden das moralische Element und der Mann *„als Meister über das noch so hoch gezüchtete Material“* propagiert.²⁶⁸ Kapitän z. See Siegfried Sorge erinnerte in seinem auflagestarken Leitfaden für Marineoffiziere²⁶⁹ daran, dass ein Krieg wohl unendlich viel Elend, Not und Schmerzen über ein Volk bringe, es andererseits aber nichts Grösseres gebe als *„den ehrlichen Kampf eines Volkes um seine Selbstbehauptung und Freiheit, in dem der einzelne alles das Seine an das grosse Ganze setzt und die edelsten Mannestugenden sich entwickeln, Tapferkeit, Kameradschaft und Treue bis zum Tode.“*²⁷⁰ Die Leiden und Opfer des Krieges wie auch die Niederlage wurden ins Positive umgedeutet, wie dies ein Leitartikel des Militär-Wochenblattes illustriert: *„Wie aber alles wahrhaft Grosse in der Welt nur unter Kampf und Not lebendige Gestalt annimmt, so wurde der Weltkrieg mit seinen unerhörten Leiden und Opfern, die er besonders dem deutschen Menschen auferlegte, die Grundlage für den Aufbau einer neuen deutschen Lebensgemeinschaft.“*²⁷¹ So konnte Hermann Foertsch in seiner Pflichtenlehre für

²⁶⁵ Allgemein zum Heldenkult und Opfermythos der Nachkriegszeit und des Nationalsozialismus die Arbeiten von Sabine Behrenbeck: Behrenbeck, Der Kult um die toten Helden u. Behrenbeck, Heldenkult.

²⁶⁶ *„Man hört und liest heute so oft, dass der künftige Krieg keinen Raum mehr lasse für den Mut und die Tapferkeit des Kämpfers, dass nur die Überlegenheit an Waffen, Munition und Gerät den Ausschlag gebe, – dass das Material den Menschen überwunden habe. Nichts ist falscher als dies. Im Gegenteil: die Fortschritte der Kriegstechnik steigern die Bedeutung des einzelnen Kämpfers ins Vielfache.“* Richtlinien für die Ausbildung im Heere, Teil II, Leitfaden für Erziehung und Unterricht, I. Leitgedanken, B. Die Aufgaben des Heeres und die Pflichten des Soldaten (1931), S. 19f.

²⁶⁷ Oertzen, Grundzüge der Wehrpolitik (1938), S. 105f. Oertzen betonte, dass der Kampf auch heute noch im Ringen von Mann gegen Mann entschieden werde.

²⁶⁸ Handbuch der neuzeitlichen Wehrwissenschaften, 1. Bd. (1936), Artikel „Frontsoldat“, S. 98f. Vgl. auch Hesse, Persönlichkeit und Masse im Zukunftskrieg (1933), S. 65f.

²⁶⁹ Der Marineoffizier als Führer und Erzieher. Von 1937 bis 1943 erschienen vier Auflagen. Zu dieser Schrift siehe Messerschmidt, Wehrmacht, S. 154f. u. 160f.

²⁷⁰ Sorge, Der Marineoffizier als Führer und Erzieher (2. Aufl. 1940), S. 132. Vgl. das Zitat des deutschen Kulturhistorikers Herman Grimm (1828-1901), das einer Wehrmacht-Ausbildungsschrift von 1941 als Motto vorangestellt war: *„Not und Gefahr sind die Regulatoren der höheren Sittlichkeit. Der Mensch muss sich einmal im Leben auf seine eigensten Kräfte angewiesen fühlen, ein Volk von Zeit zu Zeit den Besitz der Freiheit neu verdienen, und der Wert des einfachen, edlen Mutes, auf dem der allgemeine Zustand der Dinge beruht, muss [...] öffentlich zutage treten.“* BA-MA, RLD 24/32, Beiträge für den Einheitsführer Nr. 10/1941, 8. März 1941, Luftgaukommando Westfrankreich, Gruppe Ic, Br. B. Nr. 1761/41.

²⁷¹ Der Soldat als Vorkämpfer des Nationalsozialismus, in: Militär-Wochenblatt Nr. 23/1933, zit. nach Müller, Armee und Drittes Reich, Dok. 34, S. 167.

Offiziere aufzählen, dass im Weltkrieg zwei Millionen Soldaten und 55'000 Offiziere ihr Leben liessen und dies kommentieren mit der Bemerkung: „*Nur aus Opfern wächst Grosses.*“²⁷²

Die Verklärung des Opfertodes diente einmal mehr auch als Argument gegen den Pazifismus, dem Selbstsucht, egoistische Überschätzung des Lebens, der Wohlfahrt und des Besitzes vorgehalten wurde. Der „*unheroischen Lebensauffassung*“ des Pazifismus, der den „*hohen sittlichen Wert der Opferbereitschaft*“ verkenne, stellte man das „*Ethos des Krieges*“, das in der „*heroischen, todesbereiten Opferwilligkeit*“ liege, gegenüber.²⁷³ Todesbereitschaft und Opfertod wurden als „*höchste sittliche Erfüllung des Soldatenberufes*“ bezeichnet²⁷⁴ und zu einer Notwendigkeit für die Existenz und den Fortschritt der nationalen Gemeinschaft erklärt.²⁷⁵ Die Opferbereitschaft war somit auf der einen Seite notwendig für das nationale Kollektiv, besass aber auf der anderen Seite auch einen eigenen Wert, einen Sinn *per se*.²⁷⁶ Der Kriegstod wurde dadurch mit Bedeutung aufgeladen und zu einem sinnhaften Geschehnis transzendiert; darüber hinaus wurde die Opfer-/Todesbereitschaft auch wieder zur „sittlichen“ Tat im Sinne einer Hingabe an höhere Interessen stilisiert. Die Verklärung des Kriegstodes geschah nicht nur durch Texte, sondern auch ikonisch-plastisch durch die Kriegerdenkmäler, von denen nach dem Ersten Weltkrieg Unzählige entstanden waren.²⁷⁷

Ein aufschlussreiches Beispiel für die Sinngebung des Kriegstodes nach dem Zweiten Weltkrieg sind Erich v. Mansteins Kriegserinnerungen „*Verlorene Siege*“. Manstein schuf den toten Soldaten des Zweiten Weltkrieges, besonders denjenigen von Stalingrad, gleichsam ein Denkmal im übertragenen Sinne, indem er versuchte, ihrem sinnlosen Sterben eine tiefere Bedeutung zuzuschreiben. Er rief die Spartaner an den Thermopylen in Erinnerung und hielt sodann fest, auch wenn das Opfer der Soldaten in Stalingrad vergeblich, ihre Treue sinnlos und einer falschen Sache dienend erscheine, so bleibe doch der „*ethische Wert der Gesinnung*“ – Tapferkeit,

²⁷² Foertsch, *Der Offizier der neuen Wehrmacht* (1936), S. 94.

²⁷³ Handbuch der neuzeitlichen Wehrwissenschaften, 1. Bd. (1936), Artikel „Krieg“, S. 171f. Vgl. auch Altrichter, *Die seelischen Kräfte des Deutschen Heeres* (1933), S. 111 u. Dittmar, 1806, *der Zusammenbruch einer pazifistischen Gedankenwelt*, in: *Wissen und Wehr* 8/1931, S. 497f. Für Dittmar lag die grösste Gefahr des Pazifismus in der Verneinung des für eine Gemeinschaft unabdingbaren Opfergedankens.

²⁷⁴ So Korvettenkapitän Kreysing, *Der Offizier im nationalsozialistischen Staat*, Teil I, in: *Marine-Rundschau* 10/1937, S. 590. Vgl. auch das Zitat des Vizeadmirals Adolf v. Trotha: „*Der Heldentod ist die reinste Erfüllung des menschlichen Lebens*“, aus dem Bildband *Der Weltkrieg in seiner rauen Wirklichkeit* (1926), ohne Seitenzahl.

²⁷⁵ Vgl. Handbuch der neuzeitlichen Wehrwissenschaften, 1. Bd. (1936), Artikel „Soldatentum“, S. 629f., Hesse, *Persönlichkeit und Masse im Zukunftskrieg* (1933), S. 35, Dittmar, 1806, *der Zusammenbruch einer pazifistischen Gedankenwelt*, in: *Wissen und Wehr* 8/1931, S. 497, Oertzen, *Bekenntnis verpflichtet zur Erkenntnis* (1933), S. 55-57. Oertzen warnte aber vor einer Romantisierung des Krieges.

²⁷⁶ Vgl. Behrenbeck, *Heldenkult*, S. 150.

²⁷⁷ Ein Beispiel der Heroisierung des Kriegstodes anhand eines Kriegerdenkmals ist August v. Mackensen, der den Bau einer Kirche als Gedenkstätte förderte (Schwarz Müller, Mackensen, S. 206f.). Zur Bedeutung und Funktion von Kriegerdenkmälern Koselleck/Jeismann, *Der politische Totenkult*.

Treue, Gehorsam, Pflichterfüllung – als ein „*Hobeslied deutschen Soldatentums*“ bestehen.²⁷⁸ Der Sinn des Sterbens bezog Manstein losgelöst von allen Kriegszielen und der Politik auf die aufopfernden Tugenden der Tapferkeit, Treue und Pflichterfüllung. Dieses heroische Sterben besass daher in den Augen Mansteins eine eigene Ethik, einen Wert und Zweck an sich. In gleicher Weise beschrieb er den Tod seines Sohnes Gero v. Manstein, gefallen 1942 im Alter von 19 Jahren, mit überzeitlichen Begriffen als Tod für „*unser geliebtes Deutschland*“ und „*Vaterland*“.²⁷⁹ Manstein konnte dadurch auch dem Tod seines Sohnes einen sinnhaften Zweck beimessen.

²⁷⁸ Manstein, *Verlorene Siege* (1955), S. 319f. Vgl. auch S. 472: „*Mag das Opfer, das die Soldaten der 6. Armee damals gebracht haben, im Hinblick auf den Kriegsausgang auch vergeblich gewesen sein, so wird doch der ethische Wert dieses Opfers dadurch niemals aufgehoben.*“

²⁷⁹ Manstein, *Verlorene Siege*, S. 300, vgl. Wrochem, Manstein, S. 292f.

Kapitel II – Fazit

In Philosophie, Geschichtsschreibung und Publizistik hatten sich im 19. Jahrhundert Vorstellungen über den Krieg als einem notwendigen Promotor der weltgeschichtlichen und kulturellen Entwicklung sowie einem Medium der Läuterung und Revitalisierung etabliert. Es waren Vorstellungen und Ideen, die ein spezifisches Deutungsangebot konstituierten und dadurch auch die militärischen Kriegsdiskurse entscheidend prägten. Das Ensemble dieser Deutungen formierte einen *bellizistischen* Kriegsdiskurs, der über den ganzen Untersuchungszeitraum hinweg seine Wirkung zeitigte.²⁸⁰

Die Deutung des Krieges als eine *Conditio sine qua non* des Kulturfortschritts war eines der Elemente des bellizistischen Kriegsdiskurses. Es wurde betont, dass der Krieg der Entwicklung von Wissenschaft, Technik, Kunst, Recht und Wirtschaft entscheidende Impulse verleihe und somit der Krieg eine Notwendigkeit für den kulturellen und geschichtlichen Fortschritt darstelle. Ohne den Krieg gäbe es, so wurde behauptet, keine fortschreitende Kultur und keine zivilisatorische Entwicklung. Der Krieg wurde zu einem „unbedingten Erfordernis des Kulturfortschritts“ (Albert v. Boguslawski) erklärt. Damit verbunden war auch die geschichtsphilosophisch geprägte Auffassung (Hegel), dass der Gang und die Entwicklung der Weltgeschichte durch auf- und absteigende Völker resp. Staaten gekennzeichnet sei, wobei der Krieg eine ausschlaggebende Rolle spiele, da er zutage bringe, welche Völker sich auf dem auf- oder absteigenden Ast befinden. Auf diese geschichtsphilosophischen Prämissen stützte Generalstabschef Helmuth v. Moltke d. J. seine metapolitisch-bellizistische Deutung des Ersten Weltkrieges: Deutschland ist an der Reihe, die Führung der Menschheit zu übernehmen, während die romanischen Völker den Zenit ihrer Entwicklung bereits überschritten haben und die slawischen Völker noch zu rückständig sind, um eine weltgeschichtliche Führungsrolle ausüben zu können. Moltkes Ansichten waren weniger ein „fatalistische[r] Wirrwarr“, wie Niall Ferguson meint,²⁸¹ vielmehr reproduzierte Moltke weitverbreitete und geschichtsphilosophisch verankerte bellizistische Deutungsmuster, die – darin ist Ferguson wieder recht zu geben – eine fatalistische Haltung fundierten.

Die Erfahrungen des Ersten Weltkrieges und die Niederlage konnten diesen Deutungen nicht viel anhaben. Zum einen wurde gesagt, der Krieg als ein „Reformator“ könne gerade auch durch eine Niederlage ein Volk zu späterer Blüte bringen, zum anderen half die Dolchstoßlegende, die Tatsache der deutschen Niederlage zu relativieren. Der Krieg wurde weiterhin als Moment

²⁸⁰ Bellizistische Ansichten waren übrigens auch bei den Militärs anderer Länder verbreitet, vgl. Jaun, Preussen vor Augen, S. 85f.

²⁸¹ Ferguson, Der falsche Krieg, S. 135.

der geschichtlichen und kulturellen Entwicklung angesehen, wie dies einige militärische Texte aus der Zeit nach 1918 belegen.

Das zweite wichtige Element des bellizistischen Kriegsdiskurses war, dass dem Krieg eine spezifische moralische Qualität als Medium der Katharsis, Revitalisierung und Tugendbewährung beigemessen wurde, wogegen lange Friedenszeiten als verweichlichend und retardierend galten. Ein Briefzitat des älteren Moltke brachte diese Überzeugung in paradigmatischer Weise zum Ausdruck: Der ewige Friede ist ein (nicht einmal schöner) Traum, der Krieg hingegen ein Glied in Gottes Weltordnung, im Krieg entfalten sich die edelsten Tugenden des Menschen und er bewahrt sie davor, im Materialismus zu versumpfen. Bemerkenswert ist die diskursive Einschreibung dieser Aussage. Immer wieder zitiert, verfestigte sie sich zu einem wirkmächtigen bellizistischen Topos, der aufgrund der Autorität Moltkes Geltung und Wahrheit beanspruchte, dies besonders auch in der Auseinandersetzung mit pazifistischen Vorstellungen.

Das bellizistische Deutungskonstrukt war stark von zivilisationskritischen und kulturpessimistischen Ansichten geformt. Die Militärs sahen in der modernen Gesellschaft grosse Gefahren: Dekadenz, Wohlstand, Genusssucht, Verweichlichung, Materialismus, Egoismus, Individualismus, das „Friedensgeplärre“ (Colmar v. der Goltz) – all dies waren in ihren Augen die Folgen einer (zu) langen Friedenszeit, die unweigerlich zu „Fäulnis“ und „Versumpfung“ führen müsse. Ein Krieg versprach, Staat und Gesellschaft von diesen negativen Erscheinungen zu reinigen und zu läutern und wiederum die wahren Tugenden zu erwecken, die in Friedenszeiten zu verkümmern drohen, wie Mut, Tapferkeit, Treue, Opferwilligkeit und Pflichtgefühl. Das Kollektiv bzw. die Nation sollte dadurch im Krieg wieder zu sich finden und sich ihrer Existenz als staatliche und nationale Gemeinschaft wieder bewusst werden. Deshalb wünschten sich einige Militärs wie etwa Colmar v. der Goltz und Erich v. Falkenhayn einen Krieg, der das deutsche Volk in diesem Sinne läutern und revitalisieren sollte.

Die Deutung der kathartischen Wirkung des Krieges wurde sowohl auf das Kollektiv als auch auf das Individuum angewandt, so dass ein *kollektivbezogener* von einem *individumsbezogenen* Bellizismus unterschieden werden kann. Bei letzterem standen die kriegerischen Tugenden des Heroismus und der Opferbereitschaft im Zentrum. Just auf diese Tugenden musste aufgrund der Auswirkungen der modernen Waffentechnologien rekurriert werden. Die immens gestiegene Feuerkraft verlangte vom einzelnen Soldaten eine gesteigerte Kampfmoral, Angriffsgeist und Todesverachtung. Mensch und Moral wurden über Maschine und Material gestellt. Gefragt war darum eine Restituierung kriegerischer Ideale und heldischer Qualitäten. Jedoch wirkten nach Auffassung der Militärs die dekadenten Tendenzen der modernen Gesellschaft, vor allem pazifistische Bestrebungen, diesen Ansprüchen entgegen.

Mit dem Appell an das moralische Element war auch eine Sinngebung des Kriegstodes verbunden, die dem Sterben auf dem Schlachtfeld eine doppelte sinnhafte Bedeutung zuschrieb. Einerseits war das individuelle Opfer unabdingbar für die Existenz und das Bewusstsein des nationalen Kollektivs, denn „nur aus Opfern wächst Grosses“ (Hermann Foertsch). Andererseits wurde der Todesbereitschaft und Opferwilligkeit aber auch eine eigene ethische Qualität zuerkannt, einen Sinn und Wert *per se*, unabhängig des politischen Kriegszwecks und der Kriegsziele, auch unabhängig vom Ausgang des Krieges.

Der bellizistische Kriegsdiskurs mit seiner Konstituierung des Krieges als Medium des Fortschritts und der Revitalisierung bewies eine bemerkenswerte Kontinuität und Persistenz. Er transformierte die Deutung und Legitimation des Krieges auf eine den politischen und machtsstaatsbezogenen Kontext übersteigende *metapolitische* Ebene. Das bellizistische Narrativ stellte ein sinnstiftendes Deutungsangebot her, mit dem sich sowohl ein konkreter Krieg (Moltkes d. J. Interpretation des Ersten Weltkrieges!) als auch das Phänomen Krieg im Allgemeinen deuten und legitimieren liessen. Dabei – und das ist das Entscheidende – wurde dem Krieg ein höherer, über seine politisch-instrumentelle und machtsstaatliche Funktion hinausgehender Sinngehalt zugeschrieben. Im Rahmen des politisch-machtsstaatlichen Kriegsdiskurses ergaben sich Ziel und Zweck des Krieges qua Politik und Machtstaat, wohingegen der bellizistische Kriegsdiskurs die welthistorische und kulturelle Rolle des Krieges ins Zentrum rückte. Auf den Punkt gebracht liesse sich sagen, dass im politisch-machtsstaatlichen Kriegsdiskurs primär Politik und Staat, im bellizistischen primär Geschichte und Kultur die Legitimationsquellen des Krieges darstellten. Vor dem Hintergrund der metapolitisch-bellizistischen Folie transzendierte der Krieg zu einem Ereignis mit tieferer Bedeutung, sei es hinsichtlich des geschichtlichen und kulturellen Fortschritts, sei es in Bezug auf die Revitalisierung des Kollektivs und Individuums. Der bellizistische Kriegsdiskurs erwies sich solchermassen als ein robustes „Sinngewebe“ und trug massgeblich zur Affirmation des Krieges bei.

III. Der Krieg als Naturgesetz – Die sozialdarwinistische Deutung des Krieges

Vom bellizistischen Kriegsdiskurs lässt sich trotz vieler Berührungspunkte und Anknüpfungen ein spezifisch biologistischer bzw. sozialdarwinistischer Kriegsdiskurs abgrenzen, der das Phänomen Krieg biologisierte und ihn als ein Naturgesetz, als ein naturgesetzliches Erfordernis konstituierte. Um den sozialdarwinistischen Kriegsdiskurs untersuchen zu können, soll zuerst auf Idee, Wirkung und Historiographie des Sozialdarwinismus eingegangen werden.

1. Sozialdarwinismus: Definitionen und Forschungsstand

a. Grundlagen und Ausprägungen des Sozialdarwinismus

Obwohl Evolutionstheorien schon vor Darwin bekannt gewesen waren, kam das Erscheinen von Charles Darwins „On the Origin of Species by Means of Natural Selection, or the Preservation of Favoured Races in the Struggle for Life“ im Jahre 1859 einer historischen Zäsur gleich. Es ist nicht übertrieben, Bedeutung und Wirkung seines Werkes als epochal zu bezeichnen. Die bereits ins Wanken geratenen Fundamente einer metaphysischen und religiösen Deutung des Naturgeschehens stürzten nun vollends ein. Die Vorgänge in der Natur bürsteten ihren ideellen, zweckhaften Charakter ein, ausser- und übernatürliche Erklärungen waren obsolet geworden. An die Stelle eines höheren Bauplans, einer formenden und zielgebenden Hand waren die kausalmechanischen Prinzipien der „natural selection“ und des „struggle for life“ getreten. Der Darwinismus „entzauberte“ das Naturgeschehen und führte es auf naturwissenschaftlich fassbare und empirisch beweisbare Wirkungszusammenhänge zurück.¹

Der Einfluss der Theorie Darwins zur Entstehung der Arten durch Evolution und Selektion ging jedoch weit über die Biologie und die Naturwissenschaften hinaus. Die Theorien, Ideen, Begriffe und Metaphern des Darwinismus bewiesen eine enorme Sprengkraft und entfalteten eine bemerkenswerte Eigendynamik. Dies zeigte sich besonders deutlich in der Übertragung der darwinschen Erkenntnisse auf die menschliche Gesellschaft. Die Verknüpfung der Prinzipien des Darwinismus mit den gesellschaftlich-sozialen Verhältnissen der Menschen bzw. die Zurückführung gesellschaftlich-sozialer Entwicklungen auf biologische Ursachen werden gemeinhin mit

¹ Zmarzlik, Sozialdarwinismus, S. 248. Peter Walkenhorst spricht von der „weltbildverändernde[n] Wirkung der Darwinschen Theorie“, Walkenhorst, Daseinskampf, S. 133.

dem Terminus „Sozialdarwinismus“ erfasst.² Dieser Begriff ist nicht unproblematisch. So ist umstritten, in welchem Ausmass Darwin selbst für die Anwendung seiner Theorien auf die menschlichen Beziehungen verantwortlich war. Es ist zu bedenken, dass sich „sozialdarwinistische“ Annahmen bereits in vor-darwinschen Gesellschaftstheorien finden, etwa bei Herbert Spencer in der Formel des „survival of the fittest“ im Zusammenhang des ökonomischen Konkurrenzkampfes oder in der Bevölkerungstheorie von Thomas Malthus.³ Obwohl der Terminus, wie zu zeigen sein wird, noch mit anderen Problemen behaftet ist, soll an ihm grundsätzlich festgehalten werden, da sich sein Gebrauch in der Forschungsliteratur allgemein etabliert hat.⁴

Eine Schwierigkeit ergibt sich aus der Frage, was denn unter „Sozialdarwinismus“ überhaupt zu verstehen ist. Ist es eine kohärente Theorie, eine Ideologie, eine Weltanschauung oder handelt es sich eher um ein diffuses eklektizistisches Ideengemenge? In der Forschung sind hierzu unterschiedliche Interpretationen und Begrifflichkeiten vorhanden, eine einheitliche Definition fehlt.⁵ Hans-Ulrich Wehler bezeichnet den Sozialdarwinismus als eine „machtvolle Ideologie“ und als „Legitimationsideologie“, die vor allem kapitalistische, imperialistische und aristokratische Herrschaftsinteressen stützte.⁶ Dieter Storz nennt den Sozialdarwinismus eine „biologistische Ideologie“, die als „weltanschauliche Grundlage“ diene.⁷ Für Peter Walkenhorst stellt der Sozialdarwinismus eine „weltanschauliche Matrix“ und eine „zentrale ‚Hintergrundüberzeugung‘ der wilhelminischen Gesellschaft“ dar.⁸ Markus Vogt definiert den Sozialdarwinismus als „eine an die

² Zum Thema Sozialdarwinismus existiert eine Fülle von Forschungsarbeiten, wobei der Sozialdarwinismus oft im Zusammenhang mit Rassismus, Eugenik, Nationalismus oder Imperialismus untersucht wird. Hier eine Auswahl: Becker, Sozialdarwinismus, S. 586-598, Crook, Darwinism, Gay, Kult der Gewalt, S. 51-87, Hawkins, Social Darwinism, Kelly, The Descent of Darwin, Koch, Sozialdarwinismus, Koch, Die Rolle des Sozialdarwinismus, Lindemann, Perzeptionen, Reusch, Die Ethik des Sozialdarwinismus, Sandmann, Ernst Haeckels Entwicklungslehre, Siefert, Die Krise der menschlichen Natur, Vogt, Sozialdarwinismus, Walkenhorst, Daseinskampf, Wehler, Sozialdarwinismus, Wehler, Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 3, S. 1081-1085, Weindling, Health, race and German politics, Pipers Handbuch der politischen Ideen, Bd. 5, S. 64-71; älter, aber immer noch grundlegend Zmarzlik, Sozialdarwinismus. Einen sehr guten und kritischen Überblick zum Forschungsstand und zu den Interpretationsrichtungen in Bezug auf den Sozialdarwinismus in Deutschland bietet Evans, German Social Darwinism. Zur Verbreitung des Sozialdarwinismus ausserhalb Deutschlands Lindemann, Perzeptionen, S. 39-42; zum Sozialdarwinismus in Grossbritannien Leonhard, Bellizismus und Nation, S. 797-801.

³ Vgl. Vogt, Sozialdarwinismus, S. 20-23, Becker, Sozialdarwinismus, S. 590f., Koch, Sozialdarwinismus, S. 24-53, Lindemann, Perzeptionen, S. 47, Anm. 94. Philipp Sarasin schreibt, dass viele Ideen, die vor- oder sogar antidarwinistisch waren, seit den 1880er Jahren zu einem teilweise wissenschaftlichen, teilweise populären darwinistischen und sozialdarwinistischen Weltbild amalgamiert wurden (Sarasin, Zweierlei Rassismus? S. 75f.).

⁴ Vgl. dagegen die Differenzierung bei Siefert in „Sozialdarwinismus“, „Sozialamarckismus“ und eine „kulturalistische Position“ (Siefert, Die Krise der menschlichen Natur, S. 63-70). Zum Teil werden je nach Einordnung auch Begriffe wie „Nationaldarwinismus“ (Walkenhorst) und „völkischer Darwinismus“ (Lindemann) verwendet.

⁵ Vgl. Vogt, Sozialdarwinismus, S. 197f.

⁶ Wehler, Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 3, S. 1081, Wehler, Sozialdarwinismus, S. 287, Wehler, Das Deutsche Kaiserreich, S. 181. Kritisch zu Wehler Vogt, Sozialdarwinismus, S. 201f. u. 256 sowie Evans, German Social Darwinism, S. 58f.

⁷ Storz, Auswirkungen, S. 87.

⁸ Walkenhorst, Daseinskampf, S. 133.

Evolutionstheorie von Darwin anknüpfende oder sich auf sie berufende Gesellschaftstheorie.“⁹ Andere wiederum betonen, dass man beim Sozialdarwinismus nicht von einer sozialen oder politischen Theorie sprechen könne.¹⁰ Hans-Günter Zmarzlik hält in seinem wegweisenden Aufsatz fest, dass der Sozialdarwinismus im Gegensatz etwa zum Marxismus keine in sich geschlossene, alle Lebensbereiche einheitlich auslegende Ideologie gewesen sei.¹¹

Einig sind sich die meisten Historiker jedoch darüber, dass der Darwinismus insgesamt sehr unterschiedlich rezipiert wurde. Die Vieldeutigkeit und Unbestimmtheit vieler Begriffe und Theoreme des Darwinismus erleichterten eine gesellschafts- und politikbezogene Übertragung und wurden daher von ganz gegensätzlichen Richtungen in Anspruch genommen.¹² Darwins Lehre wurde in verschiedensten Formen von den verschiedensten Gruppierungen zur Erklärung sozialer Prozesse herangezogen. Zmarzlik schreibt dazu: „Auf ihn [den Darwinismus] stützten sich Verfechter einer altruistischen Ethik, aber auch die Verkünder einer brutalen Herrenmoral; auf ihn berief sich liberales Fortschrittsdenken, aber ebenso ein krasser Geschichtsfatalismus. Ihn benutzten Vorkämpfer der sozialistischen Gleichheitsideen, aber auch Programmatiker rassistischer Ungleichheitslehren.“¹³ Somit stellte sich der Sozialdarwinismus als ein ausgesprochen vieldeutiges, ubiquitäres Phänomen dar, das sich in einem komplexen Spannungsfeld von Naturwissenschaft, Pseudo- und Populärwissenschaft, Politik und Gesellschaftstheorie situierte. Die Wirkmächtigkeit des Sozialdarwinismus lag aber gerade in seiner Polyvalenz begründet, da er sich relativ einfach an die jeweiligen ideologischen Bedürfnisse anpassen liess, mannigfache Ausdeutungen möglich machte und es dabei erlaubte, „gesellschaftliche und politische Entwicklungen auf vermeintlich biologische Ursachen zurückzuführen und in ein umfassendes Welt- und Geschichtsbild einzuordnen.“¹⁴

Trotz des uneinheitlichen Erscheinungsbildes, das den Sozialdarwinismus kennzeichnet, lassen sich grob zwei Grundrichtungen unterscheiden. Die moderate individualistische Auslegung betonte primär das *evolutionistische* Prinzip und den freien Konkurrenzkampf von Individuen und konnte so Sozialisten wie auch Liberale ansprechen. Bei der kollektivistischen Richtung stand

⁹ Vogt, Sozialdarwinismus, S. 153. Vogt kommt dann aber zum Schluss, dass der Sozialdarwinismus keine in sich geschlossene oder kohärente Theorie sei (S. 194 u. 203).

¹⁰ So z. B. Hawkins, Social Darwinism, S. 32.

¹¹ Zmarzlik, Sozialdarwinismus, S. 256.

¹² Nach Karl-Georg Faber lassen sich für das Jahr 1866 erste konkrete Belege für eine Übertragung der Theorie Darwins auf die Politik finden, Faber, Realpolitik, S. 26-28.

¹³ Zmarzlik, Sozialdarwinismus, S. 247. Vgl. auch Crook, Darwinism, S. 31 sowie Siefert, Die Krise der menschlichen Natur, S. 126, der auf die Ambivalenz des Sozialdarwinismus und dessen politische Vielseitigkeit hinweist.

¹⁴ Walkenhorst, Daseinskampf, S. 134 (Zitat), Vogt, Sozialdarwinismus, S. 192-194, Hawkins, Social Darwinism, S. 32. Vgl. auch Gat, History of Military Thought, S. 347f.: „By the turn of the century, political realities and historical perspectives were everywhere receiving a timely reinforcement from the teaching of biology and the all-pervasive cultural impact of the Darwinian revolution.“

hingegen der *Selektionsgedanke* im Vordergrund: Der „Kampf ums Dasein“ als ein fortgesetztes Ringen um Selbstbehauptung, als Auslesekampf nicht mehr nur zwischen Individuen, sondern zwischen Staaten, Völkern und Rassen, wobei das „Recht des Stärkeren“ zentrale Bedeutung erhielt. Mit dem Wandel des gesellschaftlichen und politischen Klimas der 90er Jahre des 19. Jahrhunderts, dem Verlust der liberalen Vorherrschaft und dem wachsenden Einfluss von Nationalismus, Rassismus und Imperialismus setzte sich tendenziell die selektionistische und rassistische Variante des Sozialdarwinismus durch (wobei auch diese Richtung vielgestaltige Ausprägungen annahm und keinesfalls eine einheitliche Auffassung darstellte). Gegenüber dem Fortschrittsoptimismus wurde ein rassen- und verfallsorientierter Kulturpessimismus dominierend.¹⁵ Rassenhygieniker, Rassenanthropologen und Eugeniker verbreiteten Verfallstheorien und prangerten die christlich-humanitäre Ethik und die moderne Zivilisation an, die das Schwache und Minderwertige schütze und dadurch zur biologischen und rassistischen Degeneration und Entartung des Volkes beitrage. Mit sozialdarwinistischen Begründungen liess sich die Unterscheidung zwischen „minderwertigen“ und „höherwertigen“ Individuen, Völkern und Rassen, zwischen „wertem“ und „unwertem“ Leben sowie die Verabsolutierung des Rechts des Stärkeren und Gesünderen „wissenschaftlich“ legitimieren.¹⁶ Der selektionistische Sozialdarwinismus bot ausserdem eine Rechtfertigungsgrundlage für nationalistische, expansionistische und imperialistische Bestrebungen und förderte eine Sichtweise, die internationale bzw. interstaatliche Beziehungen vorwiegend in den Kategorien des Rechts des Stärkeren, des Auslese- und Rassenkampfes beurteilte. Es fand gewissermassen eine Biologisierung der klassischen Machtstaatsvorstellungen statt. Nicht nur die extremistischen Alldeutschen, auch Reichskanzler Bethmann Hollweg, sein Berater Kurt Riezler oder der Kaiser selbst, um eine kleine Auswahl aus der Zeit des Kaiserreichs zu nennen, bewerteten die internationalen Verhältnisse häufig unter sozialdarwinistischen Gesichtspunkten, wenn auch mit unterschiedlichen Akzentsetzungen.¹⁷

Aufgrund seiner Heterogenität und Offenheit für unterschiedliche Positionen muss die Bedeutung des Sozialdarwinismus als einer schlüssigen Theorie oder Ideologie relativiert werden, wie er sich auch einer eindeutigen Einordnung und Definition entzieht.¹⁸ Vielmehr lohnt es sich,

¹⁵ Zmarzlik, Sozialdarwinismus, S. 247 u. 250f., Vogt, Sozialdarwinismus, S. 197-206 u. 307-309, Kelly, The Descent of Darwin, S. 103f.; die Forschungskontroversen und -resultate zu den unterschiedlichen Richtungen des Sozialdarwinismus diskutiert Evans, German Social Darwinism, S. 57-72.

¹⁶ Zur Verbindung von Rassentheorien und Sozialdarwinismus Vogt, Sozialdarwinismus, S. 260-277. Vogt weist darauf hin, dass Darwin mit den rassentheoretischen Auslegungen seiner Theorie nichts zu tun hatte, Vogt, Sozialdarwinismus, S. 199f. Vgl. auch Zmarzlik, Sozialdarwinismus, S. 252-256 u. 263-266, Walkenhorst, Daseinskampf, S. 136-140.

¹⁷ Vgl. Evans, German Social Darwinism, S. 73-75, Lindemann, Perzeptionen, S. 37, 183-186 u. passim, Walkenhorst, Daseinskampf (dort v. a. zur sozialdarwinistischen Aufladung des Nationalismus).

¹⁸ Vgl. Vogt, Sozialdarwinismus, S. 194-198.

die diskursive Funktion und Wirkung des Sozialdarwinismus zu beleuchten und danach zu fragen, welche Sprache, Begriffe, Denkfiguren, Bilder und Metaphern¹⁹ er konstituierte und transportierte.²⁰ Richard J. Evans schlägt vor, den Sozialdarwinismus zu konzeptualisieren als „a language, a collection of words that constituted a discursive framework [...] rather than as a coherent set of ideas or a fully worked-out ideology.“²¹ Der Sozialdarwinismus stellte eine „Sprache“ bereit, mit der sich verschiedene Haltungen artikulieren und begründen liessen, von sozialistischen, liberalen bis hin zu rassistischen und nazistischen.²² Mit der originalen darwinschen Theorie musste diese in die unterschiedlichsten Kontexte und Zeiten diffundierende „Sprache“ nicht mehr viel gemein haben, sie entwickelte gleichsam ein unberechenbares diskursives Eigenleben. Dies zeigt sich exemplarisch in der Metapher des „struggle for existence“.²³ Bereits deren problematische deutsche Übersetzung – „Kampf ums Dasein“ – rief eigene Konnotationen hervor und suggerierte einen ultimativen existentiellen Kampf, einen hobbeschen „bellum omnium contra omnes“, so dass das agonale, aggressive Moment ins Zentrum rückte.²⁴ Die dieser Metapher anhaftenden Bedeutungsnuancen erlaubten es ihr, sich von dem ursprünglichen, eigentlichen darwinschen Theoriegehalt loszulösen und in andere (gesellschaftliche oder politische) Bereiche zu diffundieren, „floating freely between contexts of use.“²⁵ Die Verbreitung und Wirkung

¹⁹ Zur Funktion von (sozial-)darwinistischen Metaphern siehe die Aufsätze von Weingart, *Struggle for Existence*, Bowler, *Social Metaphors* u. Fellmann, *Darwins Metaphern*.

²⁰ Vgl. in diesem Zusammenhang die diskursanalytisch angelegte Untersuchung des Darwinismus resp. der Darwinrezeption von Geulen, *Wahlverwandte*, S. 72-94. Geulen kritisiert die ideengeschichtliche Interpretation des Darwinismus und dessen Rezeption, „die in der politisch-ideologischen Verwendung Darwinscher Kategorien vor allem eine illegitime Übertragung naturwissenschaftlicher Aussagen auf den Bereich der Gesellschaft oder Geschichte diagnostizierte, um von hier aus die jeweiligen Interessen und politischen Motive dieser Übertragung als die eigentlich entscheidenden Faktoren der Rezeption auszuweisen.“ (S. 89). Die Rezeptionen des Darwinismus waren vielmehr bestimmt durch Versuche, die darwinsche Theorie nicht bloss zu übernehmen, sondern zu ergänzen, auszubauen und zu transformieren. Den Rezeptionen gemeinsam war die Ergänzung und Modifikation darwinscher Konzepte, die Konstruktion eines jeweils eigenen Naturprozesses. Es gelte, so Geulen, die Punkte zu untersuchen, „an denen die Methoden, Kategorien und Instrumente zur Beschreibung von Natur phantasmatisch zur Natur selbst erklärt werden“ und sich auf „Formen der phantasmatischen Verdrängung erfahrbarer Wirklichkeit durch wissenschaftliche Beschreibungssysteme“ zu konzentrieren (S. 93f.).

²¹ Evans, *German Social Darwinism*, S. 78. Vgl. auch die Definition bei Hawkins, *Social Darwinism*, S. 32: „By referring to Social Darwinism as a world view I am making a claim about its discursive role. This is that Social Darwinism is not, in itself, a social or political theory. Rather, it consists of a series of connected assumptions and propositions about nature, time and how humanity is situated within both.“

²² Evans, *German Social Darwinism*, S. 78: „[A] language in which a variety of different and often conflicting policies could be articulated.“

²³ Zum Begriff und Motiv des „struggle“ Vogt, *Sozialdarwinismus*, S. 79-87. Bowler, *Social Metaphors*, S. 123f., betont, dass diese Metapher nicht allein auf den Darwinismus zurückgeführt werden könne und weist auf die Komplexität der Interaktionen zwischen Biologie und Gesellschaftstheorie hin.

²⁴ Weingart, *Struggle for Existence*, S. 130f. Adäquater wären die Übersetzungen „Kampf ums Leben“ oder „Kampf ums Überleben“ gewesen, die den von Darwin beabsichtigten Sinn – den unbewussten, allgemeinen Kampf der Arten in einer bestimmten natürlichen Umgebung – besser wiedergegeben hätten. Vgl. auch Vogt, *Sozialdarwinismus*, S. 82f. u. Kelly, *The Descent of Darwin*, S. 30f.

²⁵ Weingart, *Struggle for Existence*, S. 131. Weingart drückt es auch so aus (S. 139f.): „[T]he *Kampf ums Dasein* metaphor had become a highly inflated currency, together with elements of evolutionism and selectionism, that was being traded in all kinds of contexts with absolutely no relation to Darwin's theory.“ Vgl. auch Walkenhorst, *Daseins-*

der „Kampf ums Dasein“-Metapher verdeutlicht eine grundlegende Transformation, nämlich wie eine Form der Beschreibung von Natur bzw. die Metaphorisierung eines Naturprozesses sich zur Natur selbst, zum eigentlichen Inbegriff von Natur hypostasierte: Der „Kampf ums Dasein“ *ist* Natur!²⁶ Eine weitere wichtige Eigenschaft der sozialdarwinistischen „Sprache“ war der ihr inhärente Nimbus der Wissenschaftlichkeit; sie insinuierte wissenschaftliche Autorität sowie unhintergehbare Naturgesetze und vermochte dadurch Ideen und Deutungen einen entsprechenden wissenschaftlichen Anstrich zu verleihen.²⁷

b. Sozialdarwinismus und Krieg

Bei der Übertragung der Theorie Darwins auf die menschliche Gesellschaft lag es nahe, den Krieg als Ausdruck eines ewigen Daseinskampfes zur Durchsetzung des „Rechts des Stärkeren“, als (natur-)notwendiges Instrument der Selektion zwischen Völkern, Nationen oder Rassen zu interpretieren. Die sozialdarwinistische Rechtfertigung des Krieges fand, wie in etlichen Studien dargelegt wird, in Politik, Gesellschaft und auch im Militär weite Verbreitung.²⁸ In der historischen Forschung herrscht jedoch die Tendenz vor, Kriegsdeutungen zu sehr auf die Formel des „Sozialdarwinismus“ zu reduzieren und „sozialdarwinistisch“ als Pauschalinterpretation zu verwenden.²⁹ Rudolf Jaun hat festgehalten, dass die Denkfiguren, Diskurse und Praktiken des Sozialdarwinismus kaum näher expliziert oder von anderen kampforientierten Konzepten und Ideologien abgegrenzt würden.³⁰ Die vorherrschenden Kriegsvorstellungen werden so oftmals generell und undifferenziert mit dem Sozialdarwinismus erklärt und auf diesen zurückgeführt. Häufig beruhen viele als „sozialdarwinistisch“ bezeichnete Kriegsdeutungen eher auf traditionellen

kampf, S. 134: „Die ubiquitäre Verbreitung sozialdarwinistischer Deutungsmuster resultierte [auch, N. M.] aus der Polyvalenz ihrer zentralen Metaphern, dem ‚Kampf ums Dasein‘ und der ‚natürlichen Auslese‘, die als interdiskursiv verwendete Kollektivsymbole eine Übertragung des Selektionsgedankens auf höchst unterschiedliche Zusammenhänge ermöglichten.“

²⁶ Vgl. Geulen, Wahlverwandte, S. 93f.

²⁷ Vgl. Weingart, Struggle for Existence, S. 135.

²⁸ Vgl. etwa Lindemann, Perzeptionen, S. 57-135 u. passim, Förster, Im Reich des Absurden, S. 237f., Rohkrämer, Militarismus, S. 252-262, Rohkrämer, August 1914, S. 763 u. 766, Koch, Sozialdarwinismus, S. 100-112. Zum Sozialdarwinismus der Militärs: Förster, Der Sinn des Krieges, Bald, Kriegsbild, S. 150-152, Kronenbitter, Krieg im Frieden, S. 140-142, Storz, Kriegsbild und Rüstung, S. 79-92, Storz, Auswirkungen, S. 87-89. Aus den genannten Arbeiten geht jedoch kaum hervor, wie sich der Sozialdarwinismus definiert, sich von anderen Auffassungen abgrenzen lässt und was das Spezifische einer sozialdarwinistischen Haltung sein soll.

²⁹ Vgl. etwa Herwig, Immorality, S. 165: „The German officer corps, like German society as a whole, was seduced by the heady wine of social Darwinism and crude racism.“ oder Förster, Im Reich des Absurden, S. 251: [E]s scheint, dass der Krieg für viele führende Offiziere sozialdarwinistischer Selbstzweck war und militärisch-politisches Kalkül eine untergeordnete Rolle spielte.“ Auch Lindemann reduziert in seiner Studie die Kriegsvorstellungen zu sehr auf den „völkischen Darwinismus“.

³⁰ Jaun, Preussen vor Augen, S. 81f. Vgl. Krumeich, Einkreisung, S. 101.

machtstaatlichen oder geschichtsphilosophisch-bellizistischen Prämissen.³¹ In diesem Sinne relativieren auch einige Studien den Stellenwert des Sozialdarwinismus als Rechtfertigungsgrundlage für den Krieg.³² Die nationalistische und militaristische Kriegsrhetorik war oft nur oberflächlich sozialdarwinistisch und hatte, wie Paul Crook meint, andere Wurzeln: „The real mentors of German conflict sociology were the Prussian historians Friedrich Hegel, Leopold von Ranke and Heinrich von Treitschke, with their pre-Darwinian rationalisations of state violence, and their preoccupation with the dynamics of power.“³³ Crook kommt zum Schluss, dass die Bedeutung des Sozialdarwinismus für die Legitimation des Krieges in der historischen Literatur überschätzt wird.³⁴ Auch Alfred Kelly ist der Ansicht, „that the rhetoric of struggle could, and often did, exist without reference to Darwin.“³⁵ Entsprechend dem Trugschluss „Post Darwin, ergo propter Darwin“ werden viele affirmative Auffassungen über den Krieg fälschlicherweise mit dem Etikett „sozialdarwinistisch“ versehen.³⁶ Zudem darf nicht übersehen werden, dass es auch eine pazifistisch orientierte Auslegung des Sozialdarwinismus gab.³⁷ Einige Sozialdarwinisten (z. B. Herbert Spencer) vertraten eine evolutionäre Erklärung des Krieges und lehnten ihn ab. Sie stellten sich auf den Standpunkt, dass einst der Krieg für die Selektion unvermeidlich gewesen sei, nun aber mit dem Fortschreiten der Evolution durch friedliche Mittel des Wettbewerbs ersetzt würde. Für den weiteren Fortschritt wäre der Krieg nur noch hinderlich. Somit konnte eine biologistische Deutung des Krieges zu gegensätzlichen Feststellungen führen: Die einen sahen den Krieg als notwendiges Element der natürlichen Selektion an, andere stuften ihn als schädlich ein, da er die Gesunden und Kräftigen dahinträfe.³⁸

Die Promotoren des Krieges hatten es nicht nötig, sich auf Darwin zu berufen. Die Bejahung und Rechtfertigung des Krieges bedurften – das haben Kapitel I und II gezeigt – nicht zwingend einer sozialdarwinistischen Begründung. Tatsache ist jedoch, dass auch sozialdarwinistische Deutungsmuster und Rationalisierungen des Krieges angewendet und wirkmächtig wurden.³⁹ Wenn Peter Weingart der Auffassung ist, der Sozialdarwinismus habe nichts oder nicht viel

³¹ So beispielsweise bei Storz, *Kriegsbild und Rüstung*, S. 87-91. Vgl. Jaun, *Preussen vor Augen*, S. 82.

³² Es sind dies besonders Crook, *Darwinism*, Hawkins, *Social Darwinism* u. Kelly, *The Descent of Darwin* (einige kritische Anmerkungen zu Kelly macht Evans, *German Social Darwinism*, S. 68-70).

³³ Crook, *Darwinism*, S. 32.

³⁴ „[W]hile Darwinism was translatable into almost every available idiom of political and social discourse, its usage in justifying war and generating a violent image of *Homo pugnax* has been exaggerated in the historical literature.“ Crook, *Darwinism*, S. 192. Vgl. Jaun, *Preussen vor Augen*, S. 82 u. Pick, *War Machine*, S. 203.

³⁵ Kelly, *The Descent of Darwin*, S. 101.

³⁶ Kelly, *The Descent of Darwin*, S. 102. Als Beispiel führt Kelly Treitschke an: „Treitschke does not depend on or elaborate on Darwinism; rather, he merely restates the ancient ‚might makes right‘ argument in contemporary language.“ Vgl. auch Hawkins, *Social Darwinism*, S. 206f.

³⁷ Hierzu insbesondere die Studie von Crook, *Darwinism*.

³⁸ Hawkins, *Social Darwinism*, S. 206, Pick, *War Machine*, S. 76-83.

³⁹ Hawkins, *Social Darwinism*, S. 207.

zur Kriegslegitimation beigetragen ausser „a new metaphorical repertoire and its scientific prestige“,⁴⁰ so sind gerade dieses „metaphorische Repertoire“ und dessen wissenschaftliches Prestige für die Beschreibung und Analyse des sozialdarwinistischen Kriegsdiskurses bedeutsam.⁴¹

⁴⁰ Weingart, *Struggle for Existence*, S. 136.

⁴¹ Pick, *War Machine*, S. 203, bringt es gut auf den Punkt (wobei er sich auf die Zeit vor 1914 bezieht): „[T]he social Darwinist evocation of war [...] was never the exclusive voice of the pre-war period any more than it was the only possible variant of evolutionary discourse at any one time. Nevertheless, a web of new ideologies of war, struggle, violence and political fatalism developed [...].“ Vgl. auch Crook, *Darwinism*, S. 205.

2. Sozialdarwinismus im militärischen Kriegsdiskurs

Im Folgenden wird herausgearbeitet, wie sich sozialdarwinistische Deutungsformen in der Epoche des Kaiserreiches (a), für die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg (b) und im Dritten Reich (c) manifestiert haben, wie sich ein spezifischer sozialdarwinistischer Kriegsdiskurs etablierte und sich allenfalls veränderte. Abschliessend werde ich aufzeigen (d), wie „Natur“-Relationen auch in Form von anthropologischen Erklärungen und Wettermetaphern die Kriegsdeutung prägten.

a. Sozialdarwinismus in der Armee des Kaiserreiches

Zwei Militärautoren des Kaiserreiches stechen mit ihrer sozialdarwinistischen Argumentation besonders hervor: Ernst v. Reichenau und Bernhard Kiessling. Nachdrücklicher als der in der Literatur immer wieder zitierte Friedrich v. Bernhardt⁴² haben sie ihre Legitimation des Krieges mit sozialdarwinistischen Begründungen, Begriffen und Metaphern angereichert. Reichenau, der sein Buch über „Einfluss der Kultur auf Krieg und Kriegsrüstung“ als Antwort auf die pazifistische und sozialistische Agitation gegen das Heer verstand, hob gleich in der Einleitung die naturgesetzliche Grundlage des Krieges hervor: Pazifistische Ansichten resultieren aus der Unkenntnis der *„natürlichen Gesetze, welche die Entwicklung der menschlichen Gesellschaft bedingen [...]“*. Der Krieg stellt *„eine logische Folge des ewigen, unerbittlichen und unauslöschlichen Daseinskampfes [dar], welcher allen Organismen aufgenöthigt ist [...]“*. Die *„Gesetze des Daseinskampfes“* können nicht aufgehoben werden, der Krieg ist ein Element *„natürlicher Gesetze“*, welche auch der Pazifismus nicht umzustossen vermag, *„so wenig wie die Drehung der Erde durch einen Protest ihrer Bewohner verhütet wird.“* Die Erkenntnis, dass dem Starken die Welt gehört, beruht auf *„wissenschaftlicher [!] Basis“* und Individuen wie Völkern ist *„der Daseinskampf, ewigen Gesetzen folgend, ewig aufgenöthigt [...]“*.⁴³ Der Begriff „Gesetz“ steht im Zentrum dieser Formulierungen, ein „natürliches“ und „ewiges“ – daher unumstössliches – Gesetz schreibt den „Daseinskampf“ vor. Das „Phantasma eines unbeugsamen obersten Naturgesetzes“, wie Philipp Sarasin dies in einem anderen Zusammenhang treffend formuliert hat,⁴⁴ zeigt sich hier besonders deutlich! Mit dem Verweis auf dieses „natürliche“ Gesetz wollte Reichenau den Pazifismus ad absurdum führen: Sowenig wie die Erdrotation verhindert werden kann, sowenig kann der Krieg abgeschafft werden. Dieser Gesichtspunkt schien Reichenau sehr wichtig gewesen zu sein, denn einige Seiten weiter wies er nochmals auf die Unmöglichkeit hin,

⁴² Auf den Sozialdarwinismus bei Bernhardt werde ich unten noch eingehen.

⁴³ Reichenau, Einfluss der Kultur auf Krieg und Kriegsrüstung (1897), S. 2-4. Zu Reichenaus Sozialdarwinismus siehe auch Storz, Kriegsbild und Rüstung, S. 89-91.

⁴⁴ Sarasin, Reizbare Maschinen, S. 146.

die „Gesetze, welche [...] das Werden und die Bedingungen des Daseins aller Lebewesen“ regeln, zu verändern und bezeichnete es als „haltlose Hirngespinnste“, die „natürliche[n] Gesetze“ beseitigen zu wollen. Naturgesetze sind schlechthin nicht aus der Welt zu schaffen, „die Aufhebung auch nur eines einzigen Naturgesetzes gleichbedeutend mit der Zertrümmerung des Weltalls sein müsste.“⁴⁵ Im Kapitel „Der Daseinskampf als ewiger Krieg“ wurde die Notwendigkeit des allgemeinen Daseinskampfes unter den Lebewesen gestützt auf die Bevölkerungstheorie von Malthus begründet.⁴⁶ Die Lebewesen vermehren sich rascher als die zu ihrem Unterhalt erforderlichen Subsistenzmittel, so dass der Kampf um diese Subsistenzmittel mit „mathematischer Nothwendigkeit“ einsetzen muss. Diesem Kampf ist auch der Mensch, der den „gleichen Grundbedingungen der Existenz unterworfen [ist] wie alle höher entwickelten Organismen“, ausgesetzt.⁴⁷ Eine gesteigerte Kultur ändert daran nichts, im Gegenteil, die Interessensgegensätze nehmen zu, wie beispielsweise die schärfer werdende wirtschaftliche Konkurrenz zwischen den Industriestaaten, die unweigerlich einmal zu einer kriegesischen Auseinandersetzung führen muss.⁴⁸

Den Daseinskampf versuchte Reichenau als zweckhaft darzustellen, wobei er den darwinistischen Selektionsmechanismus wie auch die lamarckistische Vererbungslehre bemühte: Der Kampf ist nicht Selbstzweck, er ist ein unentbehrliches Mittel der Menschheitsentwicklung, weil durch den Kampf „eine ununterbrochene Auslese unter den Menschen“ herbeigeführt wird und der Stärkere den Schwächeren verdrängt. Diese „natürliche Auslese“ gilt für Individuen wie für Völker und Nationen. In jedem Kampfe muss nun mit „natürliche[r] Unfehlbarkeit“ der Starke über den Schwachen siegen. Indem aber die Eigenschaften, die zum Siege der Stärkeren geführt haben, auf deren Nachkommen weitervererbt werden, schälen sich allmählich die überlegenen, auf einer höheren Kulturstufe stehenden Völker heraus.⁴⁹ Der Daseinskampf, lautete Reichenaus Folgerung, ist für die Menschheit von höchster Bedeutung, denn ohne die durch ihn bewirkte natürliche Selektion würde die menschliche Entwicklung stillstehen und sein Wegfall würde zum „Marasmus“⁵⁰ führen. Ihn ausschalten zu wollen, wäre darum völlig utopisch: „Der Daseinskampf ist der Menschheit so

⁴⁵ Reichenau, Einfluss der Kultur auf Krieg und Kriegsrüstung, S. 34f. („aller“ im Original hervorgehoben).

⁴⁶ Reichenau, Einfluss der Kultur auf Krieg und Kriegsrüstung, S. 5-14. Nach der Theorie des britischen Ökonomen Thomas Malthus steigt die Bevölkerungszahl exponentiell an, die Nahrungsmittelproduktion aber nur linear.

⁴⁷ Reichenau, Einfluss der Kultur auf Krieg und Kriegsrüstung, S. 6f. Dabei brachte Reichenau ein Buchzitat an, welches auf Darwins Evolutionstheorie hinwies. Auch auf S. 17f. wurde betont, dass alle lebenden Wesen dem Gesetz der Evolution unterworfen seien.

⁴⁸ Reichenau, Einfluss der Kultur auf Krieg und Kriegsrüstung, S. 15-23. Als Beispiel wurde die wachsende Rivalität Russlands und Englands in Asien angeführt. Vgl. auch S. 66 u. Reichenau, Die wachsende Feuerkraft (1904), S. 6f.

⁴⁹ Reichenau, Einfluss der Kultur auf Krieg und Kriegsrüstung, S. 25-28. Vgl. Reichenau, Die wachsende Feuerkraft, S. 144: „Die kulturelle Differenzierung ist ein Ergebnis der durch den Daseinskampf bewirkten Selektion [...]“

⁵⁰ „Marasmus“ bedeutet Kräfteverfall, Altersschwäche, Nahrungsmangel bzw. Unterernährung.

unentbehrlich wie der Wechsel zwischen Tag und Nacht, Sonnenschein und Regen, Sturm und Windstille, Hunger und Sättigung.“⁵¹

Mit der Konstituierung des Daseinskampfes als ewiges, unumstössliches Naturprinzip verwischte Reichenau die Grenzen zwischen Krieg und Frieden und entwarf das Bild eines ubiquitären Antagonismus. Der Krieg ist nach Reichenau einem Vulkanausbruch vergleichbar, eine gesteigerte Art des Daseinskampfes, welcher wie die Feuerglut im Innern der Erde unablässig lodert. Der Daseinskampf findet nämlich in verschiedensten Formen überall auch im Frieden zwischen Individuen oder Parteien statt, so dass *„von einem prinzipiellen Gegensatz zwischen Krieg und Frieden gar keine Rede sein kann.“* Ebenso wurde das Clausewitz-Diktum vom Krieg als Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln dahingehend interpretiert, dass die dem Krieg vorangehende diplomatische Aktion einem „geistigen“ Krieg (*„ein Krieg mit den Waffen des Geistes“*) gleichkommt, der dann in einen Krieg *„mit allen Waffen“* übergehen kann. Der Krieg wurzelt also im *„Boden des Daseins- und Interessenkampfes der Menschheit“* und stellt einen Teil des allgegenwärtigen Daseinskampfes dar. Weder der Daseinskampf im Allgemeinen noch der Krieg im Speziellen können daher vom Menschen abgeschafft werden.⁵² Reichenau verband seine Ausführungen abschliessend mit der Forderung, die Erkenntnisse über das Naturgesetz vom Daseinskampf sollten in breitere Volkskreise getragen werden. Nur wenn jemand sich der Tatsache, *„dass es in dieser Welt des Kampfes zu siegen gilt oder zu unterliegen“* bewusst wird und von der Notwendigkeit des Daseinskampfes und Krieges überzeugt ist, wird den Opfermut und Kampfeswillen aufbringen, die für das Gedeihen einer Nation und eines Volkes unabdingbar sind.⁵³ Bezeichnend ist hierbei, wie Reichenau seinen Darlegungen Wissenschaftlichkeit unterstellte, als er anfügte, dass manche Vorurteile gegen die Ergebnisse *„exakter Wissenschaften“* überwunden werden müssten, damit das Verständnis dieser *„natürlichen Gesetze“* Allgemeingut werden könne.⁵⁴

Im Gegensatz zu den anderen hier untersuchten Texten, worin Darwin kaum explizit zitiert wurde, weist Bernhard Kiesslings *„Ewiger Krieg“* einige Darwinzitate auf.⁵⁵ Kiessling, der sich in seinem Buch mit Kants Entwurf zum ewigen Frieden auseinandersetzte, fand es schwer

⁵¹ Reichenau, Einfluss der Kultur auf Krieg und Kriegsrüstung, S. 29f. Vgl. auch S. 86.

⁵² Reichenau, Einfluss der Kultur auf Krieg und Kriegsrüstung, S. 31-33. Vgl. S. 33: *„Der Wunsch, zu leben, zu gedeihen, sich zu entwickeln, ruft unter den Nationen dieselben Kämpfe hervor wie unter den einzelnen Menschen, dort aber nennt man sie Krieg.“* Reichenau versuchte alsdann zu beweisen, dass die Leiden des Krieges im Vergleich mit der Gesamtheit menschlichen Elends (Unglücke, Verbrechen, Krankheiten, Selbstmorde) gering seien (S. 59-61).

⁵³ Reichenau, Einfluss der Kultur auf Krieg und Kriegsrüstung, S. 72f. u. 85f. In Kapitel II, 3b wurde bereits erwähnt, wie Reichenau eine richtige Kriegsauffassung als Voraussetzung ansah, um den gestiegenen Anforderungen auf dem Schlachtfeld gerecht werden zu können und die durch Dekadenz Tendenzen bedrohte Kampfmoral zu stärken.

⁵⁴ Reichenau, Einfluss der Kultur auf Krieg und Kriegsrüstung, S. 86.

⁵⁵ Vgl. Kiessling, Ewiger Krieg (1890), S. 21, 37, 64, 130 u. 161. Zitiert wurde aus Darwins *„Entstehung der Arten“* und der *„Abstammung des Menschen“*.

verständlich, dass sich Kant als ein Vorläufer Darwins dazu hinreissen liess, mit seiner Friedenskonzeption „*die Natur in das Prokrustes-Bett einer abstrakten Idee*“ zu zwingen.⁵⁶ Den allgemeinen Daseinskampf wertete er – mit Verweis auf Darwin – als Tatsache, die nur noch einige „*Harmoneiefabrikanten*“ bestreiten würden, und beschrieb den Krieg als Bestandteil der Natur. Eine ewige Harmonie, räsonierte Kiessling, kann nicht existieren in einer Welt, die auf Veränderungen durch „*Vernichtung des [...] am wenigsten Angepassten*“ beruht. Alles ist entstanden im „*Kampf ums Dasein, welcher [...] das Passendste erhält*“, durch „*die natürliche Zuchtwahl im Kampf ums Dasein*“, und überall herrscht „*das ewige Gesetz der Bewegung, der Veränderung, der Verdrängung des Alten durch das Neue – der Kampf!*“⁵⁷ Dementsprechend lautete die Definition von „Natur“: „*Die Natur ist ewige Veränderung, unendliche Disharmonie, ein unbegreifliches, unbeschreiblich heftiges Ringen um die Existenz unter der erdrückenden Menge der wettbewerbenden Wesen [...]*“.⁵⁸ Auch der Krieg ist folglich ein „*naturnotwendiges Element*“, er fordert von den einzelnen Menschen wie von den Staaten grosse Opfer, denn die Natur ist eben nicht gütig und milde.⁵⁹ Die Antithese zum „ewigen Frieden“, der „ewige Krieg“, wurde zusammenfassend mit einem Analogieschluss begründet: Wie der allgemeine Kampf in der Natur die Grundbedingung jeglichen Lebens ist und das Zweckmässigste durch die Begünstigung des Stärkeren entfalten lässt, ein Aufhören dieses Kampfes aber das Ende allen Lebens und aller Entwicklung bedeuten würde, so ist in gleicher Weise der Krieg zwischen den Nationen für die menschliche Kulturentwicklung unentbehrlich und seine Abschaffung würde allen weiteren Fortschritt beenden. Der „*Ewige Krieg*“ als eine „*Naturkraft*“ ist daher die Grundlage jeder kulturellen und staatlichen Entwicklung.⁶⁰ Kiessling leitete also vom allgemeinen Daseinskampf in der Natur die Notwendigkeit des Krieges für die Menschheit und deren Fortschritt ab. Durch die Berufung auf die Natur erhielt die bellizistische Auffassung vom Krieg als Medium des Fortschritts eine biologische bzw. „naturwissenschaftliche“ Fundierung.

Die Herleitung des Krieges aus dem Naturgesetz des Daseinskampfes findet sich in verschiedenen militärischen Texten wieder. Der allgegenwärtige „Kampf“ resp. „Daseinskampf“ in der Natur zwischen den Organismen und Arten im Allgemeinen wurde als Ursache für den Krieg zwischen Nationen oder Völkern im Speziellen konstituiert (wobei die Begriffe „Kampf“, „Da-

⁵⁶ Kiessling, *Ewiger Krieg*, S. 15 (Zitat) u. 18.

⁵⁷ Kiessling, *Ewiger Krieg*, S. 33-37, 45f. u. 133 (Zitate S. 37, 46 u. 133). In einem Inserat in der Deutschen Heeres-Zeitung Nr. 98 vom 8. Dezember 1886, S. 777, wurde für die erste Auflage von Kiesslings Buch (damals noch anonym erschienen) geworben. Im Inseratetext hiess es u. a.: „*Der Krieg wird als ein nothwendiger Akt der Natur hingestellt [...]*“.

⁵⁸ Kiessling, *Ewiger Krieg*, S. 80f.

⁵⁹ Kiessling, *Ewiger Krieg*, S. 132. Vgl. Zitat S. 62: Wer „*allen Betrachtungen des individuellen wie des Völker-Lebens die Naturwissenschaft, die Stellung des Menschen und der menschlichen Vereinigungen in der Natur, sowie die Anthropologie im engern Sinn zugrunde legt, wird den freilich barten, aber apodiktisch-richtigen Schluss ziehen müssen: die Kriege unter Staaten sind unvermeidlich, – weil naturnotwendig [...]*“.

⁶⁰ Kiessling, *Ewiger Krieg*, S. 158 u. 164.

seinskampf“ und „Krieg“ manchmal auch synonym verwendet wurden). Dadurch ergab sich ein vermeintlich unauflösbarer und unwiderlegbarer Konnex zwischen Natur und Krieg. „*Woher entsprang der Krieg?*“ fragte Albert v. Boguslawski, um zu antworten: „*Der Krieg entsprang aus einem in der ganzen Welt gültigen Naturgesetz. Dieses Naturgesetz heisst der Kampf.*“⁶¹ Die Gesetze der Natur gelten ebenfalls für den Menschen: „*Der Kampf ist ein in der ganzen Natur waltendes Gesetz. Der Mensch macht hiervon keine Ausnahme, denn er steht innerhalb der Natur; ihre Grundgesetze gelten für ihn wie für jedes andere Geschöpf.*“⁶² Desgleichen hatte schon Helmuth v. Moltke d. Ä. in seinem Brief an den Pazifisten Goubareff die Existenz des Krieges aus der Natur abgeleitet: „*Ist doch das Leben des Menschen, ja der ganzen Natur ein Kampf des Werdenden gegen das Bestehende, und nicht anders gestaltet sich das Leben der Völkereinheiten.*“⁶³ Für das „Handbuch für Heer und Flotte“ von 1913 gründete der Krieg im allgemeinen Naturgesetz des Kampfes. Es bezeichnete daher die Bestrebungen zur Abschaffung des Krieges als eine Verkenning dieses Naturgesetzes, wobei auch auf das Recht des Stärkeren rekurriert wurde: „*Das harte Recht des Stärkeren beherrscht die Welt, in der wir leben.*“⁶⁴ Ein Artikel des Militär-Wochenblattes über das Völkerrecht im Landkrieg wiederum hielt einleitend fest, der Krieg liege im Wesen der Natur, welche von Kampf und Streit und der Verdrängung des Schwächeren durch den Stärkeren geprägt sei, weshalb das Ideal des ewigen Friedens niemals verwirklicht werden könne.⁶⁵

Die Deutung des Krieges als Folge eines Naturgesetzes beeinflusste dessen moralische und religiöse Wertung. Der Krieg als ein Werkzeug der Natur, so argumentierte etwa Boguslawski, sei weder ein Übel noch ein Segen, wie auch ein Naturgesetz weder böse noch gut sein könne. Das Christentum ändere nichts an der Berechtigung des Krieges, denn dieses stehe wie alles andere in der Welt nicht ausserhalb des Naturgesetzes.⁶⁶ Im Weiteren wurde auch die Schiedsgerichtsfrage unter dem naturgesetzlichen Gesichtspunkt beurteilt. Einem „*ewigen, unabänderlichen Naturgesetz*“ folgend, hiess es in einem Aufsatz zur Schiedsgerichtsthematik, müsse der „*Schwäche*“

⁶¹ Boguslawski, *Der Krieg in seiner wahren Bedeutung* (1892), S. 10. Vgl. auch S. 80, 100 u. 106.

⁶² Boguslawski, *Betrachtungen über Heerwesen und Kriegführung* (1897), S. 1. In diesem Buch wurde in Kapitel I „Der Krieg als Elementarerscheinung im Völkerleben“ (S. 1f.) auf einer bellizistischen und sozialdarwinistischen Ebene argumentiert, in Kapitel II „Politik und Krieg“ (S. 2-9) mehr auf einer instrumentellen, politischen Ebene.

⁶³ Moltke an Goubareff, 10. Februar 1881, in: *Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten*, 5. Bd., S. 200. Vgl. Kapitel II, 3a.

⁶⁴ *Handbuch für Heer und Flotte*, 5. Bd. (1913), Artikel „Krieg“, S. 608-610, Zitat S. 608. Vgl. den Artikel „Kampf“, ebd., S. 253: „*K[ampf] ist überall, wo Leben ist; denn alles Leben hat den Drang, sich auszubreiten u. stösst hierbei auf anderes Leben. So ist die ganze Natur um uns her mit K[ampf] erfüllt [...]*.“ Interessant ist, dass in der Allgemeinen Militär-Encyclopädie von 1870 unter dem Stichwort „Krieg“ (S. 224-226) eine sozialdarwinistische Begründung fehlt. Die Rechtfertigung des Krieges erfolgte allein mit politisch-machtstaatlichen Argumenten.

⁶⁵ Blell, *Das Völkerrecht im Landkriege*, in: *Militär-Wochenblatt* Nr. 70/1901, Sp. 1841. Vgl. auch die Rezension zu einem spanischen Buch über „*La Razon de la guerra*“ im *Militär-Wochenblatt* Nr. 70/1879, Sp. 1232, worin steht, der Krieg sei nur eine Form des ewigen Kampfes ums Dasein, den alles Erschaffene ohne Unterlass zu führen habe.

⁶⁶ Boguslawski, *Der Krieg in seiner wahren Bedeutung*, S. 23-26.

re und Minderwertige“ untergehen, was im Sinne der „*Menschheitsvervollkommnung*“ gut sei. Wer nun der Schwächere sei, könne nur der Krieg und niemals ein Schiedsgericht entscheiden.⁶⁷

Zur Schiedsgerichtsthematik geäußert hatte sich auch Friedrich v. Bernhardi. Er meinte, wenn Schiedsgerichte über die Streitigkeiten der Völker und Staaten entscheiden würden, wäre dies ein anmassender Eingriff in die „*natürlichen Entwicklungsgesetze*“.⁶⁸ Bernhardi, der von der alliierten Kriegspropaganda und später von der Historiographie häufig zur Exemplifizierung des aggressiven Militarismus im Deutschen Kaiserreich herangezogen wurde, machte sich neben machtsstaatlichen und bellizistischen auch sozialdarwinistische Deutungsmuster für seine Legitimation des Krieges zunutze.⁶⁹ Den Kampf ums Dasein beschrieb Bernhardi als naturgesetzliches Prinzip und als Grundlage aller Entwicklung. Den Krieg nannte er demzufolge „*eine biologische Notwendigkeit*“.⁷⁰ Dabei brachte er den antiken Philosophen Heraklit mit Darwin zusammen: Schon lange vor Darwin habe Heraklit erkannt, dass der Krieg der Vater aller Dinge sei.⁷¹ Auch der Topos vom Recht des Stärkeren fehlte bei Bernhardi nicht: „Überall gilt das Gesetz des Stärkeren.“ Ohne den Krieg würden „*minderwertige oder verkommene Rassen die gesunden, keimkräftigen Elemente*“ überwuchern.⁷² Betrachtet man Bernhardis Ausführungen im Ganzen, so fällt auf, dass Goethe oder Treitschke mehr Erwähnung finden als Darwin. Bernhardi, um mit Paul Crook zu sprechen, „used Darwinism not as a major inspiration but as a useful adjunct to his main ideas for German hegemony.“⁷³ Trotzdem darf die Bedeutung des sozialdarwinistischen Elements nicht unterschätzt werden. Über das reine Machtstaatsdenken hinaus leitete Bernhardi die machtpolitischen Interessen ausdrücklich von biologischen Notwendigkeiten ab und situierte den imperialen Machtstaat im Kontext der Naturgesetze vom Kampf ums Dasein und dem Recht des Stärkeren.⁷⁴ Die „Sprache“ des Sozialdarwinismus bot Bernhardi eine zusätzliche Möglichkeit, seine ausufernden expansionistischen Forderungen zu formulieren.

⁶⁷ Ahlefeld, Weltfriede, in: Deutsche Revue 36/1911, 3. Bd., S. 181. Der Autor merkte an, das Naturgesetz scheine mehr darauf hinzudeuten, dass sich die Tierarten und Völker differenzieren würden statt sich zusammenzuschließen.

⁶⁸ Bernhardi, Deutschland und der nächste Krieg (1912), S. 30.

⁶⁹ Ausführlich zu Bernhardis Kriegsauffassung Lindemann, Perzeptionen, S. 55f., 68, 73f., 92-94, 108-110. In der 1915 erschienenen Schrift „*Evolution and the War*“ versuchte der britische Zoologe Sir P. Charles Mitchell, Bernhardis sozialdarwinistische Thesen zu widerlegen (Koch, Sozialdarwinismus, S. 140).

⁷⁰ Bernhardi, Deutschland und der nächste Krieg, S. 11-14 u. 18, Zitat S. 11. Vgl. S. 14: „*So ist der Kampf ein allgemeines Gesetz der Natur und der Trieb zur Selbsterhaltung, der zum Kampf führt, als eine natürliche Bedingung alles Lebens durchaus berechtigt.*“ Bernhardi hielt dann fest, Friedensbestrebungen würden, wenn sie ihren Zweck erreichten, zu „*allgemeiner Entartung führen, wie sie überall in der Natur eintritt, wo der Kampf ums Dasein ausgeschaltet wird [...]*“ (S. 31).

⁷¹ Bernhardi, Deutschland und der nächste Krieg, S. 11f.

⁷² Bernhardi, Deutschland und der nächste Krieg, S. 12 u. 14.

⁷³ Crook, Darwinism, S. 32, vgl. auch S. 82f. In Bezug auf Bernhardi und andere nationalistische Schriftsteller ist Hans-Günter Zmarzlik der Auffassung, diese hätten mehr oder weniger isolierte Schlagworte entlehnt, ohne den Darwinismus konsequent auf die Deutung des politisch-sozialen Geschehens anzuwenden (Zmarzlik, Sozialdarwinismus, S. 262).

⁷⁴ Vgl. Hawkins, Social Darwinism, S. 208f.

Wie flexibel sich der Sozialdarwinismus in andere Deutungsformen einfügen bzw. sich mit diesen kombinieren liess, illustrieren die von geschichtsphilosophisch-bellizistischen Erklärungsmustern dominierten „Betrachtungen und Erinnerungen“ Moltkes d. J. aus dem November 1914.⁷⁵ Die Weltentwicklung und den Krieg erklärte Moltke zuerst mit der Evolutionstheorie. Der jetzige Krieg, schrieb er, sei eine Notwendigkeit, begründet in der Weltentwicklung, die von höheren Gesetzen geleitet werde. Die Entwicklungstheorie gelte für alle Lebewesen, auch für die Menschen und Völker. Sodann knüpfte Moltke an die hegelianische Geschichtsphilosophie an und unterstellte dieser Entwicklung teleologisch einen Sinn und ein Ziel:⁷⁶ Die Weltgeschichte sei nun nicht ein planloses Ergebnis von Zufälligkeiten, sondern sie zeige, dass eine planvolle Entwicklung stattfinde, indem sich Kulturepochen in fortschreitender Folge ablösen würden und jedes Volk seine bestimmte Aufgabe in der Weltentwicklung zu erfüllen habe.⁷⁷

Machtstaatliche Vorstellungen und bellizistische Fortschritts- und Katharsisdeutungen wurden oft durch sozialdarwinistische Ideologeme ergänzt.⁷⁸ Manchmal waren es bloss einzelne Begriffe oder Schlagworte, die einer Aussage eine sozialdarwinistische Tönung verliehen, wie etwa bei Moltkes Nachfolger Erich v. Falkenhayn, der in einer Briefpassage seinen Wunsch nach Katharsis und Revitalisierung durch einen Krieg mit der darwinistischen Metapher (dazu noch in der Originalsprache!) des „*struggle for life*“ unterstrich.⁷⁹ Dieter Storz ist der Ansicht, dass die Militärs zur Rechtfertigung des Krieges nicht mehr auf geschichtsphilosophische Reflexionen angewiesen waren, sondern glaubten, sich dank des Sozialdarwinismus fortan auf exakte naturwissenschaftliche Erkenntnisse stützen zu können.⁸⁰ Wie jedoch gezeigt wurde, verschwanden ge-

⁷⁵ Vgl. Kapitel II, 2b.

⁷⁶ Dass die darwinsche Evolutions- und Selektionstheorie in letzter Konsequenz eigentlich ateleologisch ist, wurde von vielen nicht erkannt, vgl. dazu Sieferle, Die Krise der menschlichen Natur, S. 78-81.

⁷⁷ Moltke, Betrachtungen und Erinnerungen, in: Moltke, Erinnerungen, Briefe, Dokumente, S. 13. Stig Förster und Annika Mombauer charakterisieren Moltke allgemein als Sozialdarwinisten (Mombauer, Helmuth von Moltke, S. 176 u. 287, Mombauer, Das Bild Helmuth von Moltkes, S. 146f., Förster, Der Sinn des Krieges, S. 209f.). Nach meiner Meinung dominieren aber in Moltkes Kriegsauffassung generell geschichtsphilosophisch-bellizistische Deutungsmuster, die durch sozialdarwinistische Versatzstücke ergänzt wurden.

⁷⁸ In Kapitel I, 2c wurde bereits erörtert, wie Grossadmiral Alfred v. Tirpitz Machtstaats- und Weltmachtvorstellungen mit sozialdarwinistischen Elementen kombinierte.

⁷⁹ Falkenhayn an Hanneken, 24. Oktober 1904, zit. nach Afflerbach, Falkenhayn, S. 53: „Und einen *struggle for life* mit allen seinen Schrecken aber auch allen seinen herrlichen Entwicklungen müssten wir haben, wenn nicht alles hier in Lüge, Selbstberäubung und Trägheit erschlaffen und endlich ersticken soll. Wenn es nur nicht schon zu spät ist!“ (dazu Kapitel II, 3b). Falkenhayn verwendete den Ausdruck „Kampf ums Dasein“ noch andere Male, vgl. Afflerbach, Falkenhayn, S. 113, 352 u. 456. Afflerbach bezeichnet Falkenhayn als ausgeprägten Sozialdarwinisten (S. 455f.). Auch hier bin ich der Ansicht, dass Falkenhayns Kriegsdenken mehr von bellizistischen Katharsis- und Revitalisierungsvorstellungen, wie sie in Kapitel II aufgezeigt wurden, geprägt war.

⁸⁰ Storz, Kriegsbild und Rüstung, S. 79. Vgl. auch die Bemerkung in den Geschichtlichen Grundbegriffen, Bd. 4, Artikel „Militarismus“, S. 31: „Ältere Vorstellungen von der Unausweichlichkeit des Krieges wurden zunehmend durch die These von der natürlichen Notwendigkeit von Kampf und Krieg ersetzt.“

schichtsphilosophische Überlegungen keineswegs.⁸¹ Darwin hatte Hegel nicht verdrängt! Entscheidend war vielmehr, dass sich überlieferte Auffassungen mit sozialdarwinistischen Erklärungsmustern ergänzen und kombinieren liessen. Der Sozialdarwinismus bot ein nützliches neues Deutungsrepertoire an und ermöglichte es, „die eingelebten Sichtweisen des ‚Kriegerstandes‘ in neue Argumentationsstränge einzubinden.“⁸² Im Weiteren stärkte der Sozialdarwinismus das militärische Selbstverständnis, konnten doch nunmehr die Daseinsberechtigung des Militärs und die Unvermeidbarkeit von Kriegen, von pazifistischer und sozialistischer Seite offen in Frage gestellt, auf eine angeblich naturwissenschaftliche resp. biologische Basis gestellt werden.⁸³ Ebenso konnten Forderungen nach erhöhter Kampfmoral und die Fixierung auf den Angriff mit sozialdarwinistischen Bezügen begründet werden, da im Kampf ums Dasein letztendlich der Stärkere und Aggressivere siegen müsse.⁸⁴

b. Sozialdarwinismus nach dem Ersten Weltkrieg

Christoph Schubert-Weller stellt in seinem Buch über die Militarisierung der männlichen Jugend im Kaiserreich die These auf, die „Legitimationsideologie des Sozialdarwinismus“ habe nach dem Ende des Ersten Weltkrieges gänzlich an Bedeutung verloren.⁸⁵ Das „rasche und vollständige Ende“ sozialdarwinistischer Argumente schreibt er dem Unstand zu, dass es angesichts des verlorenen Krieges schwierig geworden sei, den Kampf ums Dasein und das Recht des Stärkeren zu betonen.⁸⁶ Mit der Kriegsniederlage hatte sich das Deutsche Reich in der Tat als der Schwächere

⁸¹ In diesem Zusammenhang ist Colmar v. der Goltz zu erwähnen. Goltz wird von Storz als Sozialdarwinist beschrieben, denn Storz fasst Goltz' kampfpsychologische und zivilisationskritische Aussagen als sozialdarwinistisch auf (Storz, *Kriegsbild und Rüstung*, S. 87-89). Bei Goltz fehlen jedoch die typischen sozialdarwinistischen Argumentationsmuster vom Krieg als Naturgesetz oder dem Recht des Stärkeren. Vielmehr war Goltz' Kriegsdeutung von machtpolitischen und bellizistischen Elementen gekennzeichnet, wie dies in Kapitel I und II erörtert wurde. Man kann sagen, dass Hegel für Goltz wichtiger war als Darwin. Gleichwohl wurde Darwin von Goltz einmal erwähnt, aber nicht in Bezug auf die Kriegsdeutung, sondern hinsichtlich der Disziplin des Heeres! Goltz, *Das Volk in Waffen* (1899), S. 148.

⁸² So Kronenbitter, *Krieg im Frieden*, S. 140. In Bezug auf die österreichisch-ungarische Militärelite folgert Kronenbitter, die Rezeption des Sozialdarwinismus lasse sich „als Zeichen der Schwäche tradierter Werthaltungen lesen: Mit Gottesfurcht, Treue zu Monarch und Dynastie sowie Stolz auf das Erbe der Armee alleine waren die Kardinaltugenden des ehrenhaften Soldatentums – Gehorsam, Mut, unbegrenzte Opferbereitschaft – offensichtlich nicht mehr zu legitimieren.“ (S. 141).

⁸³ Vgl. Storz, *Auswirkungen*, S. 89 sowie Snyder, *The Ideology of the Offensive*, S. 199: „[S]ocial Darwinist thinking made tests of military strength seem inevitable and ‚natural‘ [...]“

⁸⁴ Vgl. Storz, *Kriegsbild und Rüstung*, S. 373: „[D]as agonale-sozialdarwinistische Gedankengut [...] lieferte der operativen und taktischen Angriffsorientierung eine höhere Rechtfertigung, weil es dem Aggressiveren die überlegenen Erfolgsaussichten zusprach.“ Siehe auch Travers, *The Killing Ground*, S. 257.

⁸⁵ Schubert-Weller, *Die Militarisierung der männlichen Jugend*, S. 331; auch S. 33: „Der Sozialdarwinismus kann als Ideologie einer Epoche gelten, die mit dem Ersten Weltkrieg ihr Ende fand.“

⁸⁶ Schubert-Weller, *Die Militarisierung der männlichen Jugend*, S. 331 u. 34. An die Stelle des Sozialdarwinismus seien geopolitische und rassistisch-völkische Ideologien getreten (S. 34). Dabei übersieht Schubert-Weller, dass auch diese Ideologien oft sozialdarwinistisch unterfüttert waren.

erwiesen, doch entgegen Schubert-Wellers Meinung hielten sich sozialdarwinistische Begründungen sehr wohl auch nach 1918. Dazu dürfte teilweise auch die Dolchstosslegende beigetragen haben, konnte doch behauptet werden, die Niederlage im „Kampf ums Dasein“ sei nicht militärisch/kämpferisch, sondern durch den Verrat der Heimatfront, der Sozialisten oder Juden verursacht worden.⁸⁷

Ein Beleg dafür, dass nach Ende des Ersten Weltkriegs die Kriegsdeutung nach wie vor mit sozialdarwinistischen Sinnbezügen untermauert wurde, sind die Aussagen Wilhelm Groeners, im Krieg Erster Generalquartiermeister in der 3. Obersten Heeresleitung (OHL) und dann in der Weimarer Republik von 1928 bis 1932 Reichswehrminister.⁸⁸ Groener war ein intelligenter und gemässigter Offizier, der sich im November 1918 bereit gezeigt hatte, mit der neuen republikanischen Regierung zusammenzuarbeiten und gute Beziehungen zum Sozialdemokraten Friedrich Ebert aufbaute.⁸⁹ Groener akzeptierte die Republik, dennoch bekämpfte er weiterhin pazifistische Vorstellungen.⁹⁰ Dabei berief er sich immer wieder auf das unabänderliche Naturgesetz des Kampfes. Im Juli 1919 bemerkte er in einer Denkschrift, dass alles Geschehen dieser Welt auf eine einfache Formel der Natur zurückzuführen sei, den ewigen Kampf des Entstehens und Vergehens. Der Pazifismus stehe diesem „Naturgesetz“ entgegen, er sei gegen „die Natur des Lebensprozesses“.⁹¹ Besonders aufschlussreich ist ein Schreiben vom September 1919 an Reichspräsident Ebert, worin Groener Folgendes festhielt:

„Die schönsten pazifistischen Ideale können mich in meiner tiefinnersten Überzeugung nicht erschüttern, das letzten Endes auf dieser Welt des Kampfes im kleinen und grossen die Macht entscheidet. Weit entfernt davon, einem neuen ungesunden Imperialismus das Wort reden zu wollen oder etwa aus dem Revan-

⁸⁷ Schubert-Weller meint dagegen, die Dolchstosslegende habe die sozialdarwinistische Ideologie nicht retten können, Schubert-Weller, Die Militarisation der männlichen Jugend, S. 34.

⁸⁸ Zu Groener siehe Hürter, Wilhelm Groener, Haeussler, General William Groener u. Wette, Die Wehrmacht, S. 147-149.

⁸⁹ Wette, Die Wehrmacht, S. 147f.

⁹⁰ In einem Brief an Hans v. Seeckt vom 18. September 1919 schrieb Groener, ein Volk, das pazifistischen Träumen huldige, könne sich lieber von vornherein begraben lassen. Seeckt schrieb zurück, dass er wie Groener die Hauptgefahr in pazifistischen Gedanken und Bestrebungen sehe (Briefe in Groener, Lebenserinnerungen, S. 520). Ende der zwanziger Jahre war Groener dann doch bereit gewesen, die Beseitigung des Krieges für die Zukunft nicht völlig auszuschliessen (Hürter, Wilhelm Groener, S. 25).

⁹¹ Denkschrift Groeners „Beurteilung der Lage Deutschlands nach Unterzeichnung des Friedens“, Ende Juli 1919 (genaue Datierung nicht ersichtlich), in: Groener, Lebenserinnerungen, S. 517f. Groener schrieb dort zudem, mit dem Versailler Vertrag höre der Kampf ums Dasein der Völker nicht auf, wenn er jetzt auch mit friedlichen Mitteln geführt werde. In einer Ansprache an einer Kabinettsitzung vom 24. April 1919 sprach Groener davon, dass das deutsche Volk in der jetzigen Lage „leicht die unabänderlichen Gesetze der Natur vergessen könnte, die seit der Entwicklung des Menschengeschlechts durch die ganze Weltgeschichte hindurchgegangen sind.“ (Groener, Lebenserinnerungen, S. 483). Groener hatte schon vor dem Krieg sozialdarwinistische Erklärungsmuster benutzt, vgl. Snyder, The Ideology of the Offensive, S. 148f. Auch für Seeckt gründete die Natur auf dem Kampf ums Dasein, vgl. Schlussbesprechung der Führerreise 1923 durch den Chef der Heeresleitung, General der Infanterie v. Seeckt, in: Meier-Welcker, Offiziere im Bild von Dokumenten, Dok. 78, S. 229.

chegedanken heraus alsbaldige Vorbereitung eines neuen Krieges zu empfehlen, geben meine Gedanken vielmehr von der Natur aller irdischen Dinge und von der historischen Entwicklung von Jahrtausenden aus und nehmen zum Ziel den Fortbestand des deutschen Volkes in der Geschichte der grossen Kulturträger und die Neubelebung der durch den vergangenen Krieg zwar in hohem Masse geschwächten, aber noch durchaus entwicklungsfähigen deutschen Volkskraft. Wir dürfen niemals der Selbsttäuschung pazifistischer Ideologen unterliegen, als ob durch Unterdrückung jeglichen nationalen und kriegerischen Geistes in einer Nation der ewige Friede und die menschliche Glückseligkeit erreichbar wäre. Der schöpferische Wille, der das Weltall beherrscht, man möge ihn nennen, wie man wolle, hat Leben und Tod in die Welt gesetzt, zwischen denen es keine Verständigung gibt. Nur im dauernden Kampf um das Leben werden die geistigen und sittlichen Kräfte gestärkt und gestählt, die allein die Schwingen bilden für den Aufstieg eines Volkes. Welches Volk gegen dieses Naturgesetz verstösst, ist innerlich krank und zum Niedergang bestimmt. Falsche Propheten sind es, die dem Volke empfehlen, im Kampf um das Dasein auf die Stählung und Anwendung auch der physischen Kräfte zu verzichten.“⁹²

Diese Passage ist deshalb ausführlich zitiert, weil hier in exemplarischer Weise das Machtargument⁹³ und geschichtsphilosophisch-bellizistische Begründungen an die „Natur“ bzw. den „Kampf ums Dasein“ geknüpft wurden. Die Dominanz der Macht, die historische Entwicklung, der Aufstieg und Fortbestand eines Volkes, die Stärkung der sittlichen und geistigen Kräfte – für Groener war all dies vom Naturgesetz des Kampfes ums Dasein bestimmt und auf dieses zurückzuführen. Auch wenn Groener dem Revanchegedanken ablehnend gegenüberstand, der Kampf ums Dasein blieb für ihn der bestimmende Faktor. So fuhr er in seinem Brief an Ebert fort, dass Deutschland zwar unbedingt den Frieden nötig habe, es aber trotzdem Pflicht sei, „*uns stark zu machen psychisch und physisch als grosses Volk, das nicht niedergehen will, das den Willen zum Leben im Kampf um's Dasein festhält und diesen Kampf mit den Völkern der Erde wieder aufnimmt in dem Masse und mit den Mitteln, die ihm vernünftigerweise nach dem Zustand seiner Kraft zu Gebote stehen.*“⁹⁴

Ganz ähnlich ging Erich Ludendorff, der im Gegensatz zu Groener eine extremistische völkische Gesinnung aufwies, vom Daseinskampf als dem alles beherrschenden Naturprinzip aus. In Kapitel I wurde bereits dargelegt, wie Ludendorff die Grenzen zwischen Politik und Krieg verwischte; für ihn dienten beide der Lebenserhaltung eines Volkes, wobei er den Krieg als die

⁹² BA-MA, Nachlass von Schleicher, N 42/12, Schreiben des Ersten Generalquartiermeisters Generalleutnant Wilhelm Groener vom 17. September 1919 an Reichspräsident Friedrich Ebert, Bl. 207f. (Hervorhebungen im Original). Zu diesem Brief siehe Wette, Die Wehrmacht, S. 148f.

⁹³ Vgl. auch Groeners Bemerkung in der Denkschrift, die seinem Schreiben an Ebert beiliegt: Im Leben der Völker entscheide nur die Macht und nicht das Recht (BA-MA, Nachlass von Schleicher, N 42/12, Denkschrift Wilhelm Groeners, Beilage zum Brief an Reichspräsident Ebert vom 17. September 1919, Bl. 209).

⁹⁴ Groener an Ebert, 17. September 1919 (Hervorhebung im Original).

höchste Form des Lebenskampfes bezeichnete.⁹⁵ Diesen Lebenskampf leitete Ludendorff wiederum aus dem Wesen der Natur her: Der Kampf sei sowohl für den Einzelnen als auch für den Staat eine „*natürliche Erscheinung*“, der Kampf werde ewig bleiben, „*das ist Naturgesetz*“, und „*Natur ist Kampf!*“.⁹⁶ Ein anderer prominenter Militärautor der Zwischenkriegszeit, Hauptmann a. D. Hans Ritter, begründete sein Plädoyer für eine rücksichtslose Kriegführung sowie seine Verdammung pazifistischer Ideale mit den stereotypen sozialdarwinistischen Argumentationsformen: „*[D]as Leben des Menschen wie das der Völker [ist] letzten Endes immer nur ein Kampf ums Dasein [...], wie ja auch alles Leben um uns herum, alles Naturgeschehen als Kampf, als Ringen der Kräfte sich darstellt, in dem das Stärkere brutal das Schwächere ausmerzt, und dass in diesem inneren Zwang zum rücksichtslosen Egoismus die tiefste Wurzel des Aufstiegs, der Ertüchtigung, der Vervollkommenung liegt.*“⁹⁷

1924 erschien bereits in dritter Auflage ein von Generalleutnant a. D. Wilhelm Marx unter dem Pseudonym „Lotharingus“ verfasstes Buch mit dem Titel „Der Weltkrieg im Lichte naturwissenschaftlicher Geschichtsauffassung.“⁹⁸ Interessant an diesem Werk ist vor allem die konsequente biologistische Perspektive, von der aus der Sinn des Krieges, auch des Weltkrieges selber, erörtert wurde.⁹⁹ Im Vorwort legte der Verfasser zuerst sein Verständnis von Geschichte dar. Er wandte sich gegen eine „*dramatische*“ Geschichtsauffassung, die nur Gute und Böse kennt und sich durch Schuldzuweisungen an andere nährt. Dagegen vertrat er eine „*naturwissenschaftliche*“ Geschichtsauffassung: Geschichte und Biologie sind im Grunde dasselbe, die Weltgeschichte ist ein Teil der Entwicklungsgeschichte, wobei sich die Entwicklung sowohl der Helden als auch der Bösewichte für ihre Zwecke bedient.¹⁰⁰ Marx unterschied zwischen drei Arten von Kriegsauffassungen. Erstens die „*Hier Engel, dort Teufel*“-Auffassung, die immer das eigene Volk im Recht sieht, das schuldlos ist und sich im Krieg verteidigt, wogegen der Gegner immer im Unrecht ist, die Verkörperung alles Bösen und Schlechten darstellt und nur verwerfliche Kriegsgründe hat (dies entsprach gewissermassen der Konzeption des „*bellum iustum*“). Die zweite ist die „*Hier Teufel, dort Teufel*“-Auffassung, die die Ursachen von Kriegen im Militarismus, Chauvinismus, Imperialismus, Kapitalismus oder allgemein in der Schlechtigkeit und Sünde des Menschen erblickt. Schliesslich die dritte, die „*Hier Engel, dort Engel*“-Auffassung, die anerkennt, dass beide Gegner

⁹⁵ Ludendorff, Der totale Krieg (1935), S. 10; vgl. Kapitel I, 1b.

⁹⁶ Ludendorff, Kriegführung und Politik (1922), S. 332f. Im Anschluss an diese Aussagen zitierte Ludendorff den Moltke-Ausspruch vom ewigen Frieden als Traum.

⁹⁷ Ritter, Der Zukunftskrieg und seine Waffen (1924), S. 102.

⁹⁸ Das Werk trägt den Untertitel „Laiengedanken eines Berufsoffiziers über das Rasseproblem“. Die Ausführungen über das „Rasseproblem“ interessieren hier aber weniger. Das Buch scheint viele positive Presseurteile erhalten zu haben, vgl. die Buchinserate auf dem Titelblatt und bei Lenski, Aus den Leutnantsjahren eines alten Generalstabsoffiziers (1922), S. 188.

⁹⁹ Dies wurde von Linnebach, Kriegsphilosophie und Wehrpsychologie (1934), S. 17f., kritisiert: Es sei verfehlt, den Krieg rein naturwissenschaftlich bzw. biologisch zu deuten.

¹⁰⁰ Lotharingus, Der Weltkrieg, S. 3-5. Zu den verschiedenen Arten von Geschichtsauffassung auch S. 96-117.

ein Recht zum Kriege besitzen und beiderseitig ihre gerechten Gründe dazu haben.¹⁰¹ Diese „bellum iustum ex utraque parte“-Auslegung¹⁰² des Krieges wie auch die „Recht ist Macht“-Vorstellung wurden sodann sozialdarwinistisch fundiert: Der Sinn des Krieges liegt im Kampf von Recht gegen Recht, der Krieg aber ist nur „*ein Widerspiel des ewigen Kampfes der Natur*“. Wenn man die Möglichkeit des Kampfes von Recht gegen Recht einräumt, muss auch zugegeben werden, dass „*der Krieg ein notwendiges Glied unserer natürlichen Entwicklung ist, dass der Krieg unvermeidlich ist und bleiben wird, ja sogar [...] dass auch der Angriffskrieg ein ‚Recht‘ sein kann und muss.*“ Wenn Recht gegen Recht kämpft, dann „*fällt die gerechte Entscheidung für das Recht des Stärkeren*“ und ist Recht mit Macht gleichzusetzen.¹⁰³

Das „*Prinzip der Auslese des Stärkeren*“ stellte einen zentralen Argumentationsstrang in Bezug auf die Sinngebung des Krieges dar. Der Autor hob die „*Tatsache*“ hervor, dass sich die Weiterentwicklung überall in der Form der Auslese des Starken abspielt. Als ein Exempel diente der spanisch-amerikanische Krieg, wo die „*verfaulte spanische Kultur*“ gegen die „*frischere und stärkere Kultur der aufblühenden Neurasse*“ unterlag. Moralische Kategorien wie „schlecht“, „grausam“, „besser“ taugen dabei nichts, wenn man den Krieg als eine notwendige Erscheinungsform des Fortschritts und als Mittel der Auslese des Stärkeren auf Kosten des Schwächeren betrachtet.¹⁰⁴ Die „*Auslese des Krieges*“ ist gerecht und dient dem allgemeinen Fortschritt;¹⁰⁵ zudem ist der Krieg auch ein „*Diagnostiker*“, der den Wert einer Rasse, eines Volkes testet und feststellt, wer sich weiterzuentwickeln vermag.¹⁰⁶ Daran schloss sich eine fundamentale Kritik am Völkerbund: Dieser widerspricht dem Grundsatz vom Recht des Stärkeren, da er den Schutz des Schwachen propagiert.¹⁰⁷ Desgleichen verfälschen auch Rüstungsbeschränkungen das Prinzip der Auslese des Stärkeren durch den Krieg, denn sie verhindern, dass sich der tatsächlich Stärkste ungehindert entfalten kann.¹⁰⁸ Bevor Marx nun konkret auf den Weltkrieg zu sprechen kam, hielt er nochmals resümierend fest: Der Krieg ist ein Akt der Auslese des Stärkeren, ein notwendiges Mittel der Natur, ein

¹⁰¹ Lotharingus, Der Weltkrieg, S. 10-14.

¹⁰² Zur Vorstellung des beiderseits gerechten Krieges („bellum iustum ex utraque parte“) vgl. Kimminich, Der gerechte Krieg, S. 210.

¹⁰³ Lotharingus, Der Weltkrieg, S. 14-16.

¹⁰⁴ Lotharingus, Der Weltkrieg, S. 17-20. Hierbei wurde auch dargelegt (S. 19-25), dass der Auslesekampf zwischen Familien und Stämmen innerhalb einer Rasse/Nation ausgeschaltet resp. durch den wirtschaftlichen Wettbewerb ersetzt worden sei, das Naturgesetz des Kampfes aber weiterhin in der Beziehung zwischen den Rassen/Nationen Gültigkeit besitze („Rasse“ wurde in diesem Buch v. a. ethnisch/nationalistisch verstanden).

¹⁰⁵ Lotharingus, Der Weltkrieg, S. 30: „*Darum kann sich die Entwicklung auch nicht irren, kann ein Krieg schliesslich nur ‚gerecht‘ ausfallen, kann das Ergebnis bei jedem ‚natürlichen‘ Kriege nur ein Fortschritt sein, ein Fortschritt für den Sieger, ein Fortschritt auch für den Besiegten (Heilwirkung), ein Fortschritt vor allem für die Gesamtausnutzung dieser Erde.*“

¹⁰⁶ Lotharingus, Der Weltkrieg, S. 34-37. Wer habe, so wurde gefragt, vor dem russisch-japanischen Krieg die Schwäche Russland erkannt, wer die der Türkei vor 1912 oder Österreich-Ungarns vor 1914, wem sei die Stärke Deutschlands vor den Einigungskriegen bewusst gewesen? (S. 34).

¹⁰⁷ Lotharingus, Der Weltkrieg, S. 37f., auch S. 30-34.

¹⁰⁸ Lotharingus, Der Weltkrieg, S. 49f.

Widerspiel des ewigen Kampfes, wie er in der ganzen Natur anzutreffen ist, ein Stimulans und die grosse ärztliche Untersuchung der Völker. Wer den Krieg ausschalten will, wirkt dem Gang der Entwicklung entgegen und sündigt wider die Natur.¹⁰⁹

Marx' Interpretation des Weltkrieges ist insofern bemerkenswert, weil er die deutsche Niederlage nicht mit der gängigen Dolchstossthese erklärte, sondern sich auch wieder auf die „Natur“ bezog. Der Weltkrieg war, was den Osten anbelangte, ein „unnatürlicher“, da am Bündnis mit Österreich-Ungarn und dadurch an der Erhaltung des „*von der Natur zum Untergang Verurteilten*“ festgehalten wurde.¹¹⁰ Der Krieg um die Erhaltung Österreich-Ungarns war gegen die Natur, denn die Natur wollte das Auseinanderfallen dieses Gebildes, da es ein Völkergemisch war und das Ziel der Natur es ist, dass sich „*rassereine*“ Staaten bilden.¹¹¹ Der Zerfall Österreich-Ungarns war darum Teil einer „*unaufhaltsamen natürlichen Entwicklung*“ und der Versuch, diese aufzuhalten, „*ein Schritt gegen die Natur*“.¹¹² Deutschland hätte sich, so folgerte Marx, unbedingt mit Russland zusammentun müssen, um den gemeinsamen Feind, England, zu bekämpfen. Nichts wäre natürlicher gewesen als dieses Zusammengehen; der „*unnatürliche Kampf*“ aber zwischen Deutschland und Russland hat sich bitter gerächt.¹¹³ Den Krieg gegen England und Frankreich betrachtete Marx ebenfalls unter dem Gesichtspunkt der „natürlichen Entwicklung“: Zwischen Deutschland und England herrschte aufgrund ihrer fundamentalen gegensätzlichen Interessen eine gewaltige Spannung, die unweigerlich zur Entladung kommen musste, weil es die Natur so wollte.¹¹⁴ Frankreich andererseits war ein stillstehendes Land, das nichts für den Fortschritt der Menschheit leistete; deshalb wäre es im Sinne der Natur gewesen, dass sich Frankreich verkleinerte. Die „*natürliche Entwicklung*“ rechtfertigte somit das offensive deutsche Kriegsziel Frankreich gegenüber, auch wenn der Krieg „*politisch*“ als Defensivkrieg galt.¹¹⁵ Diese letztere Aussage verdeutlicht, wie die sozialdarwinistische „Sprache“ das Verständnis von Politik und Krieg veränderte: Der Krieg wurde zwar nach wie vor als ein Instrument der Politik aufgefasst; der politisch-instrumentellen Oberfläche des Krieges wurde jedoch eine tiefere Ursache zugrunde gelegt, nämlich die „natürliche Entwicklung“ bzw. das Naturgesetz des Daseinskampfes.

¹⁰⁹ Lotharingus, Der Weltkrieg, S. 50. Marx betonte auch noch die veredelnde, reinigende, heilende und fördernde Wirkung des Krieges (S. 58 u. 60).

¹¹⁰ Lotharingus, Der Weltkrieg, S. 59.

¹¹¹ Lotharingus, Der Weltkrieg, S. 61-69. Auf S. 84-90 wurde dargelegt, dass die Natur auf der ganzen Erde das Zusammenschweissen der Rassen fördere; darum würden Kleinstaaten und „gemischtrassige“ Staaten wie Holland, Belgien, Luxemburg oder die Schweiz gegen diese Tendenz der Natur verstossen.

¹¹² Lotharingus, Der Weltkrieg, S. 68. In der von Friedrich Freiherr v. der Goltz neubearbeiteten Fassung von „Das Volk in Waffen“ hiess es, Österreich-Ungarn wäre ein „*Überbleibsel einer längst überwundenen Entwicklungsstufe im Leben der europäischen Völker*“ gewesen, Goltz, Das Volk in Waffen (1925), S. 479.

¹¹³ Lotharingus, Der Weltkrieg, S. 70-78.

¹¹⁴ Lotharingus, Der Weltkrieg, S. 79-83.

¹¹⁵ Lotharingus, Der Weltkrieg, S. 90-92.

Das Naturgesetz des Daseinskampfes stand auch beim ehemaligen k. u. k. Generalstabschef Franz Conrad v. Hötzendorf im Zentrum seiner Reflexionen über den Sinn des Krieges.¹¹⁶ So dezidiert wie kaum eine andere militärische Persönlichkeit seiner Zeit vertrat Conrad ein sozialdarwinistisches, zugleich monistisch-fatalistisches Welt- und Menschenbild und eine dementsprechende Kriegsauffassung.¹¹⁷ Conrad hielt rückblickend in seinen Aufzeichnungen¹¹⁸ fest, dass er in seiner Weltanschauung neben Schopenhauer auch von Darwin beeinflusst worden sei; schon als junger Offizier habe er Darwin gelesen und „*die dabei gewonnenen Erkenntnisse auf die historische Entwicklung der Menschheit übertragen* [...]“. ¹¹⁹ Mit Emphase wies Conrad immer wieder auf den Kampf ums Dasein als Grundprinzip allen irdischen Geschehens hin – „*Der Kampf ums Dasein als logische Konsequenz des Willens zum Dasein ist das weltbeherrschende Prinzip sowohl in der anorganischen wie in der organischen Natur*“¹²⁰ – und betonte, dass auch Menschen, Völker und Staaten diesem Prinzip des unablässigen Daseinskampfes unterworfen seien.¹²¹ Conrad biologisierte das Völkerleben, indem er es den Naturprozessen eines Waldes gleichsetzte: So wie ein gesunder, lebenskräftiger Baum wachse, sich ausbreite und unerbittlich einen schwächeren verdränge, so

¹¹⁶ In Bezug auf die „Natur“ des Vielvölkerstaates Österreich-Ungarn kamen Wilhelm Marx („Lotharingus“) und Conrad zu ganz unterschiedlichen Urteilen: Für Marx war Österreich-Ungarn von der „natürlichen Entwicklung“ zum Zerfall bestimmt, für Conrad ein notwendiger Zusammenschluss kleinerer Nationen/Staaten, um ihre Interessen im Daseinskampf gemeinsam durchsetzen zu können (vgl. Conrad, *Aus meiner Dienstzeit*, 1. Bd., S. 13-15).

¹¹⁷ Zum Sozialdarwinismus bei Conrad siehe Kronenbitter, *Krieg im Frieden*, S. 135-139, Zmarzlik, *Österreichische Sozialdarwinisten*, S. 157-160, Ritter, *Staatskunst und Kriegshandwerk*, 2. Bd., S. 134f., Wittich, *Zur Weltanschauung Conrads von Hötzendorf*, in: *Militärwissenschaftliche Mitteilungen* 75/1944, S. 10f. u. Sondhaus, *Conrad von Hötzendorf*, v. a. S. 8, 15f., 22, 55f., 68f., 82-87 u. 208. Nach Sondhaus' Ansicht war Conrads Sozialdarwinismus nicht nur oberflächlicher Art: „Conrad may not be counted among the military men of his generation who merely lifted clichés of evolution from the promoters of Darwinism (such as Ernst Haeckel, for Germans and Austro-Hungarians) and used the language of ‚survival of the fittest‘ and ‚struggle for existence‘ merely to express crude age-old views of might-makes-right.“ Dabei kritisiert er Crook und Kelly, die allzu pauschalisierend alle führenden Militärs der Vorkriegsära in diese Kategorie einordnen würden (Sondhaus, *Conrad von Hötzendorf*, S. 16 u. S. 87, Anm. 23). Schon vor dem Weltkrieg hatte Conrad sozialdarwinistisch argumentiert (vgl. Sondhaus, *Conrad von Hötzendorf*, S. 55 u. passim). Ich konzentriere mich hier auf die nach dem Krieg entstandenen Diensterinnerungen und Aufzeichnungen.

¹¹⁸ Diese privaten Aufzeichnungen verfasste Conrad zwischen 1921 und 1925 und beinhalten, teils sehr aphoristisch und unsystematisch, Reflexionen zu autobiographischen, politischen, historischen, philosophischen und militärischen Aspekten; vgl. die Einführung von Kurt Peball zu Conrads Aufzeichnungen, S. 13-22 u. Kronenbitter, *Krieg im Frieden*, S. 135.

¹¹⁹ Conrad, *Aufzeichnungen*, S. 317. Ein solch explizites Bekenntnis zur Übertragung des Darwinismus auf die menschlich-sozialen Verhältnisse ist, soweit ich feststellen konnte, bei keinem anderen Militärautor zu finden. Zu Conrads bevorzugter Lektüre gehörte zudem Friedrich v. Hellwalds rassenideologisch-sozialdarwinistisch geprägte „*Kulturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung bis zur Gegenwart*“. Auch die Werke von Ludwig Gumplowicz und Gustav Ratzenhofer waren ihm bekannt (Sondhaus, *Conrad von Hötzendorf*, S. 22 u. 84, Kronenbitter, *Krieg im Frieden*, S. 137; zu Hellwald, Gumplowicz und Ratzenhofer Zmarzlik, *Österreichische Sozialdarwinisten*, S. 148-157).

¹²⁰ Conrad, *Aufzeichnungen*, S. 288, auch S. 148, 189, 219, 307 u. Conrad, *Aus meiner Dienstzeit*, 4. Bd., S. 128, 5. Bd., S. 971.

¹²¹ Conrad, *Aufzeichnungen*, S. 168, 205, 209, 262, 284, 296; Conrad, *Aus meiner Dienstzeit*, 1. Bd., S. 10, 4. Bd., S. 128.

würden sich Staaten und Völker entwickeln.¹²² Krieg, Frieden, Politik, Macht und Recht, alles deutete Conrad vor dem Hintergrund der Naturgesetzmässigkeit des Kampfes ums Dasein und dem Recht des Stärkeren.¹²³ Wie wir schon in Kapitel I gesehen haben, hat er Politik als eine Form des Daseinskampfes begriffen und gefordert, die Politik müsse sich zwingend auf diesen ausrichten und wenn nötig entschieden zum Kriege greifen.¹²⁴ Den Weltkrieg bezog Conrad ebenfalls auf das Daseinskampfprinzip;¹²⁵ dabei negierte er bezeichnenderweise die Kriegsschuldfrage und unterstrich, man könne nur von den Ursachen des Weltkrieges, nicht aber von einer Schuld an diesem sprechen, denn auch der Weltkrieg sei *„als eine jener unvermeidlichen Umgestaltungen zu werten [...], die dem Entwicklungsdrang von Staaten und Völkern und dem daraus folgenden Kampf ums Dasein entspringen.“*¹²⁶ Desgleichen relativierte Conrad den Einfluss des Individuums auf die historischen Ereignisse: Auch Staatsmänner würden *„Sandkörnern einer Staubwolke gleich, die, vom Sturm getrieben, sich unaufhaltsam fortwälzt, nur unter dem alles beherrschenden Zwang des nie aufhörenden Daseinskampfes“* wirken.¹²⁷ Indem Conrad alle Geschehnisse und die ganze historische Entwicklung fatalistisch zu einem blossen Ausfluss des unablässig wogenden Daseinskampfes erklärte, konnte er auch seine eigene umstrittene Rolle und Verantwortung relativieren.

c. Sozialdarwinismus in der Wehrmacht des Dritten Reiches

Das 1939 erschienene Buch des Obersten im Generalstab Hermann Foertsch beginnt mit den folgenden Sätzen: *„Alles Leben ist Kampf. Und all dieser Kampf hat das Ziel der Auslese. Das Starke soll siegen, leben und sich fortpflanzen, das Schwache aber unterliegen, sterben und nicht wiederkehren. So will es ein gewaltiges Naturgesetz. Auch der Mensch ist ihm unterworfen und alle Gebilde, die die Natur und er selbst sich schaffen, um eben diesen Kampf besser zu bestehen: Völker und Staaten.“*¹²⁸ Es sind bekannte Argumentationsmuster, mit denen Foertsch hier seine Ausführungen zur Entwicklung und Gestalt des Krieges in Vergangenheit und Zukunft einleitete. Dem Leser sollte klargemacht werden, dass das Naturgesetz des Daseins-/Auslesekampfes unabänderlich bestehen bleibt und der Krieg weiterhin ein notwendiges Element darstellt, unabhängig von allem Wandel, den die Kriegführung im Lau-

¹²² Conrad, Aus meiner Dienstzeit, 1. Bd., S. 8. Er fügte an, wie ein morscher, alter Baum zu Fall kommen könne, so auch Staaten/Völker, deren Lebensdauer abgelaufen sei. Vgl. auch 4. Bd., S. 128.

¹²³ Vgl. etwa folgendes Zitat: *„Was ist ‚Recht‘? ‚Recht‘ ist das, was der Stärkere will.“* Conrad, Aufzeichnungen, S. 307.

¹²⁴ Er warf der österreichisch-ungarischen, aber auch der deutschen Politik vor, dies nicht beherzigt zu haben. Darin lag für ihn die Ursache für die Niederlage im Weltkrieg (vgl. Kapitel I, 1b).

¹²⁵ Conrad, Aus meiner Dienstzeit, 4. Bd., S. 129: *„Im Sinne dieses grossen Prinzips hat sich unvermeidbar und unaufhaltbar die Katastrophe des Weltkrieges vollzogen, als Ergebnis der bewegenden Kräfte im Leben der Staaten und Völker. Einem Gewitter gleich, das naturnotwendig zur Entladung drängt.“* Vgl. ebd., S. 907.

¹²⁶ Conrad, Aus meiner Dienstzeit, 5. Bd., S. 971, auch Conrad, Aufzeichnungen, S. 160.

¹²⁷ Conrad, Aus meiner Dienstzeit, 4. Bd., S. 127, auch 1. Bd., S. 9.

¹²⁸ Foertsch, Kriegskunst heute und morgen (1939), S. 13.

fe der Zeit durchgemacht hat.¹²⁹ Ganz ähnlich tönnte die Einleitung zum Artikel „Krieg“ im „Handbuch der neuzeitlichen Wehrwissenschaften“ von 1936: *„Die Natur ist Kampf und Auslese. Ihr Sinn ist, dass das Starke und Tüchtige sich durchsetzt, das Lebensschwache aber unterliegt und zugrunde geht. Auch der Mensch ist diesem ewigen, unabänderlichen Gesetz unterworfen sowohl als Einzelperson wie auch [...] als Familie, Sippe, Stamm und Volk.“* Der Handbuchartikel fuhr mit einer Erklärung zum Zweck dieses Kampfes fort: *„Der naturgewollte Kampf der Völker bezweckt die Erhaltung und Verbesserung von Art, Lebensraum und -bedingungen. Seine letzte und entscheidende Form ist der Krieg.“*¹³⁰

Diktion und Vokabular des Sozialdarwinismus hatten sich mithin im Schrifttum der Wehrmacht des Dritten Reiches im Allgemeinen kaum verändert. Das Naturgesetz des Kampfes und das Recht des Stärkeren blieben die zentralen sozialdarwinistischen Argumentationsfiguren; die Existenzberechtigung des Krieges leitete man weiterhin aus diesen „naturgesetzlichen“ Prämissen ab.¹³¹ Auch im Hinblick auf einen zukünftigen Krieg und dessen Totalisierung konnte auf dieses Deutungsrepertoire zurückgegriffen werden. Ein Anhang zu einer Denkschrift aus dem Oberkommando der Wehrmacht (OKW) vom April 1938, die sich zur Hauptsache mit organisatorischen Problemen der Wehrmachtführung befasste, legte dar, wie ein totaler Krieg in Zukunft aussehen und welche Anforderungen ein solcher stellen werde.¹³² Der Anhang begann mit den folgenden Feststellungen:

„Der Krieg in seiner absoluten Form ist die gewaltsame Auseinandersetzung zweier oder mehrerer Staaten mit allen Mitteln. Trotz aller Versuche, den Krieg zu ächten, bleibt er ein Naturgesetz [...], das sich eindämmen, aber nicht beseitigen lässt und der Erhaltung von Volk und Staat oder der Sicherung seiner geschichtlichen Zukunft dient. Dieser hohe sittliche Zweck gibt dem Kriege sein totales Gepräge und seine ethische Berechtigung. Er hebt in hinaus über einen rein politischen Akt oder über einen militärischen Zweikampf um eines wirtschaftlichen Vorteils willen.“

¹²⁹ Dabei fügte Foertsch auch wieder die bellizistischen Moltke-Zitate an!

¹³⁰ Handbuch der neuzeitlichen Wehrwissenschaften, 1. Bd. (1936), Artikel „Krieg“, S. 171.

¹³¹ Vgl. etwa auch Kreysing, Der Offizier im nationalsozialistischen Staat, in: Marine-Rundschau 10/1937, S. 585, Metzsch, Wehrpolitik (1939), S. 80 sowie Bergh, Volk und Heer (1938), S. 5. Im Tagebuch Oberst van den Berghs zeigt sich eine etwas andere, differenziertere Sicht: So betonte Bergh zwar, dass der Kampf ums Dasein und die Auslese der Kraftvollen der Urgrund des Weltgeschehens seien, aber der Kampf ums Dasein führe auch zu Zusammenschlüssen, zu gegenseitiger Ausgleichung und höherer Harmonie (Tagebucheinträge vom 20. Juni 1919 und 11. April 1920, in: Wette, Das Tagebuch des Obersten Ernst van den Bergh, S. 105 u. 145).

¹³² OKW-Denkschrift vom 19. April 1938, „Die Kriegführung als Problem der Organisation“, Anhang „Was ist der Krieg der Zukunft?“, in: Görnitz, Keitel, S. 164-166. Diese Denkschrift wurde von der Abteilung L des OKW (Amtsgruppe Führungsstab) ausgearbeitet, die Alfred Jodl leitete. Wahrscheinlich ist sie vom Chef des OKW, Wilhelm Keitel, noch überarbeitet worden (Görnitz, Keitel, S. 166, Anm. 21). Zu diesem Anhang vgl. Messerschmidt, Wehrmacht, S. 485.

Ausgehend vom Naturgesetz des Krieges und sittlichen Zweck der Erhaltung und Zukunftssicherung des Staates wurde hier auf die ethische Berechtigung des Krieges geschlossen. Gleichzeitig schrieb man dem Krieg über seine instrumentelle Funktion hinaus einen existentiellen, totalen Charakter zu: Er ist nicht mehr nur ein politischer Akt oder ein Mittel zur Erreichung wirtschaftlicher Vorteile, vielmehr steht die ganze Existenz des Staates auf dem Spiel. Als Konsequenz wurde der Einsatz jedes Einzelnen sowie die Unterordnung des staatlichen und privaten Lebens unter das Prinzip der Erringung des Sieges gefordert.¹³³

Ein spezieller Aspekt im Zusammenhang mit der sozialdarwinistischen Kriegsdeutung bildet das Problem der „Kontraselektion“ (d. h. die Vorstellung, in einem Krieg würden besonders die „Tapfereren“ und „Besseren“ fallen), das in ein paar Quellentexten angesprochen wird.¹³⁴ So wurden beispielsweise in einem Buch über „Rasse, Volk, Soldatentum“ einmal mehr die Natur und der Kampf ums Dasein bemüht,¹³⁵ aber am Schluss wies der Verfasser darauf hin, dass ein Krieg eine verhängnisvolle *„Ausmerzung des tapfersten, soldatischsten Erbgutes“* zur Folge hätte. Daher verfolge Deutschland eine Politik des Friedens.¹³⁶ Den Friedenswillen Deutschlands betonte auch ein Aufsatz zum Thema „Wehrwesen und Rassenbiologie“, der mit rassentheoretischen Argumenten die negativen Folgen eines Krieges darlegte. Der moderne Krieg sei für die biologischen Verhältnisse einer Nation nachteilig, da ein Geburtenrückgang stattfände, die Gesunden und für den Wehrdienst Tauglichen sterben würden, die Wehruntauglichen sich aber weiter fortpflanzen könnten: *„Diese Tatsache gibt der biologischen Bedeutung des Krieges erst ihr ganzes ernsthaftes Gewicht, und sie ist der Grund, weshalb eine zielbewusste Rassenhygiene und Rassenpolitik stets eine ernsthafte Friedenspolitik sein muss, weil sie sich der nicht wieder gutzumachenden Schäden selbst eines siegreichen Krieges bewusst ist.“* Es hiess dann jedoch gleich wieder, dass Kriege für die Menschheit unvermeidlich seien.¹³⁷ Im selben Aufsatz wurde allerdings auch versucht, die Leser unter dem Gesichtspunkt der Wehrkraft von eugenischen Massnahmen zu überzeugen: *„So stellen z. B. manifest Erbkrankte [...] keinen Nutzen, sondern eine Belastung für die Nation und damit auch für die Wehrkraft des Volkes dar. Mit Schwachsinnigen, mit geistig Defekten, mit erblich Blinden oder Taubstummen können nicht Kriege geführt und gewonnen werden [...]“. Daher ist die Ausschaltung Erbkrankter aus der Fortpflanzung eine Massnahme, die unmittelbar der Gesamt-*

¹³³ OKW-Denkschrift, Anhang, S. 164. Vgl. Kapitel V, 1b.

¹³⁴ Dies mag darauf hindeuten, dass rassentheoretische Überlegungen in den dreissiger Jahren wichtiger geworden sind.

¹³⁵ Hundeiker, Rasse, Volk, Soldatentum (1937), S. 12 u. 60.

¹³⁶ Hundeiker, Rasse, Volk, Soldatentum, S. 159. Auch Hitler hatte 1935 gesagt, dass der Krieg die Auslese der Besten verzehre (zit. nach Bergh, Volk und Heer, S. 24). In den ersten Jahren nach der nationalsozialistischen Machtergreifung wurde versucht, eine aggressive Kriegsrhetorik zu vermeiden und die Öffentlichkeit von den friedlichen Absichten Hitlers und Deutschlands zu überzeugen.

¹³⁷ Gross, Wehrwesen und Rassenbiologie (1938), S. 165f. Zu der von Rassentheoretikern geführten Diskussion um den evolutionären Nutzen oder Nachteil des Krieges siehe Geulen, Wahlverwandte, S. 193-195.

kraft des Volkes zugute kommt.“¹³⁸ Die Thematik der Kontraselektion sprach ebenfalls ein Handbuchartikel an. Er verwies einerseits auf die wichtige Bedeutung des Krieges als Kollektivauslese: „Die starken Rassen u. Völker steigen empor und die schwachen sinken herab.“ Andererseits bewirke der Krieg eine individuelle Kontraselektion, indem „die besseren und tapferen Männer fallen und die schlechten und feigen erhalten bleiben.“ Der Artikel kam aber zum Schluss, für die Menschheit im Ganzen werde der Nachteil der Kontraselektion durch die nützliche Kollektivselektion wettgemacht.¹³⁹ Negative Auswirkungen eines Krieges, wie hier die Kontraselektion, wurden somit durchaus eingeräumt, dies änderte freilich nichts an der grundsätzlichen Überzeugung, dass Kriege trotzdem berechtigt und unvermeidbar seien.

Vereinzelt gab es auch Kritik an einer einseitigen biologistischen Kriegsauffassung. Ein Aufsatz über „Kriegsphilosophie und Wehrpsychologie“ kritisierte unter anderem das oben besprochene Buch von „Lotharingus“ und sah es als verfehlt an, eine Kulturercheinung wie den Krieg ausschliesslich naturwissenschaftlich und biologisch zu deuten. Der Autor gab einer machtstaatlich-hegelianischen Kriegsauffassung eindeutig den Vorzug; er leitete den Sinn und die Notwendigkeit des Krieges anstatt aus der Natur aus dem Wesen und dem sittlichen Selbstzweck des Staates ab.¹⁴⁰

Eine dezidiert sozialdarwinistische Kriegsdeutung findet sich hingegen wieder in den Ausbildungs- und Schulungsmaterialien der Wehrmacht während des Krieges. Die Wehrmachtführung forcierte die politische Erziehung und weltanschauliche Indoktrination auf nationalsozialistischer Grundlage.¹⁴¹ Der Oberbefehlshaber des Heeres Walther v. Brauchitsch hatte grundsätzliche Erziehungsrichtlinien erlassen, in denen festgehalten wurde, dass die Ausbildung des Soldaten zu einem entschlossenen und angriffsfreudigen Kämpfer von einer nationalsozialistischen Erziehung nicht zu trennen sei. Im Heere sollte in Bezug auf die nationalsozialistischen

¹³⁸ Gross, Wehrwesen und Rassenbiologie, S. 161.

¹³⁹ Handbuch der neuzeitlichen Wehrwissenschaften, 1. Bd. (1936), Artikel „Kriegssoziologie“, S. 255. Die Kontraselektion thematisierte auch das Richtheft 5/1944 „Der Kampf als Lebensgesetz“ des NS-Führungsstabes des OKW, S. 18f. Auf diese Schrift wird unten ausführlicher eingegangen.

¹⁴⁰ Linnebach, Kriegsphilosophie und Wehrpsychologie (1934), S. 17-20. In seinem späteren Aufsatz über Kultur und Krieg, worin Linnebach v. a. mit Kant argumentierte (vgl. Kapitel II, 2c), hielt er dann fest, dass es falsch sei, den Krieg einseitig nur als Naturvorgang und biologisches Geschehen oder aber nur als Menschenwerk zu betrachten; er sei beides zugleich (Linnebach, Zum Problem Kultur und Krieg, in: Wissen und Wehr 7/1939, S. 534). Kant und Hegel besaßen in diesen Aufsätzen mehr Gewicht als Darwin. Schon früher hatte es Kritik an einer biologistischen Kriegsauffassung gegeben. In einem Artikel im Militär-Wochenblatt schrieb Major Hagen, dass der Krieg keine Naturnotwendigkeit sei, denn er gehe aus dem eigenen Willen des Menschen hervor (Hagen, Ist der Krieg unabänderliches Völkergeschick? in: Militär-Wochenblatt Nr. 79/1894, Sp. 2075). Diese Beispiele zeigen, dass es durchaus möglich war, von einem dominierenden Diskurs abzuweichen und eine eigenständige Position einzunehmen.

¹⁴¹ Ausführlich zu dieser Thematik die Studien von Vossler, Propaganda, Messerschmidt, Wehrmacht u. Förster, Geistige Kriegführung. Einen Überblick zur weltanschaulichen Schulung und Indoktrination der Armee in den beiden Weltkriegen bietet der Aufsatz von Förster, Weltanschauung als Waffe. Vgl. auch Förster, Motivation and Indoktrination u. Berghahn, NSDAP und Geistige Führung.

Grundlagen eine einheitliche Auffassung herrschen und diese zum Gemeingut aller Soldaten gehören. Zu diesem Zweck wurde der nationalpolitische Unterricht für die Truppe eingeführt.¹⁴² Die Richtlinien für die „Weltanschauliche Erziehung und geistige Betreuung“ vom Oktober 1941, als die Schlacht um Moskau begann, schrieben fest, dem Soldaten müsse der Sinn dieses Krieges klargemacht werden. Er solle wissen, worum es in diesem Kampfe gehe und von der Notwendigkeit überzeugt werden, diesen Krieg um jeden Preis siegreich zu Ende zu führen. Dadurch sollte auch einer Beeinträchtigung der Kampfmoral aufgrund der zunehmenden Dauer des Krieges entgegengetreten werden.¹⁴³ Der dafür verwendete Unterrichtsstoff, der in Form von Merkblättern vermittelt wurde, gliederte sich in vier Haupt-/Pflichtthemen: 1. Das deutsche Volk 2. Das deutsche Reich 3. Der deutsche Lebensraum 4. Der Nationalsozialismus. Interessant ist nun das dritte Hauptthema „Der deutsche Lebensraum“, denn dieses enthielt das Unterthema „Der Kampf als Lebensgesetz“. Das erste Kapitel war mit dem Titel „Der Kampf ist ein Naturgesetz“ überschrieben. Dort hiess es:

„Die Entwicklung der Völker entspricht den natürlichen Gesetzen des Lebens. Was leben will, muss um sein Dasein kämpfen. Dieser Kampf ist überall, wo Lebewesen vorhanden sind, sich vermehren und kräftig heranwachsen. Das gilt für die Pflanzen in Wald und Feld ebenso wie für die Tiere. Jede Pflanze strebt zum Licht, aber nicht allen ist es von der Natur gegeben, gross und kräftig zu werden. Wer sich nicht mit seinen naturgegebenen Anlagen und seinem gesunden Wachstum in dieser Welt durchsetzen kann, wird in den Schatten gedrängt. Nur im Gewächshaus gelten andere Gesetze. Hier gedeihen auch schwache Pflanzen, die den rauen Stürmen und den Kämpfen in der freien Natur nicht gewachsen sind. Ein solches Gewächshaus war der Völkerbund;¹⁴⁴ für freie und starke Völker war hier kein Platz. Im Leben der Völker gibt es keine Gewächshäuser. [...] Man muss das Gesetz dieses Kampfes erkennen und bejahen, denn es ist natürlich und gesund.“

Im Weiteren wurde konstatiert, dass die Welt immer den Gesunden und Starken gehöre. Die jungen, grossen und wachsenden Völker hätten nach dem Gesetz der Natur mehr Lebensrecht als die kleinen und schwachen. Das Diktat von Versailles habe nicht bestehen können, weil es diese Tatsache nicht beachtet habe und darum „unnatürlich“ gewesen sei. Das Fazit dieses Unterricht-Merkblattes lautete: „Kampf ist das Gesetz allen Lebens. Er ist auch das wahre Gesetz der Politik.

¹⁴² Vossler, Propaganda, S. 125f., Förster, Geistige Kriegführung, S. 513f.

¹⁴³ BA-MA, RH 19 III/488, OKH/GenStdH/HWesAbt II, Nr. 3600/41 vom 1. Oktober 1941, vgl. Förster, Geistige Kriegführung, S. 530.

¹⁴⁴ In diesem Sinne hatte schon „Lotharingus“ den Völkerbund kritisiert, vgl. oben Kapitel III, 2b.

*Allein der Starke und Gesunde siegt. Die Deutschen sind das stärkste und gesündeste Volk Europas.*¹⁴⁵ Das Ziel dieser Unterrichtsschriften war es, auch dem einfachen Soldaten den Sinn des Krieges zu erklären. Im Vordergrund standen hierbei propagandistische Argumente wie die, dass der Soldat für seine Heimat, für die nationalsozialistische Idee und Volksgemeinschaft, für eine notwendige Erweiterung des Lebensraums und eine Neugestaltung Europas kämpfe, dass er sich gegen den bolschewistisch-jüdisch-plutokratischen Vernichtungswillen verteidigen müsse. Die biologistische Sprache des zitierten Abschnitts, der Analogieschluss von der Pflanzen- und Tierwelt auf den Kampf zwischen den Völkern evozierte dabei die Vorstellung, bei dieser kriegerischen Auseinandersetzung handle es sich um einen naturgesetzmässigen – „natürlichen“ – Vorgang, gleichsam eine metapolitisch-biologistische Unterfütterung der politisch-ideologischen Kriegsbegründung.¹⁴⁶

Ende 1943/Anfang 1944 wurde die nationalsozialistische Indoktrination nochmals intensiviert. Im OKW wurde ein NS-Führungsstab gebildet und die Funktion des „nationalsozialistischen Führungsoffiziers“ (NSFO) geschaffen. Diese NSFO sollten in Zusammenarbeit mit den Truppenkommandeuren die einheitliche weltanschauliche Schulung in der Wehrmacht vorantreiben. Angesichts der schwierigen militärischen Lage Deutschlands an allen Fronten wollte man erreichen, dass die Wehrmacht und ihre Soldaten noch stärker vom nationalsozialistischen Gedankengut durchdrungen werden. Der NS-Führung und der Wehrmachtführung schwebte das Ideal eines vom Nationalsozialismus überzeugten fanatischen Kämpfers vor.¹⁴⁷ Offensichtlich sollten dabei der Truppe auch wieder die naturgesetzlichen Grundlagen des Kampfes vermittelt werden. Eine der Schulungsschriften, der sogenannten „Richtheft“ des NS-Führungstabes des OKW, beschäftigte sich mit dem Thema „Der Kampf als Lebensgesetz“.¹⁴⁸ Ausführlich wurde in

¹⁴⁵ BA-MA RH, 19 III/489, Nationalpolitischer Unterricht im Heere, Merkblätter zum Unterricht für den Kompanieführer, Merkblatt Nr. 22, Juni 1942.

¹⁴⁶ Vgl. dazu auch eine Ausbildungsschrift der Luftwaffe, die die Frage aufwarf, warum die Opfer des Krieges notwendig und sinnvoll seien: „Um diese Frage sachlich beantworten zu können, muss man sich zunächst fragen, warum gemeinhin in der Welt Kriege geführt werden. Es muss als eins der grossen, bisher in seinen Folge-Erscheinungen immer wiederkehrenden Daseinsgesetze angesprochen werden, dass alle Lebewesen zu gewissen Zeitpunkten dazu verurteilt sind, einander zu bekämpfen und sich nach Massgabe ihrer Kräfte auszurotten. Der Kampf um die eigene Existenz lässt den Starken gegen den Schwachen vorgehen, und die Sorge, das Daseinsrecht zu verlieren oder die Daseinsbasis einzubüssen, gibt diesen Auseinandersetzungen den Charakter einer Rücksichtslosigkeit um jeden Preis.“ BA-MA, RLD 24/32, Beiträge für den Einheitsführer Nr. 10/1941, 8. März 1941, Luftgaukommando Westfrankreich, Gruppe Ic, Br. B. Nr. 1761/41. Zu diesen Einheitsführer-Beiträgen Förster, Geistige Kriegführung, S. 557f.

¹⁴⁷ Zum NSFO Besson, Zur Geschichte des NSFO, Förster, Geistige Kriegführung, S. 590-620, Vossler, Propaganda, S. 167-190, Zoepf, Wehrmacht.

¹⁴⁸ Richtheft des OKW, Der Kampf als Lebensgesetz, hg. vom NS-Führungstab des OKW, Heft 5, 1944. Dieses Heft war ein Nachdruck eines Reichsschulungsthemas der NSDAP (3. Reichsschulungsthema 1942/43, hg. vom Beauftragten des Führers für die Überwachung der gesamten geistigen und weltanschaulichen Schulung und Erziehung der NSDAP). Angeregt durch dieses Reichsschulungsthema erschien in der „Schriftenreihe zur weltanschaulichen Schulungsarbeit der NSDAP“ (Heft 18, 1943) die Zitatensammlung „Kampf als Lebensgesetz im deutschen Sprichwort“.

diesem Heft die grundlegende Bedeutung des Kampfes für Natur und Mensch erörtert.¹⁴⁹ Ein Ziel war es darzustellen, „*wie in der Natur, in der Geschichte unseres Volkes und unserer Rasse ebenso wie im Leben des einzelnen und der Gemeinschaften das Gesetz des Kampfes für alles Lebendige gilt [...]*.“¹⁵⁰ Bezeichnend ist, dass auch rassentheoretische Gesichtspunkte und der totale Krieg auf das Kampfgesetz bezogen wurden. Der totale Krieg, so wurde einleitend erläutert, unterwirft die gesamte Volksgemeinschaft dem Gesetz des Kampfes und zwingt jeden einzelnen unerbittlich, dieses anzuerkennen. Für die „*germanische Rasse*“ war der Kampf schon immer ein Lebensgesetz gewesen: „*Wir deuten diesen Krieg als die äusserste und härteste Form eines immerwährenden Kampfes, der unserer Art seit jeher Lebensgesetz ist.*“¹⁵¹ Die Schrift war weiter so aufgebaut, dass im Kapitel „Der Kampf ist der Vater aller Dinge“ gezeigt wurde, wie in der ganzen Pflanzen- und Tierwelt ein permanenter Kampf herrscht und der Stärkere den Schwächeren besiegt.¹⁵² Der nächste Abschnitt (Titel: „Der Kampf führt zur Ordnung und zur Lebensgemeinschaft“) beleuchtete den Sinn dieses Kampfes: Durch ihn entsteht eine natürliche Ordnung und werden Lebensgemeinschaften geschaffen, wie beispielsweise der Wald; ausserdem bewirkt er eine fortwährende Auslese mit dem Ziel der Höherzüchtung, der Förderung des Lebenskräftigen, Tüchtigen und Gesunden.¹⁵³ Anschliessend wurde begründet, dass auch der Mensch in diesen Kampf hineingestellt ist und sich den Gesetzen des Kampfes und der Auslese nicht entziehen kann, sei es im Alltags- oder Berufsleben, aber auch in Bezug auf den rassischen Wert des Volkes und seines Nachwuchses.¹⁵⁴ Dass nicht jedem Kampf der gleiche sittliche Wert innewohnt, wurde im Kapitel „Der nordisch-germanische Mensch kämpft für Ideale“ betont: Es gibt zwei Arten des Kampfes, einerseits einen edlen Kampf für Ideen und Ideale – „*Blut und Boden, Sippe und Volk, Ehre, Treue und Freiheit, Wahrheit und Recht*“ – wie ihn die Deutschen kämpfen, andererseits einen unedlen Kampf für bloss äussere Gewinne, für materialistische Ziele, wie ihn etwa das Judentum und der Kommunismus führen. Wer einen solchen Kampf führt, vernichtet die Kultur und „*versündigt [...] sich gegen die Lebensgesetze.*“¹⁵⁵ Nun wurde zum „Kampfgesetz der Rassen und Völker“ übergeleitet und dargelegt, dass der Kampf zwischen Rassen und Völkern über ihre Existenz entscheidet und ihre Geschichte prägt. Jedes Volk, das das Gesetz des Kampfes verneint, zerstört seine Lebensgrundlagen, denn

¹⁴⁹ Hingegen brachte es die vom Heerespersonalamt 1944 herausgegebene Schrift „Wofür kämpfen wir?“, auf die in Kapitel IV noch ausführlich eingegangen wird, in wenigen Sätzen auf den Punkt (S. 71): „*Wir werten den Kampf als unumstössliches Lebensgesetz, denn nur im ewigen Kampf, der Voraussetzung aller Auslese, wachsen Persönlichkeiten und harte Völker. Nur im Kampf wird Grosses geboren.*“

¹⁵⁰ Der Kampf als Lebensgesetz, S. 9.

¹⁵¹ Der Kampf als Lebensgesetz, S. 5 u. 9. Die Kapitelüberschrift lautet: „Dieser Krieg fordert eine klare Stellungnahme zum Kampfgesetz“.

¹⁵² Der Kampf als Lebensgesetz, S. 5 u. 14f.

¹⁵³ Der Kampf als Lebensgesetz, S. 5 u. 15f.

¹⁵⁴ Der Kampf als Lebensgesetz, S. 6 u. 16-20.

¹⁵⁵ Der Kampf als Lebensgesetz, S. 6f. u. 20f.

die „*Stimme der Natur lässt sich nicht überhören und niemand wird ihr ewiges Gesetz ungestraft überschreiten* [...]“. ¹⁵⁶ Das letzte Kapitel ging nochmals auf den gegenwärtigen Krieg ein und war mit einem Zitat aus Schillers „Wallenstein“ überschrieben: „*Und setzet Ihr nicht das Leben ein, nie wird Euch das Leben gewonnen sein*“. Der Krieg ist ein unnachsichtiger „*Erneuerer des Lebens*“, lautete die Schlussfolgerung dieser OKW-Schrift, was sich als schwach und überlebt erweist, muss in diesem „*Ausleseprozess*“, in dem sich die Völker der Erde zurzeit befinden, vergehen. In der Bereitschaft, für den Bestand und die Zukunft des Volkes zu kämpfen und sich zu opfern, offenbart sich die Bejahung des Lebensgesetzes des Kampfes. Es ist diese Kampf- und Opferbereitschaft, die dem jetzigen Krieg einen tieferen Sinn verleiht. ¹⁵⁷ Die Ausführungen schlossen mit den Worten „*Ohne Kampf keine Freiheit, ohne Kampf kein Leben!*“ und einem Zitat aus Hitlers „Mein Kampf“ – „*Wer leben will, der kämpfe also!*“ ¹⁵⁸

Es lässt sich schwer feststellen, wie diese Schulungsschriften rezipiert wurden, ob der gemeine Soldat wirklich davon überzeugt werden konnte, dass der Kampf ein Lebensgesetz bzw. der Krieg ein Naturgesetz sei. ¹⁵⁹ Wie die konkrete Rezeption auch gewesen sein mag, bedeutsam ist, wie sehr die „Sprache“ des Sozialdarwinismus sich dazu eignete, den laufenden Krieg in ein sinnhaftes Ganzes einzufügen, ihn als Teil einer naturgegebenen Ordnung zu beschreiben und sich dadurch eine entsprechende Sinnggebung vermitteln liess.

d. „Natur“ als Element der Kriegsdeutung

„Natur“ war einer der Schlüsselbegriffe des sozialdarwinistischen Kriegsdiskurses, das haben die vorangehenden Abschnitte deutlich gezeigt. Kampf und Krieg wurden als Elemente der Natur und als Naturgesetze aufgefasst; was aber „Natur“ überhaupt ist, wurde freilich nie expliziert und hinterfragt, der Begriff schien semantisch selbstredend zu sein. ¹⁶⁰ „Natur“ konnte nun nicht allein sozialdarwinistisch, fixiert auf den Daseinskampf und die Selektion, begriffen werden; die engere

¹⁵⁶ Der Kampf als Lebensgesetz, S. 7 u. 26-28.

¹⁵⁷ Der Kampf als Lebensgesetz, S. 7f. u. 29-32.

¹⁵⁸ Der Kampf als Lebensgesetz, S. 32. Dieses Hitlerzitat (jedoch vollständig: „*Wer leben will, der kämpfe also, und wer nicht streiten will in dieser Welt des ewigen Ringens, verdient das Leben nicht.*“) findet sich auch auf dem Titelblatt einer „Tor-nisterschrift des OKW“, Heft 37, 1941.

¹⁵⁹ Einige Soldatenbriefe deuten darauf hin, dass solche Ansichten durchaus vertreten wurden, vgl. die Auszüge aus Soldatenbriefen bei Bartov, Hitlers Wehrmacht, S. 176-179; so hiess es in einem Brief „*Leben bedeutet per definitionem Kampf.*“ (zit. nach Bartov, Hitlers Wehrmacht, S. 176). Die bei Bartov aufgeführten Beispiele stammen aus dem Jahr 1941. Viele Soldaten sind wahrscheinlich schon in der Vorkriegszeit, z. B. in der HJ oder im Reichsarbeitsdienst, mit sozialdarwinistischen Auffassungen konfrontiert worden, vgl. Bartov, Operation Barbarossa, S. 124. Die Frage, inwieweit sozialdarwinistische Denkweisen auch bei den Soldaten eine Rolle spielten, muss hier offenbleiben.

¹⁶⁰ Zur Geschichte und Semantik des Naturbegriffs Coates, Nature. Auf die „Natur“ rekurrierten sowohl Wissenschaft als auch Recht, Politik und Kunst. Mit der Natur konnte Gleichheit, aber auch Differenz begründet werden (Giesen, Antisemitismus und Rassismus, S. 208).

biologische Sicht transzendierend, wurde „Natur“ auch als (metaphysisches) Letztprinzip, als unhintergehbare Weltordnung oder als schöpferischen Willen – vgl. oben das Zitat Wilhelm Groeners! – gedacht.¹⁶¹ Die Polyvalenz bzw. die Deutungsoffenheit des Naturbegriffes ermöglichte es, sich auf verschiedene Art und Weise auf die „Natur“ zu berufen. So finden sich einige Texte, in denen die Kriegsdeutung auf die „Natur“ in einem nicht-sozialdarwinistischen Sinne Bezug nimmt.

Ein Beispiel aus der vor-darwinschen Zeit stellt ein Buch des preussischen Generalleutnants und Militärschriftstellers Otto August Rühle v. Lilienstern dar. Rühle v. Lilienstern, der mit Heinrich v. Kleist und dem Staatstheoretiker Adam Müller eng befreundet gewesen war, schrieb eine gegen Kant und dessen Idee des ewigen Friedens gerichtete „Apologie des Krieges“, die 1813 erstmals erschien.¹⁶² Seine zentrale These war, dass Krieg und Frieden ein Gleichgewicht und einen notwendigen Gegensatz bilden, dass Krieg und Frieden einander ergänzen und bedingen würden. Der Krieg benötige den Frieden, gleichwie der Frieden des Krieges bedürfe; einem ewigen Frieden würde es darum an Gleichgewicht mangeln, weil das Gegengewicht, der Krieg, fehlen würde.¹⁶³ Dabei brachte Rühle v. Lilienstern die „Natur“ ins Spiel und beschrieb den Wechsel zwischen Krieg und Frieden als „Willen der Natur“: Ein ewiger Friede könne nicht zustande kommen, da es *„in dem ausdrücklichen unabänderlichen Willen der Natur [liegt], dass weder Krieg noch Frieden auf der Erde allein vorhanden sein, sondern dass aus dem Wechsel beider gemeinschaftlich ein ewiges und frisches Leben erzeugt werden solle.“*¹⁶⁴ Aufgrund der vielfältigen Anlässe für Zwist und Eintracht, für Krieg und Frieden Sorge die Natur dafür, dass kein Stillstand, keine Erstarrung eintrete und dass die Staaten nicht in den *„Todeszustand ewigen Friedens“* übergehen könnten.¹⁶⁵ Krieg war bei Rühle v. Lilienstern noch nicht eine Folge des naturgesetzlichen Daseinskampfes und der biologischen Selektion; gleichwohl wurde der Krieg aus der Natur abgeleitet – einer regulativen

¹⁶¹ Für die Aufklärung war die Natur zwar etwas den Menschen Vorgegebenes, die aber durch Fortschritt verändert werden konnte. Später setzte sich eine Sicht von Natur als „absolut normstiftendes Paradigma“ durch: „In dieser populären Auffassung von ‚nature knows best‘ konvergieren romantische Naturvorstellungen und naturwissenschaftliche Evolutionsmodelle. Aufgrund dieses Bedeutungswandels hat die Natur bzw. die natürliche Ordnung in manchen zeitgenössischen Deutungssystemen den Platz eingenommen, den in einem theozentrischen Weltbild Gott füllt.“ Hoch, Vater aller Dinge?, S. 36.

¹⁶² Zum Leben und Werk Rühles v. Lilienstern (1780-1847) Langendorf, Rühle von Lilienstern sowie Langendorfs Nachwort zur Edition der „Apologie des Krieges“, S. I-LIII. Rühle v. Lilienstern war übrigens auch der Begründer und erste Schriftleiter des Militär-Wochenblatts.

¹⁶³ Langendorf, Rühle von Lilienstern, S. 220.

¹⁶⁴ Rühle v. Lilienstern, Apologie des Krieges, S. 33.

¹⁶⁵ Rühle v. Lilienstern, Apologie des Krieges, S. 39f. Rühle v. Lilienstern bezog sich noch an anderen Stellen auf die Natur: Es war Absicht der Natur, den Menschen mit Bedürfnissen (Lust, Freiheit) und dem Drang nach der Befriedigung dieser Bedürfnisse auszustatten (S. 27); es ist ein *„allgemeines Naturgesetz“*, dass es keinen Genuss ohne vorangegangene Kraftäusserung geben kann (S. 28); nach *„ewigen Naturgesetzen“* bedeutet Stillstand und Bewegungslosigkeit, wie sie einem ewigen Frieden innewohnen würden, Fäulnis und Tod (S. 46f.).

Natur, die durch das antagonistische, antithetische Wechselspiel von Krieg und Frieden Gleichgewicht, aber auch Bewegung und Fortschritt („Leben“) bewirkt.¹⁶⁶

In Max Jähns Studie „Ueber Krieg, Frieden und Kultur“ standen vor allem machtsstaatliche und bellizistische Argumentationsstränge im Vordergrund. An einigen Stellen rekurrierte Jähns auch auf das Verhältnis von Krieg und Natur, deutete dieses aber nicht primär sozialdarwinistisch.¹⁶⁷ Als Naturgesetze bezeichnete er das Prinzip des Anziehens und Abstossens und (Rühle v. Lilienstern ähnlich) das der Gegensätze wie Gut-Böse, Schön-Hässlich, Körperlich-Geistig und eben Krieg-Frieden.¹⁶⁸ In diesem Zusammenhang sprach Jähns auch die Frage der menschlichen Willensfreiheit an. Er war der Ansicht, dass der Krieg zwar eine Naturerscheinung sei, gleichzeitig aber auch das Ergebnis menschlichen Willens. „*Natur und Freiheit*“ würden ineinandergreifen: Es seien einerseits die Menschen, die über Krieg und Frieden entscheiden, andererseits werde es immer naturgegebene Ursachen für Konflikte geben.¹⁶⁹

Der Bezug zum Menschen stellt eine spezielle Facette der Deutung der Krieg/Natur-Relation dar. Es gibt eine ganze Reihe von militärischen Texten, worin das Phänomen Krieg mit der Natur des *Menschen* erklärt wurde und in denen anthropologische Diskursmuster aufscheinen. Die Forschung beschäftigt sich notabene nach wie vor mit der Frage, inwieweit überzeitliche anthropologische Konstanten für die Existenz von Kriegen verantwortlich gemacht werden können.¹⁷⁰ Ist Aggression dem Menschen angeboren, ist seine Neigung zur Gewalt genetisch und/oder kulturell bedingt? Für den bekannten Militärhistoriker Martin van Creveld ist es schlechthin klar, dass der Krieg eine urmenschliche Eigenschaft darstelle und auf einem menschlichen Trieb beruhe. Kriege werde es darum immer geben und könnten nicht abgeschafft werden; „Krieg ist, ganz offensichtlich, Leben“ – eine irritierende Schlussfolgerung, die van Creveld hier zieht.¹⁷¹ In gewisser Weise gleicht Crevelds Argumentation derjenigen vieler Militärs.¹⁷² So meinte

¹⁶⁶ In einem nichtbiologistischen Sinne verstand auch Wilhelm Rüstow die Beziehung von Krieg und Natur. In seinem Staatslexikon-Artikel sprach er von Naturgesetzen, in denen die Ursachen von Kriegen liegen würden. Solche Naturgesetze waren für ihn ganz allgemein Antagonismen, wechselnde Kraftverhältnisse und Machtunterschiede. Rüstow, Krieg, in: Rotteck/Welcker, Staats-Lexikon, 9. Bd. (1864), S. 331.

¹⁶⁷ Sozialdarwinistische Bezüge finden sich aber auch, vgl. etwa Jähns, Krieg, Frieden und Kultur (1893), S. 60 u. 354.

¹⁶⁸ Jähns, Krieg, Frieden und Kultur, S. 45-47. Jähns zitierte Rühle v. Lilienstern auf S. 290.

¹⁶⁹ Jähns, Krieg, Frieden und Kultur, S. 47f., vgl. S. 10 u. 84. Im Gegensatz zu Jähns leitete Hagen den Krieg ausschliesslich aus dem menschlichen Willen her und bestritt die Naturnotwendigkeit des Krieges (Hagen, Ist der Krieg unabänderliches Völkergeschick? in: Militär-Wochenblatt Nr. 79/1894, Sp. 2075).

¹⁷⁰ Einen Überblick zu dieser Debatte geben Langewiesche, Wandel, S. 9-11 und Hoch, Vater aller Dinge?, S. 34-38.

¹⁷¹ Creveld, Die Zukunft des Krieges, v. a. S. 318-323 u. 329f. (Zitat S. 330). Folgende These Crevelds mutet dabei ziemlich absurd an: „So abscheulich die Tatsache auch sein mag, der wahre Grund, weshalb wir Kriege führen, ist der, dass Männer gern kämpfen und dass Frauen Männer gefallen, die bereit sind, für ihre Sache zu kämpfen.“ (Creveld, Die Zukunft des Krieges, S. 322). Diese Feststellung ist nicht nur arg simplifizierend, sie erklärt letztlich überhaupt nichts. Es mag ja Männer geben, die gerne kämpfen oder gekämpft haben, wie Creveld behauptet; mit gutem Grund kann dem entgegengehalten werden, dass es ebenso viele gibt, die dies *nicht* tun! Kritisch zu Creveld auch Langewiesche, Wandel, S. 10.

General v. Falkenhausen, der Kampf sei so alt wie das Menschengeschlecht und der ewige Friede darum eine Utopie, weil sich „*Begierden und Leidenschaften der menschlichen Natur*“ niemals ändern würden.¹⁷³

Dass sich an der „*Natur des Menschen*“ seit Jahrtausenden nichts geändert habe und in dieser Natur der Krieg begründet liege, war auch für General Vogel v. Falckenstein eines seiner Argumente gegen den ewigen Frieden.¹⁷⁴ Albert v. Boguslawski wiederum warf den Pazifisten vor, die menschliche Natur zu verkennen.¹⁷⁵ Den Ursprung des Krieges leitete Boguslawski einerseits sozialdarwinistisch aus dem Naturgesetz des Kampfes ab, andererseits aus der Natur des Menschen, dessen Willenskraft und Leidenschaften: „*Der Kampf unter den Menschen ist also ein Erzeugnis der menschlichen Eigenart, insbesondere der Willenskraft und der Leidenschaften, aber auch der Verhältnisse, in welche die Natur die Menschen oder ihre Gemeinschaften zu einander gestellt hat.*“¹⁷⁶ Kriege werde es immer geben, da man „*die menschliche Natur*“ und „*die Grundbedingungen unseres Daseins*“ nicht ändern könne.¹⁷⁷ Mit der menschlichen Natur liess sich überdies die Unvermeidlichkeit eines neuen Krieges begründen, wie dies Colmar v. der Goltz tat. Für ihn stellte der „menschliche Egoismus“ eine der grundlegenden Ursachen für Kriege dar, und deshalb hielt er einen neuen Krieg für unausweichlich: „*Kommen aber wird der nächste Krieg mit Sicherheit und vielleicht in nicht allzu ferner Zeit – es sei denn, dass es den Aposteln des ewigen Friedens gelingen sollte, den menschlichen Egoismus auszurotten, der den Egoismus der Parteien und den der Völker gebiert. Damit aber hörte die Menschheit auf zu existieren; denn Hunger und Liebe halten sie zusammen, und beide sind egoistischer Natur.*“¹⁷⁸ Mit derselben Begründung wandte sich Goltz auch gegen die Vorstellung, internationale Schiedsgerichte könnten wichtige Streitfragen schlichten; wer dies glaube, verkenne die „*Menschennatur*“ und den „*menschlichen Egoismus*“.¹⁷⁹

Der Erste Weltkrieg schien die kämpferische Natur des Menschen bestätigt zu haben. Zumindest wurden anthropologische Erklärungsmuster weiterhin verwendet. In seinen Kriegserinnerungen gab sich Kriegsminister a. D. Hermann v. Stein davon überzeugt, dass sich zwar Kulturen ändern könnten, aber die Natur des Menschen nicht.¹⁸⁰ Der ewige Friede, so das Fazit sei-

¹⁷² Es ist bezeichnend, dass Creveld auch Heraklit und das Moltke-Zitat vom ewigen Frieden als Traum bemüht (Creveld, *Die Zukunft des Krieges*, S. 318 u. 323).

¹⁷³ Falkenhausen, *Der grosse Krieg der Jetztzeit* (1909), S. 3. Damit begründete Falkenhausen auch seine ablehnende Haltung internationalen Schiedsgerichten gegenüber.

¹⁷⁴ Vogel v. Falckenstein, *Der ewige Friede*, in: *Deutsche Revue* 27/1902, 1. Bd., S. 165f.

¹⁷⁵ Boguslawski, *Der Krieg in seiner wahren Bedeutung* (1892), S. 4.

¹⁷⁶ Boguslawski, *Der Krieg in seiner wahren Bedeutung*, S. 10f. (Zitat S. 11), vgl. auch S. 6 u. 106.

¹⁷⁷ Boguslawski, *Der Krieg in seiner wahren Bedeutung*, S. 91.

¹⁷⁸ Goltz, *Der ewige Friede und der nächste Krieg*, in: *Deutsche Revue* 29/1904, 1. Bd., S. 135.

¹⁷⁹ Goltz, *Der ewige Friede und der nächste Krieg*, in: *Deutsche Revue* 29/1904, 1. Bd., S. 132; in Bezug auf die Schiedsgerichtsfrage schlussfolgerte Ernst v. Reichenau: „*Die Grundbedingungen der menschlichen Natur ändert kein Vertrag.*“ (Reichenau, *Einfluss der Kultur auf Krieg und Kriegsrüstung*, S. 58). Vgl. Kapitel I, 2b.

¹⁸⁰ Stein, *Erlebnisse und Betrachtungen* (1919), S. 120.

ner Ausführungen über den Pazifismus, sei unmöglich, „solange wir Menschen sind.“¹⁸¹ Reichswehrchef Hans v. Seeckt äusserte sich dahingehend, dass eine radikale Änderung der menschlichen Natur stattfinden müsste, damit Kriege aufhören würden.¹⁸² Seeckts Vorgänger Walther Reinhardt war der Meinung, dass Gewalt ein Merkmal der menschlichen Natur sei, und Liebe und Hass (also anthropologische Eigenschaften) das Wesen des Kampfes bestimmen würden. Im Kriege nun komme das Leben, der Lebensdrang in „voller Ungehemmtheit“ zum Ausdruck.¹⁸³ Einen weiteren Gesichtspunkt brachte Horst v. Metzsch in seiner Studie über Wehrpolitik zur Sprache, nämlich das Irrationale und Unwägbare der menschlichen Natur. Aufgrund der irrationalen Natur des Menschen sei es bisher nicht gelungen, den Krieg abzuschaffen.¹⁸⁴

Anthropologische Deutungen tauchen des Weiteren in den militärischen Wörterbüchern auf, und zwar sowohl im „Handwörterbuch der gesamten Militärwissenschaften“ von 1878 und dem „Handbuch für Heer und Flotte“ von 1913 als auch im nationalsozialistisch geprägten „Handbuch der neuzeitlichen Wehrwissenschaften“ von 1936. Die Argumentation war immer dieselbe: Krieg wird die Menschheit stets begleiten, da er bedingt ist durch das menschliche Wesen und dessen Leidenschaften;¹⁸⁵ die „Begierden der Menschennatur“ sind seit Jahrtausenden unverändert,¹⁸⁶ und daher wird der Krieg bestehen bleiben, „solange es Menschen mit ihren natürlichen Eigenschaften, Vorzügen und Fehlern, mit ihrem triebmässigen und bewussten Streben gibt.“¹⁸⁷ Dies war die Quintessenz all dieser Mensch/Natur-Bezüge: Die Natur des Menschen mit seinen Leidenschaften, Begierden und Trieben wird sich nie ändern, und weil Kriege (auch) in der menschlichen Natur begründet liegen, so wird es ergo immer Kriege geben.

Die meteorologiebezogene Metaphorisierung des Krieges, insbesondere der Vergleich des Krieges mit einem Gewitter, bildet einen weiteren speziellen Strang des Krieg/Natur-Diskurses.¹⁸⁸ Schon Hegel hatte den Krieg mit der Bewegung der Winde verglichen, die den See vor der Fäulnis bewahren.¹⁸⁹ Auch in vielen militärischen Texten wurden Wetter- bzw. Gewittermetaphern bemüht. Der Krieg wurde etwa charakterisiert als ein „die Luft klärender Gewitteraus-

¹⁸¹ Stein, Erlebnisse und Betrachtungen, S. 122.

¹⁸² Seeckt, Gedanken eines Soldaten (1935), S. 65.

¹⁸³ Reinhardt, Wehrkraft und Wehrwille (1932), S. 126 (dies klingt notabene ähnlich wie Crevelde's „Krieg ist Leben“, vgl. Zitat oben).

¹⁸⁴ Metzsch, Wehrpolitik (1939), S. 97f.

¹⁸⁵ Handwörterbuch der gesamten Militärwissenschaften, 5. Bd. (1878), Artikel „Krieg“, S. 299.

¹⁸⁶ Handbuch für Heer und Flotte, 5. Bd. (1913), Artikel „Krieg“, S. 609.

¹⁸⁷ Handbuch der neuzeitlichen Wehrwissenschaften, 1. Bd. (1936), Artikel „Krieg“, S. 171; vgl. auch Artikel „Kriegssoziologie“, S. 254.

¹⁸⁸ Wilhelm Janssen weist darauf hin, dass der Vergleich des Krieges mit einem Gewitter ungemein beliebt war, Janssen, Krieg, S. 605. Vgl. auch Buschmann/Mick/Schierle, Kriegstypen, S. 29.

¹⁸⁹ Hegel, Grundlinien der Philosophie des Rechts, § 324, S. 492f., siehe Kapitel II, 1. Vgl. dazu d'Hondt, Einschätzung, S. 416.

bruch“¹⁹⁰ oder als „Gewittersturm in der Geschichte der Kulturvölker [...], der] immer von Zeit zu Zeit hereinbricht, wenn die elektrischen Spannungen zu gross für friedliche Lösungen werden.“¹⁹¹ Für Max Jähns bedeutete der Krieg eine „Naturerscheinung“, wie Sonnenschein und Regen, Wärme und Kälte, Meeresstille und Wind. Daraus leitete er ferner eine moralische Wertung des Krieges ab: Wie diese Naturerscheinungen könne der Krieg schlechthin weder als gut noch böse gelten. Jähns unterstrich diese Feststellungen mit dem bekannten Zitat aus Schillers „Wallenstein“: „Der Krieg ist schrecklich wie des Himmels Plagen; Doch ist er gut, ist ein Geschick wie sie.“¹⁹² Ähnlich formulierte es Vogel v. Falckenstein: „Kriege sind wie Gewitter, schrecklich aber wohlthätig.“¹⁹³ Seine Schlussfolgerung lautete, dass es besser wäre, sich auf Gewitter einzurichten, anstatt sie abschaffen zu wollen.¹⁹⁴ Die Gewittermetaphorik eignete sich besonders gut, die Stimmung vor dem Ersten Weltkrieg und dessen Ausbruch zu beschreiben, wie dies beispielsweise Generalstabschef Moltke d. J. tat. Im Juni 1913 schrieb er an seinen österreichisch-ungarischen Kollegen Conrad v. Hötzendorf mit Blick auf den Balkan, dass die „Schwüle der jetzigen Zeit“ nach Entladung dränge.¹⁹⁵ In einem anderen Brief an Conrad vom März 1914 hiess es: „Es ist keine Frage, dass in der europäischen Atmosphäre eine ungeheure elektrische Spannung vorhanden ist, die zur Entladung drängt. Möge der Ausbruch des Gewitters einen fest geschlossenen Dreibund vorfinden.“¹⁹⁶ Wenige Tage vor Beginn des Krieges verfasste Moltke ein Memorandum an Reichskanzler Bethmann Hollweg zur aktuellen Lage in Europa, worin er bemerkte, da Russland sich auf die Seite Serbiens gestellt habe, sei der österreichisch-serbische Konflikt zu

¹⁹⁰ Falkenhausen, Der grosse Krieg der Jetztzeit (1909), S. 4. Interessant ist, dass Colmar v. der Goltz diese Metapher differenzierter betrachtete: Die Sicht, dass der Krieg wie ein Gewitter reinigend wirke, gelte nur bedingt. So habe etwa der 30-jährige Krieg verheerende Wirkungen gehabt, hingegen habe das Unglück von 1806 in der Tat „wie ein Gewitter die alles Leben erschlaffende Schwüle zerstreut.“ Goltz, Das Volk in Waffen (1899), S. 430. In einem Brief an Waldersee gebrauchte Goltz einen weiteren Wettervergleich, als er schrieb, der grosse Krieg an zwei Grenzen werde mit derselben Naturnotwendigkeit kommen wie die Überschwemmungen im Frühjahr. Keine diplomatische Kunst könne dies verhindern. Goltz an Waldersee, 26. November 1886, in: Meisner, Aus dem Briefwechsel des Generalfeldmarschalls Alfred Grafen von Waldersee, 1. Bd., Nr. 28, S. 56.

¹⁹¹ Reinhardt, Wehrkraft und Wehrwille (1932), S. 75. Ähnlich das Handbuch der neuzeitlichen Wehrwissenschaften, 1. Bd. (1936), Artikel „Krieg“, S. 171: Wie von Zeit zu Zeit geologische Spannungen zu Naturkatastrophen führen würden, genauso würden sich Spannungen zwischen Staaten und Völkern im Kriege gewaltsam entladen.

¹⁹² Jähns, Krieg, Frieden und Kultur (1893), S. 84. Dies äusserte sich für Jähns auch im sprachlichen Gebrauch: Man sage, „es gibt Krieg“, wie man „es gibt ein Gewitter“ sage (S. 10). Vgl. überdies S. 319, wo er die Kriege von 1848/49 mit einem Frühlingsgewitter verglich.

¹⁹³ Vogel v. Falckenstein, Der ewige Friede, in: Deutsche Revue 27/1902, 1. Bd., S. 164. Vogel v. Falckenstein erwähnte, wie sie in der Schule anfangs der 1850er Jahre einen Aufsatz mit diesem Titel verfassen mussten und welche meteorologischen Vergleiche dabei herauskamen.

¹⁹⁴ Vogel v. Falckenstein, Der ewige Friede, in: Deutsche Revue 27/1902, 1. Bd., S. 172.

¹⁹⁵ Moltke an Conrad, 29. Juni 1913, in: Conrad, Aus meiner Dienstzeit, 3. Bd., S. 425. Vgl. folgende Passage aus einem Brief an seine Frau: „Ein Krieg fällt nicht so ohne weiteres vom Himmel, sondern kündigt sich vorher an wie ein Gewitter, das sich an dem politischen Horizont zusammensieht [...]“. Moltke an seine Braut, 7. November 1877, in: Moltke, Erinnerungen, Briefe, Dokumente, S. 34f.

¹⁹⁶ Moltke an Conrad, 13. März 1914, in: Conrad, Aus meiner Dienstzeit, 3. Bd., S. 612. Conrad seinerseits schrieb in seinen Erinnerungen, der Weltkrieg sei einem Gewitter gleichgekommen, das naturnotwendig zur Entladung drängte, Conrad, Aus meiner Dienstzeit, 4. Bd., S. 129.

einer „Wetterwolke, die sich jeden Augenblick über Europa entladen kann“, geworden.¹⁹⁷ Im November 1914 hielt Moltke in Bezug auf den Weltkrieg noch einmal rückblickend fest: „Seit Jahren stand er wie eine Wetterwolke am politischen Himmel, die gespannte europäische Lage drängte nach Entladung [...]“. ¹⁹⁸ August v. Mackensen, der zu einem der populärsten Heerführern des Weltkrieges werden sollte, brachte die ungeheure Spannung, die einen Tag vor Kriegsausbruch herrschte, metaphorisch auf den Punkt: „Was werden die nächsten Stunden bringen?! Das Gewitter, das über Europa liegt, muss sich entladen. Die seit einigen Tagen herrschende politische Schwüle ist nicht lange mehr zu ertragen. Eine befreiende Tat muss geschehen.“¹⁹⁹

Diese Wetter- bzw. Gewittervergleiche erlaubten es, der als spannungsgeladen empfundenen Situation vor dem Kriege und des Kriegsausbruchs selber mit einer nachvollziehbaren Metaphorik Ausdruck zu verleihen und entsprechende Assoziationen zu wecken. Zugleich verkörperten und bestärkten sie die vorherrschenden fatalistischen und bellizistischen Vorstellungen, indem sie dem Krieg einerseits eine Notwendigkeit und Unvermeidbarkeit (der Krieg ist unabwendbar wie Gewitter und Stürme), andererseits eine kathartische Wirkung (der Krieg wirkt reinigend wie ein Gewitter) unterstellten.²⁰⁰

¹⁹⁷ Moltke an Bethmann Hollweg, 29. Juli 1914, in: Geiss, Julikrise, Bd. 2, Dok. 659, S. 262.

¹⁹⁸ Moltke, Betrachtungen und Erinnerungen, November 1914, in: Moltke, Erinnerungen, Briefe, Dokumente, S. 8.

¹⁹⁹ Mackensen in einem Brief am 31. Juli 1914, zit. nach Schwarzmüller, Mackensen, S. 90.

²⁰⁰ Bekanntlich hat auch Adolf Hitler in „Mein Kampf“ diese Wettermetaphorik benutzt. Die Zeit vor dem Krieg beschrieb er als eine Ruhe vor dem Sturm, um dann den Weltkriegsbeginn als Gewitterausbruch zu charakterisieren: „Schon während meiner Wiener Zeit lag über dem Balkan jene fable Schwüle, die den Orkan anzuzeigen pflegt, und schon zuckte manchmal auch ein hellerer Lichtschein auf, um jedoch rasch in das unheimliche Dunkel sich wieder zurückzuverlieren. Dann aber kam der Balkankrieg, und mit ihm fegte der erste Windstoss über das nervös gewordene Europa hinweg. Die nun kommende Zeit lag wie ein schwerer Alpdruck auf den Menschen, brütend wie fiebrige Tropenglut [...] Da fuhr denn auch schon der erste gewaltige Blitzstrahl auf die Erde nieder: das Wetter brach los, und in den Donner des Himmels mengte sich das Dröhnen der Batterien des Weltkriegs.“ (Mein Kampf, Bd. 1, S. 173).

Kapitel III – Fazit

Die Evolutionstheorie Darwins hatte eine epochemachende Wirkung, nicht nur in Bezug auf die Naturwissenschaften. Der Darwinismus bot die Möglichkeit, auch die gesellschaftlich-sozialen Bedingungen der Menschen auf biologische, naturgesetzmässige Ursachen und Mechanismen zurückzuführen. Doch dieser *Sozialdarwinismus* setzte sich nun weniger als festgefügte, kohärente Ideologie oder Theorie durch. Aufgrund seiner theoretischen und begrifflichen Ambiguität wurde der Darwinismus ganz unterschiedlich rezipiert und von verschiedensten Denkrichtungen in Anspruch genommen. Somit entstanden sowohl liberale und sozialistische als auch rassistische und nazistische Varianten des Sozialdarwinismus, was zeigt, wie bequem dieser sich den jeweiligen ideologischen Anforderungen anpassen liess. Trotz seiner Polyvalenz und der mannigfaltigen Ausdeutungen des Sozialdarwinismus können zwei Grundrichtungen unterschieden werden: Eine individualistische Auslegung, bei der vor allem das evolutionistische Prinzip und der freie Konkurrenzkampf im Vordergrund standen sowie eine kollektivistische Richtung, die primär den Selektionsgedanken hervorhob. Der selektionistische Sozialdarwinismus mit seiner Fokussierung auf den „Kampf ums Dasein“ und das „Recht des Stärkeren“ gewann im Gefolge eines zunehmenden Nationalismus, Rassismus und Imperialismus tendenziell die Oberhand. Gerade Rassentheoretiker und Eugeniker stützten ihre Klassifizierungen in „minderwertige“ und „höherwertige“ Rassen, „wertes“ und „unwertes“ Leben auf einen selektionistisch und rassistisch interpretierten Sozialdarwinismus.

Es lag nahe, auch den Krieg mit sozialdarwinistischen Begründungen zu legitimieren und ihn als Teil des „struggle for existence“ zu verstehen, als unentbehrliches selektionistisches Instrument, um das „Recht des Stärkeren“ zwischen Staaten, Völkern oder Rassen durchzusetzen. In der Tat wurde der Krieg in der Politik, in der Öffentlichkeit und ebenso im Militär häufig sozialdarwinistisch gedeutet. Der nationalistischen und militaristischen Kriegsrhetorik wird in der Forschung jedoch allzu pauschal und undifferenziert das Etikett „sozialdarwinistisch“ angehängt, ohne die Argumentationsformen des Sozialdarwinismus genauer zu explizieren und von anderen Kriegsdeutungen abzugrenzen. Die Legitimation und Bejahung des Krieges erforderte keineswegs eine sozialdarwinistische Untermauerung; viele kriegsaffirmative Auffassungen wurzelten oft vielmehr in klassischen machtsstaatlichen und geschichtsphilosophisch-bellizistischen Denkfikturen, gerade auch bei den Militärs. Trotz dieser nötigen Differenzierung darf der sozialdarwinistische Einfluss auf ihr Welt- und Kriegsbild nicht unterschätzt werden. Um den sozialdarwinistischen Kriegsdiskurs adäquat beschreiben und analysieren zu können, muss danach gefragt werden, wie sozialdarwinistische Deutungsformen, Begriffe und Metaphern diskursive Muster gene-

rierten, mit denen sich die Sinnhaftigkeit des Krieges (re-)formulieren liess und die eine neue Semantik des Krieges evozierten.

„Natur“, „Naturgesetz“, „Kampf ums Dasein“ waren die zentralen formierenden Schlüsselbegriffe und Topoi des sozialdarwinistischen Kriegsdiskurses. Die „Natur“ wurde ausschliesslich reduziert auf ihre antagonistischen, kämpferischen Erscheinungsformen. Der immerwährende Kampf der Organismen, Arten und Lebewesen untereinander – der „Kampf ums Dasein“ – und das „Recht des Stärkeren“ markierten den Fluchtpunkt dieser reduktionistischen Naturvorstellung und wurden zum Kennzeichen der Natur schlechthin. Gleichzeitig wurde die kämpferische, aristokratische Natur einem unveränderlichen, unumstösslichen Gesetz gleichgesetzt: Das „Phantasma eines unbeugsamen obersten Naturgesetzes“ (Philipp Sarasin). Ausgehend von einer solchermassen konzipierten Natur liess sich nun auch die Existenz und Bedeutung des Krieges erklären. Immer wieder wurde betont, dass der Mensch und mit ihm Völker, Nationen und Staaten Teil der Natur seien, genauso wie alle anderen Lebewesen den Naturgesetzen untergeordnet, und daher gelte für sie das Naturgesetz des Kampfes ebenso. Man stellte einen Konnex zwischen Natur und Krieg her und betrachtete ihn als einen Ausfluss des allgegenwärtigen Kampfes ums Dasein, als „logische Folge des ewigen, unerbittlichen und unauslöschlichen Daseinskampfes, der allen Organismen aufgenötigt ist“ (Ernst v. Reichenau) und damit als „biologische Notwendigkeit“ (Friedrich v. Bernhardi).

Mit der Herleitung des Krieges aus dem allgemeinen Naturgesetz des Kampfes und der Biologisierung des Krieges eröffneten sich verschiedene argumentative Anknüpfungspunkte. Insbesondere gegen den Pazifismus und die Idee des ewigen Friedens boten sich durch die Berufung auf die angeblich naturgesetzlichen Grundlagen des Krieges neue Argumente an. Den Pazifisten wurde vorgehalten, dass sie die Gesetze der Natur verkennen würden und ihre Bemühungen zur Abschaffung des Krieges sinnlos seien, da sich Naturgesetze bekanntlich nicht abschaffen liessen. Auch in Bezug auf die Schiedsgerichtsfrage oder den Völkerbund räsionierte man, dass solche Institutionen dem Grundsatz vom Recht des Stärkeren widersprechen würden. Im Weiteren wurde die moralische Wertung des Krieges beeinflusst: Wie ein Naturgesetz weder gut noch böse, weder grausam noch schlecht sein könne, genauso wenig lasse sich der Krieg mit solchen moralischen Kategorien bewerten.

Der Sozialdarwinismus verdrängte traditionelle politisch-machtstaatliche und geschichtsphilosophisch-bellizistische Kriegsauffassungen keineswegs, vielmehr ergänzte und bestärkte er diese. In vielen Texten wurden machtstaatliche, bellizistische und sozialdarwinistische Diskursmuster miteinander kombiniert. Gleichwohl wurde die sozialdarwinistische „Sprache“ insofern dominierend, indem auch machtstaatliche und bellizistische Begründungen ursächlich auf die Natur und den Daseinskampf zurückgeführt werden konnten. Exemplarisch zeigt sich dies bei

Wilhelm Groener, für den die Machtfrage, die historische Entwicklung und der Fortbestand eines Volkes sowie dessen moralische Kräfte vom Naturgesetz des Kampfes ums Dasein bestimmt wurden.

Vergleicht man die sozialdarwinistischen Begründungen in den militärischen Texten der Kaiserreichepoche, der Weimarer Republik und des Dritten Reiches, so ist festzustellen, dass sich die Argumentationsfiguren nicht wesentlich verändert hatten. Im Zentrum sozialdarwinistischer Kriegsdeutungen standen stets das Naturgesetz des Daseinskampfes und das Recht des Stärkeren; diese Elemente hatten sich regelhaft diskursiv festgeschrieben. Was in Bezug auf die Wehrmacht auffällt ist, wie dezidiert sozialdarwinistisch in ihren politisch-weltanschaulichen Schulungsmaterialien, die sich auch an den gemeinen Soldaten richteten, argumentiert wurde. Die besondere Affinität der Nationalsozialismus zum Sozialdarwinismus manifestierte sich hier deutlich.

Es stellt sich nun die Frage nach der Wirkmächtigkeit des sozialdarwinistischen Kriegsdiskurses. Wie hat das sozialdarwinistische Deutungsangebot mit seinem „metaphorischen Repertoire und wissenschaftlichen Prestige“ (Peter Weingart) das Reden und Denken über Krieg beeinflusst bzw. verändert? Offerierte es bloss eine weitere Möglichkeit (unter anderen), den Krieg zu legitimieren und den Pazifismus zu diskreditieren? Dies gewiss auch, doch noch wichtiger war, dass die sozialdarwinistische „Sprache“ eine spezifische Vorstellung von Natur, Kampf und Krieg evozierte. Das Wesen der Natur wurde auf den „Kampf ums Dasein“ reduziert, wobei mit der penetranten Gleichsetzung der „Natur“ mit dem „Kampf ums Dasein“ eine Metapher zur Beschreibung eines Naturprozesses gleichsam zur Natur selbst transformierte. Der „Kampf ums Dasein“ wurde zum Inbegriff von Natur und als *das* beherrschende, zentrale Gesetz der Natur angesehen. Dadurch wurde der naturgesetzmässige Daseinskampf als unantastbare Wahrheit etabliert – wer kann schon ein Naturgesetz leugnen? Die Existenzberechtigung des Krieges wurde aus diesen „natürlichen“ Prämissen abgeleitet und der Krieg zu einem naturgegebenen Ereignis und naturgesetzlichen Erfordernis erklärt. Die „Sprache“ des Sozialdarwinismus konstituierte mithin den Krieg semantisch als ein biologisch und naturgesetzmässig begründbares Phänomen und verlieh damit der Kriegslegitimation zugleich eine vermeintlich wissenschaftliche Fundierung. Dies war eine bedeutsame Verschiebung der diskursiven Sinngebung des Krieges: Der Krieg wurde nicht mehr nur politisch-machtstaatlich oder historisch-kulturell gedeutet, nunmehr konnten ihm auch biologische Gesetzmässigkeiten zugrunde gelegt werden. Die Unterscheidung des antiken Historikers Thukydides zwischen äusseren Kriegsanlässen und tieferen Kriegsursachen liesse sich gleichsam auf die Biologisierung des Krieges übertragen: Kriege werden durch politische und machtstaatliche Konflikte veranlasst, gründen aber letztlich im Naturgesetz des Kampfes. Dementsprechend wurden Kriege zwischen Staaten nicht mehr ausschliesslich als eine Frage von Politik und Macht wahrgenommen, sondern auch als Folge eines Naturgesetzes und

einer biologischen Notwendigkeit. In gleicher Weise war es möglich geworden, den geschichtlichen und kulturellen Fort- bzw. Rückschritt als Kampf zwischen stärkeren und schwächeren Nationen oder Völkern auszulegen, gewissermassen eine biologistische Simplifizierung geschichtsphilosophischer Fortschritts- und Niedergangsdeutungen. Die Transformierung des Krieges auf eine metapolitisch-biologistische Ebene und die monistische Herleitung des Krieges aus dem Naturgesetz des Daseinskampfes verstärkten in ihrer diskursiven Regelmäßigkeit eine (bereits bestehende) antagonismusfixierte und fatalistische Sicht auf die Welt und die Beziehungen zwischen Staaten, Nationen und Völkern.

Exkurs: Die Bedeutung des Krieges in der Weltanschauung Adolf Hitlers

In Kapitel I, 1b wurde bereits erörtert, wie Hitler die Grenzen zwischen Krieg und Politik verwischte und sowohl Politik als auch Krieg als Elemente des Daseinskampfes ansah. Ich werde im Folgenden die Rolle des Krieges in Hitlers Weltanschauung¹ eingehender untersuchen und aufzeigen, wie der Krieg im Rahmen der Kategorien Lebenskampf, Lebensraum und Weltherrschaft seine Bedeutung erhielt.² Die Ausführungen stützen sich dabei auf „Mein Kampf“ sowie auf das sogenannte „Zweite Buch“.³ Diesen Exkurs schliesse ich bewusst an das Kapitel über den sozialdarwinistischen Kriegsdiskurs an, da Hitlers Kriegsauffassung grundlegend von sozialdarwinistischen Diskursmustern durchdrungen war.⁴

Lebenskampf

Hitler hat sein Verständnis von Natur, Geschichte, Politik und Krieg im ersten Kapitel des „Zweiten Buches“ zusammengefasst. Seine Weltsicht beruhte im Wesentlichen auf diesen Maximen. Politik und Geschichte führte Hitler ursächlich auf die menschlichen Triebe und den daraus resultierenden Lebenskampf zurück:

„Politik ist werdende Geschichte. Geschichte selbst ist die Darstellung des Lebenskampfes eines Volkes. Ich setze hier mit Absicht das Wort ‚Lebenskampf‘ ein, weil in Wahrheit jegliches Ringen um das tägliche Brot, ganz gleich ob im Frieden oder Kriege, ein ewiger Kampf ist gegen tausend und abertausend Wider-

¹ Zum Begriff „Weltanschauung“ Schmitz-Berning, Vokabular des Nationalsozialismus, S. 686-689.

² Ich verzichte hier auf ausführliche Literaturangaben und verweise auf die zentralen Arbeiten von Jäckel, Hitlers Weltanschauung und Zehnppennig, Hitlers Mein Kampf (Zehnppennigs im Jahr 2000 erschienene Studie ist notabene die erste umfassende Analyse und Interpretation von „Mein Kampf“). Vgl. im Weiteren: Wette, Ideologien, S. 32-40, Messerschmidt, Aussenpolitik und Kriegsvorbereitung, S. 641-654, Fest, Hitlers Krieg u. Jacobsen, Krieg. Zur Hitlerhistoriographie siehe Lukacs, Hitler sowie den hervorragenden Überblick von Kershaw, NS-Staat, S. 112-245.

³ Hitler hat seine Kriegsvorstellungen auch in verschiedenen Offiziersansprachen dargelegt, so kurz nach seiner Ernennung zum Reichskanzler am 3. Februar 1933 (vgl. Wirsching, Eine neue Quelle); dann beispielsweise auch am 28. Februar 1934 (Müller, Armee und Drittes Reich, Dok. 58, S. 195), 5. November 1937 (ebd., Dok. 145, S. 316-323), 21. Januar 1938 (ebd., Dok. 104, S. 243f.), 28. Mai 1938 (ebd., Dok. 152, S. 333-335), 25. Januar 1939 (ebd., Dok. 166, S. 360-365), 10. Februar 1939 (ebd., Dok. 167, S. 365-375), 23. Mai 1939 (ebd., Dok. 172, S. 379-384) und 22. August 1939 (ebd., Dok. 174, S. 387-390 u. Dok. 175, S. 390f.). Zu Hitlers „Zweitem Buch“ siehe die Angaben in Kapitel I, 1b.

⁴ Allgemein nahm der Sozialdarwinismus in der Ideologie des Nationalsozialismus eine wichtige Rolle ein, da sich mit ihm Rassismus, Antisemitismus, kriegereischer Expansionismus und die Idee einer völkisch/organischen „Volksgemeinschaft“ und sowie die Eugenik- und Euthanasie-Programme begründen liessen. Zum Thema Sozialdarwinismus und Nationalsozialismus Hawkins, Social Darwinism, S. 272-291. Markus Vogt weist darauf hin, dass die Nationalsozialisten aber auch zentrale Motive des Darwinismus in ihr Gegenteil verkehrt haben; so widersprach die nationalsozialistische Konzeption von Rasse in elementarer Weise der Evolutionstheorie Darwins (Vogt, Sozialdarwinismus, S. 293-295).

stände, so wie das Leben selbst ein ewiger Kampf gegen den Tod ist. Denn warum sie leben, wissen die Menschen sowenig als irgendeine andere Kreatur der Welt. Nur ist das Leben erfüllt von der Sehnsucht, es zu bewahren. [...] Der Grösse des Triebes der Selbsterhaltung entsprechen die beiden mächtigsten Triebe des Lebens: Hunger und Liebe. Indem die Stillung des ewigen Hungers die Selbsterhaltung gewährleistet, sichert die Befriedigung der Liebe die Forterhaltung. In Wahrheit sind diese beiden Triebe die Regenten des Lebens.“⁵

Hunger und Sexualität gehörten für Hitler mithin zu den elementaren Trieben der Menschen; diese könnten letztlich aber nicht wissen, wieso sie überhaupt leben. Und die Menschen würden das Leben erhalten und weitergeben wollen, darum die Auflehnung gegen Widrigkeiten und den Tod. Aus den Trieben und der Todesangst resultierte für Hitler nun unweigerlich Kampf, und zwar in Kriegs- wie auch in Friedenszeiten.⁶ Warum? – „Wenn für jede Kreatur auf dieser Erde der Selbsterhaltungstrieb in seinen beiden Zielen der Selbsterhaltung und Forterhaltung die elementarste Gewalt darstellt, die Möglichkeit der Befriedigung jedoch begrenzt wird, dann ist die logische Folge dessen der Kampf in all seinen Formen um die Möglichkeit der Erhaltung dieses Lebens, also der Befriedigung des Selbsterhaltungstriebes.“ Der Selbsterhaltungstrieb wie auch die Sehnsucht nach Forterhaltung seien unbegrenzt, begrenzt sei jedoch der Raum, wo sich dieser gesamte Lebensprozess abspiele, so Hitler weiter.⁷ Die Weltgeschichte sei deshalb gekennzeichnet „durch einen ewigen Kampf der Menschen gegen Tiere und gegen Menschen selbst.“⁸ Kampf stellte für Hitler somit ein Grundprinzip, ein Axiom sowohl der Natur als auch der menschlichen Existenz und Geschichte dar. Den Kampf betrachtete er daher als unvermeidbar, und zwar für den einzelnen Menschen genauso wie für ein ganzes Volk.⁹ Seine monistische Auffassung von Natur liess nur Antagonismen zu, Alternativen zum Kampf und friedliche Wege des Zusammenlebens bestanden in seinem Weltbild nicht.

Diesem antagonistischen schloss sich nun ein aristokratisches Naturverständnis an. Was war nach Hitler die Folge dieses permanenten Lebenskampfes? Es ist der Sieg des Stärkeren über den Schwächeren.¹⁰ Den Untergang des Schwachen sah Hitler dabei als von der Natur gewollt

⁵ Zweites Buch, S. 4.

⁶ Der Begriff „Kampf“ bedeutet bei Hitler nicht in jedem Fall Krieg, wird aber von vornherein mit eingeschlossen (Wette, Ideologien, S. 35).

⁷ Zweites Buch, S. 4f.

⁸ Zweites Buch, S. 5.

⁹ „Das, was aber für den einzelnen Menschen gilt, gilt auch für Völker. [...] Dieselben Gesetze, die das Leben der einzelnen bestimmen und denen diese unterworfen sind, haben damit ihre Geltung für das Volk.“ (Zweites Buch, S. 4). Sein persönliches Leben in Wien beschrieb Hitler als „Lebenskampf“ und „Existenzkampf“ (Mein Kampf, Bd. 1, S. 29f.).

¹⁰ Zur Widersprüchlichkeit dieser Theorie vom Recht des Stärkeren Zehnppennig, Hitlers Mein Kampf, S. 80f. u. 290f.

an.¹¹ Es ist eine gnadenlose, unbarmherzige Natur, die Hitler in seinen Darlegungen entwirft. Das Lebensrecht beruhte für ihn einzig auf der Kampfeskraft. Die Erhaltung des Menschen, so hielt er fest, „*ist gebunden an das eberne Gesetz der Notwendigkeit und des Rechtes des Sieges der Besten und Stärkeren. Wer leben will, der kämpfe also, und wer nicht streiten will in dieser Welt des ewigen Ringens, verdient das Leben nicht. Selbst wenn dies hart wäre – es ist nun einmal so!*“¹² Und ähnlich an anderer Stelle: „*Sie [die Natur] setzt die Lebewesen zunächst auf diesen Erdball und sieht dem freien Spiel der Kräfte zu. Der Stärkste an Mut und Fleiss erhält dann als ihr liebstes Kind das Herrenrecht des Daseins zugesprochen.*“¹³ Weiter führte Hitler aus, dass der Mensch niemals glauben dürfe, er sei Herr über die Natur geworden, „*sondern er muss die fundamentale Notwendigkeit des Waltens der Natur verstehen und begreifen, wie sehr auch sein Dasein diesen Gesetzen des ewigen Kampfes und Ringens nach oben unterworfen ist. Er wird dann fühlen, dass in einer Welt, in der Planeten und Sonnen kreisen, Monde und Planeten ziehen, in der immer nur die Kraft Herrin der Schwäche ist und sie zum gehorsamen Diener zwingt oder zerbricht, für die Menschen nicht Sondergesetze gelten können.*“¹⁴ Für Humanität bleibt dabei keinen Platz; Humanität sei, wie Hitler betonte, ein Ausdruck von Dummheit und Feigheit, denn: „*Im ewigen Kampfe ist die Menschheit gross geworden – im ewigen Frieden [!] geht sie zugrunde.*“¹⁵

Das Naturgesetz des Kampfes und des Rechts des Stärkeren war für Hitler absolut, ein „metaphysisches Letztprinzip“, wie Markus Vogt es nennt. Die Natur wird zum „Handlungssubjekt der Geschichte“ (die Natur *setzt* und *sieht*) und besitzt eine Intention, die dem Menschen als Handlungsnorm und Richtschnur dienen soll. „Natur“ ist damit kein biologischer Begriff mehr, sondern steht gleichsam normativ als Synonym für ein nicht hintergehbare Weltgesetz und eine festgefügte Weltordnung.¹⁶ Hitlers quasi-religiöses Verständnis von Natur als einer nicht zu hinterfragenden Wirkungsmacht und Absolutheit wird in folgender Passage nochmals deutlich:

„*Sie [die völkische Weltanschauung] glaubt somit keineswegs an eine Gleichheit der Rassen, sondern erkennt mit ihrer Verschiedenheit auch ihren höheren oder minderen Wert und fühlt sich durch diese Erkenntnis verpflichtet, gemäss dem ewigen Wollen, das dieses Universum beherrscht, den Sieg des Besseren, Stärkeren zu fördern, die Unterordnung des Schlechteren und Schwächeren zu verlangen. Sie huldigt damit*

¹¹ Bei seinen Ausführungen zum Problem der Syphilis fügte Hitler an: „*Wenn die Kraft zum Kampfe um die eigene Gesundheit nicht mehr vorhanden ist, endet das Recht zum Leben in dieser Welt des Kampfes. Sie gehört nur dem kraftvollen ‚Ganzen‘ und nicht dem Schwachen ‚Halben‘*“ (Mein Kampf, Bd. 1, S. 282). Auf S. 432 in Bd. 2 zog er einen Vergleich mit der Tierwelt: „*So wie grosse Tierarten der Vorzeit anderen weichen mussten und restlos vergingen, so muss auch der Mensch weichen, wenn ihm eine bestimmte geistige Kraft fehlt, die ihn allein die nötigen Waffen zu seiner Selbsterhaltung finden lässt.*“

¹² Mein Kampf, Bd. 1, S. 316f.

¹³ Mein Kampf, Bd. 1, S. 147.

¹⁴ Mein Kampf, Bd. 1, S. 267.

¹⁵ Mein Kampf, Bd. 1, S. 148f. Auf S. 145 schrieb er, die Humanität, die der Natur eigen sei, vernichte die Schwäche, um der Stärke den Platz zu lassen.

¹⁶ Vogt, Sozialdarwinismus, S. 282.

prinzipiell dem aristokratischen Grundgedanken der Natur und glaubt an die Geltung dieses Gesetzes bis herab zum letzten Einzelwesen.“¹⁷

Mit dem „ewigen Wollen des Universums“ war für Hitler ein weiterer unabänderlicher Grundsatz verbunden, nämlich die Ungleichheit zwischen den „Rassen“.¹⁸ Völker und Rassen fungierten für ihn als Träger der Geschichte und damit des Lebenskampfes: Alles weltgeschichtliche Geschehen ist nur eine Äusserung des Selbsterhaltungstriebes der Rassen.¹⁹ Das Tierreich beweist, dass Rassen und Völker von Natur aus in sich abgeschlossene Arten sind und sich nicht vermischen dürfen. Eine Vermischung verstösst gegen die Natur, weil eben die Rassen nicht gleichwertig sind und bei einer Rassenkreuzung das Niveau der höheren Rasse gesenkt wird; der Wille, das Ziel der Natur ist aber die „*Höherzüchtung des Lebens*“.²⁰ Als Mittel zur Höherentwicklung gebraucht die Natur den Kampf, sie will den restlosen Sieg des Stärkeren und nicht eine Vermischung mit dem Schwächeren.²¹ Durch eine Kreuzung von „*Höher- und Minderwertigem*“ jedoch entsteht bloss ein „*Mittelding*“, das im Kampf gegen einen Stärkeren nicht bestehen kann.²² Das Schicksal der Menschheit hängt aber davon ab, welche Rasse sich letztendlich durchsetzen kann. Wird dies nicht die Arische sein, so würde dies den Untergang der menschlichen Kultur bedeuten, das Ende der Schönheit der Erde, Barbarei und Chaos.²³ Allein die Arier sind kulturschaffend, Kunst, Wissenschaft und Technik beruhen auf der arischen Schöpfungskraft. Diese wird aber am besten gefördert durch eine äussere Herausforderung. Indem der Einzelne wie auch ein Volk sich gegen einen Widerstand durchsetzen muss, wird das Genie geweckt und es entsteht Fortschritt. Das Alltagsleben, die bürgerliche Normalität bietet dazu keinen Anlass – es ist der Krieg, der die einer genialen Rasse innewohnenden überdurchschnittlichen Fähigkeiten erst hervorbringt. Diesem bellizistisch gefärbten Argument folgt der Hinweis, dass die Höherentwick-

¹⁷ Mein Kampf, Bd. 2, S. 421.

¹⁸ Hitler hat seine rassentheoretischen Ansichten u. a. im Kapitel 11 „Volk und Rasse“ von Mein Kampf (S. 311-363) formuliert, wobei er dort insbesondere auf die beiden antagonistischen Rassen – „Arier“ und „Juden“ – einging. Seine Rassenvorstellungen sind nicht einfach zu fassen, auch der Bedeutungsgehalt der verwendeten Begriffe („Volk“, „Rasse“, „Art“, „Rassenwert“, „Volkswert“, „Blutwert“) ist oft unklar. Zu Hitlers Rassismus vgl. Jäckel, Hitlers Weltanschauung, S. 97-100 u. 107-110, Zehnppennig, Hitlers Mein Kampf, S. 127-144, Vogt, Sozialdarwinismus, S. 283-287. Ich verzichte im Folgenden darauf, den problembeladenen Begriff „Rasse“ immer in Anführungszeichen zu setzen.

¹⁹ Mein Kampf, Bd. 1, S. 324.

²⁰ Mein Kampf, Bd. 1, S. 312.

²¹ Folgendes Zitat macht dies deutlich: „*Der Kampf um das tägliche Brot lässt alles Schwache und Kränkliche, weniger Entschlossene unterliegen [...] Immer aber ist der Kampf ein Mittel zur Förderung der Gesundheit und Widerstandskraft der Art und mithin eine Ursache zur Höherentwicklung derselben.*“ (Mein Kampf, Bd. 1, S. 312f.).

²² Mein Kampf, Bd. 1, S. 312f.

²³ Mein Kampf, Bd. 1, S. 316.

lung einer Rasse auch abhängig ist von der Existenz „*niederer Menschen*“. Mittels Unterjochung niederer Völker und dem Aufzwingen seines Willens schuf der Arier Kultur.²⁴

Die Rassenvermischung war für Hitler deshalb so verwerflich, weil er darin eine Schwächung der schöpferischen, kulturbegründenden Rasse in ihrem Lebenskampf erblickte: „*Die Blutsvermischung und das dadurch bedingte Senken des Rassenniveaus ist die alleinige Ursache des Absterbens aller Kulturen; denn die Menschen gehen nicht an verlorenen Kriegen zugrunde, sondern am Verlust jener Widerstandskraft, die nur dem reinen Blute zu eigen ist.*“²⁵ Ein rassisch reines Volk garantiert die für den Kampf erforderliche Homogenität; die rassische Reinheit und die innere Einheit versprechen den Erfolg im Kampf gegen Aussen und sind damit auch ein Garant für die kulturelle Entwicklung.²⁶ Wenn ein Volk die Bedeutung der rassischen Grundlagen ignoriert, so verdient es den Untergang, der ihm von einem Stärkeren bereitet wird.²⁷ Diese „Logik“ entspricht in gewisser Weise jenen Bemerkungen, die Hitler während des Zweiten Weltkrieges einige Male fallen liess, nämlich dass das deutsche Volk untergehen soll, falls es nicht bereit und nicht stark genug sei, sich in diesem Kriege zu behaupten. Hier zeigt sich die unerbittliche Konsequenz der hitlerschen Lebenskampfvorstellungen und seiner Verabsolutierung des Naturgesetzes vom Vorrecht des Stärkeren, von dem auch das eigene Volk nicht ausgespart wird: Werden die Gesetze der Natur missachtet, wie etwa bei der Rassenfrage, oder erweist sich jemand im Kampf als zu schwach, so folgt unweigerlich die Strafe, der Untergang und die Vernichtung eines Individuums wie auch eines ganzen Volkes.²⁸

Das Staatsverständnis Hitlers baute ebenfalls auf dem Rassenverständnis auf: Der Staat ist ein blosses Mittel zum Zweck, der Zweck aber ist die Erhaltung und Stärkung der arischen Rasse. Dadurch steht der Staat „*im Dienste des grossen ewigen Lebenskampfes um das Dasein*“ und ist „*Ausdruck eines gemeinsamen Willens zur Lebenserhaltung.*“²⁹ In gleicher Weise war für ihn auch die Politik lediglich ein Instrument des Lebenskampfes.³⁰ Sowohl die Innen- wie auch die Aussenpolitik stehen im Dienste des Kampfes: Die Innenpolitik hat „*die Wiedergewinnung der Kraft unseres Volkes zur Durchführung seines Lebenskampfes*“ zum Ziel (ein „*schlagkräftiges Schwert*“ schmieden), die Aussenpolitik muss „*Waffengenossen*“ suchen und dem Volk den nötigen Lebensraum sichern.³¹ Daraus leitet

²⁴ Mein Kampf, Bd. 1, S. 317-324.

²⁵ Mein Kampf, Bd. 1, S. 324.

²⁶ Vgl. Zehnpfennig, Hitlers Mein Kampf, S. 289f.

²⁷ Mein Kampf, Bd. 1, S. 359.

²⁸ Vgl. Mein Kampf, Bd. 1, S. 105: „*Unterliegt aber ein Volk in diesem Kampf [...], dann wurde es eben auf der Schicksalswaage zu leicht befunden für das Glück der Forterhaltung auf der irdischen Welt. Denn wer nicht bereit oder fähig ist, für sein Dasein zu streiten, dem hat die ewig gerechte Vorsehung schon das Ende bestimmt. Die Welt ist nicht da für feige Völker.*“

²⁹ Hitler legte sein Staatsverständnis im Kapitel „Der Staat“ von Mein Kampf, Bd. 2, S. 425-487 dar (Zitat S. 440).

³⁰ Vgl. Kapitel I, 1b.

³¹ Zweites Buch, S. 19 u. 66, Mein Kampf, Bd. 2, S. 686-689.

sich auch die alleinige Funktion der Armee ab; sie ist ein Instrument des Krieges, ihre Existenzberechtigung ergibt sich aus der Vorbereitung zum Krieg: „*Armeen zur Erhaltung des Friedens gibt es nicht, sondern nur zum siegreichen Durchfechten des Krieges.*“³² Somit hatten Staat, Politik und Krieg für Hitler letztlich immer nur einem Zweck zu dienen: Dem Lebens- und Daseinskampf des deutschen Volkes bzw. der arischen Rasse. Dass er dabei dem Krieg hohe Priorität eingeräumt hat, ist offensichtlich. Hitlers Ziele, die Hegemonie Deutschlands in Kontinentaleuropa, die Eroberung von neuem Lebensraum und die Vernichtung des Weltjudentums, liessen sich nicht durch friedliche Wege verwirklichen. Joachim Fest hat in diesem Zusammenhang bemerkt, es sei charakteristisch, dass Friede weder als konkretes Ziel noch als Utopie in Hitlers Programmatik jemals auftauche.³³ Die Verluste an Menschenleben durch einen Krieg relativierte Hitler, indem er die Behauptung aufstellte, Verluste durch Kriege stünden in keinem Verhältnis zu den Verlusten durch Hunger und schlechte Laster, die in 10 Jahren mehr Menschen töten würden als in 1000 Jahren Krieg.³⁴ Krieg aber halte ein Volk von zahlreichen Lasten und Krankheitserscheinungen fern; jedoch, so räumte Hitler doch noch ein, berge der Krieg als Dauererscheinung Gefahren, denn Krieg bedeute die Vernichtung der rassisch besten und wagemutigsten Elemente eines Volkes.³⁵ So zog er den Schluss, dass eine bloss friedliche Politik genauso schädlich und verheerend sei wie eine Politik, die nur den Krieg als einzige Waffe kenne.³⁶

Hitler wandte sich nun gegen die in seinen Augen ziellose Aussenpolitik der Weimarer Republik und gegen die Auffassung, Deutschland solle sich zurückhaltend, quasi neutral verhalten. Keiner der grossen Staaten der Erde, so seine Begründung, ist entstanden durch Neutralität als Prinzip politischen Handelns, sondern allein durch Kampf. Ein Volk, das Geschichte machen und Machtstaat sein will, wird dies nur auf dem Schlachtfeld, unter dem „*Schmiedehammer der Weltgeschichte*“.³⁷ Deutschland, mitten im Herzen Europas, kann auf keine beschaulich Ruhe hoffen, es besitzt nur zwei Möglichkeiten: „*Entweder Deutschland versucht, selbst aktiv an der Gestaltung des Lebens mitzuwirken, oder es wird ein passives Objekt der Lebensgestaltung anderer Völker sein. [...] Wer nicht Hammer*

³² Zweites Buch, S. 70.

³³ Fest, Hitlers Krieg, S. 104. In Bezug auf den Frieden bemühte auch Hitler die Fäulnis-Metapher (Mein Kampf, Bd. 2, S. 773): „*Man musste sich vergegenwärtigen, dass aus den blutigsten Bürgerkriegen häufig ein stabiler, gesunder Volkskörper erwuchs, während aus künstlich gebegten Friedenszuständen öfter als einmal die Fäulnis zum Himmel emporstank.*“ Vgl. Zweites Buch, S. 25: Kriege sollten sich eingliedern „*in ein natürliches, ja selbstverständliches System einer gründlichen, gut fundierten, dauerhaften Entwicklung eines Volkes.*“

³⁴ Zweites Buch, S. 6.

³⁵ Zweites Buch, S. 6f. Im Kontrast dazu steht die Aussage auf S. 33: „*Denn wo immer auch unser Erfolg endet, er wird stets nur der Ausgangspunkt eines neuen Kampfes sein.*“ Vgl. Fest, Hitlers Krieg, S. 104.

³⁶ Zweites Buch, S. 9.

³⁷ „*Die Ewigkeitswerte eines Volkes werden nur unter dem Schmiedehammer der Weltgeschichte zu jenem Stahl und Eisen, mit dem man dann Geschichte macht. [...] Denn die bisherigen Erben der Weltgeschichte waren nicht etwa Völker feiger Neutralitätsauffassungen, sondern junge Völker des besseren Schwertes.*“ Zweites Buch, S. 98. Vgl. Mein Kampf, Bd. 2, S. 773: „*Völkerschicksale wendet man nicht mit Glacéhandschuhen.*“

sein will, wird in der Geschichte Amboss sein.“³⁸ Bezeichnend auch hier wieder der vitalistisch-existentielle Ansatz: Es geht um das „Leben“, die „Lebensgestaltung“, alles ist Ausdruck des Lebenskampfes.

Die Wirtschaft besitzt dabei nur eine sekundäre Bedeutung: *„Vor dem Pflug hat das Schwert zu stehen und vor der Wirtschaft eine Armee.“*³⁹ Staaten haben ihr Dasein nicht der Wirtschaft zu verdanken, sondern dem Selbsterhaltungs- und Machttrieb, dem Heldentum und soldatischen Todesmut.⁴⁰ Auch das Deutsche Reich ist das Ergebnis kriegerischen Ringens; Preussen hat sich schliesslich als der Stärkere, der Bessere erwiesen, nach dem ewigen Gesetz, das der Kräftigste und Schnellste schlussendlich Sieger wird.⁴¹ – Die Geschichte von Völkern und Staaten war für Hitler mithin nichts anderes als ein Ausfluss der Naturgesetze des Lebenskampfes und des Rechtes der Stärkeren.

Mit diesen sozialdarwinistisch unterfütterten Vorstellungen ist nun ein Kernaspekt von Hitlers Antisemitismus verbunden. Hitler hat Menschen anderer Hautfarbe wie die Schwarzen oder Volksgruppen wie die Slawen als minderwertig verachtet, im Judentum aber verkörperte sich für ihn das absolut Böse: Die jüdische Rasse als Antipode zur arischen.⁴² Dem idealistischen Arier, der durch Kampf und Opfer für die Gemeinschaft Kultur schafft, so Hitlers Argumentationsführung, steht der materialistische Jude gegenüber, der nur egoistischen und ökonomischen Interessen frönt und dabei keine Kultur schafft, sondern sie geradezu zerstört. Auch die Juden streben nach Selbsterhaltung, auch sie wollen herrschen, jedoch – und das ist der entscheidende Punkt! – nicht durch Kampf, sondern durch Unterminierung, durch Zersetzung von dem, was andere geschaffen haben. *„Die Grundlage des arischen Lebenskampfes ist der Boden“*,⁴³ an diesem naturgegebenen Lebenskampf der Völker um Raum und Boden kann aber das jüdische Volk nicht teilnehmen, ihm fehlt ein eigenständiger Territorialstaat. Der Aufbau eines Staatswesens, das auch die Grundlage der kulturellen Entwicklung bildet, beruht auf Arbeit, Kampf und Selbstaufopferung. Dazu ist aber das egoistische, habsüchtige Judentum nicht fähig und muss deshalb produktiv tätige Völker unterwandern, um sie für seine Zwecke dienstbar zu machen. Durch diese parasitäre Lebensweise handeln die Juden dem Naturgesetz zuwider, nach dem sich der Mensch sein Existenzrecht erwerben muss, indem er gegen feindliche Lebensumstände wie auch gegen feind-

³⁸ Zweites Buch, S. 121f.

³⁹ Zweites Buch, S. 85.

⁴⁰ Mein Kampf, Bd. 1, S. 164-169; vgl. auch Zweites Buch, S. 18.

⁴¹ Mein Kampf, Bd. 2, S. 572f.

⁴² Zu Hitlers Vorstellungen vom Wesen und der Geschichte des Judentums Mein Kampf, Bd. 1, S. 329-362. Zum Folgenden auch Zehnpfennig, Hitlers Mein Kampf, S. 286-289 u. 292-297 sowie Jäckel, Hitlers Weltanschauung, S. 111-117.

⁴³ Zweites Buch, S. 183.

liche Mitmenschen *kämpft*. Durch Kampf entsteht erst Ordnung: Die Über- und Unterordnung von Siegern und Besiegten. Es ist eine von der Natur gewollte Ordnung, und gegen diese verstossen die Juden mit ihrer Verweigerung des Kampfes. Sie verkehren die natürlichen Prinzipien in ihr Gegenteil: „*Die jüdische Lehre des Marxismus lehnt das aristokratische Prinzip der Natur ab und setzt an Stelle des ewigen Vorrechtes der Kraft und Stärke die Masse der Zahl und ihr totes Gewicht. Sie leugnet so im Menschen den Wert der Person, bestreitet die Bedeutung von Volkstum und Rasse und entzieht der Menschheit damit die Voraussetzung ihres Bestehens und ihrer Kultur.*“⁴⁴ In diesem Zitat ist eine der „Waffen“ des Judentums angesprochen, der Marxismus und Internationalismus; im Weiteren stehen die Juden auch hinter dem demokratischen, pazifistischen und humanitären Gedankengut. Marxismus, Internationalismus, Demokratie, Pazifismus, all dies sind „*Kriegslisten*“ des jüdischen „*Lebenserhaltungskampf[es]*“, so wie die *Kriegslisten anderer Völker im Schwertkampf*.“⁴⁵ Die propagierten egalitären Ideen verletzen das aristokratische Naturprinzip, die Demokratie setzt auf die Majorität anstelle des auf kämpferischen Durchsetzungswillen beruhenden Persönlichkeits- und Führerprinzips, der Pazifismus lähmt den nationalen Selbsterhaltungstrieb. Zudem ebnen Marxismus und Internationalismus den Weg zur „*Entnationalisierung*“ und „*Durcheinanderbastardierung*“.⁴⁶ Auf den so zersetzten Nationen will das Judentum schliesslich seine Weltherrschaft – sein eigentliches Ziel – aufbauen.

Diese Nachzeichnung der hitlerschen Gedankengänge verdeutlicht die zentrale Rolle, welche die Idee des naturgewollten Lebenskampfes in Hitlers Weltanschauung spielte und welche Konsequenzen diese Überzeugung hatte. Das Judentum besass in den Augen Hitlers deshalb kein Recht auf Leben, weil es sich nicht einem offenen Kampf stelle, sondern mittels Zersetzung und Unterminierung zu siegen versuche, das Leben aber durch Kampf verdient werden müsse. Hitlers Angst habe nun darin bestanden, so die Schlussfolgerung von Barbara Zehnpfennig, dass sich die jüdische Rasse als die durchsetzungsstärkere erweisen könnte, falls die eigentlich überlegene arische Rasse sich dem Selbsterhaltungskampf entziehe. Dies sei für Hitler der Antrieb gewesen, *seinen Kampf* zu führen.⁴⁷

⁴⁴ Mein Kampf, Bd. 1, S. 69.

⁴⁵ Zweites Buch, S. 184.

⁴⁶ Zweites Buch, S. 184.

⁴⁷ Zehnpfennig, Hitlers Mein Kampf, S. 132.

Lebensraum

Das nationalsozialistische Deutschland unter Hitler hat einen grossen Teil Europas unter seine Herrschaft gebracht. Zuerst ohne Anwendung direkter militärischer Gewalt, das wiederholte Nachgeben der Westmächte ausnutzend, mittels Drohgebärden, Überraschungscoups, Verletzung von Verträgen, danach durch offenen Krieg. An der Unterwerfung der Sowjetunion ist Hitler schlussendlich jedoch gescheitert. Die Eroberung von Lebensraum war eine weitere Konsequenz seiner monistischen Naturvorstellung. Der Unbegrenztheit des Selbsterhaltungstriebes stehe die Begrenztheit des Raumes entgegen, schrieb er in seinem „Zweiten Buch“.⁴⁸ Die Erdkugel, auf der das Ringen von Milliarden von Einzelwesen um Leben und Lebensnachfolge stattfindet, sei genau bemessen. Was ist die Folge? *„In dieser Begrenzung des Lebensraumes liegt der Zwang zum Lebenskampf, im Lebenskampf dafür aber die Voraussetzung zur Entwicklung.“*⁴⁹ Es ist ein raffinierter Zirkel, den die Natur eingerichtet hat: Der begrenzte Raum erzeugt die Notwendigkeit zum Kampf, der Kampf aber sichert den Fortschritt!

Bei seinen weiteren Darlegungen bezog sich Hitler auf den Hunger, den er ja als einen der elementaren Triebe der Lebewesen ansah: Der Kampf um das tägliche Brot steht an der Spitze der Lebensnotwendigkeiten, das Brot aber ist bedingt durch den einem Volk zur Verfügung stehenden Lebensraum. Ein gesundes Volk wird nun stets versuchen, die Befriedigung seiner Bedürfnisse im eigenen Grund und Boden zu finden. Bei einem gesunden Volk steigt auch die Zahl der Menschen (ein *„natürlicher Prozess“*), für die steigende Volkszahl aber muss der notwendige Grund und Boden als Ernährungsvoraussetzung gesichert werden. Die Aufgabe *„der Leitung des Lebenskampfes“*, nach Hitlers Definition also der Politik, ist es deshalb, *„zwischen Volkszahl und Grundfläche wieder ein erträgliches Verhältnis herbeizuführen.“*⁵⁰ Es gibt einige Wege, das Missverhältnis zwischen Volkszahl und mangelnder Grundfläche zu korrigieren, aber der *„natürlichste ist der einer Anpassung des Bodens von Zeit zu Zeit an die gewachsene Volkszahl.“*⁵¹ – Auch hier wieder der Rückgriff auf die Natur, aus der „natürlichen“ Volksvermehrung resultiert ein „natürlicher“ Kampf um Boden.

Mit der Auseinandersetzung um Raum verknüpfte Hitler nun eine moralische Rechtfertigung des Krieges. Die Anpassung des Bodens erfordert *„Kampfentschlossenheit und Bluteinsatz“*, dieser kann vor dem Volk gerechtfertigt werden, da dadurch der für eine weitere Volksvermehrung nötige Raum gewonnen wird und somit das auf dem Schlachtfeld gefallene *„Menschentum“* vielfa-

⁴⁸ Zweites Buch, S. 4f. Vgl. dazu Jäckel, Hitlers Weltanschauung, S. 104f.

⁴⁹ Zweites Buch, S. 5.

⁵⁰ Zweites Buch, S. 10f.

⁵¹ Zweites Buch, S. 11.

chen Ersatz findet. „*Das Schwert [ist] der Wegbereiter des Pfluges*“ und aus „*der Not des Krieges erwächst dann das Brot des Friedens*.“ Der Krieg um Grund und Boden dient so dem „*höchsten Recht*“; denn die Erde, niemandem zugeteilt und niemandem geschenkt, wird denjenigen Menschen gegeben, die den Mut haben, sie in Besitz zu nehmen.⁵² – Krieg also als gerechtfertigtes Mittel zu einem höheren Zweck, dem Zweck des (Über-)Lebens des Volkes.

Hitler brachte weitere Argumente für das Recht und die Pflicht auf Lebensraumeroberung ins Spiel: Jedes gesunde Volk sieht im Bodenerwerb „*etwas Natürliches*“ (!), die Pazifisten jedoch leugnen dieses „*heiligste Recht*“. Ihnen ist vorzuhalten, dass der Lebensraum einem ständigen Wandel unterworfen ist, es gibt keinen festen Platz für ein bestimmtes Volk. Die Besitzverteilung der Erde wird nicht durch eine höhere Gewalt vorgenommen, sondern durch den Menschen selbst und besitzt deshalb keinen Ewigkeitswert. Und einmal mehr zog Hitler als Begründung die Natur heran: Die Oberfläche der Erde ist ewig geologischen Umwandlungen unterworfen, das organische Leben lässt in ununterbrochenem Wechsel Formen vergehen um neue zu erfinden, genauso sind auch die menschlichen Wohnstätten einem laufenden Wandel ausgesetzt.⁵³ Der Pazifismus aber will diesen Kampf um Raum ausschalten, das Resultat wäre der Stillstand des Fortschrittes: „*Wer dieses Ringen für alle Ewigkeit von der Erde verbannen will, hebt den Kampf der Menschen untereinander vielleicht auf, allein beseitigt damit auch die höchste treibende Kraft für ihre Entwicklung [...]*.“⁵⁴ Auch in „*Mein Kampf*“ steht, dass Staatsgrenzen laufenden Veränderungen ausgesetzt sind: „*Die Natur kennt keine politischen Grenzen*“⁵⁵ und „*Staatsgrenzen werden durch Menschen geschaffen und durch Menschen geändert*.“⁵⁶ Lebensraum kann daher nur durch Krieg erworben werden; schon die Vorfahren mussten sich den Boden durch Einsatz ihres Lebens erkämpfen, und „*so wird auch uns in Zukunft der Boden und damit das Leben für unser Volk keine göttliche Gnade zuweisen, sondern nur die Gewalt eines siegreichen Schwertes*.“⁵⁷

Hitler war davon überzeugt, dass eine Diskrepanz zwischen Volkszahl und dem zur Verfügung stehenden Boden besteht und dass die vorhandenen Ernährungsgrundlagen für die Bevölkerungszunahme (die ja für ein „gesundes“ Volk „natürlich“ ist) nicht genügen.⁵⁸ Wie die vorstehenden Ausführungen gezeigt haben, sah er die Lösung dieses Problems in der gewaltsamen Eroberung von neuem Lebensraum. Sein einseitiges, beschränktes Verständnis von Natur und seine Auffassung, dass Fortschritt nur durch Kampf geschieht, liessen keine (friedlichen) Alterna-

⁵² Zweites Buch, S. 11.

⁵³ Zweites Buch, S. 11f.

⁵⁴ Zweites Buch, S. 12.

⁵⁵ Mein Kampf, Bd. 1, S. 147.

⁵⁶ Mein Kampf, Bd. 2, S. 740.

⁵⁷ Mein Kampf, Bd. 2, S. 741.

⁵⁸ Vgl. etwa die Ausführungen im Zweiten Buch, S. 39.

tiven zu. Zwar hat er ausführlich andere Lösungsansätze erläutert, um sie jedoch anschliessend als untauglich zu verwerfen. Geburtenkontrolle, Auswanderung, Steigerung der Ertragsfähigkeit des Bodens (innere Kolonisation), neue Kolonien, Wirtschaftsexpansion – für ihn alles ungenügende, illusorische und auch widernatürliche Möglichkeiten.⁵⁹ So richtet sich die künstliche Einschränkung von Geburten gegen die Auslese der Natur, die nur das am Leben lässt, was sich als stark erweist. Eine Geburteneinschränkung führt aber dazu, dass krampfhaft versucht wird, jedes einmal geborene Wesen, sei es noch so schwach und krank, um jeden Preis am Leben zu erhalten.⁶⁰ Der Erwerb von neuen aussereuropäischen Kolonien löst das Raumproblem nicht, da diese das Siedlungsgebiet nicht wesentlich erweitern, eine enge räumliche und politische Beziehung zum Mutterland fehlt und überdies ein Hindernis für ein Bündnis mit England bildet.⁶¹ Weiter ist der Versuch einer friedlichen Wirtschaftsexpansion Unsinn, da auch diese mit Gewalt verbunden ist und zu Kriegen führen kann. Als schlagender Beweis gelten die Engländer, die wie kein anderes Volk ihre wirtschaftlichen Eroberungen mit militärischen Mitteln vorbereitet und rücksichtslos verteidigt haben.⁶² Zudem besteht die Gefahr einer nur wirtschaftlichen Betätigung darin, dass ein Volk allzu leicht dem Glauben verfällt, sein Schicksal endgültig durch die Wirtschaft meistern zu können und dadurch „dem Volk diejenigen Tugenden und Eigenschaften raubt, die Völker und Staaten endgültig allein auf dieser Erde am Dasein zu erhalten vermögen.“⁶³ Es ist offensichtlich, was Hitler unter „Tugenden und Eigenschaften“ verstanden hat: Die Kraft und der Wille zum Kampf. Für ihn gab es somit nur einen einzigen Weg, nämlich die Erwerbung von Grund und Boden in Europa und zwar auf Kosten Russlands; ein neuer „Germanenzug“ nach Osten, eine Abkehr von der falschen Hinwendung nach Westen und Süden: „Wir [die Nationalsozialisten, N. M.] stoppen den ewigen Germanenzug nach dem Süden und Westen Europas und weisen den Blick nach dem Land im Osten. Wir schliessen endlich ab die Kolonial- und Handelspolitik der Vorkriegszeit und geben über zur Bodenpolitik der Zukunft.“⁶⁴

Hitler warf der deutschen Politik nun vor, den einzig richtigen Weg – den der Eroberung von neuem Lebensraum – nicht gegangen zu sein und zudem eine verfehlte Bündnispolitik betrieben zu haben: Das Deutsche Kaiserreich hat auf die Gewinnung von neuem Raum verzichtet und sich statt dessen dem „Wahn“ einer Lösung des Boden- und Ernährungsproblems anhand friedlicher Mittel hingegeben; es hat eine notwendige, aggressive Bodenpolitik unterlassen und

⁵⁹ Mein Kampf, Bd. 1, S. 143-160, Zweites Buch, S. 12-19.

⁶⁰ Mein Kampf, Bd. 1, S. 144f.

⁶¹ Mein Kampf, Bd. 1, S. 152-154, Bd. 2, S. 730, Zweites Buch, S. 57-60.

⁶² Zweites Buch, S. 17f., Mein Kampf, Bd. 1, S. 157-160.

⁶³ Zweites Buch, S. 18.

⁶⁴ Mein Kampf, Bd. 2, S. 742.

sich einer uferlosen Wirtschafts-, Handels- und Kolonialpolitik zugewandt. Die Konsequenz war die Feindschaft mit England, dem man zwangsweise in die Quere kommen musste. Schliesslich ist Deutschland, mit dem „*habsburgischen Erbübel*“ als einzigem Bündnispartner, in den Weltkrieg hineingestolpert.⁶⁵ Diese Kritik hat Hitler oft wiederholt. Obwohl er den Kriegsausbruch 1914 begeistert begrüsst hatte, ging er in seinen Schriften mit der deutschen Kriegszielpolitik hart ins Gericht: Der hohe Blutzoll des Weltkrieges wäre nur gerechtfertigt gewesen für eine Eroberung von neuem Raum, nicht für blossе Grenzkorrekturen und die Bildung von Pufferstaaten, um irgendwelchen deutschen Prinzen einen Thron zu beschaffen. Der Krieg hätte dadurch auch den Charakter einer kaiserlichen Unternehmung verloren und wäre zu einer Sache des deutschen Volkes geworden.⁶⁶ Ebenso scharf kritisierte Hitler revisionistische Forderungen nach der Wiederherstellung der Grenzen von 1914: Die Errichtung der Grenzen von 1914 kann kein erstrebenswertes aussenpolitisches Ziel sein. Die deutschen Grenzen von 1914 waren nämlich genauso unfertig, „*als sie die Grenzen der Völker zu allen Zeiten sind. Die Raumverteilung der Erde ist in jeder Zeit das augenblickliche Ergebnis eines Ringens und Werdens, das damit keineswegs abgeschlossen ist, sondern selbstverständlich weiter fortgeht.*“ Die damaligen Grenzen stellten bloss den „*augenblicklichen Zustand im Lebenskampf unseres Volkes*“ dar. Die Forderung nach deren Wiederherstellung ist deshalb dumm wie auch gefährlich, denn Deutschland würde mit diesen Grenzen für seine Zukunft nicht das Geringste gewinnen.⁶⁷ Mit Vehemenz hat Hitler unterstrichen, für was er und die nationalsozialistische Bewegung Krieg führen will und für was nicht: Niemals darf deutsches Blut für blossе Grenzkorrekturen geopfert werden; Blutvergiessen ist nur gerechtfertigt für Ziele, die der Zukunftsentwicklung des deutschen Volkes dienlich sind, und das ist die Eroberung von Lebensraum im Osten. Der Grenzpolitik des nationalen Bürgertums soll darum die Raumpolitik der Nationalsozialisten entgegengesetzt werden.⁶⁸

Im Zusammenhang mit seiner Lebensraumkonzeption hat Hitler oft von „Weltmacht“ gesprochen: „*Deutschland wird entweder Weltmacht oder überhaupt nicht sein.*“⁶⁹ Er hatte genaue Vorstellungen über den Weg Deutschlands zur Weltmacht: „*Jeder Wiederaufstieg des deutschen Volkes führt nur über die Wiedergewinnung äusserer Macht.*“ Die Voraussetzung dazu sind nicht in erster Linie Waffen, sondern der Wille. Die entscheidende Frage lautet nicht, wie Deutschland wieder zu Waffen kommt, sondern „*wie erzeugen wir den Geist, der ein Volk befähigt, Waffen zu tragen?*“ Der erste Schritt

⁶⁵ Mein Kampf, Bd. 1, S. 255, Bd. 2, S. 689-691, Zweites Buch, S. 57-61.

⁶⁶ Zweites Buch, S. 63-65. Auf S. 100 schrieb Hitler, dass Kriege der Zukunft „*Volkskriege in gigantischem Umfange*“ sein werden.

⁶⁷ Zweites Buch, S. 74f., vgl. auch S. 38f.

⁶⁸ Zweites Buch, S. 34 u. 168, Mein Kampf, Bd. 2, S. 735.

⁶⁹ Mein Kampf, Bd. 2, S. 742.

zur Wiedererstarkung ist die Gesundung des „nationalen Selbsterhaltungstriebes“ und „Selbsterhaltungswillens“, die „Wiedergewinnung der inneren willensmässigen Geschlossenheit unseres Volkes.“ Die breite Masse muss daher nationalisiert werden, gegen den Widerstand von Marxisten, Juden, Demokraten und Pazifisten.⁷⁰ Für Hitler zählte also primär der Wille, die Gesinnung, nicht Waffen. Erst bei einer inneren Geschlossenheit des Volkes (einer „Volksgemeinschaft“) und nach Ausschaltung der inneren Feinde würde es möglich sein, die Macht und Unabhängigkeit Deutschlands wieder herzustellen, um dann den Kampf mit Frankreich (der „Landsknecht“ des „internationalen Weltjuden“⁷¹ und „unerbittliche Todfeind des deutschen Volkes“⁷²) ins Auge zu fassen.⁷³ Das Ziel der Wiedergewinnung von Macht und eines neuen Krieges gegen Frankreich war weder originell noch revolutionär, es bewegte sich innerhalb konservativer, nationaler Denktraditionen und erfüllte die revisionistischen Forderungen breiter Kreise, auch in der Reichswehr. Doch Hitler hat in seinen Werken nie Zweifel an einer weitergehenden Expansion aufkommen lassen. In „Mein Kampf“ hielt er fest, dass Deutschland in der Vernichtung Frankreichs nur ein Mittel zum Zweck sehen dürfe, damit sich später das deutsche Volk „an anderer Stelle“ ausdehnen könne.⁷⁴ Er betonte, dass die Auseinandersetzung mit Frankreich nur der Anfang sein würde: „Sie kann und wird nur Sinn erhalten, wenn sie die Rückendeckung bietet für eine Vergrösserung des Lebensraumes unseres Volkes in Europa.“⁷⁵

Die Gewinnung von „Lebensraum in Europa“, genauer: die gewaltsame Eroberung von Lebensraum im Osten auf Kosten Russlands, war Hitlers erklärtes Ziel. Welche Überlegungen waren mit dieser Zielsetzung verbunden? Neuer Lebensraum versprach die Lösung des aufgrund der Diskrepanz zwischen Bodenfläche und Bevölkerungszahl bestehenden Ernährungsproblems; er würde neue Gebiete zur Bewirtschaftung für die Bauern bieten sowie als ein Rohstoff- und Energielieferant und auch als Absatzmarkt dienen. Darüber hinaus sollte ein grösseres Territorium auch einen grösseren militärischen Schutz garantieren.⁷⁶ Der Entwurf eines Krieges um Lebensraum war also einerseits durch diese agrarischen, ökonomischen und geostrategischen Komponenten gekennzeichnet und besass in diesem Sinne eine funktionale Bedeutung. Unverkennbar ist aber auch seine existentielle Dimension: Krieg um Lebensraum als naturgesetzliche Folge und

⁷⁰ Mein Kampf, Bd. 1, S. 365-369.

⁷¹ Mein Kampf, Bd. 2, S. 763.

⁷² Mein Kampf, Bd. 2, S. 699.

⁷³ Eberhard Jäckel teilt Hitlers Konzeption in drei Phasen ein: Die erste hatte die innere Erneuerung und Aufrüstung sowie die Bündnisse mit England und Italien zum Ziel. In einer zweiten folgte der Krieg gegen Frankreich und als dritte und letzte Phase der Eroberungskrieg gegen Russland (Jäckel, Hitlers Weltanschauung, S. 44f.).

⁷⁴ Mein Kampf, Bd. 2, S. 766f.

⁷⁵ Mein Kampf, Bd. 2, S. 741.

⁷⁶ Mein Kampf, Bd. 1, S. 150-153, Bd. 2, S. 728.

als Grundlage des Selbsterhaltungskampfes.⁷⁷ Und noch ein weiterer Aspekt war bedeutsam: Die Eroberung Russlands als ein Element des Kampfes gegen das Judentum. Für Hitler war der einst von germanischen Eliten aufgebaute russische Staat nunmehr von den Juden im Gewande des Bolschewismus beherrscht und daher aufgrund des seiner Überzeugung nach destruktiven und desorganisierenden jüdischen Charakters ohnehin reif zum Zusammenbruch.⁷⁸ Nichtsdestotrotz sah er im jüdisch-bolschewistischen Russland eine tödliche Bedrohung.⁷⁹ Die Zerschlagung Russlands verhiess somit ein Zweifaches: Neuen Siedlungsraum für den weiteren Lebenskampf und einen entscheidenden Schlag gegen den gefährlichsten Feind, das internationale Judentum.

Die Vision von Lebensraum im Osten – ihre Verwirklichung stellte Hitler als eine Verpflichtung, eine Frage des Seins oder Nichtseins dar: Entweder stellen sich die Deutschen als *„Wahrer höchsten Menschentums auf dieser Erde“* ihrer *„höchsten Verpflichtung“*, andernfalls sind sie dazu verdammt, unterzugehen oder als Sklavenvolk ihr Dasein zu fristen.⁸⁰ Seine Vision sollte darum zur Mission des deutschen Volkes werden.

Weltherrschaft

Wäre einmal der Lebensraum im Osten in Besitz genommen – was dann? Sollte der Krieg fortgesetzt werden bis hin zur Eroberung und Unterwerfung der ganzen Welt? War die Weltherrschaft ein konkretes (Langzeit-)Ziel Hitlers? Hierzu bestehen in der Forschung unterschiedliche Ansichten. So vertreten einige Historikerinnen und Historiker die Ansicht, dass Hitler erwiesenermaßen Deutschlands resp. die „arische“ Herrschaft über die ganze Welt anstrebte, sozusagen als Endziel eines stufenweise zu verwirklichenden Programms. Barbara Zehnpfennig etwa meint, aus einigen Textstellen in „Mein Kampf“ liesse sich „ziemlich zweifelsfrei“ erschliessen, dass Hitler nach der kontinentalen Hegemonie die Weltherrschaft angestrebt habe.⁸¹ Im Gegensatz dazu wird der vage Charakter der Weltherrschaftsabsichten Hitlers betont. Eberhard Jäckel bezeichnet die Weltherrschaft als „fernes Endziel“, das nicht mit Hitlers konkreten aussenpolitischen Zielen verwechselt werden dürfe. Das Streben nach Weltherrschaft sei weit mehr eine theoretische Folgerung als eine praktische Forderung gewesen.⁸² Manfred Messerschmidt hält es für angebracht, eine Ab-

⁷⁷ Vgl. Zehnpfennig, Hitlers Mein Kampf, S. 302.

⁷⁸ Mein Kampf, Bd. 2, S. 742f. Fest bezeichnet Hitlers Überzeugung, Russland sei von den Juden beherrscht, als Gelenkstelle zwischen Raum- und Rassenpolitik (Fest, Hitlers Krieg, S. 108).

⁷⁹ Mein Kampf, Bd. 2, S. 750f.

⁸⁰ Mein Kampf, Bd. 2, S. 732.

⁸¹ Zehnpfennig, Hitlers Mein Kampf, S. 305.

⁸² Jäckel, Hitlers Weltanschauung, S. 103.

grenzung zu machen zwischen Hitlers mittel- und längerfristigen aussenpolitischen Zielen einerseits und seinen mythischen Bildern und Visionen einer Weltherrschaft der „besten Rasse“ und des „besten Menschentums“ andererseits.⁸³ In ähnlicher Weise sieht Ian Kershaw einen Unterschied zwischen der relativ klaren Konzentration Hitlers auf die Lebensraumeroberung im Osten und seinen verschwommenen und sporadischen Überlegungen hinsichtlich einer weiteren Expansion im Anschluss an den Sieg über Russland. Es gebe wenig Zweifel daran, dass Hitler bisweilen Gedanken an eine Weltherrschaft gehegt habe, von einem konkreten Programm oder einem Plan könne aber nicht gesprochen werden. Eine „Expansion ohne Ziel“, so Kershaws Resümee, decke sich weit besser mit Hitlers utopischen Träumen als die Vorstellung von einem Weltherrschaftsprogramm.⁸⁴ Es werden also unterschiedliche Rückschlüsse in Bezug auf Hitlers Intentionen und Pläne für eine Weltherrschaft gezogen. Betrachtet man die Hauptschriften („Mein Kampf“ und das „Zweite Buch“), so ist in der Tat festzustellen, dass Hitler sich nur vage über seine Weltherrschaftsabsichten geäußert hat,⁸⁵ dies im Gegensatz zu seinen unmissverständlichen Aussagen über die Eroberung von Lebensraum im Osten. In einer Beziehung jedoch hat Hitler sehr wohl in aller Deutlichkeit von der Weltherrschaft gesprochen, nämlich von der *jüdischen*. Die Obsession, das Judentum strebe mit allen Mitteln die Herrschaft über die ganze Welt an, durchzieht wie ein roter Faden Hitlers Texte. Es scheint deshalb ergiebiger zu sein, eine Analyse der Weltherrschaftsvorstellungen unter dieser Perspektive vorzunehmen, als sich erneut mit der Frage zu befassen, ob Weltherrschaft als konkretes Ziel oder bloss als mythische, utopische Vision verstanden werden kann.

„Man kann nicht über Weltpolitik sprechen, ohne diese furchtbarste Macht in Rechnung zu stellen“ schrieb Hitler in seinem „Zweiten Buch“, wobei er mit der „furchtbaren Macht“ das Judentum meinte.⁸⁶ Im „Zweiten Buch“ hat Hitler der Judenproblematik zunächst wenig Beachtung geschenkt und sich hauptsächlich über seine aussen- und bündnispolitischen Absichten ausgelassen. Am Schluss des Buches aber, nachdem er nochmals zusammenfassend dargelegt hatte, warum Deutschland mit Italien und England unbedingt Bündnisse eingehen und sich auf die Gewinnung von neuem Raum konzentrieren müsse, kam er unvermittelt auf das *„Weltjudentum“*, dessen Geschichte und dessen Pläne zu sprechen. Es entsteht so der Eindruck, als habe Hitler die Gefahr einer jüdischen Weltherrschaft heraufbeschwören und die Methoden des *„jüdischen Weltkampfes“*

⁸³ Messerschmidt, Aussenpolitik und Kriegsvorbereitung, S. 649-651.

⁸⁴ Kershaw, NS-Staat, S. 237-244.

⁸⁵ Vgl. etwa Mein Kampf, Bd. 2, S. 422 u. 493.

⁸⁶ Zweites Buch, S. 135.

aufdecken wollen, um abschliessend seinen Vorstellungen und Zielen eine Legitimationsgrundlage zu geben und die Notwendigkeit eines Kampfes gegen die Juden vor Augen zu führen.⁸⁷

In beiden Bänden von „Mein Kampf“ sind an zahlreichen Stellen antisemitische Äusserungen in mehr oder weniger ausführlicher Form und in verschiedenen Kontexten zu finden. Im Kapitel 11 „Volk und Rasse“ etwa hat sich Hitler eingehend mit der Geschichte des Judentums befasst.⁸⁸ Die Quintessenz seiner Darstellung lautet: Der jüdische Werdegang über all die Jahrhunderte hinweg ist nur von einem Ziel beseelt – der Weltherrschaft. Dabei erschöpft sich der „*jüdische Kampf*“ nicht nur in der „*wirtschaftlichen Eroberung der Welt*“, sondern was die Juden wollen, ist auch deren „*politische Unterjochung*“.⁸⁹ Auf allen Gebieten ist das Judentum darum aktiv, politisch, wirtschaftlich, kulturell, religiös; auch in sittlichen und moralischen Belangen versucht es, seinen zerstörerischen Einfluss auszuüben.⁹⁰

Es wurde bereits dargestellt, wie Hitler den „jüdischen“ Lebenskampf als Verstoss gegen die Gesetze des „natürlichen“ Lebenskampfes wertete: Anstelle eines offenen Kampfes Zersetzung und Unterminierung mittels Demokratie, Kapitalismus, Pazifismus, Humanismus, Marxismus, Internationalismus. Doktrinen und Ideologien, die auf den ersten Blick widersprüchlich erscheinen (Kapitalismus vs. Marxismus), aber gerade darum für Hitler ein Beweis der grossen Geschicklichkeit und Hinterhältigkeit des Judentums waren. In Hitlers verquerer Sicht verweigern also die Juden den offenen Kampf, gebrauchen aber dennoch den Krieg als eines ihrer Instrumente. Sie kämpfen jedoch nicht selber, sondern hetzen die Völker gegeneinander auf. So hat das „*internationale Weltjudentum*“ die Spannungen in Europa ausgenützt und den Weltkrieg angezettelt mit dem Ziel der Vernichtung des antisemitischen zaristischen Russlands und des Deutschen Kaiserreiches, das den Juden ebenfalls noch einen gewissen Widerstand leistete.⁹¹ Die Zerschlagung unabhängiger Nationalstaaten ist den Juden nämlich ein wichtiges Anliegen: „*Die Vernichtung Deutschlands [im Weltkrieg, N. M.] war nicht englisches, sondern in erster Linie jüdisches Interesse, genau so wie auch heute eine Vernichtung Japans weniger britisch-staatlichen Interessen dient, als den weit ausgreifenden Wünschen der Leiter des erhofften jüdischen Weltreichs. Während sich England um die Erhaltung seiner Stellung auf dieser Welt abmüht, organisiert der Jude seinen Angriff zur Eroberung derselben.*“⁹² Sie benützen die europäischen Staaten als willenlose Werkzeuge, indirekt in der Form westlicher Demokratien, direkt durch den russischen Bolschewismus. Aber auch den USA droht Gefahr, denn dort sind die Ju-

⁸⁷ Zweites Buch, S. 179-187.

⁸⁸ Mein Kampf, Bd. 1, S. 329-358. Auf die Unwahrheiten, Verfälschungen und Absurditäten in dieser von Hitler konstruierten „Geschichte“ ist hier nicht weiter einzugehen, vgl. dazu Zehnpfennig, Hitlers Mein Kampf, S. 142-144.

⁸⁹ Mein Kampf, Bd. 1, S. 352.

⁹⁰ Mein Kampf, Bd. 1, S. 358.

⁹¹ Zweites Buch, S. 182-185, Mein Kampf, Bd. 1, S. 357.

⁹² Mein Kampf, Bd. 2, S. 722f.

den die Regenten der Börse. Geschickt manipulieren sie überall die öffentliche Meinung, ein weiteres Instrument ihres Kampfes. Die Juden wähnen sich dabei siegessicher: „*Schon glauben die grössten Köpfe der Judenheit die Erfüllung ihres testamentarischen Wahlspruches des grossen Völkerfrasses herannahen zu sehen.*“⁹³ In der Rassenvermischung hat Hitler eines der gefährlichsten und wirksamsten Methoden des Judentums gesehen, gerade auch deswegen, weil sich die Juden selber rassistisch rein hielten: Durch „*Verbastardung und Vernüggerung der Kulturmenschheit*“ und damit der Senkung ihres „*rassischen Wertes*“ versucht „*der sich davon freihaltende Hebräer*“ zum „*Weltherren*“ aufzusteigen. Er bildet sich ein, einmal „*zum Gehirn dieser wertlos gemachten Menschheit*“ zu werden.⁹⁴

Das wahre Gesicht des Judentums zeigte sich für Hitler im bolschewistischen Russland. Dessen Regenten, nach seiner Auffassung die Juden, beschrieb er als blutrünstige Verbrecher, Tyrannen, Bestien, Lügner, Betrüger, Abschaum der Menschheit, Räuber und Parasiten. Und diese fühlen sich berufen, ihre „*blutige Unterdrückung der ganzen Welt aufbürden zu müssen.*“ Das Streben nach der Weltherrschaft, so Hitler weiter, ist ein natürlicher Trieb, wie ihn etwa auch die Engländer haben.⁹⁵ Nun aber ist nicht das Streben nach Weltherrschaft das an sich Verwerfliche, es sind die den Juden unterstellten Mittel und Ziele, die Qualität ihres Kampfes: Das „*Einschleichen*“ in Völker, „*Lüge und Verleumdung*“, „*Vergiftung und Zersetzung*“ bis hin zur „*blutigen Ausrottung*“ der ihnen verhassten Gegner.⁹⁶ Der Sieg des Bolschewismus in Russland ist eine wichtige Etappe: „*Im russischen Bolschewismus haben wir den im zwanzigsten Jahrhundert unternommenen Versuch des Judentums zu erblicken, sich die Weltherrschaft anzueignen [...].*“⁹⁷ Wie auch andere Völker von sich aus nicht darauf verzichten, ihre Art und Macht auszubreiten, sowenig kommt das Judentum von seinem Ziel, der „*Weltdiktatur*“, ab. Der Jude geht seinem Weltherrschaftsstreben nach, „*so lange, bis ihm eine andere Kraft entgegentritt und in gewaltigem Ringen den Himmelsstürmer wieder zum Luzifer zurückwirft.*“⁹⁸ Im Marxismus erkannte Hitler eine wichtige Waffe des jüdischen Weltherrschaftsstrebens. Der Marxismus stellte sich ihm dar als eine List der Juden, indem sie den Arbeitern eine Verbesserung ihrer Lage vorgaukeln, in Wahrheit aber die „*Versklavung und Vernichtung aller nicht-jüdischen Völker*“ beabsichtigen⁹⁹ und danach trachten, die Welt „*planmässig in die Hand des Judentums*“ zu überführen.¹⁰⁰ Im „*Dienste seiner Rasse*“ hat der Jude Marx seine Lehre entwickelt „zur

⁹³ Mein Kampf, Bd. 2, S. 723.

⁹⁴ Zweites Buch, S. 89.

⁹⁵ Mein Kampf, Bd. 2, S. 750f.

⁹⁶ Mein Kampf, Bd. 2, S. 751.

⁹⁷ Mein Kampf, Bd. 2, S. 751.

⁹⁸ Mein Kampf, Bd. 2, S. 751. Man beachte die religiöse Metaphorik!

⁹⁹ Mein Kampf, Bd. 1, S. 351.

¹⁰⁰ Mein Kampf, Bd. 2, S. 420.

schnelleren Vernichtung des unabhängigen Daseins freier Nationen auf dieser Erde“,¹⁰¹ sein Werk wurde geschrieben für die intellektuelle Führung der „*jüdischen Welterobergerungsmaschine*“.¹⁰²

Das Judentum will, so ein weiterer Vorwurf Hitlers, zudem mit allen Mitteln erreichen, dass die feindschaftlichen Gefühle der europäischen Staaten gegenüber Deutschland bestehen bleiben, aber auch in Deutschland selber diejenigen Nationen angefeindet werden, die eigentlich als Bündnispartner bestimmt wären. So hält die jüdische Presse den Zirkel des Hasses in Gang, indem sie in Deutschland für das Wiedererstarken der deutschen Seemacht und für die Wiedergewinnung von Kolonien plädiert, was wiederum die Juden in England propagandistisch ausnützen, um die Feindschaft gegenüber Deutschland aufrecht zu erhalten.¹⁰³ Auch hinter dem Protest gegen die Wegnahme des Südtirols durch Italien stehen die Juden, da sie ein Bündnis Deutschlands mit Italien verhindern wollen.¹⁰⁴ Die „*jüdischen Drahtzieher*“ verstehen es, das deutsche Volk mit solch nebensächlichen Dingen wie der Südtirolfrage zu beschäftigen, wo doch die Franzosen als „*Landsknechte*“ des „*internationalen Weltjuden*“ die wahren Feinde sind, die nichts unversucht lassen, um Deutschland zu schädigen (wie etwa mit der Besetzung des Ruhrgebietes).¹⁰⁵ Wie in Russland dominiert auch in Frankreich das Judentum die politische Macht, da es ihm gelungen ist, „*eine Interessengemeinschaft mit dem französischen nationalen Chauvinismus*“ zu schliessen: „*Jüdische Börse und französische Bajonette sind seitdem Verbündete.*“¹⁰⁶ Ausserdem hielt Hitler dem Judentum vor, den Zank zwischen Protestanten und Katholiken zu schüren. Und auch hier ist seine Darlegung geprägt von einem stigmatisierenden, hasserfüllten Vokabular: „*Todfeind der arischen Menschheit und des gesamten Christentums*“, das „*Gift des internationalen Weltjuden*“, „*jüdische Bastardierung*“, „*Blutvergiftung*“, planmässige „*rassische Zersetzung*“ und „*Verpestung*“ der arischen Werte des deutschen Volkes, „*Völkerparasiten*“, „*Vernichter*“, „*Zerstörer der arischen Menschheit*“.¹⁰⁷

Hitlers Äusserungen wohnt ein fanatischer Hass, aber auch eine gewaltige Angst inne, die Angst vor den Folgen eines Sieges des Judentums: „*Die Entwicklung, die wir zur Zeit durchmachen, würde aber, ungehemmt weitergeführt, eines Tages bei der alljüdischen Prophezeiung landen – der Jude frässe tatsächlich die Völker der Erde, würde ihr Herr.*“¹⁰⁸ Mit der jüdischen Weltherrschaft wäre das Ende der Freiheit der von Juden unterdrückten Völker besiegelt, aber auch das Ende „*dieses Völkerparasiten*“

¹⁰¹ Mein Kampf, Bd. 2, S. 420.

¹⁰² Mein Kampf, Bd. 2, S. 528.

¹⁰³ Zweites Buch, S. 135, Mein Kampf, Bd. 2, S. 706.

¹⁰⁴ Mein Kampf, Bd. 2, S. 709.

¹⁰⁵ Mein Kampf, Bd. 2, S. 706f. u. 763-767.

¹⁰⁶ Zweites Buch, S. 186.

¹⁰⁷ Mein Kampf, Bd. 2, S. 629f. u. 632. Zum Vokabular in den antisemitischen Passagen Jäckel, Hitlers Weltanschauung, S. 69.

¹⁰⁸ Mein Kampf, Bd. 2, S. 504.

selber: „*Nach dem Tode des Opfers stirbt auch früher oder später der Vampir.*“¹⁰⁹ In Wien, wo Hitler nach eigener Darstellung zum Antisemiten wurde, sei ihm einmal die bange Frage aufgetaucht, „*ob nicht doch vielleicht das unerforschliche Schicksal aus Gründen, die uns armseligen Menschen unbekannt, den Endsieg dieses kleinen Volkes in ewig unabänderlichem Beschlusse wünsche?*“¹¹⁰ Die Naturgesetze gaben Hitler die Antwort auf diese hypothetische Frage. Würden die Juden, die das aristokratische Naturprinzip ablehnen und den Wert der Persönlichkeit und der Rasse leugnen, siegen, wäre dies das Ende jeglicher Ordnung, das Ergebnis Chaos und schliesslich der Untergang der Menschheit: „*Siegt der Jude mit Hilfe seines marxistischen Glaubensbekenntnisses über die Völker dieser Welt, dann wird seine Krone der Totentanz der Menschheit sein, dann wird dieser Planet wieder wie einst vor Jahrmillionen menschenleer durch den Äther ziehen. Die ewige Natur rächt unerbittlich die Übertretung ihrer Gebote.*“¹¹¹ Stellt sich niemand dem jüdischen Weltherrschaftsstreben entgegen, so wird die Natur schlussendlich als Rächerin für den Frevel an ihren Gesetzen auftreten. Diese antizipierte Konsequenz war Hitlers Motivation: „*So glaube ich heute im Sinne des allmächtigen Schöpfers zu handeln: Indem ich mich des Juden erwehre, kämpfe ich für das Werk des Herrn.*“¹¹²

Wie sieht dieser Kampf aus? Es ist einmal ein Kampf gegen die Juden im Innern, gegen den Marxismus und den Weimarer Staat, die den Wiederaufstieg Deutschlands zur nationalen Grösse und Kraft verhindern. In welche Richtung bereits der innere Kampf gehen sollte, wird in folgender Passage aus dem Kapitel über den Zweck und die Aufgaben der SA erkennbar. Diese kämpft für die Errichtung eines nationalsozialistischen völkischen Staates: „*Dadurch aber wurde der Kampf gegen den heutigen Staat aus der Atmosphäre kleiner Rache- und Verschwörungsaktionen herausgehoben zur Grösse eines weltanschaulichen Vernichtungskrieges [!] gegen den Marxismus und sein Gebilde.*“¹¹³ Hitlers Vernichtungswillen manifestiert sich auch in seinem Vorwurf, der Kriegsausbruch 1914 hätte die Gelegenheit geboten, gegen die „*jüdischen Volksvergifter*“ vorzugehen, die „*Verbesserer dieses Volkstums unbarmherzig auszurotten*“, das „*Ungeziefer [zu] vertilgen*“.¹¹⁴ Und ein paar Zeilen weiter heisst es: „*Man musste rücksichtslos die gesamten militärischen Machtmittel einsetzen zur Ausrottung dieser Pestilenz.*“¹¹⁵ Diese

¹⁰⁹ Mein Kampf, Bd. 1, S. 358; vgl. auch Zweites Buch, S. 184.

¹¹⁰ Mein Kampf, Bd. 1, S. 69.

¹¹¹ Mein Kampf, Bd. 1, S. 69f.

¹¹² Mein Kampf, Bd. 1, S. 70. Hierzu passt der Begriff des „Erlösungsantisemitismus“. So schreibt Werner Bergmann: „In diesem *Erlösungsantisemitismus* verband sich die Furcht vor der rassischen Entartung des eigenen Volkes mit dem Glauben an eine Erlösung, die man in der ‚Endlösung der Judenfrage‘ zu finden glaubte.“ (Bergmann, Geschichte des Antisemitismus, S. 102).

¹¹³ Mein Kampf, Bd. 2, S. 612.

¹¹⁴ Mein Kampf, Bd. 1, S. 185f.

¹¹⁵ Mein Kampf, Bd. 1, S. 186. Jäckel weist darauf hin, dass Hitler nicht jedes Mal, wenn er von Ausrottung sprach, die Tötung von Menschen gemeint habe. Seine brutalen Kraftausdrücke dürften nicht vorschnell interpretiert und stets wörtlich genommen werden. An zahlreichen Stellen aber habe Hitler zweifellos wortwörtlich gemeint, was er sagte (Jäckel, Hitlers Weltanschauung, S. 68).

Äusserungen gipfeln im berühmten Ausspruch im letzten Kapitel von „Mein Kampf“: *„Hätte man zu Kriegsbeginn und während des Krieges einmal zwölf- oder fünfzehntausend dieser hebräischen Volksverderber so unter Giftgas gehalten, wie Hunderttausende unserer allerbesten deutschen Arbeiter aus allen Schichten und Berufen es im Felde erdulden mussten, dann wäre das Millionenopfer der Front nicht vergeblich gewesen.“*¹¹⁶

Der Kampf gegen das Judentum konnte sich für Hitler also nicht nur auf Entmachtung, Diskriminierung und gesetzliche Schikanen beschränken, sondern musste, wie das verwendete Vokabular („vertilgen“, „ausrotten“) andeutet, weitergehende Massnahmen umfassen.

Dabei ging es Hitler auch um die Erhaltung unabhängiger, vom jüdischen Einfluss unberührter bzw. befreiter Nationalstaaten. Er glaubte, dass auch nur ein solcher Staat dem absoluten Weltherrschaftsanspruch der Juden im Wege stehen würde.¹¹⁷ Als diesbezügliches Beispiel führte Hitler Japan an: Im Gegensatz zu den meisten europäischen Staaten ist es den Juden nicht gelungen, den japanischen Staat zu unterwandern. Darum plant das Judentum mit Hilfe Englands Japan zu vernichten.¹¹⁸ Die britisch-jüdische Presse ist es, die diesen „Vernichtungskrieg“ gegen Japan vorbereitet, deshalb muss sich auch England gegen die Juden wehren: *„Der Kampf gegen die jüdische Weltgefahr wird damit auch dort beginnen.“*¹¹⁹

Die Juden waren somit für Hitler nicht nur Feinde Deutschlands, sondern Feinde der gesamten Menschheit. Deshalb war für ihn die nationalsozialistische Bewegung dazu verpflichtet, dem deutschen Volk die Augen für diese Tatsache zu öffnen und *„den wahren Feind unserer heutigen Welt immer und immer wieder in Erinnerung bringen. An Stelle des Hasses gegen Arier, [...] muss sie den bösen Feind der Menschheit, als den wirklichen Urheber allen Leidens, dem allgemeinen Zorne weihen.“*¹²⁰ Die ganze Aufmerksamkeit ist auf den einen, zentralen Gegner zu lenken, denn *„das Ziel, für das wir heute zu fechten haben, die nackte Existenz unseres Volkes ist, und der einzige Feind, den wir treffen müssen, die Macht ist und bleibt, die diese Existenz uns raubt.“*¹²¹ Und nochmals ertönt die Aufforderung, *„in konzentrierter Kraft sich gegen den tödlichsten Feind zu stellen.“*¹²² Daher waren Frankreich und Russland nicht nur aus strategischen und ökonomischen Gründen Kriegsziele Hitlers, mit ihnen sollte auch ein entscheidender Schlag gegen das nach seiner Überzeugung diese Staaten beherrschende Judentum geführt werden.¹²²

¹¹⁶ Mein Kampf, Bd. 2, S. 772.

¹¹⁷ Mein Kampf, Bd. 2, S. 723.

¹¹⁸ Mein Kampf, Bd. 2, S. 724.

¹¹⁹ Mein Kampf, Bd. 2, S. 723f.

¹²⁰ Mein Kampf, Bd. 2, S. 724, vgl. auch Bd. 1, S. 233.

¹²¹ Mein Kampf, Bd. 2, S. 718f.

¹²² Zehnpfennig, Hitlers Mein Kampf, S. 305.

Rohe Gewalt – im Kampf gegen die „jüdische Weltheroberung“¹²³ gab es keine Alternative, dies hat Hitler unmissverständlich klar gemacht. Es sei in diesem Zusammenhang nochmals eine markante Passage zitiert:

*„Nicht Fürsten und fürstliche Mätressen schwächern und feilschen um Staatsgrenzen, sondern der unerbittliche Weltjude kämpft für seine Herrschaft über die Völker. Kein Volk entfernt diese Faust anders von seiner Gurgel als durch das Schwert. Nur die gesammelte, konzentrierte Stärke einer kraftvoll sich aufbäumenden nationalen Leidenschaft vermag der internationalen Völkerversklavung zu trotzen. Ein solcher Vorgang ist und bleibt aber ein blutiger.“*¹²⁴

Diese Kampfansage an das Judentum – man könnte sie auch als Kriegserklärung bezeichnen – steht inmitten der Ausführungen über die Sinnlosigkeit eines Blutvergiessens für die von konservativen und nationalistischen Kreisen verlangte Wiederherstellung der Grenzen von 1914. Hitler dagegen kündigte eine neue, eine existentielle Dimension des Kampfes an: Ein Kampf „für das Werk des Herrn“,¹²⁵ ein Kampf um das „Heil der arischen Menschheit“,¹²⁶ um das Dasein der Kultur, um das Dasein der Menschheit überhaupt. Es ist auch ein Kampf gegen diejenigen, die den naturgewollten Lebenskampf der Völker unterminieren und somit *das* elementare Gesetz der Natur missachten. Dadurch nahm dieser Kampf in Hitlers Weltanschauung ein globales wie auch gleichsam metaphysisches, quasi-religiöses Ausmass an. Die Universalisierung der Beschuldigungen, die Degradierung des Judentums zu einer weltumspannenden tödlichen Gefahr und Krankheit gab dem Kampf gegen die Juden den Nimbus einer menschheitlichen Aufgabe.¹²⁷ Für Hitler erforderte die Erfüllung dieser Aufgabe, nicht nur der globalen jüdischen Bedrohung entgegenzutreten und die Macht des Weltjudentums zu brechen, sondern dessen totale Vernichtung – die letzte, unweigerliche Konsequenz seines Antisemitismus. Ein Antisemitismus, der, wie es Eberhard Jäckel treffend formuliert, kriegerische Züge trug, kriegerische Methoden verlangte und im Kriege verwirklicht werden sollte.¹²⁸

Ich möchte abschliessend die drei Kategorien/Elemente – Lebenskampf, Lebensraum, jüdische Weltherrschaft –, die Hitlers Sinngebung des Krieges determinierten, zusammenfassend be-

¹²³ Mein Kampf, Bd. 2, S. 413.

¹²⁴ Mein Kampf, Bd. 2, S. 738. Zum Kampf gegen die Juden auch Bd. 2, S. 413–415 u. 504f.

¹²⁵ Mein Kampf, Bd. 1, S. 70.

¹²⁶ „Sicher aber geht diese Welt einer grossen Ummwälzung entgegen. Und es kann nur die eine Frage sein, ob sie zum Heil der arischen Menschheit oder zum Nutzen des ewigen Juden ausschlägt.“ Mein Kampf, Bd. 2, S. 475.

¹²⁷ Vgl. Fest, Hitlers Krieg, S. 107.

¹²⁸ Jäckel, Hitlers Weltanschauung, S. 72.

schreiben. Ein erstes Element bilden die monistischen Naturvorstellungen. Das phantasmatische, simplizistische Bild einer aristokratischen und antagonistischen Natur, die nur den Kampf und das Recht des Stärkeren kennt, sei es bei Tieren oder Menschen, setzte Hitler einem unabänderlichen Gesetz gleich. Diesem ewigen Naturgesetz muss Genüge getan werden, ansonsten droht die unvermeidliche Bestrafung der – gleichsam als Subjekt handelnden – Natur. Permanenter Lebenskampf, der Sieg des Starken und der Untergang resp. die Unterwerfung des Schwachen garantieren nun aber auch den Fortschritt der Menschheit, ja sie machen ihn überhaupt erst möglich. Kampf und Krieg werden dadurch zu einem unabdingbaren Moment der kulturellen, gesellschaftlichen und staatlichen Entwicklung, somit der Geschichte schlechthin. In dieser Naturauffassung findet auch der Rassismus seine Rechtfertigung: Die Vermischung mit einer minderen schwächt die stärkere Rasse in ihrem Lebenskampf, wodurch wiederum der Fortschritt gehemmt wird. Die Gesetze der Natur definieren im Weiteren auch die Aufgaben der Politik und des Staates. Jegliches politische Handeln hat seinen einzigen Zweck in der Durchführung des Lebenskampfes, sei es mit friedlichen, sei es mit kriegerischen Mitteln.

Hitlers Ziel der Eroberung von neuem Lebensraum als ein zweites Element basierte auf diesen Natur- und Lebenskampfvorstellungen: Den unbegrenzten Lebenstrieben steht der begrenzte Lebensraum entgegen, in der Begrenzung des Lebensraumes aber liegt der Zwang zum Lebenskampf, der Lebenskampf wiederum sichert den Fortschritt. Der Lebenskampf äussert sich also hauptsächlich im Kampf um Raum und Boden. Im Weiteren wird die (ebenfalls naturgewollte) Vermehrung des Volkes erst durch einen genügend grossen Lebensraum ermöglicht. Ein solcher stellt als Ernährungsgrundlage eine absolute Notwendigkeit dar. Neuer Lebensraum, der für Deutschland nur im Osten liegen kann, bietet daher nicht nur neue Anbauflächen, sondern ist gleichzeitig auch ein Rohstoff- und Energielieferant sowie ein Absatzmarkt und garantiert überdies einen grösseren militärischen Schutz. Hierin zeigt sich der funktionale Charakter des Krieges um Lebensraum als einer Absicherung der wirtschaftlichen Basis, wobei letztlich auch diese nur einem Zweck, nämlich dem weiteren Selbstbehauptungskampf, dienen sollte.

Für Hitler gab es *ein* Volk, das sich dem natürlichen Lebenskampf verweigert und dadurch gegen das elementarste Naturgesetz verstösst: Durch Unterminierung und Zersetzung anstelle von Kampf versucht das Judentum, welches keinen eigenen Territorialstaat besitzt, andere Staaten in seine Gewalt zu bringen. Dazu bedient es sich verschiedenster Instrumente wie Demokratie, Kapitalismus, Pazifismus, Rassenvermischung und Marxismus, versucht aber auch, andere Völker in Kriege gegeneinander zu stürzen. Durch die Bolschewisierung Russlands ist es den Juden bereits gelungen, die Dominanz über dieses Land zu erlangen. Ihr Hauptziel ist es, schlussendlich die ganze Welt unter ihre Herrschaft zu zwingen. Dies würde aber zwangsläufig den Untergang aller Ordnung, Chaos und schliesslich das Ende der ganzen Menschheit bedeuten

– die Rache der Natur für den frevelhaften Verstoß gegen ihre Gesetze. Der Kampf gegen das Judentum, das dritte Element, erhält dadurch eine menschheitliche, sich ins Existentielle und Metaphysische steigernde Dimension. Hitler konnte sich darum nicht mit der Entmachtung und Beseitigung des Judentums in Deutschland zufriedengeben. Die wahnhafte Überzeugung von einer globalen existentiellen Bedrohung durch das jüdische Weltherrschaftsstreben trug als unweigerliche Konsequenz den genozidalen Krieg und den Versuch der kompletten Ausrottung der Juden in sich.

Mithin war Hitlers Welt- bzw. Kriegsbild einerseits von sozialdarwinistischen und bellizistischen (Kampf als Naturgesetz, Fortschritt durch Kampf/Krieg), andererseits von rassistischen und antisemitischen Diskursmustern (Ungleichheit der Rassen, Weltherrschaftsstreben der Juden) geprägt. In den Kategorien Lebenskampf, Lebensraum und jüdische Weltherrschaft wurden diese Diskurse miteinander verwoben und zu einem festen weltanschaulichen Gefüge zusammengeführt: Der naturgewollte und naturgesetzliche Lebenskampf, der den Fortschritt garantiert, wird im Wesentlichen um Lebensraum geführt. Mit der Eroberung von neuem Lebensraum wird gleichzeitig dem Judentum ein entscheidender Schlag versetzt. Die Juden, die sich dem natürlichen Kampf verweigern und durch Unterminierung widernatürlich die Weltherrschaft erringen wollen, müssen nämlich vernichtet werden, ansonsten in absehbarer Zeit kein Lebenskampf mehr stattfinden und als Folge schliesslich alle Völker zugrunde gehen würden. Die Auslöschung des Judentums stellt somit den natürlichen Gang der Geschichte, die als Lebenskampf der Völker zu verstehen ist, wieder her. – Aus diesem Gefüge ergab sich für Hitler sowohl die Bedeutung des Krieges als auch sein erklärtes Ziel der Vernichtung der Juden.

Ich werde im nächsten Kapitel aufzeigen, dass Rassismus und Antisemitismus nicht nur in Bezug auf Hitlers Weltanschauung und dessen Kriegsauffassung einen entscheidenden Einfluss besaßen, sondern sich auch auf die Kriegsdiskurse im Allgemeinen auswirkten.

IV. Die Entgrenzung des Krieges – Vernichtungskrieg und Rassenkampf

Die Begriffe „Vernichtung“ bzw. „Vernichtungskrieg“ rufen nach den Erfahrungen des Zweiten Weltkrieges und des Holocausts durchweg eindeutige Assoziationen hervor und sie sind mit klaren Vorstellungen konnotiert: „Vernichtung“ wird generell verstanden als (geplante) Ausrottung oder Extermination, als komplette Zerstörung und Auslöschung eines Kollektivs – eines bestimmten Volkes oder einer bestimmten Ethnie bzw. „Rasse“ –, das zum vernichtungswürdigen existentiellen Feind erklärt wurde. In einer breiteren Öffentlichkeit hat insbesondere die Ausstellung über die Verbrechen der deutschen Wehrmacht und die teils heftigen Diskussionen über diese Ausstellung die Thematik des Vernichtungskrieges ins Bewusstsein gerufen.¹

Im den folgenden Abschnitten geht es darum zu untersuchen, wie die Semantik der Vernichtung die Kriegsdiskurse prägte und formte, wie sich Vernichtungsvorstellungen und Kriegsdeutungen gegenseitig beeinflussten und wie eine diskursive Entgrenzung des Krieges stattfand, die in der Praxis im Vernichtungskrieg gegen die Sowjetunion gipfelte. Ein besonderes Augenmerk gilt dabei der Frage der diskursiven Kontinuität und den semantischen Verschiebungen von Vernichtungskonzeptionen sowie des Einflusses von rassistischen und antisemitischen Feindbildkonstruktionen.

1. Die Entgrenzung des militärischen Vernichtungsgedankens

a. Die Semantik der militärischen Vernichtung

Im Kaiserreich etablierte sich zunächst eine spezifische *militärische* Vernichtungsvorstellung,² welche „Vernichtung“ primär als Tötung, Wehrlosmachung oder Kampfunfähig-Machen der feindlichen *Kombattanten* und als Zerstörung der militärischen Kapazitäten des Gegners konzipierte. Die Vernichtungsdoktrin stellte ein zentrales, beherrschendes Dogma dar und war für die Planungen des Generalstabes und die Denkweise der Militärs konstitutiv. Ihr Kern war die möglichst schnelle und komplette Vernichtung der feindlichen Streitkräfte; zu erreichen idealerweise durch eine einzige, auf Umfassung basierende, konzentrische Vernichtungsschlacht. Dieser begrenzte militärisch-operative Vernichtungsgedanke zielte also darauf ab, den Kampfeswillen der gegnerischen

¹ Dazu der umfangreiche Ausstellungskatalog des Hamburger Instituts für Sozialforschung: Verbrechen der Wehrmacht. Dimensionen des Vernichtungskrieges 1941-1944.

² Zum militärischen Vernichtungsgedanken Förster, Vernichtungsgedanke, S. 254-260, Hull, Military Culture, S. 147f. sowie umfassend der Klassiker von Wallach, Das Dogma der Vernichtungsschlacht.

Streitmacht zu brechen; es ging nicht um die Tötung aller feindlichen Soldaten oder gar um die Vernichtung der gegnerischen Zivilbevölkerung. Auch Carl v. Clausewitz, auf dessen Formulierung des Vernichtungsprinzips viele Militärs rekurrierten,³ hatte unter „Vernichtung“ die Niederwerfung der feindlichen Streitmacht, die Niederringung von deren Kampfeswillen verstanden.⁴

Seine Apotheose erfuhr der militärische Vernichtungsgedanke zweifellos im Schlieffenplan, der das von der deutschen Armee zu erreichende Hauptziel in dem lapidaren Satz – „*Das französische Heer muss vernichtet werden*“ – auf den Punkt brachte. Der Generalstab hatte sich zunehmend einseitig auf die Vernichtungsdoktrin fixiert und in dieser das Heil für das strategische Dilemma eines Zweifrontenkrieges gesehen.⁵

„Vernichtung“ bedeutete somit im militärisch-operativen Kontext nicht zwangsläufig die vollständige physische Vernichtung der feindlichen Streitkräfte und schon gar nicht die Dezimierung oder Ausrottung eines ganzen Volkes. Trotzdem liess der militärische Vernichtungsgedanke einen Interpretationsspielraum und Deutungsrahmen offen, in dem die Möglichkeit einer Entgrenzung und Radikalisierung der Vernichtung angelegt war. In der Forschung werden denn auch auf Verbindungslinien und Kontinuitäten zwischen der militärischen Vernichtungs idee und dem nationalsozialistischen Vernichtungskrieg hingewiesen, wenngleich unterschiedliche Ansichten darüber herrschen, inwieweit direkte Verbindungslinien gezogen werden können und in welchem Ausmass sich Kontinuitätsbezüge zeigen.⁶ Was die Kontinuitätsfrage anbelangt, soll hier zunächst analysiert werden, wie der militärische Vernichtungsgedanke formuliert wurde, um anschliessend aufzuzeigen, wie sich dieser als anschlussfähig für entgrenzende, den engeren militärisch-operativen Kontext übersteigende Vernichtungsvorstellungen erwies.

Einige Militärautoren äusserten sich in ihren Schriften darüber, was unter „Vernichtung“ zu verstehen sei und wie sich diese in der Praxis des Krieges manifestiere.⁷ In seinem Werk über Taktik bezog Major Wilhelm v. Balck den Vernichtungsgedanken einerseits unmittelbar auf die kriegsentscheidende Schlacht und die gegnerische Streitmacht: Das Ziel des Krieges sei „*die Vernichtung der feindlichen Widerstandskraft, verkörpert durch die lebenden Streitmittel des Gegners*.“ Diese Ver-

³ Die Rolle, die Clausewitz bei der Konzipierung des Vernichtungsgedankens zukam, wird jedoch unterschiedlich beurteilt. Stig Förster weist darauf hin, dass die Militärs wie auch einige Historiker Clausewitz zu Unrecht als Propheten des Vernichtungskrieges ansahen (Förster, Vernichtungsgedanke, S. 254f.).

⁴ Clausewitz, Vom Kriege, I, 2, S. 43-48. Vgl. Hull, Military Culture, S. 147, Maier, Gewaltdeutungen, S. 62 sowie Kuss, Vernichtungskrieg, S. 76.

⁵ Förster, Vernichtungsgedanke, S. 257-259, Zitat aus der Denkschrift Schlieffens von 1905 auf S. 258.

⁶ Vgl. etwa Reemtsma, Die Idee des Vernichtungskrieges oder Wallach, Das Dogma der Vernichtungsschlacht, welche die Kontinuitätslinien betonen; differenzierend und die unterschiedlichen Positionen resümierend Förster, Vernichtungsgedanke. Zur Kontinuitätsproblematik auch Kuss, Vernichtungskrieg.

⁷ Kuss, Vernichtungskrieg, S. 77, behauptet, in den militärischen Schriften nach Clausewitz sei Vernichtung mit physischer Tötung gleichgesetzt worden, ohne dies aber genauer zu belegen. Dies lässt sich so pauschal auch nicht sagen, wie die folgenden Ausführungen zeigen.

nichtung könne am schnellsten und wirksamsten durch eine Entscheidungsschlacht und die daran anschliessende rücksichtslose Verfolgung des Gegners geschehen.⁸ An anderer Stelle wird bei Balck aber auch deutlich, dass „Vernichtung“ in einem weit breiteren, über den engen Rahmen der Vernichtungsschlacht hinausgehenden Zusammenhang imaginiert und konzipiert werden konnte. Er machte nämlich darauf aufmerksam, dass es keine Kabinettskriege wie im Zeitalter Ludwigs XIV. mehr gebe, sondern dass infolge der allgemeinen Wehrpflicht „das ganze Volk“ an einem Krieg teilnehme. Die Niederwerfung des Gegners kann nach Balck durch den Sieg über die feindlichen Streitkräfte, durch die Besetzung des feindlichen Landes und die Beschlagnahmung der Hilfsquellen des Feindes erreicht werden, um diesen von der Aussichtslosigkeit seines Widerstandes zu überzeugen. Einschränkend merkte Balck aber an, dass es nur in den seltensten Fällen erforderlich sei, den Krieg „bis zur völligen Vernichtung der Widerstandskraft des feindlichen Staates“ zu führen wie etwa im amerikanischen Bürgerkrieg. Dass die Skala der Eskalation trotzdem nach oben offen blieb, verdeutlicht die anschliessende Aussage, es hänge von der Zähigkeit des Gegners ab, „bis zu welchem Masse die Widerstandskraft des Feindes zu lähmen oder zu brechen ist, um den Frieden zu erzwingen.“⁹

Balck sprach in seiner Charakterisierung des Vernichtungsgedankens einen entscheidenden Punkt an – die Rolle des Volkskrieges.¹⁰ Ein Krieg war, das hatte besonders der deutsch-französische Krieg 1870/71 vor Augen geführt, nicht länger nur eine Kabinettsangelegenheit und Sache einer Berufsarmee. Gefragt war jetzt vielmehr die Mobilisierung der ganzen Nation und des ganzen Volkes, zumindest eines grossen Teils davon. Ohne eine breite nationale Unterstützung konnte ein Krieg nicht mehr geführt werden. Stig Förster weist auf die für die Vernichtungsproblematik enorm wichtige Tatsache hin, „dass der Volkskrieg die Grenzen zwischen Militär und Zivil zu verwischen begann. Die zivile Gesellschaft wurde nämlich zum Rückhalt der Armee, ja zum Rückgrat der Kriegsanstrengungen. Damit aber wurden Zivilisten selbst zum Zielobjekt militärischer Operationen.“¹¹

Ähnlich wie Balck thematisierte General Wilhelm v. Blume zum einen die (engere) Funktion der Vernichtung in Bezug auf die feindlichen Streitkräfte und die unmittelbare Schlacht. Er beschrieb dabei, in welchen Formen sich die Vernichtung durch die Wirkung der Waffengewalt äussert: Sie sei „teils physischer und materieller, teils seelischer Natur.“ Es sind Tod, Verwundung, Erschöpfung und Gefangennahme, in denen sich bei Blume die Vernichtung der gegnerischen

⁸ Balck, Taktik, 5. Bd. (1907), S. 3 u. 6.

⁹ Balck, Taktik, 1. Bd. (1905), S. 5f.

¹⁰ Dazu die Ausführungen von Förster, Vernichtungsgedanke, S. 260-263. Zur Thematik des Volkskrieges auch Förster, Helmuth von Moltke.

¹¹ Förster, Vernichtungsgedanke, S. 261.

Kombattanten konkretisiert.¹² Zwar stellten für ihn die gegnerischen Streitkräfte das Hauptziel der kriegerischen Handlung dar, doch auch aus Blumes Ausführungen geht hervor, dass Kriege nunmehr vor allem als Volkskriege begriffen wurden, die es unter Umständen nötig machen, die Wehrkraft des feindlichen Staates und Volkes vollständig zu brechen und deshalb die Tendenz zur Eskalation in sich tragen.¹³ Jedoch relativierte Blume diese Tendenz zum Äussersten: Kriege bis zu dem Punkt, an dem eine Kriegspartei völlig wehr- und willenlos gemacht werde, gebe es eher selten. Dies sei in der Geschichte nur dann der Fall gewesen, „*wenn Staaten oder Völker von zäher Lebenskraft, wie Preussen 1806/07, die Burenstaaten 1901/02, die Hereros 1904/05, um ihr Dasein rangen.*“¹⁴ Bemerkenswert an diesem Zitat ist, dass Blume den Hererokrieg erwähnte, bei dem die Grenzen zwischen Militär und Zivil weitgehend aufgehoben waren und es für die Herero in der Tat im wahrsten Sinne des Wortes um ihr Dasein ging (dazu mehr unten in Kapitel IV, 2).

Aufschlussreiche Aussagen zum Vernichtungsgedanken finden sich bei Colmar v. der Goltz. Einerseits definierte er ausführlich den Begriff der Vernichtung im militärisch-operativen Kontext. Dem Hinweis auf die Notwendigkeit der Niederwerfung und Vernichtung der feindlichen Streitkräfte fügte Goltz folgende Präzisierung an:

„Nur darf man sich dies Niederwerfen oder Vernichten nicht als ein wirkliches Töden oder Kampfunfähigmachen aller feindlichen Streiter denken. Der Verlust eines Theiles wird in der Regel bereits einen derartigen Eindruck auf die Gesamtheit machen, dass diese die Hoffnung auf den Sieg fallen lässt und den Kampf aufgibt. [...] Wenn wir also vom Niederwerfen des Gegners sprechen, so meinen wir damit, dass wir durch Zerstörung eines Theiles seiner Streitmacht ihn zum völligen Verzicht auf eine spätere ihm günstige Wendung des Waffenganges bringen; – und mit Vernichten haben wir im Sinne, ihn in einen physischen und moralischen Zustand zu versetzen, dass er sich augenblicklich zur Fortsetzung des Kampfes unfähig fühlt.“¹⁵

Andererseits wird bei Goltz deutlich, wie sehr die damaligen Vorstellungen über Krieg und Vernichtung den engeren, rein militärisch-operativen Rahmen sprengten. Die Zeit der Kabinettskriege sei vorüber, hielt Goltz apodiktisch fest, die Kriege seien gänzlich zur Sache der Nationen und

¹² Blume, Militärpolitische Aufsätze (1906), S. 33f. Vgl. Blume, Strategie (1912), S. 24, wo es heisst, dass die gegnerischen Streitkräfte kampfunfähig gemacht, physisch oder moralisch vernichtet werden müssten.

¹³ Blume, Strategie, S. 23-34 u. 340.

¹⁴ Blume, Strategie, S. 26.

¹⁵ Goltz, Krieg- und Heerführung (1901), S. 14. Ähnlich auch in Das Volk in Waffen, S. 11: „*Man besiegt den Feind nicht durch völlige Zerstörung seines Daseins, sondern durch Vernichtung seiner Hoffnung auf den Sieg. Das ‚Kämpfen bis auf den letzten Mann‘ ist, wie wir zur Beruhigung ängstlicher Gemüther hinzufügen können, nur eine Redeform, welche dem Entschluss, sich tapfer zu schlagen, einen etwas starken Ausdruck verleiht.*“

Völker geworden.¹⁶ Der Krieg diene zwar nach wie vor als Mittel der Politik, aber das gesteigerte nationale Bewusstsein und die nationalen Feindschaften würden den Krieg zu einer weit ernsteren Angelegenheit machen, als dies früher der Fall gewesen sei. Die alten Zeiten fröhlicher Ritterduelle seien vorbei, „[e]s ist ein Völkerauszug kein blosser Streit der Heere mehr.“¹⁷ Daher war für Goltz denkbar, dass es bei einem hartnäckigen Widerstand nötig werden könnte, das feindliche Gebiet ganz zu besetzen und jahrelangen Druck auf die Bevölkerung auszuüben; er meinte dann aber, zu diesem Äussersten würde es vor allem bei Kulturvölkern nur in den seltensten Fällen kommen.¹⁸ Doch in seinem Aufsatz über den „ewigen Frieden“ wies Goltz darauf hin, wie sehr Land und Bevölkerung als Ganzes die Härten des Krieges zu spüren bekommen, wenn ein Krieg eskaliert.¹⁹ Goltz erläuterte, wie ein Krieg sich ausweiten und eskalieren kann: Eine bloss militärische Vernichtung genüge eben unter Umständen nicht. Am Anfang werde es zwar darum gehen, die organisierte Streitmacht des Gegners zu vernichten. Danach müsse der Gegner aber möglicherweise noch weiter dazu gezwungen werden, einem für den Sieger vorteilhaften Frieden zuzustimmen: „Das wird bei einem hartnäckigen Feinde oft recht schwer werden und ist am Ende nur durch einen Druck auf Volk und Land zu erreichen, wobei auch das Privateigentum nicht mehr ungeschädigt bleiben kann.“²⁰ Goltz warnte darum vor einer falschen humanitären Kriegsauffassung und berief sich dabei auch auf ein Clausewitz-Zitat über die dem Krieg innewohnende rohe und rücksichtslose Gewalt.²¹

Bereits der Krieg von 1870/71 hatte gezeigt, dass eine strenge Distinktion zwischen Militär und Zivil nicht mehr gegeben war. Provoziert durch Franc-Tireurs liessen sich die Deutschen zu teilweise scharfen Repressionen gegenüber französischen Zivilisten hinreissen. Bezeichnend in diesem Zusammenhang ist eine Passage aus dem Tagebuch des nachmaligen Generalfeldmarschalls Alfred Graf v. Waldersee. Dort ist ein Ausspruch des amerikanischen Kriegsbeobachters und Bürgerkriegsgenerals Philip Sheridan gegenüber Bismarck überliefert: „Sie verstehen es einen

¹⁶ Goltz, *Das Volk in Waffen* (1899), S. 8. Dies verdeutlicht auch der Titel seines Werkes „*Das Volk in Waffen*“!

¹⁷ Goltz, *Das Volk in Waffen*, S. 8 u. 424f. Auf S. 129 wurde dann aber auch erwähnt, dass Kriege bloss um der reinen Vernichtung und Zerstörung Willen aufgrund des politischen Charakters des Krieges nicht mehr denkbar seien.

¹⁸ Goltz, *Das Volk in Waffen*, S. 426.

¹⁹ Als Beispiel erwähnte Goltz dabei den Krieg der Engländer gegen die Buren. Durch die Niederbrennung von Burenfarmen seien Frauen und Kinder dem Elend, mitunter dem sicheren Tod, preisgegeben worden.

²⁰ Goltz, *Der ewige Friede und der nächste Krieg*, in: *Deutsche Revue* 29/1904, 1. Bd., S. 135-137 (Zitat S. 136). Auch in „*Das Volk in Waffen*“ (S. 428f.) beschrieb Goltz die Stufen der Eskalation: Erstens müssten die im Felde stehenden Heere vernichtet werden. In einem nächsten Schritt müsse dem Gegner der Glauben an eine Wendung des Kriegsglücks genommen werden. Dies könne durch die Besetzung der Hauptstadt geschehen. Als letztes Mittel müssten weitere wichtige Gebiete oder sogar das ganze Land besetzt werden. Goltz plädierte dafür, sich darauf einzurichten, zur Erreichung des Kriegszwecks unter Umständen bis zum Äussersten gehen zu müssen.

²¹ Goltz, *Der ewige Friede und der nächste Krieg*, in: *Deutsche Revue* 29/1904, 1. Bd., S. 137. Das Clausewitz-Zitat stammt aus *Vom Kriege*, I, 1, S. 16.

Feind zu schlagen, wie keine andere Armee, aber ihn zu vernichten, das haben Sie noch nicht weg. Man muss mehr Rauch von brennenden Dörfern sehen, sonst werden Sie mit den Franzosen nicht fertig.“ Waldersee fügte an: *„Und ich bin überzeugt, der Mann hat recht. Wenn wir unsere Kavallerie Verwüstungszüge à la Sheridan quer durchs Land machen liessen, so würde vielen Franzosen die Lust vergehen, Franktireurs zu spielen.“*²² – Ein unmissverständliches Plädoyer für eine Entgrenzung des Krieges.

„Vernichtung“ konnte durchaus in einem engeren militärisch-operativen Sinne verstanden werden. Es mochte wohl genügen, die feindliche Streitmacht entscheidend zu schlagen und zu vernichten, wenn der Gegner anschliessend kapitulierte und die Friedensbedingungen akzeptierte. Sollte dies aber nicht der Fall sein, und bei einem nationalistisch aufgeladenen Volkskrieg war dies sogar sehr wahrscheinlich, musste der Krieg ausgeweitet werden, um den entscheidenden Lebensnerv der feindlichen Nation zu treffen (siehe die Goltz-Zitate!). Damit gerieten potentiell auch die Zivilbevölkerung bzw. deren materielle Ressourcen ins Visier der Kriegshandlungen. Insofern trug die militärische Vernichtungskonzeption in sich schon immer das Potential einer Ausweitung und Entgrenzung.

b. „Militärische Notwendigkeit“ und die Relativierung des ius in bello

Gefördert wurden die entgrenzenden Tendenzen zudem durch die unter deutschen Militärs²³ weitverbreitete Skepsis, ja Geringschätzung des Völkerrechts und internationaler Vereinbarungen, die das „ius in bello“ regelten.²⁴ Ein wichtiger Grund für diese relativistische Haltung war die doktrinäre Fixierung auf das Prinzip der „militärischen Notwendigkeit“ bzw. „Kriegsnotwendigkeit“.²⁵ Alle von der militärischen Führung zur Erringung des Sieges im Krieg als notwendig erachteten Massnahmen und Vorgehensweisen besaßen absolute, oberste Priorität und durften durch keinerlei regulative Restriktionen eingeschränkt werden. Hinter den militärischen Notwendigkeiten zur Erreichung des Kriegsziels hatten alle anderen Überlegungen zurückzustehen, gerade auch humanitäre Gesichtspunkte und völkerrechtliche Kodifikationen. Zwei prototypische Texte, die die Verabsolutierung der militärischen Notwendigkeit und der militärischen Massstäbe

²² Eintrag vom 4. Oktober 1870, in: Meisner, Denkwürdigkeiten, 1. Bd. (1923), S. 100f. Vgl. Förster, Vernichtungsgedanke, S. 261 u. Langewiesche/Buschmann, Kriegstypen, S. 178-180.

²³ Zu erwähnen ist, dass auch viele Politiker und Rechtsgelehrte diese Skepsis teilten.

²⁴ Diesbezüglich vertrat auch Moltke d. Ä. eine sehr skeptische Haltung, wie aus seinem Briefwechsel mit Bluntschli vom Dezember 1880 hervorgeht, vgl. Kapitel II, 3a. Das „ius in bello“ bedeutet das Recht *im* Krieg, d. h. die Regelung des Verhaltens der Kriegführenden während der Kriegshandlungen auf Grundlage des humanitären Völkerrechts.

²⁵ Dazu Messerschmidt, Völkerrecht und Kriegsnotwendigkeit u. Hull, Absolute Destruction, S. 119-130. Zur Thematik des Völkerrechts und der Kriegsregeln ausführlich Best, Humanity in Warfare sowie Dülffer, Regeln gegen den Krieg?

propagierten, sind eine Aufsatzreihe des Kavalleriegenerals Julius v. Hartmann von 1877/78 mit dem Titel „Militärische Nothwendigkeit und Humanität. Ein kritischer Versuch“ sowie die halb-offiziöse, von der Kriegsgeschichtlichen Abteilung des Grossen Generalstabs für das Offizierskorps herausgegebene Schrift „Kriegsbrauch im Landkriege“ von 1902.²⁶

Die Quintessenz der Ausführungen Hartmanns war, dass sich der Krieg mit seinem elementaren Gewaltcharakter und seinen Leidenschaften nicht in das Prokrustesbett von Regulationen und Kodifikationen zwingen lasse und dass die kriegserische Gewalt eigenen Gesetzen folge. Das einzige Gesetz, das in einem Krieg Gültigkeit beanspruchen könne, sei das der militärischen Notwendigkeit, welche sich aus dem Endzweck des Krieges – der bedingungslosen Niederwerfung des Gegners – ableite.²⁷ Das „Kriegsbrauch im Landkriege“-Manual wiederum machte mit unmissverständlichen Worten klar, dass humanitären Ansprüchen und der Schonung von Zivilisten enge Grenzen gesetzt seien: *„Ein mit Energie geführter Krieg kann sich nicht bloss gegen die Kombattanten des feindlichen Staates und seine Befestigungsanlagen richten, sondern er wird und muss in gleicher Weise die gesamten geistigen und materiellen Hilfsquellen desselben zu zerstören suchen. Humanitäre Ansprüche, d. h. Schonung von Menschen und Gütern können nur insoweit in Frage kommen, als es die Natur und der Zweck des Krieges gestatten.“*²⁸ Auch in dieser Schrift wurde die „Kriegsraison“²⁹ zum bestimmenden Leitgedanken erhoben. Eine Kodifizierung des ius in bello bzw. der Kriegsgebräuche lehnte man daher ab, und diesbezügliche Vereinbarungen (wie die Haager Landkriegsordnung von 1899) wurden ignoriert. Ein Offizier sollte sich, so wurde gewarnt, nicht von *„übertrieben humanitären Anschauungen“*, entsprungen aus *„Sentimentalität und weiblicher Gefühlsschwärmerei“*, leiten lassen.³⁰ Das „Handbuch für Heer und Flotte“ fasste diese dominierende „der Zweck heiligt die Mittel“-Gesinnung zusammen: *„[I]m Bereiche der Kriegführung [muss] jedes Mittel erlaubt sein, das zur Erreichung des unmittelbaren Kriegszwecks, d. h. zur Unterwerfung des Feindes, erforderlich ist.“*³¹

Der Vernichtungsgedanke und die Betonung der militärischen Notwendigkeit tendierten in hohem Masse dazu, die Grenzen zwischen Militär und Zivil zu verwischen und Vorgehenswei-

²⁶ Hartmann, Militärische Nothwendigkeit und Humanität, in: Deutsche Rundschau 13/1877, S. 111-128 (Teil 1), S. 450-471 (Teil 2), 14/1878, S. 71-91 (Teil 3); Kriegsgeschichtliche Einzelschriften, hg. vom Grossen Generalstabe, Kriegsgeschichtliche Abteilung I, Heft 31: Kriegsbrauch im Landkriege (1902). Zu Hartmann: Messerschmidt, Völkerrecht und Kriegsnotwendigkeit, S. 242f., Hull, Absolute Destruction, S. 123-125, Best, Humanity in Warfare, S. 145f., Kuss, Vernichtungskrieg, S. 81. Zur „Kriegsbrauch im Landkriege“-Schrift: Messerschmidt, Völkerrecht und Kriegsnotwendigkeit, S. 239-241, Hull, Absolute Destruction, S. 120f., Kuss, Vernichtungskrieg, S. 81f. Mit der Völkerrechtsthematik befasste sich auch das Militär-Wochenblatt, vgl. Blell, Das Völkerrecht im Landkriege, in: Militär-Wochenblatt Nr. 70/1901, Sp. 1841-1847 u. Nr. 71/1901, Sp. 1870-1875 (Schluss) sowie Linde, Das Völkerrecht im Kriege, Vortrag vom 25. November 1887, in: Beiheft zum Militär-Wochenblatt 1888, S. 51-65.

²⁷ Vgl. Messerschmidt, Völkerrecht und Kriegsnotwendigkeit, S. 242.

²⁸ Kriegsbrauch im Landkriege, S. 1.

²⁹ So der Begriff auf S. 2 von Kriegsbrauch im Landkriege.

³⁰ Kriegsbrauch im Landkriege, S. 3.

³¹ Handbuch für Heer und Flotte, 5. Bd. (1913), Artikel „Kriegsrecht“, S. 662.

sen, die mit internationalen Vereinbarungen im Widerspruch standen, zu legitimierten. Eine Legitimation, die wiederum mit einem durch die Volkskriegskonzeption veränderten Kriegsbild zusammenhing. Man mochte zwar nach wie vor die Vernichtung der feindlichen Streitkräfte als prioritär ansehen, doch im Zeitalter des Volkskrieges war längst schon auch die feindliche Nation als Ganzes ins Visier genommen worden.³² Trotzdem, vom Gedanken an eine gezielte physische Vernichtung eines ganzen Volkes war man noch weit entfernt. Im Vordergrund stand nach wie vor die Vernichtung der eigenstaatlichen Existenz der feindlichen Nation und nicht deren komplette Auslöschung.

c. Die „Humanisierung“ des Krieges

Im Zusammenhang mit der Ausformung des Vernichtungsgedanken ist eine weitere diskursive Legitimationsstrategie zu beobachten, die im Kontext der Vernichtungsthematik etwas paradox anmutet. In vielen militärischen Texten wurde speziell auf die fortschreitende Humanisierung des Krieges hingewiesen.³³ Die Propagierung des Vernichtungsdogmas und die Skepsis gegenüber internationalen Regelungen hiessen nicht, dass man notwendigerweise eine unmenschliche und grausame Kriegführung befürwortete, im Gegenteil. In der zunehmenden Gesittung und Bildung wurde allgemein ein Garant für eine Kriegführung, die fundamentale humanitäre Gesichtspunkte berücksichtigt, gesehen.³⁴

So meinte Goltz, der Kulturfortschritt fördere eine humane Kriegführung.³⁵ Die „Kriegsbrauch im Landkriege“-Schrift, die einerseits wohl vor übertriebenen humanitären Ansichten warnte, wurde nicht müde zu betonen, dass der in den Armeen der Kulturstaaten (eine wichtige Einschränkung, wie noch zu zeigen ist!) herrschende „*ritterliche Geist*“ und „*christliche Sinn*“ sowie die „*Gebote der Religion, Zivilisation und Ehre*“ Auswüchse verhindern und eine Humanisierung der

³² Dazu Manfred Messerschmidts Resümee: „The belief that war followed laws of its own corresponded with the strategic dogma of the battle of annihilation but surpassed it in so far as it went far beyond the aim of utterly destroying the enemy on the battlefield. It was the enemy nation that was to be overpowered.“ Messerschmidt, *Prussian Army*, S. 277.

³³ Eine interessante zeitgenössische Untersuchung zur Geschichte der Humanisierung des Krieges ist die Studie von Hetzel, *Die Humanisierung des Krieges in ihrer culturgeschichtlichen Entwicklung* (1891).

³⁴ Vgl. Hartmann, *Militärische Nothwendigkeit und Humanität*, in: *Deutsche Rundschau* 13/1877, S. 113-115. So akzeptierte Hartmann, wie die meisten Militärs, denn auch die Genfer Konvention. Hull, *Absolute Destruction*, S. 127, schreibt dazu: „Hartmann believed that most actual limits to war's violence came from the ethical and legal convictions of the warriors, which over time became customary and were later codified in international agreements.“

³⁵ Goltz, *Das Volk in Waffen* (1899), S. 10. Er führte weiter aus, dass die moderne Kriegstechnik mit ihrer potenzierten Zerstörungswirkung keinen Rückschritt der Humanität und Gesittung darstelle, sondern im Gegenteil einen Krieg schneller zur Entscheidung bringe, als dies in früheren Zeiten der Fall gewesen sei (S. 11f.).

Kriegsgebräuche fördern würden.³⁶ Dem Krieg könnten keine „*theoretischen Fesseln*“ angelegt werden, gab sich Moltke d. Ä. überzeugt, aber eine strenge militärische Disziplin in Kombination mit einer fortschreitenden Gesittung würden die Schrecken des Krieges mildern.³⁷ Und Blumes Strategiebuch drückte es folgendermassen aus: „*Für die Anwendung der Gewalt im Kriege gibt es keine anderen Schranken als die, die aus Menschlichkeits- und Sittlichkeitsrücksichten von den beiderseitigen Kriegführenden anerkannt und geachtet werden.*“³⁸

Mit dem Verweis, die Kriegführung sei von einer zunehmenden Humanisierung gekennzeichnet, wurde suggeriert, dass in einem modernen Krieg elementare humanitäre Grundsätze auch ohne rechtliche Kodifizierungen („theoretische Fesseln“, „Schranken“) berücksichtigt werden könnten. Das Argument der humanen Kriegführung besass noch eine andere Komponente: Wenn selbst in einem vom Vernichtungs- und Volkskriegsdogma dominierten Krieg gewisse zivilisatorische Grenzen respektiert würden, dann liessen sich Kriege auch weiterhin als notwendiges und unabdingbares Element der zwischenstaatlichen Beziehungen und des Völkerlebens legitimieren.

d. Die militärische Vernichtungssemantik nach dem Ersten Weltkrieg

Die dem militärischen Vernichtungsgedanken innewohnende Offenheit gegenüber entgrenzenden Tendenzen in der Kriegführung kann als einer der Faktoren eines sich radikalierenden Kriegsdiskurses gesehen werden. Gerade der Erste Weltkrieg hatte deutlich das Potential der Entgrenzung und Totalisierung vor Augen geführt. Die Vorstellung, durch rasche operative Vernichtungsschlachten liesse sich ein entscheidender Sieg herbeiführen, hatte sich als Illusion erwiesen. Durch Abnutzungsschlachten, die auf eine extensive Dezimierung der feindlichen Armeen abzielten (die „Blutpumpe“ von Verdun!), erhielt der Vernichtungsgedanke eine neue Dimension. Zudem wurde die Zivilbevölkerung auf vielfältige Art und Weise durch Kriegshandlungen getroffen: Durch Wirtschaftsblockaden, durch Luftangriffe und Artilleriebeschuss, durch Übergriffe

³⁶ Kriegsbrauch im Landkriege (1902), S. 2, 7, 9 u. 23. Weitere Texte, die auf die Humanisierung des Krieges verweisen: Blell, Das Völkerrecht im Landkriege, in: Militär-Wochenblatt Nr. 70/1901, Sp. 1841, Freytag-Loringhoven, Krieg und Politik in der Neuzeit (1911), S. 20, Linde, Das Völkerrecht im Kriege, in: Beiheft zum Militär-Wochenblatt 1888, S. 56, Reichenau, Einfluss der Kultur auf Krieg und Kriegsrüstung (1897), S. 63, Vogel v. Falckenstein, Der ewige Friede, in: Deutsche Revue 27/1902, 1. Bd., S. 168.

³⁷ So Moltke in einem Brief an Hartmann, dessen Auffassungen er teilte: „*Wer den Krieg kennt, wird Ihrer Ansicht beitreten, dass derselbe sich nicht in theoretische Fesseln schlagen lässt. Die Milderung seiner Schrecken steht nur zu erwarten von einer strengen Disziplin und von der fortschreitenden allgemeinen Gesittung, von dem Zwange, den erstere übt, und von der Humanität jedes Einzelnen, welche jener Fortschritt fördert.*“ Moltke an Hartmann, 18. Februar 1878, in: Moltke, Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten, 5. Bd., S. 192.

³⁸ Blume, Strategie (1912), S. 5.

und teilweise Massaker (Belgien 1914), durch den uneingeschränkten U-Boot-Krieg und die Politik der verbrannten Erde.³⁹

Ein exemplarischer Text aus der Nachkriegszeit veranschaulicht, wie weit sich der Vernichtungsgedanke, geprägt auch durch die Erfahrungen des Weltkrieges, von einem rein militärisch-operativen Standpunkt entfernt hatte. Die Unterscheidung zwischen Kombattanten und einer friedlichen, unbeteiligten Zivilbevölkerung war nach Ansicht des Militärpublizisten und Hauptmanns a. D. Hans Ritter aufgrund der existentiellen Dimension des Weltkrieges obsolet geworden. Es sei der *„Kampf um Sein oder Nichtsein“* gewesen, der den Bruch mit diesem bisher *„sakrosankten Menschlichkeitsgesetz“* notwendig gemacht habe.⁴⁰ Hierbei ist anzufügen, dass man, wie oben dargelegt, diesem Bruch schon lange vor dem Krieg die Legitimationsbasis verliehen hatte! Die oberste handlungsleitende Maxime stellte für Ritter – auch dies kein neuer Gedanke – die militärische Notwendigkeit und Zweckmässigkeit dar: Der Krieg sei zu einer Angelegenheit der Volksgesamtheit geworden;⁴¹ deshalb müsse sich die Kriegführung darauf ausrichten, die feindliche Widerstandskraft *„auf jedem nur möglichen Wege, ohne Rücksicht auf andere als reine Zweckmässigkeitsgesichtspunkte“* zu brechen.⁴² Bezeichnend ist nun, dass die utilitaristische Rechtfertigung für die Anwendung aller nur erdenklichen Kampfmittel (unter anderem auch chemischer und biologischer⁴³) an eine sozialdarwinistische Kriegsdeutung geknüpft wurde. Im naturgewollten Kampf ums Dasein, in dem es darum gehe, dass *„das Stärkere brutal das Schwächere ausmerzt“*, könnten ethische Erwägungen und humanitäre Rücksichtnahmen keinen Platz finden. Ein Volk, das aufgrund irgendwelcher weltfremden Menschheitsideale nicht jedes Mittel einsetze und jede Möglichkeit ausnütze, begehe *„Selbstmord zu Ehren der Menschlichkeit“* und sei im Daseinskampf dem Untergang geweiht.⁴⁴ Der sozialdarwinistische Kriegsdiskurs bildete hier gleichsam die Legitimationsfolie für eine rücksichtslose Kriegführung und eine Entgrenzung des Vernichtungsgedankens.

³⁹ Förster, Vernichtungsgedanke, 263f. Förster betont aber, dass trotz allem ein Restbestand an zivilisatorischen Grundwerten noch erhalten geblieben sei. Der Weltkrieg habe sich noch nicht zu einem regelrechten Vernichtungskrieg gegenüber der feindlichen Bevölkerung entwickelt und niemand habe den Versuch unternommen, eine ganze Nation auszurotten. Eine Ausnahme war der Genozid an den Armeniern; vgl. dazu die Studie von Bloxham, *The Great Game of Genocide*, welche auch auf die Rolle der Deutschen eingeht (S. 115-133).

⁴⁰ Ritter, *Der Zukunftskrieg und seine Waffen* (1924), S. 6f. England habe dabei mit der Hungerblockade den ersten Schritt gemacht.

⁴¹ Ritter verwies auch darauf, dass neue Kampfmittel (Flugzeuge, chemische Waffen) zwangsläufig eine Ausdehnung der Kriegführung auf die Gesamtheit des Feindstaates nach sich ziehen würden (Ritter, *Der Zukunftskrieg und seine Waffen*, S. 100).

⁴² Ritter, *Der Zukunftskrieg und seine Waffen*, S. 7-9, wo dies mehrmals betont wird.

⁴³ Vgl. Ritter, *Der Zukunftskrieg und seine Waffen*, S. 97f. Die Neufassung von *„Das Volk in Waffen“* meinte, es liege nicht in der auf Vernichtung eingestellten Natur des Krieges, auf neue Kampfmittel (z. B. Flugzeugbomben) zu verzichten, Goltz, *Das Volk in Waffen* (1925), S. 23.

⁴⁴ Ritter, *Der Zukunftskrieg und seine Waffen*, S. 101f.

Zwar mag die klassische Vernichtungsdoktrin weiterhin postuliert worden sein.⁴⁵ Doch unter dem Eindruck des Weltkrieges wurde das Kriegsbild dominiert von der Überzeugung, dass sich die krieglerische Gewaltanwendung keinerlei Selbstbeschränkungen aus humanitären Gründen unterwerfen könne und „*dass absolut nichts anderes im Kriege gilt als die rücksichtsloseste Entfaltung aller Kräfte und Listen, deren Völker fähig sind.*“⁴⁶ Wie sehr der Vernichtungsgedanke schrankenlos geworden war, zeigte dann bereits der Polenfeldzug 1939.⁴⁷ Auf welche Weise sich dabei die Vernichtungssemantik nochmals radikalisiert hatte, illustriert die Ansprache Hitlers vom 22. August 1939 vor führenden Wehrmachtsoffizieren.⁴⁸ Diese Rede deutete an, dass es sich beim Krieg gegen Polen, den Hitler auf seine bellizistischen und sozialdarwinistischen Grundüberzeugungen bezog, um eine gnadenlose, bis zum Äussersten gehende Auseinandersetzung handeln werde: „*Kampf auf Leben und Tod. [...] Eine lange Friedenszeit würde uns nicht gut tun. [...] Vernichtung Polens im Vordergrund. Ziel ist Beseitigung der lebendigen Kräfte, nicht die Erreichung einer bestimmten Linie. [...] Herz verschliessen gegen Mitleid. Brutales Vorgehen. 80 Mill. Menschen müssen ihr Recht bekommen. [...] Der Stärkere hat das Recht. Grösste Härte. [...] Jede sich neu bildende lebendige polnische Kraft ist sofort wieder zu vernichten. [...] Restlose Zertrümmerung Polens ist das militärische Ziel. [...] Verfolgung bis zur völligen Vernichtung.*“ – Mit dem Überfall auf Polen war der Weg hin zum umfassenden Vernichtungskrieg beschritten worden. Die Entgrenzung des militärischen Vernichtungsgedankens war einer der Faktoren gewesen, die die Beschreitung dieses Weges ermöglicht haben. Auf weitere wichtige Faktoren wird nun im Folgenden eingegangen.

⁴⁵ Vgl. Metzsch, Wehrpolitik (1939), S. 74f. Das Argument einer zunehmenden Humanisierung der Kriegführung, wie oben (Kapitel IV, 1c) beschrieben, verschwand weitgehend; bei Altrichter, Die seelischen Kräfte des Deutschen Heeres (1933), S. 207, findet sich noch eine diesbezügliche Andeutung.

⁴⁶ Metzsch, Wehrpolitik, S. 84 u. Metzsch, Krieg als Saat (1934), S. 27-32 (Zitat S. 32). Die Schuld für diese Entwicklung, die Metzsch eigentlich ablehnte, wies er in apologetischer Manier den Alliierten zu. Vgl. auch den Befund bei Soldan, Der Mensch und die Schlacht der Zukunft (1925), S. 94, der die Existentialisierung des Krieges ansprach: „*Krieg bedeutet heute mehr als je zuvor Existenzkampf. Der moderne Existenzkampf von Völkern kennt keine Bindung an Vereinbarungen und Paragraphen, er kennt aber auch keine Moral. Die Ritterlichkeit im Kriege gehört Zeiten an, wo Heere kämpften. Sie ist undenkbar in Zeiten, wo Völker um ihr Leben ringen.*“ Und Conrad v. Hötzendorf schrieb, der Weltkrieg habe jenen Charakter angenommen, „*welcher nicht bloss auf Beugung des gegnerischen Willens, sondern auf völlige Vernichtung und zwar auf physische Vernichtung des Feindes, des feindlichen Staates und Volkes abzielte, wie ihn die Völker des Altertums führten.*“ Conrad, Aufzeichnungen, S. 204.

⁴⁷ Vgl. Kuss, Vernichtungskrieg.

⁴⁸ Im Folgenden wird aus der Aufzeichnung, die Admiral Canaris von Hitlers Rede anfertigte, zitiert: Aufzeichnungen Admiral Canaris' über die zweite Ansprache Hitlers an die Oberbefehlshaber am 22. August 1939, in: Müller, Armee und Drittes Reich, Dok. 175, S. 390f. Die verschiedenen Aufzeichnungsversionen untersucht Baumgart, Zur Ansprache Hitlers. Zu den Ausführungen Hitlers vgl. Kuss, Vernichtungskrieg, S. 75f. u. Kershaw, Hitler 1936-1945, S. 292-296. Vgl. in diesem Zusammenhang die Ansprache Halders vom Frühjahr 1939, in der sich ebenfalls eine radikalisierte Vernichtungssemantik andeutet (Hartmann/Slutsch, Franz Halder und die Kriegsvorbereitungen im Frühjahr 1939, S. 467-495).

2. Kolonialkriege: Wegmarken des Vernichtungskrieges?

a. Der Krieg gegen die Herero und Nama: Forschungskontroversen

Wenn der Polenfeldzug den Beginn eines Vernichtungskrieges markierte, der schliesslich in der mörderischen Auseinandersetzung mit der Sowjetunion seinen Höhepunkt fand, so lässt sich berechtigterweise die Frage stellen, ob dieser Vernichtungskrieg nicht in den Kolonialkriegen des Kaiserreiches seine Vorläufer hatte. In der Forschung herrscht keine einhellige Auffassung über den Charakter der deutschen Kolonialkriege. Umstritten ist insbesondere, ob und inwieweit der Krieg gegen die Herero und Nama von 1904-1907 ein Genozid war bzw. inwiefern in diesem Krieg tatsächlich genozidale Absichten bestanden und verwirklicht wurden.⁴⁹

Im Januar 1904 brach in der Kolonie Deutsch-Südwestafrika (dem heutigen Namibia) unerwartet ein Aufstand des Herero-Volkstammes gegen die deutsche Kolonialherrschaft aus.⁵⁰ Die Herero erzielten anfangs einige militärische Erfolge und der deutschen Schutztruppe gelang es zunächst nicht, den Aufstand niederzuschlagen. Gouverneur Theodor Leutwein, der neben dem militärischen Vorgehen auch auf Verhandlungen und Deeskalation gesetzt hatte, wurde das Kommando entzogen. Dieses wurde Generalleutnant Lothar v. Trotha übertragen, der eine radikale Vernichtungsstrategie verfolgte. Am 11. August 1904 kam es schliesslich beim Waterberg zu der entscheidenden Schlacht zwischen den Herero und der deutschen Schutztruppe. Die geschlagenen Herero flohen, gnadenlos verfolgt von den deutschen Truppen, mitsamt Frauen und Kindern nach Osten in die wasserarme Omahekwüste. Der Zugang zu Wasserstellen wurde abgeriegelt. Viele Herero starben dabei an Erschöpfung und Durst, andere durch deutsche Gewehr- und Artilleriegeschosse. Einigen wenigen gelang die Flucht in das von den Briten besetzte Betschuanaland. Im Herbst 1904, als die Verfolgung der Herero noch in vollem Gange war, erhoben sich auch die im Süden der Kolonie lebenden Nama (die „Hottentotten“ genannt wurden) gegen die Deutschen. Daraus entwickelte sich ein langwieriger Klein- und Guerillakrieg. Der Kriegszustand wurde erst im März 1907 aufgehoben. Der Verlust an Menschenleben bei den Herero und Nama war im-

⁴⁹ Hier eine Auswahl zur umfangreichen Literatur über diesen Kolonialkrieg: Drechsler, Südwestafrika, Krüger, Kriegsbewältigung, Kuss, Kriegführung, Zimmerer/Zeller, Völkermord in Deutsch-Südwestafrika, Kössler/Melber, Völkermord und Gedenken, Schaller, Kolonialkrieg und Völkermord, Brehl, Vernichtung der Herero, Wassink, Spuren des deutschen Völkermordes, Smith, The Logic of Colonial Violence, S. 205-218, Hull, Absolute Destruction, S. 5-90. Eine ausführliche Erörterung des Forschungsstandes bietet Brehl, Vernichtung der Herero, S. 19-42. Mit der Frage nach den spezifischen Charakteristika der Kolonialkriege im Allgemeinen beschäftigt sich der anregende Aufsatz von Walter, Warum Kolonialkrieg? Zum Zusammenhang von Imperialismus/Kolonialismus, Nationalismus und Rassismus Geulen, Wahlverwandte, S. 310-367.

⁵⁰ Der folgende kurze Abriss über den Kriegsverlauf stützt sich auf Kuss, Kriegführung, S. 208-212 u. Brehl, Vernichtung der Herero, S. 96-100. Eine überblicksmässige Darstellung über Kriegsursachen und Kriegsverlauf auch bei Krüger, Kriegsbewältigung, S. 45-62.

mens. Selbst wenn man aufgrund der sehr unklaren Verlustzahlen von den niedrigsten Schätzungen ausgeht, ist mehr als ein Drittel des Herero- und Namavolkes im Krieg oder an dessen Folgen umgekommen. Vermutlich waren die Gesamtverluste noch höher. Dabei ist zu erwähnen, dass etliche Herero und Nama auch in den von den Deutschen errichteten Gefangenen- resp. Konzentrationslagern starben, in denen nicht nur Kombattanten, sondern auch Frauen, Kinder und Greise inhaftiert worden waren.⁵¹

Wie schon angedeutet, bestehen unterschiedliche Auffassungen darüber, ob beim Kolonialkrieg in Deutsch-Südwestafrika von einem Völkermord/Genozid gesprochen werden kann. Damit verbunden ist die wichtige Frage nach den Kontinuitätsbezügen zum nationalsozialistischen Vernichtungskrieg und dem Holocaust.⁵² Einige Forscher betonen, dass es sich eindeutig um einen Völkermord gehandelt habe und weisen auf Verbindungslinien zur Judenvernichtung hin. So lautet das Fazit von Jürgen Zimmerer, dass es beim Kampf gegen die Herero nicht nur um das Brechen der militärischen Widerstandskraft ging, „sondern um den Massenmord an Männern, Frauen und Kindern, Kriegern und Nicht-Kriegern, Alten und Jungen [...]. Es ist der vorsätzliche Kampf auch gegen Frauen und Kinder, die intendierte physische ‚Vernichtung‘ eines ganzen Volkes, die ihn zum Völkermord und damit zum ersten Genozid der deutschen Geschichte werden liess.“⁵³ Im Weiteren schreibt Zimmerer, dass der Krieg gegen die Herero und Nama einen wichtigen Schritt hin zum nationalsozialistischen Vernichtungskrieg darstellte: „In Übersee wurde eine Art der Kriegführung vorweggenommen, die nur 40 Jahre später auch in Europa zum Tragen kam.“ Zimmerer warnt zwar vor einer vorschnellen Gleichsetzung, aber es gebe tatsächlich „strukturelle Ähnlichkeiten zwischen dem Genozid an den Herero und Nama und dem Holocaust, über die nachzudenken es sich lohnt.“⁵⁴ Reinhart Kössler und Henning Melber wiederum bezeichnen den Hererokrieg als „[k]oloniales Vorspiel zur industrialisierten

⁵¹ Im Juli 1905 brach zudem in Deutsch-Ostafrika (heute Tansania) der sogenannte Maji-Maji-Aufstand aus, der verschiedene Volksgruppen umfasste und teilweise religiös-kultisch motiviert war. Auf den Guerillakrieg reagierte die deutsche Schutztruppe mit einer Strategie der verbrannten Erde und Aushungerung: Dörfer und Felder wurden zerstört, Ernten verbrannt und Brunnen zugeschüttet. Die Verwüstung weiter Landstriche führte zu einer langen Hungerkatastrophe. In diesem Kolonialkrieg, der sich noch bis ins Jahr 1908 hinzog, und an seinen Folgen starben auf afrikanischer Seite insgesamt mehr als 100'000 Menschen; einige sprechen sogar von 250'000 bis 300'000 Todesopfern (vgl. Kuss, *Kriegführung*, S. 213-217). Bereits 1890-1898 hatten die Deutschen in Ostafrika einen langwierigen Krieg gegen das Volk der Hehe geführt, dazu Morlang, *Der Krieg der Kaiserlichen Schutztruppe gegen die Hehe*. Im Vordergrund steht vorliegend aber der Krieg in Deutsch-Südwestafrika, da sich die analysierten Quellen vor allem auf diesen beziehen.

⁵² Zu dieser Analogie- und Kontinuitätsdebatte Krüger, *Kriegsbewältigung*, S. 62-68, Schaller, *Kolonialkrieg und Völkermord*, S. 405-409, Gerwarth/Malinowski, *Der Holocaust als „kolonialer Genozid“?* Brehl, *Vernichtung der Herero*, S. 24-27, Wassink, *Spuren des deutschen Völkermordes*, S. 300-316, Dabag, *National-koloniale Konstruktionen*, S. 64f. Vgl. ferner auch Traverso, *Moderne und Gewalt*, S. 51-80.

⁵³ Zimmerer, *Krieg, KZ und Völkermord*, S. 52.

⁵⁴ Zimmerer, *Krieg, KZ und Völkermord*, S. 60; vgl. auch S. 62f.

Massenvernichtung⁵⁵ und sprechen von „evidenten Verbindungslinien“ zur Vernichtungspolitik der Nazis.⁵⁶ Einen entscheidenden Grund für diese Verbindung sehen sie darin, dass es der Kolonialismus möglich machte, die Vernichtung eines Kollektivs zu denken und durchzuführen: „Letztlich sorgte bereits der Kolonialismus für den Bruch des letzten Tabus, die Vernichtung als ‚anders‘ (im Sinne von ‚minderwertig‘) definierter Menschen in ihrer kollektiven Einheit nicht nur als Denkfigur zuzulassen, sondern auch in die Praxis umzusetzen.“⁵⁷ Dagegen stehen einige Autoren der Völkermordthese kritisch bis ablehnend gegenüber.⁵⁸ Häufig wird das Argument vorgebracht, die deutsche Militärführung habe nie beabsichtigt, die Herero vollständig zu vernichten.⁵⁹

In einem breiteren Rahmen und nicht nur auf die deutschen Kolonialkriege ausgerichtet diskutiert Michael Hochgeschwender in einem neueren Aufsatz die Frage, inwieweit Kolonialkriege als „Experimentierstätten des Vernichtungskrieges“ angesehen werden können. Hochgeschwender zeigt die strukturellen, funktionalen und typologischen Unterschiede zwischen Kolonialkriegen und den totalen Vernichtungskriegen des 20. Jahrhunderts auf und kommt zum Schluss, dass kein direkter Weg von den Kolonialkriegen hin zum europäischen Vernichtungskrieg führte.⁶⁰ Seiner Ansicht nach ging es bei den Kolonialkriegen trotz exzessiver Brutalität und Dehumanisierungstendenzen weniger um die effektive, totale Vernichtung des Gegners, sondern primär um Pazifikation und paternalistische Zivilisierung.⁶¹ Den Unterschied zwischen Kolonialkrieg und Vernichtungskrieg sieht Hochgeschwender darin, dass der Vernichtungskrieg „auf einer selbstreflexiven, radikal-exklusiven und auf Dauer angelegten Dehumanisierung des Gegners

⁵⁵ So der Titel ihres Kapitels zur Kontinuitätsfrage, Kössler/Melber, *Völkermord und Gedenken*, S. 55-60.

⁵⁶ Kössler/Melber, *Völkermord und Gedenken*, S. 59: „Der koloniale Rassismus und die darauf aufbauende Vernichtungsphilosophie nahmen vorweg, was in den industriell betriebenen Vernichtungslagern Jahrzehnte später perfektioniert wurde [...]“.

⁵⁷ Kössler/Melber, *Völkermord und Gedenken*, S. 60.

⁵⁸ Vgl. etwa Spraul, *Völkermord*.

⁵⁹ Zu diesen Positionen Schaller, *Kolonialkrieg und Völkermord*, S. 407, Krüger, *Kriegsbewältigung*, S. 65, Wassink, *Spuren des deutschen Völkermordes*, S. 301-305.

⁶⁰ Kritische Einwände gegenüber der Kontinuitätsthese erheben auch Gerwarth/Malinowski, *Der Holocaust als „kolonialer Genozid“?* Sie erachten die Thesen Zimmerers und anderer Historiker, die im Krieg in Südwafrika einen Vorläufer des nationalsozialistischen Vernichtungskrieges und des Holocausts sehen („von Windhuk nach Auschwitz“) als problematisch. Die deutschen Kolonialkriege dürften nicht isoliert im Sinne eines Sonderweges betrachtet werden; vielmehr müssten diese in den Gesamtkontext des westlichen Kolonialismus als einem gemeinsamen europäischen Erbe eingeordnet werden. Der Krieg gegen die Herero/Nama von 1904-1907 sei weit enger verwandt mit den zahlreichen Kolonialmassakern des 19. und 20. Jahrhunderts als mit dem nationalsozialistischen Vernichtungskrieg (S. 445). Die massenhafte Vernichtung von Zivilisten gehörte „als ständig abrufbare Möglichkeit eher zum allgemeinen Betriebsklima des europäischen Kolonialismus“, wie Gerwarth und Malinowski schreiben (S. 465).

⁶¹ Hochgeschwender, *Kolonialkriege*, S. 282-285. Hochgeschwender hebt dann freilich hervor, dass die Deutschen in Südwafrika, die US-Amerikaner in Kalifornien und die britischen Siedler auf Tasmanien aktiv die komplette Vernichtung ganzer Ethnien angestrebt hätten (S. 284). Trutz v. Trotha bezeichnet die deutschen Kolonialkriege in Afrika auch als „wars of pacification“, wobei er zwischen „limited“ und „unlimited (or genocidal) wars of pacification“ unterscheidet (Trotha, *On Wars of Pacification*).

[basierte], der in dualistischer Manier zum absoluten und damit vernichtungswürdigen Feind degradiert wurde. Das findet man im Kolonialkrieg nur ausnahmsweise.“ Obwohl die Differenzen hervorgehoben werden, wird am Schluss doch auf „mögliche Überschneidungspunkte, die in parallelen, wechselseitig aufeinander bezogenen Diskursen liegen“, verwiesen.⁶²

Solche diskursiven Überschneidungspunkte sollen im Folgenden analysiert werden. Es geht hierbei aber weniger um die Genozidfrage; vielmehr soll gezeigt werden, wie sich in militärischen Texten und Aussagen über den Kolonialkrieg in Deutsch-Südwestafrika spezifische Vernichtungsvorstellungen manifestierten und wie sich anschlussfähige, virulente Diskursmuster etablierten, die einen genozidalen Vernichtungskrieg denk- und sagbar werden liessen. Dabei müssen die Strategien der Exklusion und Legitimation vor dem Hintergrund eines breit geteilten sozio-kulturellen Wissens und zeitgenössischer Konventionen über das Fremde/Andere, über Rasse und Geschichte offengelegt werden.⁶³

b. „Wilde und Barbaren“ – Rassismus und Dehumanisierung

Eines dieser für die Kolonialkriege konstitutiven Wissens Elemente war die Idee von der Ungleichheit der Rassen.⁶⁴ Vorstellungen von der Verschiedenheit der Menschen und diesbezügliche Hierarchisierungen hatte es in der Geschichte schon immer gegeben. Doch erst mit den Rassentheorien des 19. Jahrhunderts und dem evolutionistisch-biologistischen Rassismus, der sich auf eine angeblich naturwissenschaftliche Basis stützte, verfestigten sich in enger Anlehnung an den Sozialdarwinismus rassistische Denkformen und Paradigmen zu einem wirkmächtigen Rassendiskurs. Mit dem Konzept der „Rasse“ liess sich nicht nur das äusserliche/phänotypische Anderssein erklären, sondern auch soziale und kulturelle Differenzen wurden in das Raster der Rasse gepresst. Man sah Identität und Wert eines Volkes, einer Ethnie durch die Rasse determiniert.

⁶² Hochgeschwender, *Kolonialkriege*, S. 289f. So räumt er in Bezug auf die Dehumanisierung der kolonialen Völker ein, dass auf der Diskursebene eine inhaltliche Korrespondenz zum Vernichtungskrieg deutlich erkennbar sei (S. 288).

⁶³ Dies in Anlehnung an die aufschlussreichen Arbeiten von Medardus Brehl: Brehl, *Die Vernichtung der Herero und Nama*, Brehl, *(Ein)Geborene Feinde*, Brehl, *Koloniale Gewalt*, Brehl, *Der Völkermord an den Herero*, Brehl, *Vernichtung der Herero*. Brehl untersucht, wie der Hererokrieg bzw. die Vernichtung der Herero in der zeitgenössischen Kolonialliteratur gedeutet und legitimiert wurde. Er spricht sich dagegen aus, diese Kolonialliteratur lediglich als apologetische Propaganda zu lesen; vielmehr müsse sie „vor der Folie eines spezifischen sozio-kulturellen Wissens“ und „in Abhängigkeit von gesellschaftlich anschlussfähigen Diskursen“ begriffen werden (Brehl, *Koloniale Gewalt*, S. 187 u. 190).

⁶⁴ Zum Rassismus können hier nur einige wenige Gesichtspunkte erörtert werden. Dazu ausführlich Geiss, *Geschichte des Rassismus u. Geulen, Wahlverwandte*. Vgl. im Weiteren Giesen, *Antisemitismus und Rassismus, Was sink, Spuren des deutschen Völkermordes*, S. 93-121, Walkenhorst, *Daseinskampf*, S. 126-141. Speziell zur foucaultschen Sicht von Biopolitik, Rassismus und Krieg Foucault, In *Verteidigung der Gesellschaft*, S. 58-104 u. 282-311, dazu Sarasin, *Zweierlei Rassismus?* u. Sarasin, Michel Foucault, S. 166-171.

Der Rassebegriff verlieh, so Peter Walkenhorst, „der Vorstellung einer ‚objektiven‘ ethnischen Abstammungsgemeinschaft eine neue Plausibilität und eine vermeintlich naturwissenschaftliche Legitimation. Er ermöglichte darüber hinaus die Konstruktion von Feindbildern und Stereotypen, durch die nunmehr jegliche Erscheinungsform des ‚Fremden‘ als biologisch determiniert stigmatisiert werden konnte.“⁶⁵ Die rassistische Logik schuf prinzipielle Gegensätze zwischen Höherwertigen/Minderwertigen, Zivilisierten/Unzivilisierten oder Weissen/Schwarzen, gleichsam eine biologistisch-rassistisch fundierte dichotomische Asymmetrie zwischen „Eigenem“ und „Fremdem“.⁶⁶

Für den europäischen und US-amerikanischen Kolonialismus und Imperialismus stellte der Rassismus eine elementare weltanschaulich-ideologische Grundlage dar. Die Überzeugung von der Überlegenheit der „Weissen“ über die „Schwarzen“,⁶⁷ oder weniger spezifisch über indigene Völker überhaupt, sowie das „Wissen“ um deren biologisch-rassistische Minderwertigkeit fungierten als Legitimation und Apologie für Eroberung, Ausbeutung und Unterdrückung, die oft genug in Ausrottung und Genozid mündeten. In rassistisch-sozialdarwinistischer Manier wurde der Untergang „niedriger Rassen“ als ein notwendiger „natürlicher“ Vorgang gedeutet und mit dem Argument legitimiert, dass „wilde“ und „minderwertige“ Rassen in Konfrontation mit der Überlegenheit der „Weissen“ zum Aussterben bestimmt seien, da sie nicht mit dem universalen, zivilisatorisch-kulturellen Fortschritt mithalten könnten und nichts zu diesem beitragen würden.⁶⁸ Das Verschwinden bzw. die Vernichtung der indigenen Völker erschien so als gerechtfertigtes Element des Geschichtsprozesses und zwangsläufige Konsequenz der historischen Entwicklung, als ein Erfordernis im Namen des Fortschritts und „als Beschleunigung eines ohnehin unabwendbaren Sterbens der Völker am Rande der Geschichte.“⁶⁹ Es existierte ein absolutes Gefühl einer nicht nur rassistischen, sondern auch kulturellen Superiorität, eine „Verschränkung biologistischer (Antagonismus der ‚Rassen‘) und kulturalistischer (Antagonismus von ‚Kultur‘ und ‚Wildnis‘) Muster [...]“.⁷⁰ Die Phantasmen der Superiorität und des rassistisch-kulturellen Antagonismus

⁶⁵ Walkenhorst, *Daseinskampf*, S. 137.

⁶⁶ Vgl. Walkenhorst, *Daseinskampf*, S. 140, Dabag/Gründer/Ketelsen, *Kolonialismus*, S. 11 u. Brehl, *Vernichtung der Herero*, S. 203-209.

⁶⁷ Zum Bild des Schwarzen in vorkolonialer und kolonialer Zeit Wassink, *Spuren des deutschen Völkermordes*, S. 94-101, vgl. auch Giesen, *Antisemitismus und Rassismus*, S. 211.

⁶⁸ Vgl. Sarasin, *Zweierlei Rassismus?* S. 72, Brantlinger, *Dying races*, Traverso, *Moderne und Gewalt*, S. 57-67, Hochgeschwender, *Kolonialkriege*, S. 285-288.

⁶⁹ Brehl, *Koloniale Gewalt*, S. 194f. Vgl. auch Smith, *The Logic of Colonial Violence*, S. 211-214. Ausführlich zu diesem geschichtsphilosophisch-rassistischen Argumentationsmuster Brehl, *Vernichtung der Herero*, S. 143-165.

⁷⁰ Brehl, *(Ein)Geborene Feinde*, S. 169.

schufen eine unüberbrückbare Kluft zwischen Kolonisierern und Kolonisierten und stilisierten die kolonialen Auseinandersetzungen zu existentiellen „Rassenkämpfen“.⁷¹

Die rassistischen Ideologeme bewirkten mithin eine Dehumanisierung der Kolonisierten, die in der exzessiven Grausamkeit und Rücksichtslosigkeit vieler kolonialer Kriege ihren sichtbaren Ausdruck fand.⁷² Die rassistische Dehumanisierung offenbarte sich bereits sehr deutlich in der Negierung humanitärer Grundsätze und des Völkerrechts in Bezug auf den kolonialen Gegner. Dieser wurde, wie Isabel Hull festhält, „outside the moral universe of Europeans and thus beyond the protection of legal limits to war“ verortet.⁷³ Die unter „zivilisierten“ Nationen anerkannten Regeln sollten für die koloniale Kriegführung nicht gelten. Prototypisch für diese exkludierende Verortung ist das „Kriegsbrauch im Landkriege“-Manual des Generalstabs, welches zwecklose Zerstörungen im feindlichen Land untersagte, dazu aber bezeichnenderweise Folgendes anmerkte: *„Selbstverständlich [...] ist hier nur die Rede von einem Kriege zwischen zivilisierten Nationen, denn gegen Wilde und Barbaren ist man bis in unsere Tage mit Humanität und Schonung nicht weit gekommen und wird gegen sie auch wohl nicht anders verfahren können als mit Verheerung der Saaten, Wegtreiben der Herden, Nehmen von Geiseln und dergl.“*⁷⁴ Das Wort „selbstverständlich“ deutet an, dass es sich bei dieser Ausschliessung um ein anerkanntes, bereits festgeschriebenes und nichthinterfragbares Wissensmuster handelte. In einem militärischen Vortrag über das Völkerrecht wurde darauf hingewiesen, letzteres gelte nur für Staaten europäischer Kultur und nicht für *„barbarische und wilde Völker, sowie halbcivilisierte Staaten (China).“*⁷⁵ Auch der Artikel „Kriegsrecht“ im „Handbuch für Heer und Flotte“ hielt ausdrücklicht fest, zwischen einem europäischen Staat und einem *„unzivilisierten Negerstamme“* gelte kein Kriegsrecht.⁷⁶

⁷¹ Vgl. Trotha, On Wars of Pacification, S. 425f. u. 434 sowie Giesen, Antisemitismus und Rassismus, S. 216f.

⁷² Trotha, On Wars of Pacification, S. 426, schreibt: „The cultural incomprehension of the rulers and the uniform objectifying of the ruled led to an undifferentiated, lethal dehumanization to which young and old, men and women alike, fall victim.“ Nach Isabel Hull ist die Bedeutung des Rassismus für die koloniale Gewalt jedoch zu relativieren. Sie meint, dass Rassismus oft eher die Folge – und nicht die Ursache – imperialistischer Erfahrung gewesen sei („Racism [...] often appeared as a result of imperial experiences, rather than being their cause“). Rassismus sei nicht eine notwendige Voraussetzung für eine genozidale Kriegführung. Gewalthandlungen waren ihrer Ansicht nach vielmehr auch durch die habituellen militärischen Praktiken und die organisatorische Dynamik der deutschen Militärkultur determiniert gewesen (Hull, Absolute Destruction, S. 330-333).

⁷³ Hull, Absolute Destruction, S. 136, auch S. 145f. Vgl. Brehl, (Ein)Geborene Feinde, S. 171-173.

⁷⁴ Kriegsgeschichtliche Einzelschriften, hg. vom Grossen Generalstabe, Kriegsgeschichtliche Abteilung I, Heft 31: Kriegsbrauch im Landkriege (1902), Fussnote S. 53.

⁷⁵ Linde, Das Völkerrecht im Kriege, Vortrag vom 25. November 1887, in: Beiheft zum Militär-Wochenblatt 1888, S. 52. Auf den Boxerkrieg in China von 1900/01 wird hier nicht weiter eingegangen, dazu Dabringhaus, An Army on Vacation? Dabringhaus verweist auf die rassistische Haltung gegenüber den Chinesen und die Brutalisierung der deutschen Kriegführung (S. 471): „The brutalization of German warfare during the Boxer expedition was deeply rooted in popular racial thinking.“ Symptomatisch in diesem Zusammenhang ist die sog. Hunnenrede Wilhelms II. vom 27. Juli 1900: *„Pardon wird nicht gegeben; Gefangene nicht gemacht. Wer Euch in die Hände fällt, sei in Eurer Hand.“* Zit. nach Ullrich, Die nervöse Grossmacht, S. 201.

⁷⁶ Handbuch für Heer und Flotte, 5. Bd. (1913), Artikel „Kriegsrecht“, S. 661.

Es herrschte somit Einigkeit darüber, dass für Kolonialkriege andere moralische/ethische Massstäbe bestehen würden und unter Umständen eine grausame Kriegsführung („das Sengen und Brennen in den Dörfern der Eingeborenen“⁷⁷) nötig sei. Die Notwendigkeit einer Kriegsführung bar jedes Völkerrechts und humaner Grundsätze wurde gerade auch mit dem Verweis auf die grausame und unmenschliche Kampfweise der Eingeborenen begründet. Das Stereotyp der Grausamkeit der Eingeborenen diene als Legitimation für das eigene brutale Vorgehen.⁷⁸ „Die tiefe Kluft zwischen tausendjähriger Gesittung und noch längerer Sittenroheit“ durfte keine „unangebrachte Milde“ aufkommen lassen.⁷⁹

Trotz der rassistischen und dehumanisierenden Festlegungen wurde der kriegerischen Tüchtigkeit der eingeborenen Krieger bisweilen auch Respekt entgegengebracht.⁸⁰ Die Beurteilung der Indigenen und ihrer Kampfweise war von Ambivalenz geprägt. Einerseits warf man ihnen, wie schon erwähnt, alle nur erdenklichen Grausamkeiten vor, andererseits wurden ihre kriegerischen Qualitäten anerkennend hervorgehoben. Man rühmte den Mut, die Tapferkeit und Todesverachtung, die Leistungsfähigkeit und Bedürfnislosigkeit der Herero- und Namakrieger.⁸¹ Der rassistische Topos von der Minderwertigkeit der Schwarzen zeigte hier insofern Risse, als dass viele Militärs, die über den Krieg gegen die Herero und Nama schrieben, diese als vollwertige und beachtenswerte Gegner darstellten.⁸² Negative Charakterisierungen standen so gleichzeitig neben positiven Beschreibungen der kriegerischen Qualitäten. Falsch, hinterlistig, grausam, verlogen, treulos, zügellos, zu jeglicher Kulturleistungen unfähig, waren einige der stereotypen Attribute, mit denen die Herero⁸³ und Nama beschrieben wurden; dann wiederum bezeichnete man sie als tapfere, hartnäckige Krieger mit vorzüglichen kämpferischen Eigenschaften und einer musterhaften Gefechtsdisziplin, die „hohe kriegerische Tüchtigkeit dieser starken selbstbewussten Rassen“ be-

⁷⁷ So Boguslawski, *Der Krieg in seiner wahren Bedeutung* (1892), S. 80. Interessant ist, dass Boguslawski anfügte, dieses Sengen und Brennen sei an sich jedem Soldaten, der an europäische Kriege gewöhnt sei, von Herzen zuwider. – Die militärische Notwendigkeit musste also über die moralischen Skrupel gestellt werden.

⁷⁸ Vgl. Hull, *Absolute Destruction*, S. 134f., Krüger, *Kriegsbewältigung*, S. 104–115, *Die Kämpfe der deutschen Truppen in Südwestafrika*, 1. Bd. (1906), S. 24 u. 44, Bayer, *Der Krieg in Südwestafrika* (1906), S. 33f.

⁷⁹ Bronsart v. Schellendorff, *Der Dienst des Generalstabes* (1905), S. 457.

⁸⁰ Angefügt werden muss, dass dieses Lob der kriegerischen Qualitäten der Eingeborenen zum Teil auch nachträglich konstruiert worden sein mag, um die eigenen militärischen Leistungen aufzuwerten; vgl. Wassink, *Spuren des deutschen Völkermordes*, S. 183.

⁸¹ Vgl. die positiven Charakterisierungen bei Maercker, *Unsere Kriegsführung in Deutsch-Südwestafrika* (1907), S. 45f., Schwabe, *Einige Lehren aus dem Kriege in Deutsch-Südwestafrika*, in: *Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde* 1/1904, S. 462f. u. 467, Bayer, *Mit dem Hauptquartier in Südwestafrika* (1909), S. 235f. Die unterschiedlichen Kampfweisen der verschiedenen Volksstämme beschrieb ausführlich François, *Kriegsführung in Süd-Afrika* (1900), S. 12–31.

⁸² Das Generalstabswerk über den Südwestafrikakrieg hielt fest, dass es sich nicht um einen Kampf gegen Wilde, sondern gegen einen nicht zu verachtenden Gegner gehandelt habe, *Die Kämpfe der deutschen Truppen in Südwestafrika*, 1. Bd. (1906), S. 19. Vgl. auch Einem, *Erinnerungen eines Soldaten* (1933), S. 58, Maercker, *Unsere Kriegsführung in Deutsch-Südwestafrika* (1907), S. 55 u. 57.

⁸³ Bayer sprach von der „*Mördernation der Herero*“, Bayer, *Der Krieg in Südwestafrika* (1906), S. 43.

tonend.⁸⁴ Ironischerweise lobten die Militärs an den Herero und Nama gerade das kriegerische Ethos, das sie bei den Deutschen selber durch Materialismus, Dekadenz und Verweichlichung bedroht sahen!

Diese positiven Zuschreibungen ändern gleichwohl nichts an der Tatsache, dass der Rassismus gegenüber den Indigenen und deren Dehumanisierung konstitutive Merkmale der deutschen Kolonialkriege waren (und wohlgemerkt anderer kolonialimperialistischer Länder auch). Dennoch zeigt sich – um hier die Frage nach den Kontinuitätslinien zum nationalsozialistischen Vernichtungskrieg aufzunehmen – ein bedeutsamer Unterschied: In den Kolonialkriegen gab es trotz allem noch Raum für die Anerkennung des Gegners. Die verabsolutierende, jegliche Achtung ausschliessende Dämonisierung und die völlige Dehumanisierung des Gegners blieben dem Vernichtungskrieg im Osten vorbehalten (dazu mehr in Kapitel IV, 4).

c. „Eine dem Untergang geweihte Rasse“ – Die Legitimation der Vernichtung

Wie hat sich nun die Vernichtungssemantik in den Kolonialkriegen verändert bzw. sich radikalisiert, um legitimatorische Ermöglichungsbedingungen für genozidale Tendenzen zu schaffen? Um eine Antwort auf diese Frage zu finden, muss offengelegt werden, mit welchen Mustern und Argumentationen der Krieg gegen die Herero und Nama gedeutet und wie diesem Krieg Sinn verliehen wurde, wie dann diese Sinngebungen mit der Vernichtungssemantik diskursiv verknüpft wurden und dergestalt sich ein spezifischer Vernichtungsdiskurs konstituierte. Betrachtet man zuerst einmal die Sinngebungen, die dem Kolonialkrieg zugrunde gelegt wurden, dann zeigt sich, wie diese einerseits an gängige machtpolitische, geschichtsphilosophische und sozialdarwinistische Deutungsmuster gekoppelt waren und andererseits von den Phantasmen des Rassengegensesatzes und Rassenkampfes geprägt waren.

Der Krieg in Südwestafrika wurde so zum einen als Machtfrage aufgefasst. Für das Generalstabswerk über die deutschen Schutztruppen war es ein unvermeidbarer Kampf, der früher oder später gegen die freiheitsliebenden und kriegerischen, sich gegen jeden kolonisierenden Eindringling wehrenden indigenen Stämme geführt werden musste.⁸⁵ Dieser Machtkampf wurde aber

⁸⁴ Vgl. Bayer, *Der Krieg in Südwestafrika*, S. 6-8, 10, 15-17, 30 u. 33, *Die Kämpfe der deutschen Truppen in Südwestafrika*, 1. Bd. (1906), S. 3f. u. 6 (Zitat), 2. Bd., S. 299f.

⁸⁵ *Die Kämpfe der deutschen Truppen in Südwestafrika*, 1. Bd. (1906), S. 4-6. Auf S. 4 heisst es: „*Wer hier [in Südwestafrika, N. M.] kolonisieren wollte, musste zuerst zum Schwert greifen und Krieg führen – aber nicht mit kleinlichen und schwächlichen Mitteln, sondern mit starker, Achtung gebietender Macht bis zur völligen Niederwerfung der Eingeborenen.*“ Vgl. auch Schwabe, *Einige Lehren aus dem Kriege in Deutsch-Südwestafrika*, in: *Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde*

immer auch als „*Rassenkampf*“ verstanden.⁸⁶ Vor dem Hintergrund der Imagination eines durch den kulturellen Menschheitsfortschritt determinierten universalen Geschichtsprozesses wurde dieser Rassenkampf zudem geschichtsphilosophisch gedeutet als Auseinandersetzung zwischen überlegenen, kulturtragenden Völkern und kulturlosen bzw. kulturfeindlichen Naturvölkern.⁸⁷ Dabei konnte der Kolonialkrieg/Rassenkampf als Teil eines kulturevolutionistischen und zivilisatorischen Auftrags idealisiert werden.⁸⁸

Wie verschiedene Deutungsebenen/-formen miteinander verschränkt wurden, zeigen paradigmatisch die Texte Maximilian Bayers, der während der Kriege in Südwestafrika Hauptmann beim Stab des kommandierenden Generals v. Trotha gewesen war. In einem Vortrag (gehalten in über 50 deutschen Städten) befasste sich Bayer mit den tieferen Ursachen des Herero-Aufstandes.⁸⁹ Die oft angeführten Gründe, etwa eine allzu gutmütige Haltung des Gouverneurs gegenüber den Eingeborenen, die ihnen aufgebürdeten Schulden der Händler, Übergriffe der deutschen Farmer oder schlechte Beamtenwirtschaft, würden nicht genügen, um die Ursachen des Aufstands ausreichend zu erklären. Diese seien, meinte Bayer, tiefer begründet, nämlich in dem „*Rassengegensatz zwischen Eingeborenen und Weissen, sowie in dem Umstande, dass überall in der Welt, wo sich die Interessen verschiedener Völker hart berühren, um die Vorherrschaft gerungen werden muss. Solange der ewige Friede ‚nur ein Traum und nicht einmal ein schöner‘ [!] ist, werden solche Machtfragen sich nicht anders entscheiden lassen, als mit dem blanken Schwert.*“⁹⁰ Bayer verband in dieser Ursachendeutung das Argument des Rassengegensatzes mit dem klassischen Machtargument⁹¹ und bezeichnenderweise zudem noch mit dem bellizistischen Moltke-Topos. Ausserdem brachte Bayer geschichtsphilosophische und sozialdarwinistische Begründungen ins Spiel, um die Kolonisierung zu rechtfertigen und das Verschwinden der Indigenen zu erklären. Bemerkenswert ist, dass Bayer deren Vernichtung nicht nur als Folge des unmittelbaren Kampfes des Stärkeren gegen den Schwächeren, son-

1/1904, S. 461, Maercker, *Unsere Kriegsführung in Deutsch-Südwestafrika* (1907), S. 45, 49, 54 u. 71. Maercker schrieb S. 71: „*Auch in Afrika keimt nur aus dem Kampf der Friede.*“

⁸⁶ Vgl. *Die Kämpfe der deutschen Truppen in Südwestafrika*, 1. Bd., S. 6.

⁸⁷ Vgl. Schwabe, *Einige Lehren aus dem Kriege in Deutsch-Südwestafrika*, in: *Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde* 1/1904, S. 461. Kurd Schwabe bezeichnete den Kolonialkrieg in Südwestafrika als Teil „*einer Periode grosser Rassenkämpfe, im Beginn des letzten wütenden Widerstands der Unkultur gegen die Kultur*“, verursacht durch die „*kulturfeindliche[n]*“ Auffassungen der Eingeborenen von Staat, Religion und Wirtschaft. Schwabe, *Der Krieg in Südwestafrika*, zit. nach Brehl, (Ein)Geborene Feinde, S. 170.

⁸⁸ Vgl. Krüger, *Kriegsbewältigung*, S. 96, Maercker, *Unsere Kriegsführung in Deutsch-Südwestafrika* (1907), S. 75, Bayer, *Der Krieg in Südwestafrika* (1906), S. 12f.

⁸⁹ Bayer trat durch eine umfangreiche Publikationstätigkeit hervor und schrieb unter dem Pseudonym Jonk Steffen auch Jugendromane, die sich mit dem Geschehen in Südwestafrika befassten. Zu Bayer Brehl, *Vernichtung der Herero*, S. 67-69 u. Wassink, *Spuren des deutschen Völkermordes*, S. 166f. Einer von Bayers Jugendromanen wird von Wassink ausführlich analysiert (S. 165-195).

⁹⁰ Bayer, *Der Krieg in Südwestafrika* (1906), S. 5. Den Rassengegensatz sah Bayer als unüberbrückbar an: Die Herero und Hottentotten seien so veranlagt, dass sie mit der „*weissen Rasse*“ nicht auskommen könnten. Was die Herero angeht war Bayer der Ansicht, dass diese für die Weiterentwicklung der Kolonie entbehrlich seien (S. 6f.).

⁹¹ Vgl. auch Bayer, *Der Krieg in Südwestafrika*, S. 53.

dern auch als Naturvorgang beschrieb. So hielt er in Bezug auf die Nama/Hottentotten fest, aufgrund ihrer absoluten Unbrauchbarkeit für die Kulturarbeit brauche man sie nicht auszurotten, das besorge schon die Natur selber. Und weiter hiess es:

„Unser Herrgott hat ja das Naturgesetz aufgestellt, dass nur das Starke in der Welt ein Recht auf Fortbestand hat, und dass zu Gunsten des Starken das Schwache und Zwecklose untergehen muss. Dieser Vorgang spielt sich fortgesetzt in den mannigfachsten Formen ab, und wie zum Beispiel die Indianer Amerikas untergehen, weil sie für die Fortentwicklung der Welt zu höherer Kulturbildung zwecklos sind, so wird auch der Tag kommen, an dem die Hottentotten verschwinden, nicht zum Schaden für die Menschheit, denn sie sind schliesslich nur geborene Räuber und Diebe, weiter nichts.“⁹²

In Bayers umfangreichen Kriegserinnerungen von 1909 taucht dieses Argumentationsschema abermals auf: Wenn ein Volk sich ausserstande zeige, ein Land zu entwickeln und sich zu schöpferischen Leistungen unfähig erweise, „so hat ein kräftigeres Volk das Recht und die Pflicht, an ihre Stelle zu treten.“⁹³ Der Krieg werde dann zum „letzte[n] verzweiflungsvolle[n] Ringen der untergehenden Nation“⁹⁴ gegen den Stärkeren.

Die Sinngebung des Kolonialkrieges in Südwestafrika als Rassenkampf lässt sich zusammenfassend auf verschiedenen, gleichwohl miteinander verschränkten semantischen Ebenen verorten: Machtpolitisch als kolonialimperialistischer Machtkampf zwischen Kolonisierern und Kolonisierten, geschichtsphilosophisch als Kampf für den Fortschritt von Kultur und Zivilisation sowie sozialdarwinistisch als Kampf des Stärkeren gegen das Schwächere/Zwecklose.

Die Vernichtungssemantik ist nun eng mit diesen Sinnbildungen des Krieges verknüpft. Evident ist diese Verknüpfung etwa in Ernst v. Reichenaus Buch über „Einfluss der Kultur auf Krieg und Kriegsrüstung“, in dem er sich mit den Konsequenzen kolonialer Expansion auseinandersetzt.⁹⁵ Wenn kultivierte Nationen mit unkultivierten Völkern in Berührung kämen, schrieb Reichenau, könne dies zur Vernichtung der letzteren führen. Die wilden Völker könnten den Expansionsbestrebungen zivilisierter Nationen nicht widerstehen „und werden schliesslich ausgerottet.“⁹⁶ Als diesbezügliches Beispiel diente die Vernichtung der Indianer, auf die dann auch Bayer Bezug nahm.⁹⁷ Die Vernichtung möge zwar hart erscheinen, vor dem Hintergrund des Kultur-

⁹² Bayer, Der Krieg in Südwestafrika, S. 11.

⁹³ Bayer, Mit dem Hauptquartier in Südwestafrika (1909), S. 298f.

⁹⁴ Bayer, Mit dem Hauptquartier in Südwestafrika, S. 181.

⁹⁵ Reichenau bezog sich nicht auf einen bestimmten Kolonialkrieg; das Buch erschien 1897, also noch vor dem Krieg in Südwestafrika.

⁹⁶ Reichenau, Einfluss der Kultur auf Krieg und Kriegsrüstung (1897), S. 28f.

⁹⁷ Vgl. das Zitat Bayers oben. Auf die Vernichtung der Indianer wies auch Kiessling, Ewiger Krieg (1885), S. 120 hin.

fortschritts sei sie aber legitim, so Reichenaus Auffassung: „*So hart nun vom humanitären Standpunkt aus das Geschick der der Depossedirung und Vernichtung anheimfallenden Völker auch sein mag, so muss doch zugegeben werden, dass der Ersatz eines wilden Volkes durch ein höher kultivirtes dem Kulturfortschritt der Menschheit [...] dient [...]*.“⁹⁸

Wenn man die Vernichtungssemantik spezifisch in Bezug auf den Krieg in Südwestafrika untersucht, fällt auf, dass der Begriff der „Vernichtung“ einerseits im klassischen militärisch-operativen Sinne verwendet wurde. Bei der Beschreibung der Gefechte gegen die Herero wies Bayer in dem erwähnten Vortrag darauf hin, dass man den Feind vernichten musste, wobei er eine Definition der „Vernichtung“ anfügte: „*Dies Wort ‚Vernichten‘ ist indessen im militärischen Sinne zu verstehen. Der Soldat meint damit nicht etwa, dass alles niedergemacht werden soll, sondern nur, dass die Widerstandskraft des Feindes derartig gebrochen werden muss, dass er sich nicht mehr zu neuem Kampfe aufrufen kann.*“⁹⁹ Andererseits ist gleichzeitig eine bedeutende semantische Verschiebung festzustellen, gewissermassen eine, wie Medardus Brehl es nennt, „Umcodierung“ des Vernichtungsgedankens.¹⁰⁰ Besonders augenfällig zeigt sich dies bei General Lothar v. Trotha, der im Mai 1904 zum Oberbefehlshaber der Kaiserlichen Schutztruppe ernannt wurde und aufgrund seines harten, kompromisslosen Vorgehens sehr umstritten war. Sprach er in einer Direktive vom August 1904 noch von der Vernichtung des „*kämpfenden Feindes*“,¹⁰¹ wurde in seinem berühmt-berüchtigten Schiessbefehl vom 2. Oktober 1904 quasi das ganze Volk der Herero ins Visier genommen. In einer Proklamation forderte Trotha die Herero auf, das Land zu verlassen und drohte mit drastischen Konsequenzen: „*Wenn das Volk dies nicht tut, so werde ich es mit dem Groot Rohr [Artillerie, N. M.] dazu zwingen. Innerhalb der deutschen Grenze wird jeder Herero mit und ohne Gewehr, mit oder ohne Vieh erschossen, ich nehme keine Weiber oder Kinder mehr auf, treibe sie zu ihrem Volk zurück, oder lasse auf sie schiessen. Dies sind meine Worte an das Volk der Herero. Der grosse General des mächtigen Deutschen Kaisers.*“¹⁰² Im Befehl an die Truppe wurden diese Androhungen insofern abgemildert, als Trotha verfügte, das Schiessen auf Frauen und Kinder sei so zu verstehen, dass über sie hinweggeschossen werden solle, um sie dadurch zum Weglaufen zu zwingen. Trotha gab zu erkennen, dass keine männlichen Gefangenen gemacht werden sollten, Gräueltaten gegen Frauen und Kinder woll-

⁹⁸ Reichenau, Einfluss der Kultur auf Krieg und Kriegsrüstung, S. 29.

⁹⁹ Bayer, Der Krieg in Südwestafrika (1906), S. 23 (Hervorhebung im Original). Vgl. auch François, Kriegführung in Süd-Afrika (1900), S. 44 u. Leutwein, Die Kämpfe der Kaiserlichen Schutztruppe in Deutsch-Südwestafrika in den Jahren 1894-1896, in: Beiheft zum Militär-Wochenblatt 1/1899, S. 5. Eine andere Interpretation dieser Passage bei Brehl, Vernichtung der Herero, S. 210f.

¹⁰⁰ Brehl, Vernichtung der Herero, S. 214.

¹⁰¹ Zit. nach Brehl, Vernichtung der Herero, S. 214.

¹⁰² Zit. nach Brehl, Vernichtung der Herero, S. 214. Zur Trotha-Proklamation vgl. auch Hull, Military Culture, S. 155-157, Wassink, Spuren des deutschen Völkermordes, S. 80f., Krüger, Kriegsbewältigung, S. 52f., relativierend Spraul, Völkermord, S. 723-725.

te er aber vermeiden.¹⁰³ Die Proklamation Trothas stiess in der Öffentlichkeit, bei der Reichsführung und einigen Militärs jedoch auf Kritik. Daraufhin wurde Anfangs Dezember 1904 vom Kaiser ein Gegenbefehl erlassen mit der Anordnung, die sich ergebenden Herero (abgesehen von den Rädelsführern) zu verschonen.¹⁰⁴ General v. Trotha seinerseits bekräftigte seine weitergehenden Vernichtungsabsichten immer wieder, wobei er auch den Topos des Rassenkampfes bemühte. In einem ausführlichen Schreiben an den Chef des Generalstabes Alfred v. Schlieffen rechtfertigte Trotha sein radikales Vorgehen. Einige würden die Herero als notwendiges „Arbeitsmaterial“ ansehen, schrieb Trotha dort, er aber sei gänzlich anderer Meinung: „*Ich glaube, dass die Nation als solche [!] vernichtet werden muss [...].*“ Eine „gewisse rigorose Behandlung aller Teile der Nation“ sei unbedingt notwendig, denn „*der Neger [beugt sich] keinem Vertrag, sondern nur der rohen Gewalt [...].*“ Trotha wiederholte nochmals, er halte es für richtig, „*dass die Nation in sich untergeht*“ und fügte dann an, der Aufstand der Herero stelle den Beginn eines „Rassenkampfes“ dar.¹⁰⁵ Gegenüber Gouverneur Leutwein, der der trothaschen Vernichtungspolitik sehr kritisch gegenüberstand, beharrte Trotha auf seinen Methoden: „*Die Absperrung der Ostgrenze der Kolonie und die Ausübung des Terrorismus gegen jeden sich zeigenden Herero bleibt, solange ich im Lande bin, bestehen. Die Nation muss untergehen.*“¹⁰⁶ Seine Vernichtungs- und Rassenkampfrhetorik¹⁰⁷ unterfütterte Trotha überdies mit sozialdarwinistischen Versatzstücken, wie folgendes Zitat belegt: „*Wo die Arbeit des weissen Mannes klimatisch möglich ist [...] wird die philanthropische Gesinnung nicht das erwähnte Gesetz Darwins ‚Survival of the Fittest‘ [!] aus der Welt schaffen.*“¹⁰⁸ Bei Trotha offenbart sich deutlich eine Radikalisierung des Vernichtungsgedankens, von einer militärisch-operativen hin zu einer genozidalen Vernichtungskonzeption. Mit einer klassischen militärischen Vernichtungsstrategie, einer konventionellen Vernich-

¹⁰³ „[D]as Schiessen auf Weiber und Kinder [ist] so zu verstehen, dass über sie hinweggeschossen wird, um sie zum Laufen zu zwingen. Ich nehme mit Bestimmtheit an, dass dieser Erlass dazu führen wird, keine männlichen Gefangenen mehr zu machen, aber nicht zu Greuelthaten gegen Weiber und Kinder ausartet. Diese werden schon fortlaufen, wenn zweimal über sie hinweggeschossen wird. Die Truppe wird sich des guten Rufes der deutschen Soldaten bewusst bleiben.“ Zit. nach Wassink, Spuren des deutschen Völkermordes, S. 81. Anzufügen ist, dass das Verjagen der Hererofrauen und -kinder in die Wüste ihren Tod durch Verhungern oder Verdursten bedeutete.

¹⁰⁴ Krüger, Kriegsbewältigung, S. 52f.

¹⁰⁵ Trotha an Schlieffen, 4. Oktober 1904, zit. nach Wassink, Spuren des deutschen Völkermordes, S. 337. Vgl. Hull, Military Culture, S. 156f. u. Die Kämpfe der deutschen Truppen in Südwestafrika, 1. Bd. (1906), S. 212.

¹⁰⁶ Trotha an Leutwein, 27. Oktober 1904, zit. nach Drechsler, Südwestafrika, S. 164. In einem anderen Brief an Leutwein schrieb Trotha: „*Ich kenne genug Stämme in Afrika. Sie gleichen sich alle in dem Gedankengang, dass sie nur der Gewalt weichen. Diese Gewalt mit krassem Terrorismus und selbst mit Grausamkeit auszuüben war und ist meine Politik. Ich vernichte die aufständischen Stämme mit Strömen von Blut und Strömen von Geld. Nur auf dieser Aussaat kann etwas Neues entstehen, was Bestand hat.*“ Trotha an Leutwein, 5. November 1904, zit. nach Kössler/Melber, Völkermord und Gedenken, S. 44.

¹⁰⁷ Dazu auch folgende Aussage: „*Es ist und bleibt ein Rassenkampf, an dem alle Völker der Erde interessiert sind, die das schwarze Erbe wirtschaftlich anzutreten bereit sind. Vor Beendigung dieses Krieges die Pflugschar anzulegen, ist vergebliches Bemühen. Das lehrt uns das Studium der Kolonialgeschichte aller Völker. Die 50 Jahre, die diesem Rassenkampf vorausgingen, waren nur das Präludium, das das schwarze Volk brauchte, um sich der Wirklichkeit bewusst zu werden.*“ Trotha am 23. Juli 1906, zit. nach Krüger, Kriegsbewältigung, S. 62. Vgl. Geulen, Wahlverwandte, S. 320.

¹⁰⁸ Artikel Trothas in den Windhuker Nachrichten, 13. März 1909, zit. nach Krüger, Kriegsbewältigung, S. 66, vgl. auch S. 77.

tungsschlacht nach europäischem Muster konnten die aufständischen Volksstämme (in Trothas Diktion „Nationen“) nicht geschlagen werden. Wie liess sich nun ein bedingungsloser Sieg, auf den die deutsche Militärdoktrin so sehr fixiert war, erreichen? Trotha setzte auf eine gnadenlose Verfolgung, auf die Tötung auch von Nichtkombattanten und Gefangenen sowie die Vertreibung in eine wasserlose Wüste, wo der sichere Tod wartete, kurzum: Auf die Vernichtung der „Nation als solche“.¹⁰⁹ Trotha verfolgte eine Vernichtungsstrategie mit genozidalen Tendenzen, die trotz den Eindämmungsversuchen seitens der Reichsführung „Erfolg“ zeitigte, wie die hohen Verluste bei den Herero und Nama belegen. Die Etablierung dieser genozidalen Vernichtungsstrategie ist somit zusammenfassend betrachtet auch im Kontext der diskursiven Verortung kolonialer Auseinandersetzungen als Rassenkampf und „survival of the fittest“ zu sehen und nicht nur als Folge militärischer Eigendynamik und Eskalation.

Man mag einwenden, dass es sich bei Trotha um einen verbissenen Fanatiker gehandelt hat. Jedoch ist bemerkenswert, dass auch Generalstabschef Schlieffen Trothas Auffassungen im Grundsatz beipflichtete. Schlieffen erachtete Trothas radikales Vorgehen zwar als kontraproduktiv und riet darum Reichskanzler Bülow, die trothasche Proklamation aufzuheben und anzuordnen, gegenüber Eingeborenen, die sich ergeben, Milde walten zu lassen.¹¹⁰ In Schlieffens Schreiben an den Reichskanzler finden sich nun aber folgende Aussagen, die eine in Bezug auf Trothas Vernichtungsabsichten grundsätzlich zustimmende Haltung erkennen lassen:

*„Dass er [Trotha] die ganze Nation vernichten oder aus dem Lande treiben will, darin kann man ihm beistimmen. Ein Zusammenleben der Schwarzen mit den Weissen wird nach dem, was vorgegangen ist, sehr schwierig sein, wenn nicht erstere dauernd in einem Zustand der Zwangsarbeit, also einer Art von Sklaverei, erhalten werden. Der entbrannte Rassenkampf [!] ist nur durch Vernichtung oder vollständige Knechtung der einen Partei abzuschliessen. Das letztere Verfahren ist aber bei den jetzt gültigen Anschauungen auf die Dauer nicht durchzuführen. Die Absicht des Generals v. Trotha kann daher gebilligt werden. Er hat nur nicht die Macht, sie durchzuführen.“*¹¹¹

Mithin begriff auch Schlieffen als einer der Väter des militärischen Vernichtungsgedankens „Vernichtung“ im kolonialen Kontext in einem über das militärisch-operative hinausgehenden rassenkämpferischen und genozidalen Sinne – ein Beleg für die fatale Wirkmacht solcher Diskursmuster.

¹⁰⁹ Vgl. Hull, *Military Culture*, S. 157, Hull, *Absolute Destruction*, S. 330.

¹¹⁰ Vgl. Drechsler, *Südwestafrika*, S. 165-167, Spraul, *Völkermord*, S. 719.

¹¹¹ Schlieffen an Reichskanzler Bülow, 23. November 1904, zit. nach Drechsler, *Südwestafrika*, S. 166.

Im Kolonialkrieg war es möglich geworden, die Vernichtung eines Kollektivs zu denken und zu praktizieren. In dieser Hinsicht waren die Kolonialkriege durchaus Wegmarken des Vernichtungskrieges. Vernichtung war nicht mehr bloss ein strategisch-operatives Mittel der Kriegführung, sondern Ziel und Zweck *per se*.¹¹² Im offiziellen Generalstabswerk über die Kämpfe der deutschen Schutztruppen gibt es eine bezeichnende Passage, die das Resultat der Verfolgung der Herero in die Omahekwüste beschreibt: *„Keine Mühen, keine Entbehrungen wurden gescheut, um dem Feinde den letzten Rest seiner Widerstandskraft zu rauben; wie ein halb zu Tode gehetztes Wild war er von Wasserstelle zu Wasserstelle gescheucht, bis er schliesslich willenlos, ein Opfer der Natur seines eigenen Landes wurde. Die wasserlose Omaheke sollte vollenden, was die deutschen Waffen begonnen hatten: die Vernichtung des Hererovolkes.“*¹¹³ Den Rahmen der militärischen Vernichtung sprengend, war hier die Vernichtung zu einem umfassenden, auch die Natur (das Verdursten in der Wüste) einbeziehenden Geschehnis geworden. Am Schluss des Generalstabswerkes heisst es: *„Die mit eiserner Strenge monatelang durchgeführte Absperrung des Sandfeldes [...] vollendete das Werk der Vernichtung. [...] Das Strafgericht hatte sein Ende gefunden. Die Hereros hatten aufgehört, ein selbständiger Volksstamm zu sein.“*¹¹⁴ Rassenkampf und Vernichtung waren in diesem Deutungszusammenhang notwendige Elemente eines unaufhaltsamen, keinen Normen und Regeln unterliegenden tragödienhaften Natur- und Geschichtsprozesses, der „Kaffernkrieg als ein Stück Geschichte“, wie dies der Schutztruppenoffizier Werner Freiherr Schenk v. Stauffenberg formulierte:

*„Den Herero sieht man untergehn wie den Mann in der Tragödie, und so beteiligt man ist, man fühlt sich unbeteiligt; der kleine verachtete Kaffernkrieg ist ein Stück Geschichte. Der Herero, der den Buschmann vernichtete, dieser reiche, herrische, kriegerische Herero, wird seinerseits ausgerottet und so wird und muss eben der Rassenkampf immer wieder hinwegfluten über alle Regeln und Normen, die Kulturen und Religion aufgestellt.“*¹¹⁵

Der berühmte Namaführer Hendrik Witbooi konnte dergestalt zum „*letzte[n] Nationalheros einer dem Untergange geweihten Rasse*“ stilisiert werden.¹¹⁶

¹¹² Vgl. Dabag/Gründer/Ketelsen, Kolonialismus, S. 15.

¹¹³ Die Kämpfe der deutschen Truppen in Südwestafrika, 1. Bd. (1906), S. 211. Vgl. Kössler/Melber, Völkermord und Gedenken, S. 49f.

¹¹⁴ Die Kämpfe der deutschen Truppen in Südwestafrika, 1. Bd., S. 218. Dazu Brehl, Vernichtung der Herero, S. 215.

¹¹⁵ Zit. nach Schaller, Kolonialkrieg und Völkermord, S. 417. Vgl. Brehl, Koloniale Gewalt, S. 214f.

¹¹⁶ Nach Bayer war dies ein Ausspruch Gouverneur Leutweins, Bayer, Mit dem Hauptquartier in Südwestafrika (1909), S. 258.

3. Rassenkampf in Europa – „Germanen versus Slawen“

Rassenkampfvorstellungen gab es nicht nur in Bezug auf Afrika, die Kolonien und die Schwarzen. „Rasse“ war ein polyvalenter, unscharfer Begriff und liess sich je nach Interpretation auf eine Hautfarbe („Weiss“, „Gelb“, „Schwarz“), aber ebenso auf eine bestimmte Volksgruppe, Ethnie oder eine nationale Kultur- und Sprachgemeinschaft („Romanen“, „Slawen“, „Germanen“) anwenden. Im Rassebegriff vermischten sich biologisch-anthropologische, ethnische, kulturelle, sprachliche und nationale Merkmale.¹¹⁷ Folglich tauchte das Phantasma des Rassenkampfes bzw. Rassenkrieges in unterschiedlichen Bezügen auf. Der deutsch-französische Krieg 1870/71 wurde teilweise als „Rassenkrieg“ betitelt, wobei „Rassenkrieg“ oft noch synonym im Sinne des „Volkskrieges“ verstanden wurde, also in der Akzentuierung der Enthegung des Krieges und der Ausweitung der Feindschaft auf alle Mitglieder des jeweiligen gegnerischen Volkes resp. der gegnerischen Nation.¹¹⁸ Mit der Deutung des Krieges als Rassenkampf ging jedoch eine bedeutsame Akzentverschiebung einher. Indem man den Gegner als Repräsentanten einer anderen (je nachdem als minderwertig oder bedrohlich angesehenen) Rasse einstufte, verschärfte und radikalisierte sich das Feindbild: Die Feindschaft gegenüber einem Staat, einem Volk oder einer Nation wurde zu einer *Rassenfeindschaft* verabsolutiert, der *politisch-nationale* Konflikt transzendierte gleichsam zu einem *biologisch-rassischen* Antagonismus.¹¹⁹ Der Sieg über Frankreich liess sich so leicht als Sieg der überlegenen „germanischen“ über die „romanische“ Rasse auslegen. Ein Militärautor bezog den Antagonismus zwischen „germanischer“ und „romanischer“ Rasse sozialdarwinistisch auf die durch das Naturgesetz des Kampfes determinierte Auslese zwischen dem Stärkeren und Schwächeren/Minderwertigen. Im Krieg von 1870/71 habe die germanische gegenüber der romanischen Rasse ihren „höheren Kulturwert“ bewiesen.¹²⁰ In der Denkfigur des Rassenkampfes verschränken und bedingen sich letztlich zwei Elemente: Der unablässige „natürliche“ Konkurrenz- und Überlebenskampf – der Kampf ums Dasein – und die Ungleichheit der Rassen, welche wiederum einen permanenten Kampf der Rassen erzeugt. Der Krieg als Rassenkampf erhält seine Bedeutung nicht nur als Element des geschichtlichen Prozesses, sondern darüber hinaus auch als Element eines evolutionistisch-biologischen (Natur-)Prozesses.

Vor dem Ersten Weltkrieg etablierte sich im Deutschen Reich in besonderem Masse ein rassenideologisch geprägtes Feindbild, nämlich das der „Slawen“, wobei vor allem Russland ge-

¹¹⁷ Vgl. Brunner/Conze/Koselleck, *Geschichtliche Grundbegriffe*, Bd. 5, Begriff „Rasse“, S. 170.

¹¹⁸ Vgl. Becker, *Bilder von Krieg und Nation*, S. 272-274.

¹¹⁹ Foucault spricht von einer „biologische[n] Extrapolation“ des politischen Feindes, Foucault, *In Verteidigung der Gesellschaft*, S. 304.

¹²⁰ Ahlefeld, *Weltfriede*, in: *Deutsche Revue* 36/1911, 3. Bd., S. 181.

meint war.¹²¹ Gestalteten sich im Zuge der Aussenpolitik Bismarcks die Beziehungen Preussens Deutschlands zu Russland zunächst noch positiv und kooperativ, begann sich das Verhältnis gegen Ende des 19. Jahrhunderts zusehends zu verschlechtern. Im Feindbild Russland bzw. „Slawe“ amalgamierten sich Überlegenheitsgefühle und imperialistisch-expansionistische Ostkolonisationsgelüste mit rassistischen Stereotypisierungen. Die Vorstellung, der kulturell, wirtschaftlich und geistig überlegenen germanischen Rasse stehe eine „minderwertige“ und „barbarische“ slawische Rasse gegenüber, griff nicht nur in rechtsextremen, chauvinistischen Gruppierungen um sich. In diese Überlegenheitsüberzeugungen mischte sich jedoch auch eine regelrechte Russlandphobie, die Furcht vor dem mächtigen russischen „Koloss“ und einem expansionistischen Panslawismus. Insbesondere in den letzten Jahren vor Kriegausbruch wurde das zaristische Russland aufgrund seiner forcierten Rüstungsbemühungen und Bündnisabkommen mit Frankreich und England zunehmend als Bedrohung wahrgenommen. In diesem Feld von Überlegenheitsphantasmen und Bedrohungsszenarien verfestigte sich in breiten Kreisen der Topos von einem unvermeidbaren Entscheidungs- bzw. Endkampf zwischen Germanen und Slawen.¹²²

Zu denjenigen, die diesen Topos verinnerlicht hatten, gehörte auch der oberste Kriegsherr des Deutschen Reiches: Kaiser Wilhelm II. Gegenüber dem Reeder Albert Ballin erklärte er im Dezember 1912, dass ein „*Rassenkampf*“ der Germanen gegen die Slawen unausweichlich sei, es handle sich um „*eine Existenzfrage für die Germanen auf dem europäischen Kontinent.*“¹²³ Erbst über die englische Politik schrieb der Kaiser an anderer Stelle: „*Hier geht England kaltblütig im Kampfe der Germanen gegen die Slavische Überflutung mit den Slawen gegen ihre eigene Rasse!*“¹²⁴ Im Banne der Balkankrisen gab er sich einmal mehr überzeugt: „*Der Kampf zwischen Slawen und Germanen ist nicht mehr zu*

¹²¹ Daneben machte das Schlagwort von der „Gelben Gefahr“ die Runde, in dem die Angst vor der Expansion Chinas und Japans (dessen kriegerrische Tüchtigkeit gleichzeitig aber auch grosse Bewunderung hervorrief!) zum Ausdruck kam. In diesem Zusammenhang ist eine Episode erwähnenswert, die bei Helmuth v. Moltke d. J. beschrieben wird (Brief an seine Frau, 2. Oktober 1895, in: Moltke, *Erinnerungen, Briefe, Dokumente*, S. 190-192). Anlässlich eines Besuches beim russischen Zaren Nikolaus II. übergab Moltke diesem ein von Kaiser Wilhelm II. angeregtes Bild, das allegorisch die Bedrohung der europäischen Christenheit durch die Asiaten darstellte. Unter dem Bild stand geschrieben: „Völker Europas, wahrt eure heiligsten Güter“. Mit dem Bild sollte, wie Moltke bemerkte, „*der in Zukunft heraufdämmernde Existenzkampf der weissen und gelben Rasse*“ (S. 191) zum Bewusstsein gebracht werden. Es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, dass hier Moltke mit dem Zaren über den Kampf zwischen weisser und gelber Rasse sinnierte; später nämlich sprach er dann vor allem von einem drohenden Kampf zwischen Germanen und Slawen (mehr dazu unten)! Vgl. Radkau, *Das Zeitalter der Nervosität*, S. 294, Gat, *History of Military Thought*, S. 349, Fritz v. der Goltz, *Die gelbe Gefahr im Licht der Geschichte* (1911).

¹²² Mombauer, Helmuth von Moltke, S. 153, schreibt: „Notions of a forthcoming racial war were shared by the highest military and political decision-makers, as was the fear of what the future would hold once the Russian Empire had become too strong to be defeated by Germany.“ Zum Russlandbild und zur Russland-/Slawenphobie vor dem Ersten Weltkrieg Fischer, *Krieg der Illusionen*, S. 77-84, Neitzel, *Zukunftsvorstellungen*, S. 62-69, Mommsen, *Topos*, S. 208-215, Lindemann, *Perzeptionen*, S. 199-231.

¹²³ Zit. nach Fischer, *Krieg der Illusionen*, S. 270f. Vgl. Mommsen, *Topos*, S. 208 u. 211.

¹²⁴ Wilhelm II. an Karl v. Eisendecher, 12. Dezember 1912, zit. nach Fischer, *Krieg der Illusionen*, S. 237.

*umgeben, er kommt sicher.*¹²⁵ Mit den Ereignissen der Julikrise 1914 schienen sich für Wilhelm II. seine Prophezeiungen zu bestätigen; für ihn war klar, dass es sich beim unmittelbar bevorstehenden Krieg um einen Abwehrkampf der „*Kulturstaat[en]*“ gegen die „*slawische Flut*“ handeln werde.¹²⁶

Von der „*slawische[n] Flut*“ war auch in Friedrich v. Bernhardis Machwerk „Deutschland und der nächste Krieg“ die Rede. Dem Vorwärtsdrängen des Slawentums entgegenzutreten sei eine Pflicht im Interesse der Selbsterhaltung und der europäischen Kultur, meinte Bernhardi. Er bezweifelte, dass dies nur mit friedlichen Mitteln geschehen könne, eher müsse „*die Machtfrage zwischen Germanen und Slawen*“ einmal mit den Waffen entschieden werden.¹²⁷ Schon 1890 hatte er in einer anonym veröffentlichten Schrift geschrieben, dass es in einem zukünftigen Krieg, den die Staatsleitung zielbewusst herbeiführen sollte, darum gehen müsse, die „*grossen germanischen Kulturaufgaben*“ wahrzunehmen, das „*slawische Barbarentum*“ zurückzuwerfen und die westeuropäische Kultur vor „*panslawistischer Vergewaltigung*“ zu schützen.¹²⁸ Für Bernhardi handelte es sich beim antizipierten Kampf gegen die Slawen zum einen um eine Machtfrage, gleichzeitig aber auch um eine Auseinandersetzung zwischen „*germanischer Kultur*“ und „*slawischer Barbarei*“ – der Krieg als Machtkampf und Rassenkampf.¹²⁹

In der für den Prinzen Heinrich bestimmten Denkschrift von 1896 plädierte der Chef des Marinekabinetts Admiral v. Müller für eine koloniale-imperialistische Expansion in Kooperation mit England und gegen Russland gerichtet. Dieses Zusammengehen begründete Müller unter anderem mit rassenideologischen Argumenten: England wäre „*durch die Rassengemeinschaft unser natürlicher Bundesgenosse [...], und dass wir so Seite an Seite mit ihm dem wirtschaftlichen Kampf einen ideellen Zug verleihen würden, das Hochhalten der germanischen Rasse im Gegensatz zu Slawen und Romanen.*“¹³⁰ Imperialistischer Expansionismus und Weltmachtstreben bedeuteten für Admiral Müller eben auch ein „*Kampf für die Vorherrschaft der germanischen Rasse [...].*“¹³¹

¹²⁵ Schlussbemerkung Wilhelms zum Schreiben Pourtalès an Bethmann Hollweg, 6. Mai 1913, zit. nach Fischer, *Krieg der Illusionen*, S. 298.

¹²⁶ Diese Begriffe verwendete der Kaiser in dem Telegramm vom 31. Juli 1914 an König Carol von Rumänien, worin er um dessen Unterstützung bat (Geiss, *Julikrise*, Bd. 2, Dok. 877, S. 456, vgl. auch Bd. 1, Dok. 280 u. 281, S. 348).

¹²⁷ Bernhardi, *Deutschland und der nächste Krieg* (1912), S. 81.

¹²⁸ *Videant consules, ne quid res publica detrimenti capiat* (1890), zit. nach Fischer, *Krieg der Illusionen*, S. 78.

¹²⁹ Den russisch-japanischen Krieg von 1904/05 bezeichnete Bernhardi auch als Rassenkampf, Bernhardi, *Deutschland und der nächste Krieg*, S. 292.

¹³⁰ Denkschrift „Zukunftspolitik“ von Admiral Müller, in: *Der Kaiser... Aufzeichnungen des Chefs des Marinekabinetts*, S. 38. Müller schrieb auch, es wäre „*eine welthistorische Sünde, ein Verbrechen gegen die allgemeine Kulturentwicklung*“ wenn man Indien den Russen ausliefern würde (ebd.).

¹³¹ Denkschrift Admiral Müller, S. 40.

Einer, der den germanisch-slawischen Antagonismus stark hervorhob, war Helmuth v. Moltke d. J. Sein bellizistisch-geschichtsphilosophisches Kriegverständnis¹³² verband sich mit der Vorstellung eines unvermeidlichen Kampfes zwischen Germanen und Slawen.¹³³ In einem Brief an seinen österreichischen Kollegen Conrad v. Hötzendorf hielt Moltke im Februar 1913 Folgendes fest: „*Nach wie vor bin ich der Ansicht, dass ein europäischer Krieg über kurz oder lang kommen muss, in dem es sich in letzter Linie handeln wird um einen Kampf zwischen Germanentum und Slawentum. Sich hierauf vorzubereiten ist Pflicht aller Staaten, die Bannerträger germanischer Geisteskultur sind.*“¹³⁴ Conrad seinerseits reagierte aber noch skeptisch auf diese Rassenkampffprognose; einen zukünftigen Krieg als Rassenkampf gegen die Slawen zu deklarieren, kam für ihn angesichts des hohen Slawenanteils an der Bevölkerung Österreich-Ungarns schwerlich in Frage.¹³⁵ In Anbetracht der grossen Heeresvermehrungen vonseiten Russlands und Frankreichs verlangte Moltke (der notabene schon mehrmals zu einem Präventivkrieg gedrängt hatte und an einen russischen Angriffskrieg gegen die Mittelmächte glaubte¹³⁶) im Mai 1914, jeden wehrfähigen deutschen Mann zum Waffendienst auszubilden. Diese Forderung begründete er mit dem Verweis auf „*die Erhaltung des Deutschen Reiches und der deutschen Rasse*“ in einem Zukunftskrieg um „*Sein oder Nichtsein*“.¹³⁷ Als der Krieg dann da war, erläuterte er gegenüber dem Staatssekretär des Auswärtigen Amtes Gottlieb v. Jagow, worum es in diesem Krieg gehe: „*Es handelt sich in diesem Kriege für Deutschland nicht nur um seine ganze staatliche Existenz und um den Weiterbestand des unter schweren blutigen Opfern geschaffenen Deutschen Reiches, sondern auch um die Wahrung und Erhaltung germanischer Kultur und Sitte der slawischen Unkultur gegenüber.*“¹³⁸ In diesem Sinne wurde der Oberbefehlshaber der 8. Armee an der Ostfront, General v. Prittwitz, von Moltke instruiert, den Truppen in einem Aufruf klarzumachen, dass in diesem Krieg „*asiatische Barbarei gegen deutsche Gesittung*“ kämpfe.¹³⁹

Der vorhin erwähnte österreichisch-ungarische Generalstabschef Conrad v. Hötzendorf hatte aus Rücksicht auf die slawischen Bevölkerungsteile noch nicht von einem Rassenkampf

¹³² Vgl. Kapitel II, 2b.

¹³³ Vgl. Gat, *History of Military Thought*, S. 348f. Auch sein Onkel Moltke d. Ä. hatte schon in diesen Kategorien gedacht: Das germanische Zentrum vs. den slawischen Osten und den romanischen Westen. Dazu Gat, *History of Military Thought*, S. 326 u. Herwig, *Immortality*, S. 165.

¹³⁴ Moltke an Conrad, 10. Februar 1913, in: Conrad, *Aus meiner Dienstzeit*, 3. Bd., S. 146f. Auch in dem Brief vom 22. Juli 1913 an seine Frau deutete Moltke auf einen „*eventuellen Zusammenstoss zwischen Germanen- und Slawentum*“ hin, Moltke, *Erinnerungen, Briefe, Dokumente*, S. 374.

¹³⁵ Conrad an Moltke, 15. Februar 1913, in: Hölzle, *Quellen zur Entstehung des Ersten Weltkrieges*, Dok. 63, S. 144. Zu diesem Briefwechsel Mombauer, *Helmuth von Moltke*, S. 151-153, vgl. auch Fischer, *Krieg der Illusionen*, S. 243-245.

¹³⁶ Dazu Förster, *Der deutsche Generalstab*, S. 155f. u. Mommsen, *Topos*, S. 216f.

¹³⁷ Entwurf eines Schreibens vom Mai 1914, Moltke an Bethmann Hollweg, in: *Reichsarchiv, Der Weltkrieg, Kriegsrüstung und Kriegswirtschaft*, Anlagen zum 1. Bd., Dok. 65, S. 192f. Vgl. Afflerbach, *Falkenhayn*, S. 133f.

¹³⁸ Moltke an Jagow, 4. August 1914, in: Geiss, *Julikrise*, 2. Bd., Dok. 1140, S. 679.

¹³⁹ Zit. nach Mombauer, *Helmuth von Moltke*, S. 244.

sprechen wollen, doch nach dem Krieg finden sich auch bei ihm diesbezügliche Deutungsformen. In einer Erörterung über Kant und den „ewigen Frieden“ versuchte Conrad gerade mit dem Argument der Ungleichheit der Rassen die Vision eines ewigen Völkerfriedens zu zerpfücken. Nachdem er auf das „*Naturgesetzmässige des Daseinskampfes*“ verwiesen hatte, fuhr er fort:

„[Z]u bedenken möchte ich geben, ob man wirklich an eine Erdenperiode glauben kann, in der alle Menschen auf gleich hoher Stufe der Entwicklung stehen, vom patagonischen Kannibalen und dem Südseeinsulaner bis zum Goethe-Menschen unserer Rasse? Wer dies erhofft, wer dies möglich hält, der möge sich vor allem vor Augen halten, dass es gar keine Gleichheit der Rassen gibt und dass sich diese im Wandel der Jahrtausende ebenso ablösen wie die Einzelmenschen, vom Entstehen über das Emporblühen zum Vergehen! Dass daher von einer gleichartigen, über die ganze Erde verbreiteten, Menschheit nie die Rede sein kann. Ist aber die Ungleichheit der Rassen anerkannt, ist zuzugeben, dass sich Rassen und Völker [...] in der Existenz auf dieser Erde ablösen, dann ist es unvermeidlich, ihnen auch den Kampf um diese Existenz bis zur kriegesischen, als der naturgemässen Gewaltanwendung zuzugestehen.“¹⁴⁰

In diese Passage erscheint paradigmatisch ein Ensemble verschiedener Diskursstränge: Sozialdarwinistische und geschichtsphilosophische Diskursmuster (Entstehen, Emporblühen, Vergehen) fügen sich mit dem Rassen- bzw. Rassenkampfdiskurs zu einer umfassenden Sinngebung des Krieges zusammen. Krieg und (Rassen-)Kampf erhalten hier ihren Sinn und Zweck als unverzichtbare Bestandteile des historisch-biologischen Prozesses des Auf- und Abstiegs von Rassen/Völkern.

Wie nun rassistische Sichtweisen die Kriegsdeutung und die Vernichtungssemantik in der Wehrmacht des Dritten Reiches beeinflusst haben, ist Thema des nächsten Abschnitts.

¹⁴⁰ Conrad, Aufzeichnungen, S. 305f. Vgl. im Weiteren Aufzeichnungen, S. 163f. u. 205 sowie Sondhaus, Conrad von Hötendorf, S. 208 u. 223.

4. Vernichtungskrieg und Genozid – Der Krieg gegen die Juden

In Theorie und Praxis des Nationalsozialismus besaßen Rassismus und Antisemitismus eine elementare Bedeutung. Rassistische und antisemitische Vorurteile und Ideengebilde fanden nicht nur eine ideologisch-propagandistische Ausformung, sondern wurden auch zu einer erlebten Realität, sei es in den Handlungen der Täter, sei es in den Leiden der Opfer. Auch die Wehrmacht war mit dem Gedankengut des Rassismus und Antisemitismus indoktriniert worden und sie machte sich, insbesondere während des Krieges im Osten, zahlreicher Verbrechen schuldig. Die Diskussion und Polemik um die Ausstellung über Wehrmachtsverbrechen hat gezeigt, wie lange diese Tatsache verdrängt worden war und wie hartnäckig sich das Bild einer „sauberen“ Wehrmacht, wenn auch nicht in der historischen Forschung, so doch in der deutschen Öffentlichkeit festgesetzt hatte.

Die folgenden Ausführungen berühren breite und komplexe Themenfelder bezüglich des Antisemitismus und Rassismus, der Indoktrination und Propaganda, der Ideologie und Praxis des Vernichtungskrieges im Osten sowie des Holocausts. Im Kontext dieser Themengebiete, auf die freilich nicht näher eingegangen werden kann, geht es darum zu zeigen, wie eine entgrenzte rassenideologisch-antisemitische Vernichtungssemantik Deutung und Legitimation des Krieges prägte und sich in der Wehrmacht des nationalsozialistischen Deutschlands ein entsprechender Kriegs- bzw. Vernichtungsdiskurs formierte.

a. Verfestigte Feindbilder – Antisemitismus und Antibolschewismus

Feindbilder bedingen eine „exkludierende Identifizierung“, welcher, wie Mihran Dabag schreibt, „in den Vorbereitungsphasen von kollektiver Gewalt und Genozid [eine] entscheidende motivierende und legitimierende Bedeutung zukommt.“¹⁴¹ Die als Feind gesetzte Gruppe wurde dehumanisiert und aus der Gattung Mensch ausgeschlossen.¹⁴² Dies galt in besonderem Masse für das zentrale Feindbild des Nationalsozialismus, die Juden.

Der Antisemitismus hat eine lange, wechselvolle Geschichte.¹⁴³ Über Jahrhunderte hinweg wurden Juden diskriminiert und verfolgt, immer wieder wurden sie zu Opfern von Vertreibung, Gewaltausbrüchen und Pogromen. Antijüdisches resp. antisemitisches Denken konnte viele und

¹⁴¹ Dabag/Gründer/Ketelsen, *Kolonialismus*, S. 13.

¹⁴² Vgl. Langewiesche, *Wandel*, S. 11f.

¹⁴³ Einen kompakten Überblick zur Geschichte des Antisemitismus bietet Bergmann, *Geschichte des Antisemitismus*, siehe auch Geiss, *Geschichte des Rassismus*, S. 261-293 u. passim. Zum Antisemitismus im Kaiserreich Ullrich, *Die nervöse Grossmacht*, S. 383-397. Einen Forschungsüberblick zum Antisemitismus in den beiden Weltkriegen geben Bergmann/Wetzel, *Antisemitismus*.

ganz unterschiedliche Formen annehmen. Im vorliegenden Zusammenhang bedeutsam ist die Tatsache, dass sich neben einer konventionellen, religiös, ökonomisch oder politisch motivierten Judenfeindschaft gegen Ende des 19. Jahrhunderts ein rassistischer, völkisch-nationalistischer Antisemitismus breitmachte. „Mit der völkischen Rassentheorie“, so der Antisemitismusforscher Werner Bergmann, „hatte man eine wissenschaftliche Basis gefunden, die den Konflikt mit den Juden ‚versachlichte‘ und zugleich als unausweichlich ausgab.“¹⁴⁴ Der durch biologistische und rassentheoretische Ideologeme aufgeladene Rassenantisemitismus konzipierte die Juden als eigene Rasse und konstruierte eine rassische Antithese zwischen Ariern und Juden; die Juden wurden zum „biopolitischen Feind *par excellence*“.¹⁴⁵ Dabei wurden die Juden in der Rassenklassifikation nicht einfach als niedrigere oder minderwertige Rasse eingeteilt, sondern als eigentliche „Gegenrasse“ definiert. Houston Stewart Chamberlain erklärte in seiner auflagestarken, zum Klassiker des Antisemitismus avancierten Schrift „Die Grundlagen des XIX. Jahrhunderts“ den Rassengegensatz zum Motor der Geschichte. Die abendländische Geschichte fasste er als unaufhörlichen Kampf zwischen der arisch-germanischen und der jüdischen Rasse auf.¹⁴⁶ Die jüdische Bevölkerungsminderheit wurde solchermassen als ein nicht dem Volk und der Nation zugehöriger Fremdkörper und als grosse soziobiologische Gefahr für das deutsche Volk gesehen. Die Juden standen gleichzeitig für die als bedrohlich wahrgenommenen Merkmale der Moderne wie Kapitalismus, Sozialismus, Demokratie, Liberalismus, Atheismus oder Materialismus.¹⁴⁷ Zahlreiche Gruppierungen, Parteien, Verbände und Vereine im Deutschen Kaiserreich propagierten den Antisemitismus und trugen mit ihrer Agitation zu dessen Verbreitung bei.

Auf Diskriminierung stiessen Juden auch in der Armee, wurde ihnen doch die Offizierslaufbahn erschwert und der Zugang zu führenden Offiziersposten geradezu verunmöglicht.¹⁴⁸ Der Antisemitismus im Militär offenbarte sich im Ersten Weltkrieg offenkundig durch die sogenannte „Juden-zählung“ vom Oktober 1916, mit der die jüdischen Soldaten im Heere statistisch erfasst wurden, da der Vorwurf erhoben worden war, die Juden würden sich vor dem Kriegsdienst drücken. Diese Untersuchung ergab nun genau das Gegenteil; das Ergebnis wurde aber nie veröffentlicht, was antisemitischen Spekulationen weiteren Vorschub leistete.¹⁴⁹ Die Niederlage des Weltkrieges nahmen Antisemiten und Rechtsextreme jeglicher Couleur zum Anlass, die Juden mit neuen Vorwürfen und Diffamierungen einzudecken, so dass sich die Judenfeindschaft in der

¹⁴⁴ Bergmann, Geschichte des Antisemitismus, S. 48. Vgl. Geulen, Wahlverwandte, S. 196-215.

¹⁴⁵ So Geulen, Wahlverwandte, S. 202.

¹⁴⁶ Ullrich, Die nervöse Grossmacht, S. 385f., Bergmann, Geschichte des Antisemitismus, S. 49.

¹⁴⁷ Bergmann, Geschichte des Antisemitismus, S. 42. Ullrich, Die nervöse Grossmacht, S. 386.

¹⁴⁸ Allgemein zum Antisemitismus im deutschen Militär Wette, Die Wehrmacht, S. 35-94.

¹⁴⁹ Zum Antisemitismus in der Kaiserreicharmee und zur Juden-zählung Wette, Die Wehrmacht, S. 40-51.

Nachkriegszeit weiter radikalisierte. Für die Niederlage und Krisen wurden die Juden (neben Sozialisten, Kommunisten und Pazifisten) verantwortlich gemacht, sie galten als Revolutionäre und Träger des demokratischen Systems. In der Anfangszeit der Weimarer Republik herrschte ein Klima der Gewalt, geschürt von rechtsextremen Gruppierungen und Freikorps. An den Mordanschlägen gegen linke und jüdische Exponenten waren oft rechtsradikale Militärs beteiligt, so etwa an den Attentaten gegen Karl Liebknecht, Rosa Luxemburg, Kurt Eisner oder Walther Rathenau.¹⁵⁰ Für Hitlers NSDAP, in den zwanziger Jahren noch eine rechtsextrem-völkische Partei unter vielen, gehörte ein radikaler Antisemitismus zur Parteiprogramm.¹⁵¹ Mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten 1933 wurde der Antisemitismus zur Staatsdoktrin, es begann eine Zeit der zunehmenden systematischen Entrechtung, der Verfolgung und des Terrors, kulminierend in Auschwitz und der „Endlösung“.

Dieser knappe Abriss über die Entwicklung des Antisemitismus soll ins Bewusstsein rufen, wie virulent antisemitische Überzeugungen in der deutschen Gesellschaft waren. Der Antisemitismus mochte zwar viele verschiedene Gesichter haben, von vagen Ressentiments bis zum mörderischen Antisemitismus Hitlers und der Nazis. Es muss offenbleiben, wie viele einem „eliminatorischen Antisemitismus“¹⁵² tatsächlich anhängen. Wolfram Wette hält dazu fest: „Wichtiger als die Klärung dieser quantitativen Frage scheint jedoch der Tatbestand zu sein, dass sich diese extremste Form des Antisemitismus unter den Bedingungen eines allgemeinen Vorbehalts gegen die Juden entfalten und betätigen konnte. Die Mörder konnten offensichtlich mit dem zustimmenden oder klammheimlichen Wegschauen der Mitläufer rechnen.“¹⁵³ In einem diskursiven Feld von (latenten bis konkreten) Vorurteilen, Stereotypisierungen, Feindbildern und „Redeweisen“ über Juden konnte Antisemitismus aktiviert, konkretisiert, radikalisiert und schliesslich als Vernichtung praktiziert werden.

Für die vorliegende Thematik spielt ein weiteres Feindbild eine wichtige Rolle, nämlich das des Bolschewismus, wobei Antibolschewismus und Antisemitismus in einem engen Zusammenhang standen. Im Exkurs zu Hitlers Kriegsauffassung wurde dargelegt, wie dieser den Bolschewismus als eine der Methoden des „Weltjudentums“ zur Erringung der Weltherrschaft betrachtete und für ihn die Sowjetunion von den Juden beherrscht war. Die Formel des „jüdischen Bolschewismus“ war aber nicht Hitlers Erfindung. Dieses Schlagwort kursierte schon 1918 wäh-

¹⁵⁰ Dazu Wette, *Die Wehrmacht*, S. 52-68.

¹⁵¹ Die Ausformung des hitlerschen Antisemitismus ist bereits im Exkurs erörtert worden.

¹⁵² Diesen Begriff gebraucht Daniel J. Goldhagen in seinem umstrittenen Buch „Hitlers willige Vollstrecker. Ganz gewöhnliche Deutsche und der Holocaust“; vgl. etwa die Überschrift zu Kapitel 16, S. 487: „Der eliminatorische Antisemitismus: Das Motiv für den Völkermord“.

¹⁵³ Wette, *Die Wehrmacht*, S. 35.

rend der Novemberrevolution und wurde etwa auch von rechtsradikalen Militärs gebraucht.¹⁵⁴ Das bereits vor dem Ersten Weltkrieg bestehende negative Russlandbild und die allgemeine rassistische Deklassierung der Slawen zur minderwertigen Rasse resp. zu „Untermenschen“ oder „asiatischen Horden“ verdichteten sich gemeinsam mit antisemitischen und antibolschewistischen Sichtweisen zu einem eigentlichen „Feindbildkomplex“ (Wolfram Wette).¹⁵⁵ Dieser Feindbildkomplex bildete den weltanschaulichen Rahmen für die Eroberung von „Lebensraum“ im Osten und den damit verbundenen Vernichtungskrieg.¹⁵⁶

Wie konkret gerade das Feindbild Juden in den Köpfen vieler Militärs verankert war, zeigen exemplarisch die Aussagen von Werner Freiherr v. Fritsch, Oberbefehlshaber des Heeres von 1935 bis Februar 1938.¹⁵⁷ Fritsch stellte den Typus eines konservativen, den preussisch-deutschen Traditionen verhafteten Offiziers dar, der gleichzeitig auch eine klar antisemitische Haltung einnahm. In einem Brief aus dem Jahre 1924 zählte der damalige Reichswehroffizier Fritsch seine Feindbilder auf, die wohlgemerkt Feindbilder vieler seiner Offizierskameraden waren: *„Denn letzten Endes sind Ebert, Pazifisten, Juden, Demokraten, Schwarzrotgold u. Franzosen alles das Gleiche, nämlich die Leute, die die Vernichtung Deutschlands wollen.“*¹⁵⁸ Neben anderen waren es auch die Juden, die nach Fritschs Ansicht Deutschland „vernichten“ wollen: Die Juden als existentielle nationale Bedrohung. Fritsch, der Opfer einer Intrige der Naziführungsriege geworden war und seinen Posten als Oberbefehlshaber des Heeres unter unwürdigen Umständen hatte aufgeben müssen, verfasste im Dezember 1938 einen weiteren aufschlussreichen Privatbrief. Darin heisst es:

„Bald nach dem Kriege kam ich zur Ansicht, dass 3 Schlachten siegreich zu schlagen seien, wenn Deutschland wieder mächtig werden sollte. 1. die Schlacht gegen die Arbeiterschaft, sie hat Hitler siegreich geschlagen. 2. gegen die katholische Kirche, besser gesagt gegen den Ultramontanismus u. 3. gegen die Juden. In

¹⁵⁴ Vgl. Wette, Die Wehrmacht, S. 51f.

¹⁵⁵ Zur Ausprägung der Feindbilder Russland, Sowjetunion und Bolschewismus siehe Wette, Die Wehrmacht, S. 13-34, vgl. im Weiteren Wette, Juden, Bolschewisten, Slawen, Wette, Rassenfeind u. Jahn, Russenfurcht. Trotzdem gab es während der Weimarer Republik noch eine enge Zusammenarbeit zwischen Reichswehr und Roter Armee (Wette, Die Wehrmacht, S. 28f.) Zur Verbreitung des Schlagwortes vom „jüdischen Bolschewismus“ Traverso, Moderne und Gewalt, S. 104-109, vgl. auch Bergmann, Geschichte des Antisemitismus, S. 89.

¹⁵⁶ Vgl. Hürter, Gotthard Heinrici, S. 359: „Der Antibolschewismus der traditionellen Eliten mit seinen antislawischen und antijüdischen Ingredienzien sowie die Radikalisierung der Militärdoktrin in der Zwischenkriegszeit bildeten ein hochexplosives Gemisch, an das der Nationalsozialismus nur noch die Lunte legen musste.“

¹⁵⁷ Zu Fritschs Feindbildern und Antisemitismus Wette, Die Wehrmacht, S. 88-90.

¹⁵⁸ Fritsch an Karl Heinrich v. Stülpnagel, 16. November 1924, zit. nach Wette, Die Wehrmacht, S. 88.

diesen Kämpfen stehen wir noch mitten drin. Und der Kampf gegen die Juden ist der schwerste. Hoffentlich ist man sich über die Schwere dieses Kampfes überall klar.“¹⁵⁹

Auffallend an dieser Passage ist die verwendete Schlachten- und Kampfmetaphorik. Mit dem „Kampf gegen die Juden“ meinte Fritsch wohl noch nicht deren konkrete physische Elimination und Vernichtung. Jedoch wurde, wie dies bereits im Brief von 1924 zum Tragen kam, deutlich zum Ausdruck gebracht, dass die Juden eine Bedrohung darstellen und als Feinde – auf welche Weise auch immer – zu bekämpfen sind. Wenn Fritsch zudem den Kampf gegen die Juden als den „schwersten“ bezeichnete, so wurde diesem Kampf eine erweiterte Dimension zugeschrieben als den Kämpfen gegen Arbeiter und Ultramontanismus.

Ein anderes Beispiel für die Verfestigung des Feindbildes „jüdischer Bolschewismus“ sind Bemerkungen August v. Mackensens, dem alten, berühmten Generalfeldmarschall aus dem Ersten Weltkrieg, der als prestigeträchtiges Symbol der Kontinuität zwischen Kaiserreich und Drittem Reich galt. Im Zusammenhang mit dem spanischen Bürgerkrieg hielt Mackensen fest, die Geschehnisse in Spanien seien der „*Vorbote des jüdischen Generalangriffs*“ und weiter: „*Die Juden spielen mit den Karten einer unheimlichen Weltverschwörung das Spiel um die Weltherrschaft [...] Es gilt zühen, unnachgiebigen Widerstand gegen den Weltfeind, die Fremdenlegion der Kreml-Weltrevolution zu entfachen.*“¹⁶⁰ Auch hier wieder die typischen antisemitischen Stereotype: Das jüdische Weltherrschaftsstreben und die (bolschewistischen) Juden als „Weltfeind“ und Bedrohung.¹⁶¹

b. Die antisemitische Indoktrination in der Wehrmacht

Das rassistische und antisemitische Gedankengut des Nationalsozialismus wurde rasch auch in der Armee aufgenommen, und dementsprechende Massnahmen liessen nicht lange auf sich warten, wie etwa die Einführung des „Arier-Paragraphen“ in der Reichswehr im Jahre 1934.¹⁶² Im politischen Unterricht der Wehrmacht wurde eifrig rassenideologische Indoktrination betrieben.

¹⁵⁹ Fritsch an Baronin Schutzbar, 11. Dezember 1938. Quellenkritik sowie Edition und Faksimile des Briefes bei Reynolds, Der Fritsch-Brief, Zitat S. 370.

¹⁶⁰ Mackensen am Jahrestreffen der Generalstabsvereinigung, 28. Februar 1937, zit. nach Schwarzmüller, Mackensen, S. 333. An anderer Stelle sprach Mackensen vom internationalen Judentum und seiner politischen Verkörperung durch den Bolschewismus (ebd., S. 332). Schwarzmüller ist der Meinung, Mackensens Antisemitismus sei eher traditionell antijudaistisch als rassistisch gewesen.

¹⁶¹ An eine Bedrohung durch die Juden und eine Weltverschwörung des internationalen Judentums hatte auch Generalfeldmarschall Alfred Graf v. Waldersee geglaubt, vgl. Knab, Falsche Glorie, S. 94f.

¹⁶² Dazu Wette, Die Wehrmacht, S. 74-88. Ein Beispiel für die rasche Aufnahme des rassistischen Gedankenguts des Nationalsozialismus in der Armee ist ein im August 1933 erschienener Leitartikel des Militär-Wochenblatts. Dort wurden die nationalsozialistischen Zielsetzungen der „*Notwendigkeit edler Menschengröße*“ und der „*Bekämpfung alles Rassefremden und -schädigenden*“ bedingungslos bejaht (Der Soldat und die nationale Revolution, Leitartikel des Militär-Wochenblatts vom 18. August 1933, in: Müller, Armee und Drittes Reich, Dok. 33, S. 166).

Das Unterrichtsprogramm des nationalpolitischen Lehrganges 1938/39 an der Kriegsakademie beispielsweise umfasste im Lehrgang 1 Vorträge über „Grundsätze der nationalsozialistischen Rassepolitik“, „Die praktischen Massnahmen der Rassen- und Erbgesundheitspflege“ und im Lehrgang 2 „Der Bolschewismus“, „Die Freimaurerei“ und schliesslich „Das Weltjudentum“.¹⁶³ Einige Unterrichtsschriften befassten sich explizit mit der Rassen- und Judenthematik, so etwa die Hefte der „Richtlinien für den Unterricht über politische Tagesfragen“ mit den Themen „Die Judenfrage“ und „Rassepolitik“.¹⁶⁴ Die „Richtlinien“ vom Dezember 1938 trugen den bezeichnenden Titel „Der Weltkampf des Juden“. Darin stand, dass „*der Jude*“ in der Erfüllung seines „*Weltherrschaftstraumes*“ zugleich die Erfüllung seiner Religion sehe; diesen Kampf führe er aber von jeher „*[s]einem Blut und seinem Wesen nach [...] nicht als einen heldischen Machtkampf, sondern er nistete sich als Schmarotzer*“¹⁶⁵ in andere Völker ein [...].“ Die Welt habe nun kein Recht, sich über den „*Abwehrkampf der Deutschen gegen den jahrhundertealten Vernichtungswillen des Judentums*“ zu entrüsten. Erst wenn „*der Jude aus der Machtstellung auch in den anderen Ländern beseitigt ist, wird die Möglichkeit einer Verständigung zwischen den Völkern auf dem Grundsatz gerechter Ansprüche und freien Eigenlebens gegeben sein.*“¹⁶⁶ Das Streben nach Weltherrschaft, nach Unterjochung und Vernichtung anderer Nationen, die Art des Kampfes – parasitäre Unterminierung statt offener Kampf –, all diese zentralen antisemitischen Motive, wie sie in exakt gleicher Weise auch in Hitlers Schriften anzutreffen sind, wurden hier gebündelt. Und wie Hitler den Juden vorwarf, Kriege zur Erreichung ihrer Ziele anzuzetteln, wurden sie in dieser Fibel als Hindernis für eine Völkerverständigung dargestellt. Die Juden wurden so in der Quintessenz ausserhalb der Völkerfamilie gestellt, als ein das Völkerleben infizierender Fremdkörper.¹⁶⁷

Im Jahre 1939 wurde für den Wehrmachtsunterricht eine neue Reihe von Schulungsheften eingeführt. Die Oberbefehlshaber der drei Wehrmachtteile waren übereingekommen, dass

¹⁶³ Die Programme sind abgedruckt bei Müller, Das Heer und Hitler, Dok. 38, S. 648-650; zu diesen Lehrgängen Messerschmidt, Wehrmacht, S. 219-222.

¹⁶⁴ Heft Nr. 16 „Rassepolitik“ und Nr. 18 „Die Judenfrage“ von 1937, vgl. Messerschmidt, Wehrmacht, S. 76. 1936 wurde vom Reichskriegsministerium ein „Wegweiser für den rassehygienischen Unterricht in der Wehrmacht“ herausgegeben. Dort heisst es: „*Das deutsche Volk steht in einem biologischen Abwehrkampf nach zwei Fronten, nach Osten gegen das zahlenmässig stets wachsende Slawen- und Mongolentum, nach Westen gegen das Einsickern negroider und anderer fremdrassiger Erbströme.*“ (S. 28; zu diesem „Wegweiser“ Messerschmidt, Wehrmacht, S. 77f.). Man beachte die Verwendung von kriegsspezifischen Ausdrücken: „Abwehrkampf“, „Fronten“!

¹⁶⁵ Einige Zeilen weiter ist die Rede vom „*jüdischen Parasiten*“.

¹⁶⁶ BA-MA, RWD 12/30, „Richtlinien für den Unterricht über politische Tagesfragen“, Nr. 24 vom 1. Dezember 1938; dieses Heft erschien vor dem Hintergrund des Novemberpogroms, Förster, Geistige Kriegführung, S. 499f., vgl. Messerschmidt, Wehrmacht, S. 356f.

¹⁶⁷ Ein weiteres Beispiel für die antisemitische Indoktrination findet sich im BA-MA, RH 12-1/76, Der nationalpolitische Unterricht im Heere, Entwurf einer Heeresdruckvorschrift, 4. Ausfertigung (undatiert, gemäss Findbuch des BA-MA „um 1938“). Dort wurde u. a. festgehalten: „*Der Kampf gegen das Judentum ist daher nichts anderes als eine Handlung der Notwehr, der Wille zur Erhaltung der eigenen Art und des völkischen Lebens.*“ (S. 147) und: „*Der Soldat muss sich bewusst sein, dass die Ausschaltung des jüdischen Volkes aus Deutschland jeden einzelnen angeht [...].*“ (S. 149).

dem politischen und weltanschaulichen Unterricht eine erhöhte Bedeutung beizumessen sei und dass dieser möglichst einheitlich ausgerichtet werden sollte. Ab Februar 1939 wurden die „Schulungshefte für den Unterricht über nationalsozialistische Weltanschauung und nationalpolitische Zielsetzung“ vom OKW an alle Stellen der Wehrmacht herausgegeben.¹⁶⁸ Eines dieser Hefte enthielt einen ausführlichen Beitrag zum Thema „Der Jude in der deutschen Geschichte“.¹⁶⁹ Wolfram Wette meint, die wesentlichen Aussagen dieses Beitrags dürften in allen Einheiten der Wehrmacht zum Gegenstand des politischen Unterrichts gemacht worden sein; man könne davon ausgehen, dass es sich bei diesem Aufsatz um ein wesentliches Dokument der wehrmacht-spezifischen antisemitischen Indoktrination handle.¹⁷⁰ Eine eingehende Betrachtung dieses Textes lohnt sich, da dieser in paradigmatischer Weise Antisemitismus und Kriegsdeutung verklammert. Die Abhandlung, pseudowissenschaftlich und pseudohistorisch argumentierend, ist eine Ansammlung antisemitischer Stereotype und Klischees, systematischer Diffamierungen und unverhohlener Drohungen. Die Juden wurden entmenslicht, indem man sie als Schädlinge, als Parasiten titulierte: Der „*jüdische Parasit*“; die Juden würden sich von Völkern wie „*die Parasiten unter den Pflanzen*“ ernähren;¹⁷¹ ein „*Bazillus [...] zur Verseuchung des ganzen Volkes*“;¹⁷² für sie gelte allein das Gesetz des „*Schmarotzertums*“;¹⁷³ sie seien „*ein Ansteckungsherd, der das deutsche Volk in seiner biologischen [...] Existenz*“ bedrohe.¹⁷⁴ Sie würden an den Natur- und Lebensgesetzen freveln, denn ihr Materialismus, ihre Geldgier beraube „*die Dinge in der Menschenwelt wie in der Natur ihres eigentümlichen wesenhaften Wertes [...]*.“ Und einmal mehr folgte der Vorwurf an das Judentum, den offenen – „natürlichen“ – Kampf zu scheuen: „*Seine Hemmungslosigkeit tobt sich niemals im offenen Kampf unter Einsatz der eigenen Existenz aus [...]*.“¹⁷⁵ Durch die Förderung von Amoral in Presse, Literatur, Theater und Film, die Verpönung von Ehe und Familie hätten die Juden versucht, die deutsche Volkskraft zu zersetzen. Diese Vorwürfe gipfelten im Ausspruch, ihr Ziel sei „*eindeutig der Tod des deutschen Volkes*“ gewesen. Um dieser „*Verseuchung des deutschen Volkes*“ endgültig Einhalt zu gebieten, müsse das „*jüdische Gift [...] auch aus den letzten Poren des deutschen Volkes noch ausgeschwitzt werden*.“¹⁷⁶ Auffallend ist, dass in diesen Sätzen ständig die Wendung „deutsches Volk“ gebraucht

¹⁶⁸ Wette, Die Wehrmacht, S. 90.

¹⁶⁹ Schulungshefte für den Unterricht über nationalsozialistische Weltanschauung und nationalpolitische Zielsetzung, hg. vom OKW, 1. Jg. 1939, Heft 5: Der Jude in der deutschen Geschichte, von Dr. C. A. Hoberg, S. 3-42.

¹⁷⁰ Wette, Die Wehrmacht, S. 91, seine Analyse dieses Textes S. 91-94, vgl. auch Messerschmidt, Wehrmacht, S. 354 u. Förster, Geistige Kriegführung, S. 502.

¹⁷¹ Der Jude in der deutschen Geschichte, S. 7.

¹⁷² Der Jude in der deutschen Geschichte, S. 11.

¹⁷³ Der Jude in der deutschen Geschichte, S. 13.

¹⁷⁴ Der Jude in der deutschen Geschichte, S. 32.

¹⁷⁵ Der Jude in der deutschen Geschichte, S. 12f.

¹⁷⁶ Der Jude in der deutschen Geschichte, S. 34.

wurde; den Wehrmachtsangehörigen sollte klarwerden, dass die Substanz, die Existenz des ganzen Volkes durch die jüdische Bedrohung auf dem Spiel stehe.

Der Nationalsozialismus wolle nun dem jüdischen Volk energisch entgegentreten, *„er will es aus dem Bereich deutschen Lebens radikal ausschalten, wie es für einen Fremdkörper, Schmarotzer und Krankheitsträger das einzig Richtige ist.“*¹⁷⁷ Dass sich die Massnahmen gegen die Juden nicht darin erschöpfen würden, deren vollständige Auswanderung aus Deutschland zu erzwingen, machte diese Wehrmachtsschrift unmissverständlich klar: *„Der Abwehrkampf gegen das Judentum wird weitergehen, auch wenn der letzte Jude Deutschland verlassen hat. Denn es bleiben zwei grosse und wichtige Aufgaben: 1. die Ausmerzung aller Nachwirkungen des jüdischen Einflusses, vor allem in der Wirtschaft und im Geistesleben, 2. der Kampf gegen das Weltjudentum, das alle Völker der Welt gegen Deutschland aufzubetzen trachtet.“*¹⁷⁸ Das Weltjudentum nämlich versuche, so lautete die Begründung, Deutschland mit der Hilfe Englands, Amerikas, Frankreichs und Russlands (also Länder, denen ein starker jüdischer Einfluss unterstellt wurde) zu vernichten.¹⁷⁹ Besonders aufschlussreich ist der Abschnitt am Ende des Aufsatzes:

*„Wir Deutsche kämpfen heute einen doppelten Kampf. Den nichtjüdischen Völkern gegenüber wollen wir nur unsere Lebensinteressen durchsetzen. Wir achten sie und führen eine ritterliche Auseinandersetzung mit ihnen. Das Weltjudentum aber bekämpfen wir, wie man einen giftigen Parasiten bekämpfen muss; wir treffen in ihm nicht nur einen Feind unseres Volkes, sondern eine Plage aller Völker. Der Kampf gegen das Judentum ist ein sittlicher Kampf für die Reinheit und Gesundheit des gottgeschaffenen Volkstums und für eine neue gerechtere Ordnung in der Welt.“*¹⁸⁰

Es folgte abschliessend ein Zitat aus „Mein Kampf“: *„Adolf Hitler hat diesem Kampf den tiefsten Sinn gegeben: ‚So glaube ich heute im Sinne des allmächtigen Schöpfers zu handeln: indem ich mich des Juden erwehre, kämpfe ich für das Werk des Herrn.‘“*¹⁸¹

Was zeichnet diesen Text neben den üblichen stereotypen antisemitischen Phrasen aus? Es ist die Benennung und Konkretisierung eines Kampfes bzw. Krieges, der sich von den herkömmlichen Kämpfen unterscheidet, gleichsam eine Dichotomisierung („doppelter Kampf“): Auf der einen Seite die „ritterliche“ Auseinandersetzung um machtpolitische Interessen, auf der anderen Seite der Kampf gegen einen nicht nur politischen oder nationalen Feind, sondern viel-

¹⁷⁷ Der Jude in der deutschen Geschichte, S. 37. Vgl. S. 8: *„Mit der Vernichtung der jüdischen Macht in Deutschland hat Adolf Hitler also der grössten Judenschaft in der Welt gewissermassen das Haupt abgeschlagen.“*

¹⁷⁸ Der Jude in der deutschen Geschichte, S. 40.

¹⁷⁹ Der Jude in der deutschen Geschichte, S. 40f.

¹⁸⁰ Der Jude in der deutschen Geschichte, S. 41f.

¹⁸¹ Der Jude in der deutschen Geschichte, S. 42. Vgl. Zehnpfennig, Hitlers Mein Kampf, S. 288.

mehr gegen einen *pathologischen* und *biologischen* Feind, gegen einen „giftigen Parasiten“, eine „Plage“, einen „Fremdkörper“, „Schmarotzer“ und „Krankheitsträger“. Die Juden wurden durch diese Pathologisierung und Biologisierung zu einer die nationalen Grenzen sprengenden Gefahr, zu einer weltumspannenden, existentiellen Bedrohung erklärt. Der Kampf gegen das Judentum als ein Kampf um „Reinheit und Gesundheit“, als ein Kampf für die gottgewollte Ordnung und Natur – gegen die die Juden ja verstossen würden – erhielt dadurch den Nimbus einer „sittlichen“ Tat. Dieser Kampf gegen einen „giftigen Parasiten“ konnte in der Konsequenz aber nicht ritterlich sein, sowenig er sich nur gegen feindliche Kombattanten richten konnte.

Somit wurde schon vor Kriegsbeginn Offizieren und Soldaten ein aggressives antisemitisches Feindbild mit eliminatorischer Stossrichtung vermittelt und die Legitimationsgrundlage gelegt für eine völlige Entgrenzung des Krieges, ein Krieg, der mit einer herkömmlichen militärischen Auseinandersetzung wenig mehr gemein haben sollte.¹⁸²

c. Der entgrenzte Rassen- und Vernichtungskrieg

Dass der Krieg eine neue Dimension annehmen würde, hatte Adolf Hitler in einigen seiner Reden klar zum Ausdruck gebracht. Bereits vor Kriegsbeginn kündete er in einer Zusammenkunft höherer Wehrmachtsoffiziere am 10. Februar 1939 an: „*Der nächste Kampf wird ein reiner Weltanschauungskrieg sein, d. h. bewusst ein Volks- und ein Rassenkrieg sein.*“¹⁸³ Einen Monat zuvor hatte Hitler in der vielzitierten Reichstagsrede öffentlich mit der „*Vernichtung der jüdischen Rasse in Europa*“ gedroht.¹⁸⁴ Im November 1939 kommentierte er den begonnenen Krieg mit den Worten: „*Es ist ein Rassenkampf ausgebrochen, wer in Europa und damit in der Welt herrschen soll.*“¹⁸⁵ Den bevorstehenden Russlandfeldzug charakterisierte der Diktator am 30. März 1941 vor der versammelten Wehrmachtführung als „*Vernichtungskampf*“, der es erforderlich mache, vom Standpunkt des soldatischen Kameradentums abzurücken; dieser Krieg werde nicht geführt, um den Feind zu konser-

¹⁸² Wette, Die Wehrmacht, schreibt dazu (S. 94): „Von diesem Dokument der rassistischen Indoktrination führt ein direkter Weg zu den Befehlen höchster militärischer Stellen im Frühjahr und Sommer 1941, mit denen dem deutschen Ostheer ein rassenideologischer Krieg befohlen wurde, in dem es dann tatsächlich nicht nur um den Sieg über die Rote Armee der Sowjetunion gehen sollte, sondern auch um die Vernichtung grosser Gruppen von Nichtkombattanten, die durch eine Kombination von rassistischen und politischen Kriterien zu Feinden erklärt wurden.“

¹⁸³ Rede vom 10. Februar 1939, in: Müller, Armee und Drittes Reich, Dok. 167, S. 370.

¹⁸⁴ Reichstagsrede vom 30. Januar 1939, in: Michalka, Das Dritte Reich, Dokumente, Bd. 1, Dok. 200, S. 267.

¹⁸⁵ Ansprache an die Oberbefehlshaber der Wehrmacht vom 23. November 1939, zit. nach Förster, Verbrecherische Befehle, S. 138.

vieren. Dieser Kampf werde sich sehr unterscheiden vom Kampf im Westen.¹⁸⁶ In dieser letzten Bemerkung scheint das Motiv vom „doppelten Kampf“ wieder auf!

Zum Krieg mit der Sowjetunion existiert eine Fülle von Forschungsarbeiten, besonders auch was die Rolle der Wehrmacht anbelangt.¹⁸⁷ Es konnte gezeigt werden, dass die Wehrmacht ebenfalls in die Judenvernichtung und andere Verbrechen involviert war und keineswegs – wie dies oft von ehemaligen Wehrmachtsgenerälen nach dem Krieg behauptet wurde – bloss eine rein militärische Auseinandersetzung führte. Die Wehrmacht, und nicht nur die SS, die Polizei oder der SD, war eine der entscheidenden Institutionen des NS-Staates gewesen, um die Eroberung und Ausbeutung des Ostens und die rassenideologisch geprägte Versklavung bzw. Vernichtung grosser Bevölkerungsteile zu verwirklichen. Anhand einiger exemplarischer Aussagen von Militärs sowie aus Schulungsmaterialien und Armeebefehlen wird nun im Folgenden untersucht, mit welchen Argumentationsformen der Krieg gegen die Sowjetunion als Rassenkampf und Vernichtungskrieg gedeutet, legitimiert und konzipiert wurde.

Das Ideologem des Rassenkampfes griff der Oberbefehlshaber des Heeres Walther v. Brauchitsch in einer Ansprache vor der Heeresgeneralität am 27. März 1941 auf. In Bezug auf den bevorstehenden Krieg gegen die Sowjetunion müsse sich die Truppe darüber klar sein, *„dass der Kampf von Rasse gegen Rasse geführt wird, und mit nötiger Schärfe vorgehen.“*¹⁸⁸ Der Topos vom Kampf zwischen Germanen und Slawen liess sich auch wieder reaktivieren; so teilte der Oberbefehlshaber der 18. Armee, General Georg v. Küchler, seinem Stab am 22. Juni 1941 mit, der an diesem Tag begonnene Feldzug sei die *„Fortsetzung eines seit Jahrhunderten durchgeführten Kampfes zwischen Germanentum und Slawentum“*, ein *„Kampf zwischen zwei rassistisch verschiedenen Völkern“* wie auch ein

¹⁸⁶ Aus den Aufzeichnungen Generaloberst Halders über Hitlers Ausführungen vom 30. März 1941, in: Ueberschär/Wette, Der deutsche Überfall auf die Sowjetunion, Dok. 3, S. 249. Zu dieser Ansprache siehe ausführlich Hürter, Hitlers Heerführer, S. 1-13 sowie Förster, Unternehmen Barbarossa, S. 427f. u. Wette, Die Wehrmacht, S. 95-98.

¹⁸⁷ Hier eine Auswahl von Forschungsarbeiten zum Vernichtungskrieg der Wehrmacht. Ausführlich Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg, Bd. 4: Der Angriff auf die Sowjetunion, bes. der Beitrag von Förster, S. 413-447; zur ideologischen/weltanschaulichen Ausgestaltung des Ostkrieges und zur diesbezüglichen Indoktrination und wehrgeistigen Führung der Wehrmacht Förster, Geistige Kriegführung, S. 519-640, vgl. auch Förster, The relation, Förster, Verbrecherische Befehle, Bartov, The Eastern Front, Bartov, Operation Barbarossa, Bartov, Hitlers Wehrmacht, Bartov, Germany's War and the Holocaust (Omer Bartov betont in seinen Arbeiten die Bedeutung der rassenideologischen Indoktrination für den Vernichtungskrieg), Fritz, Ideology and Motivation, Wette, Die Wehrmacht, S. 95-139 (Kapitel „Wehrmacht und Judenmorde“), Messerschmidt, Wehrmacht, S. 306-480, Messerschmidt, Wehrmacht, Ostfeldzug und Tradition, Heer/Naumann, Vernichtungskrieg, Heer, Bittere Pflicht, Heer, Nicht Planer, aber Vollstrecker, Jahn/Rürup, Erobern und Vernichten. Eine Auswahl von Quelldokumenten bei Ueberschär/Wette, Der deutsche Überfall auf die Sowjetunion. Eine aufschlussreiche Analyse zum Denken und Handeln von Oberbefehlshabern der Heeresgruppen und Armeen bietet die Studie von Hürter, Hitlers Heerführer. Die Wehrmachtsverbrechen dokumentiert ausführlich der Ausstellungskatalog des Hamburger Instituts für Sozialforschung, Verbrechen der Wehrmacht; vgl. auch die Beiträge von Teil VI (Die Wehrmacht als Teil des NS-Unrechtsstaates) des Sammelbandes Die Wehrmacht, S. 739-963.

¹⁸⁸ Zit. nach Hürter, Hitlers Heerführer, S. 212 u. 231f.

Kampf zwischen zwei Weltanschauungen.¹⁸⁹ Knapp ein halbes Jahr nach dem Beginn des Unternehmens „Barbarossa“ erschien im Dezember 1941 ein Merkblatt für den nationalpolitischen Unterricht im Heere, welches sich ausführlich dem Thema Rassenkampf widmete.¹⁹⁰ Mit Rekurs auf sozialdarwinistische Deutungsmuster wurden Grund und Zweck des Rassenkampfes erklärt. „Der Kampf ist ein Naturgesetz“, lautete das altbekannte Argument, „[d]ie ganze Welt ist auf Kampf gestellt.“ Wie nun Pflanzen und Tiere untereinander kämpfen, so kämpfen auch die Menschen als Sippen, Völker oder Rassen gegeneinander: „Der Kampf der verschiedenen Menschenarten gegeneinander, der Rassenkampf, ist daher ganz natürlich. Diesem Kampf kann keine Rasse ausweichen, wenn sie ihr Leben und ihren Platz an der Sonne behaupten will.“ Die unterschiedlichen Formen des Rassenkampfes erläuterte der folgende Abschnitt:

„So zieht sich durch die Geschichte der Welt der Rassenkampf der Völker. Wir finden ihn in den verschiedensten Formen: nicht nur in dem offenen Waffenkampf, sondern auch in den alltäglichen Grenzkämpfen an den Rändern der Lebensräume, in den politischen und diplomatischen Machtkämpfen der Nationen, in den wirtschaftlichen Konkurrenzkämpfen der Staaten und in dem geistigen Wettbewerb der grossen Kulturen. Dieser Rassenkampf spielt sich auch nicht nur an den Grenzen zwischen den Staaten, sondern auch oft innerhalb der Grenzen eines Staates ab. Das ist besonders das Schicksal der Völker, die ihre rassischen Kräfte nicht erhalten und sich durch Rassenmischung den Feind ins Land geholt hat. Unter dem friedlichen Deckmantel des ‚Pazifismus‘, der ‚Demokratie‘ und des ‚Völkerbundes‘, unter der trügerischen Parole ‚Ewiger Friede‘ ging dieser entscheidende Kampf der Rassen verstärkt und ungehindert weiter. Es brachte auch unser Volk in Gefahr und Frankreich, den Sieger des Weltkrieges, letzten Endes zur Niederlage von 1940, weil seine Rasse nicht mehr die innere und äussere Kraft zum Kampf hatte.“

Diese Zeilen zeichnen das Bild eines ubiquitären, permanenten Rassenkampfes, der sich nicht nur in der Form des Krieges, der militärischen Auseinandersetzung äussert, sondern auch als politisch-diplomatischer Machtkampf, als wirtschaftlicher Konkurrenzkampf oder als „geistiger“ Kampf. Sie entwerfen zudem den Rassenkampf als biopolitischen Kampf innerhalb eines Staates um den Erhalt der „rassischen“, durch „Rassenmischung“ gefährdeten Kräfte (Beispiel Frankreich).

Der Abschnitt mit dem Titel „Die jüdische Gefahr“ machte alsdann klar, welches der Hauptfeind im Rassenkampf sei. Von der „jüdische[n] Rasse“, dieser „zühen, zersetzenden Rasse“ dro-

¹⁸⁹ Zit. nach Hürter, Hitlers Heerführer, S. 219. Major i. G. v. Coelln bezeichnete im Juli 1941 Deutschland als den letzten Schildhalter der „weissen Rasse“, zit. nach Förster, Russlandbild, S. 150.

¹⁹⁰ BA-MA, RH 19 III/489, Nationalpolitischer Unterricht im Heere, Merkblätter zum Unterricht für den Kompanieführer, Merkblatt Nr. 15, Dezember 1941 (ohne Seitenangaben).

he eine tödliche Gefahr für die arischen Völker Europas: „*Er [der Jude] ist deshalb der Hauptfeind im Rassenkampf der Welt anzusehen.*“ Der aktuelle Krieg wurde als Auseinandersetzung mit dem Judentum ausgelegt und als Kampf gegen den jüdischen Vernichtungswillen legitimiert: Hinter den Kriegsgegnern Deutschlands – England, Sowjetrußland, Amerika – stehe „*der starke und hasserfüllte Wille des Judentums, das deutsche Volk endgültig zu vernichten, weil es die jüdische Gefahr erkannt hat und sich dagegen wehrt.*“ Das Ziel müsse darum die „*Ausschaltung der jüdischen Rasse aus dem deutschen Lebensraum*“ sein.¹⁹¹

Die Bezugnahme auf die Juden gehörte zum zentralen Element der Deutung des Krieges im Osten, ja des Zweiten Weltkrieges generell.¹⁹² Viele Wehrmachtsoffiziere hatten Idee und Diktion des radikalen völkisch-nazistischen Antisemitismus internalisiert und in ihre Sinnggebung des Krieges eingeflochten. Das (Welt-)Judentum war aus dieser Perspektive der zentrale Feind, der Deutschland vernichten wolle und der alle Kriegsgegner Deutschlands motiviere und stütze, ein mächtiger globaler, alles durchdringender Feind. Für den General der Panzertruppe Ludwig Crüwell steckte der „*jüdische Bazillus*“ hinter den Bombenangriffen vom Juli/August 1943 auf Hamburg. „*Es sind die Juden*“, sagte Crüwell, „*die uns Mann für Mann vernichten wollen. [...] Sie wollen sich krampfhaft vor ihrem unumgänglichen Untergang [!] retten.*“¹⁹³ Der hochdekorierte General der Fallschirmtruppe Bernhard Ramcke meinte im Januar 1945, die Weltgeschichte werde dem Führer einmal Recht geben, „*dass er diese grosse, jüdische Gefahr für alle Völker erkannt und dass er die jüdisch-kommunistische Gefahr im Osten für Europa erkannt hat.*“¹⁹⁴ Zwei Fälle, in denen Offiziere freundschaftliche Kontakte zu Juden aufrecht erhalten hatten, veranlassten den Chefadjutanten der Wehrmacht bei Hitler und Heerespersonalchef Rudolf Schmundt im Oktober 1942 zu einer Direktive, in der von allen Offizieren eine klare antisemitische Haltung gefordert wurde.¹⁹⁵ Darin war unter anderem die Rede vom „*gegenwärtige[n] harte[n] Kampf gegen den jüdisch-bolschewistischen Welt-*

¹⁹¹ Auch das darauffolgende Merkblatt Nr. 16 bezog sich im Abschnitt „Rassenschande“ auf die Juden als die „*gefährlichste Fremdrasse*“ (BA-MA, RH 19 III/489, Nationalpolitischer Unterricht im Heere, Merkblätter zum Unterricht für den Kompanieführer, Merkblatt Nr. 16, Dezember 1941). Vgl. ferner Vossler, Propaganda, S. 129.

¹⁹² Vgl. in diesem Zusammenhang zum Antisemitismus der Heerführer im Osten Hürter, Hitlers Heerführer, S. 509–517. Nach Hürter haben sich im Ostfeldzug zwei Antisemitismen radikalisiert: „[Z]um einen der religiös und kulturell motivierte, nicht unbedingt mörderische Antisemitismus gegen die orthodoxen Juden Mittel- und Osteuropas, zum anderen der politisch und ideologisch motivierte, in diesem Feldzug hochgradig aggressive und unbedingt ‚eliminatorische‘ Antisemitismus gegen den so genannten jüdischen Bolschewismus, d. h. vor allem gegen die assimilierte ‚jüdische Intelligenz‘ in Staats- und Parteidiensten.“ (S. 515). Vgl. im Weiteren Messerschmidt, Wehrmacht, S. 353–361 sowie zum Antisemitismus in der nationalsozialistischen Propaganda im Zweiten Weltkrieg Herf, Der Krieg und die Juden.

¹⁹³ Diese Aussagen stammen aus den Abhörprotokollen der Briten, die in Trent Park nördlich von London Gespräche gefangengenommener deutscher Generäle systematisch abgehört haben. Dazu die Studie und Quellenedition von Neitzel, Abgehört. Die Aussage Crüwells, der im Mai 1942 in Nordafrika gefangengenommen worden war, aus Neitzel, Abgehört, Dok. 13, 12. August 1943, S. 107.

¹⁹⁴ Neitzel, Abgehört, Dok. 61, 26./27. Januar 1945, S. 174f.

¹⁹⁵ Dazu Wette, Die Wehrmacht, S. 133–135.

feind“.¹⁹⁶ Einen Monat darauf, an einem Lehrgang für höhere Adjutanten an der Kriegsakademie, erklärte Schmundt, die Juden, „*die überall als ‚Fermente der Dekomposition‘ wirken*“, hätten es fertig gebracht, „*eine blutsverwandte Nation in den Krieg mit uns zu betzen*“ (gemeint war wohl England).¹⁹⁷ Auch Hauptmann i. G. Robert Bernardis, der sich am Widerstand gegen Hitler beteiligte und nach dem gescheiterten Attentat vom 20. Juli 1944 hingerichtet wurde, fasste den Krieg als Auseinandersetzung mit dem Judentum auf. England, Amerika und Sowjetrussland hielt er für Exponenten des Judentums im Kampf gegen Deutschland. Bernardis titulierte das Judentum als „*Feind Deutschlands und der Welt*“.¹⁹⁸

Der NS-Führung wie auch der Wehrmachtführung war sehr daran gelegen, Offizierskorps und Truppe auf eine einheitliche politisch-weltanschauliche Linie zu trimmen, je mehr die militärischen Erfolge ausblieben und Deutschland in die Defensive geriet. Eine der Massnahmen war die Herausgabe einer Schrift durch das Heerespersonalamt, die dem Offizier als weltanschaulicher Wegweiser und Instruktionshilfe für die ideologische Erziehung seiner Soldaten dienen sollte. Die Schrift erschien im Frühjahr 1944 unter dem bezeichnenden Titel „Wofür kämpfen wir?“¹⁹⁹ Den Ausführungen vorangestellt war der Führerbefehl vom 8. Januar 1944. Darin wies Hitler darauf hin, wie entscheidend es sei, dass in weltanschaulicher Hinsicht eine bedingungslose Übereinstimmung zwischen Staatsführung und Offizierskorps herrsche. Dieser Krieg werde deshalb so erbittert und erbarmungslos geführt, weil er das entscheidende Ringen zweier völlig entgegengesetzter Weltanschauungen darstelle. Blinder Gehorsam genüge für die seelische Kampfkraft des Heeres nicht, für die Kampfentschlossenheit sei auch das Erkennen des „Woher“ und „Wofür“ ausschlaggebend. Hitler befahl daher, das im „Wofür kämpfen wir?“ enthaltene weltanschauliche Gedankengut im planmässigen Unterricht dem Soldaten überzeugend nahezubringen.

Was beinhaltete dieses Gedankengut, dessen Verbreitung Hitler so nachdrücklich verlangte? Wie der Titel der ca. 145-Seiten langen Schrift – „Wofür kämpfen wir?“ – schon andeutet, wurde nach Antworten auf die Frage nach dem Sinn und Zweck des Krieges gesucht. Die Frage

¹⁹⁶ Zit. nach Wette, Die Wehrmacht, S. 134, vgl. auch Messerschmidt, Wehrmacht, S. 355.

¹⁹⁷ BA-MA, RH 12-1/75, Vortrag vom 17. November 1942. Aus der kompromisslosen Haltung zur Judenfrage ergebe sich, wie Schmundt weiter ausführte, die richtige Einstellung zu den Exekutionen, die die Wehrmacht ja nicht selber auszuführen brauche. Vgl. Förster, Geistige Kriegführung, S. 547.

¹⁹⁸ Bernardis war der 3. Generalstabsoffizier beim LI. Armeekorps; diese Aussagen stammen aus einer Lagebeurteilung vom 12. Juli 1941, zit. nach Förster, Russlandbild, S. 150. Vgl. auch BA-MA, RH 12-1/75, Notizen des Leutnants und NSFO Albert vom 12. Juli 1944, worin dieser die Kriegsziele Amerikas und der Sowjetunion folgendermassen auf den Punkt brachte: „*Weltherrschaft des Kapitalismus – Weltherrschaft des Bolschewismus. Beide zusammen Weltherrschaft des Juden.*“

¹⁹⁹ Wofür kämpfen wir? Hg. vom Personalamt des Heeres, Januar 1944. Zur Entstehungsgeschichte dieser Schrift Förster, Geistige Kriegführung, S. 581-583. Sie erschien in einer Auflage von ca. 300'000 Exemplaren und wurde auch in der Marine und der Luftwaffe benutzt. Zur Rechtfertigung des Ostkrieges diente auch das Richtheft Nr. 3, Der Schicksalskampf im Osten, hg. vom NS-Führungsstab des OKW (1944).

nach dem „Wofür“ wurde jedoch hauptsächlich mit dem „Wogegen“ beantwortet. Der erste Teil befasste sich nämlich ausführlich mit den Kriegsgegnern Deutschlands.²⁰⁰ Dabei ist besonders aufschlussreich, dass unter der Rubrik „Unsere Gegner“ das Judentum an erster Stelle genannt wurde! Danach erst folgten der Bolschewismus, England und Amerika.²⁰¹ Der Abschnitt über das Judentum umfasste die üblichen antisemitischen Unterstellungen hinsichtlich der Weltherrschaftsabsichten der Juden und ihrer diesbezüglichen Methoden (Marxismus, Liberalismus, Materialismus, Kapitalismus, Freimaurerei).²⁰² Aber auch in den Abschnitten über den Bolschewismus, England und Amerika standen die Juden im Zentrum:²⁰³ Der Bolschewismus sei ein Instrument des Weltjudentums zur Erlangung der Weltherrschaft, England ein von den Juden beherrschtes Land (*„In der Brutalität der Bombenangriffe zeigt sich klar der jüdische Geist Englands“*²⁰⁴) und die USA derjenige Staat mit dem grössten jüdischen Einfluss (Präsident Roosevelt als der *„Willensvollstrecker des Weltjudentums“*²⁰⁵). In den Erörterungen über die jüdischen Weltherrschaftspläne wurde zudem hervorgehoben, wie tief der Hass der Juden auf das nationalsozialistische Deutschland als einer *„Bastion gegen das Weltjudentum“* gehe und wie gross deren Vernichtungswillen sei: *„Darum hasst uns das Judentum abgrundtief! Und darum wird es kein Mittel unversucht lassen, uns restlos zu vernichten!“*²⁰⁶ Es fällt auf, wie vehement die Vernichtungsabsichten des Judentums betont wurden, so als wollte man gewissermassen die eigene Vernichtungspraxis rechtfertigen.²⁰⁷ Und einmal mehr wurde der Jude als Menschheitsfeind charakterisiert und zum Gegenpart des (arischen) Menschen umdefiniert: *„Der Jude ist der Gegenpol des nordischen Menschen, der Erzfeind jedes freien Volkes überhaupt.“*²⁰⁸

Diese ganze Wehrmachtsschrift ist vom Phantasma der jüdischen Weltherrschafts- und Vernichtungsabsichten durchdrungen; dieses Phantasma bildete mithin den Fluchtpunkt der Deutung des Krieges. Den Wehrmachtsangehörigen sollte bewusst werden, dass im Kampf gegen den Bolschewismus und die „Plutokratien“ England und Amerika gleichzeitig das Judentum getroffen werde: *„Kampf dem Bolschewismus und Kampf den Plutokratien. Unser Sieg über beide bedeutet die*

²⁰⁰ Im zweiten Teil (S. 66-133) wurden hauptsächlich die Grundlagen der nationalsozialistischen Weltanschauung, für die es zu kämpfen gelte, erörtert. Darauf wird hier nicht näher eingegangen.

²⁰¹ Wofür kämpfen wir, Inhaltsverzeichnis, S. 143f.

²⁰² Wofür kämpfen wir, S. 8-20.

²⁰³ Wofür kämpfen wir, S. 21-33 (Bolschewismus), S. 34-44 (England) u. S. 45-55 (Amerika).

²⁰⁴ Wofür kämpfen wir, S. 37, vgl. S. 38: *„England ist das Musterbeispiel dafür, wie der Jude als Träger des Materialismus und Individualismus das Volkstum und damit die Volkskraft wie ein Bazillus in einem Organismus mehr und mehr einschmilzt.“*

²⁰⁵ Wofür kämpfen wir, S. 45.

²⁰⁶ Wofür kämpfen wir, S. 8.

²⁰⁷ Besonders krass wird der *„brutale jüdische Vernichtungswillen“* auf S. 62f. beschrieben: Man wolle Deutschland aufteilen und die Bevölkerung sterilisieren, es drohe die restlose Vertilgung des deutschen Volkes. Vgl. auch S. 13: Das Judentum habe Deutschland *„den Kampf auf Leben und Tod“* angesagt u. S. 55, wo von der *„Vernichtung des Reiches und Europas“* als Ziel der Juden die Rede ist, welches sie aber nicht erreichen würden ...

²⁰⁸ Wofür kämpfen wir, S. 13, vgl. Müller, Nationalismus, S. 54.

Vernichtung des Judentums [...].“²⁰⁹ Ebenso sollten sie sich im Klaren darüber sein, dass der gegenwärtige Krieg eine unvermeidbare Auseinandersetzung zweier grundverschiedener Lebensordnungen und Ideenwelten darstelle – „*Dieser Krieg musste kommen als Austrag zwischen dem Nationalsozialismus als der germanisch-deutschen idealistischen Auffassung von der Lebensgestaltung und dem jüdisch-materialistischen Ungeist*“ – und sich im Endzweck letztlich gegen den jüdischen „*Vernichtungswillen*“²¹⁰ richte.²¹⁰ In diesem Sinne erhielt die Frage nach dem „Wofür kämpfen wir?“ ihre Antwort.

Das im gleichen Jahr vom NS-Führungsstab des OKW herausgegebene Schulungsheft zum „Kampf als Lebensgesetz“, welches vor allem sozialdarwinistische Bezüge enthielt,²¹¹ sprach die Rolle des Judentums ebenfalls an.²¹² Dabei wurde, wie so oft schon, den Juden unterstellt, gegen das „natürliche“ Lebensgesetz des Kampfes zu verstossen und nicht selber zu kämpfen, sondern als zersetzende Parasiten zu wirken:

*„Lebensverneinend ist und darum immer nur zerstörend wirkt der materialistische Geist des Judentums. Überall, wo die Juden auftreten, erweisen sie sich [...] als Ursache der Zersetzung und als Parasiten, als ‚Ferment der Dekomposition‘. Für den Juden bedeutet der Kampf nicht Lebensgesetz. Nein, persönlich geht er ihm aus dem Wege, aber er hetzt die Nichtjuden in den Kampf, um [...] sein Lebensgesetz zu erfüllen, alle Schätze und alle Macht auf der Welt in seiner Hand zu vereinigen.“*²¹³

Mit den hier nachgezeichneten antisemitisch fundierten Deutungen können Ursachen und Ausprägungen des Vernichtungskrieges nicht erschöpfend erklärt werden. Es ist schwierig festzustellen, inwieweit die von der Wehrmacht betriebene Praxis der Vernichtung sowie die Handlungen von Offizieren und Soldaten konkret auf weltanschaulichen Prämissen und antisemitischen Überzeugungen beruhten.²¹⁴ Neben ideologischen Dispositionen war ein komplexes Bündel anderer Motive und Ursachen von Belang, wie militärisches Kalkül und militärische Handlungslogiken, situative Bedingungen und generell die radikalisierte Eigendynamik des

²⁰⁹ Wofür kämpfen wir, S. 13

²¹⁰ Wofür kämpfen wir, S. 62.

²¹¹ Vgl. die Analyse in Kapitel III, 2c.

²¹² Richtheftes des OKW, Der Kampf als Lebensgesetz, hg. vom NS-Führungsstab des OKW, Heft 5, 1944, S. 10, 29, 31, 39f. u. 47.

²¹³ Der Kampf als Lebensgesetz, S. 21 (Hervorhebungen im Original). Weiter heisst es: „*Er kämpft nicht, sondern betriegt, bestiehlt, plündert, raubt, mordet, weil solches erlaubt und verordnet ist in seinem Gesetz.*“

²¹⁴ Diese Problematik besteht nicht nur in Bezug auf die Wehrmacht, sondern allgemein für die Frage nach den Ursachen der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik und des Holocausts. War die „Endlösung“ die Verwirklichung eines konkreten Plans und einer konsequenten Politik, basierend auf dem fanatischen Judenhasse Hitlers (intentionalistischer Ansatz), oder war sie mehr Folge der chaotischen Regierungsstruktur, unsystematischer Initiativen und eines kumulativen eigendynamischen Radikalisierungsprozesses (strukturalistischer/funktionalistischer Ansatz)? Diese Debatte untersucht eingehend Kershaw, NS-Staat, S. 148-206, vgl. auch Bergmann/Wetzl, Antisemitismus, S. 459-465 u. Förster/Gessler, Ultimate Horror, S. 66f.

Krieges. Den Russlandfeldzug allein unter den Aspekten der Rassenideologie und des Antisemitismus zu sehen, würde daher zu kurz greifen. Jedoch waren diese für die Deutung und Sinngebung des Krieges im Osten von fundamentaler Bedeutung. Das diskursive Sinngeflecht dieser rassistischen/antisemitischen Deutungs- und Erklärungsmuster formierte ein bestimmtes Wissen bzw. eine spezifische „Wahrheit“ über Juden, Krieg und Vernichtung. Dadurch wurde es möglich, den Vernichtungskrieg nicht nur zu imaginieren, sondern auch zu legitimieren und zu konkretisieren. Wie in den Kolonialkriegen war kollektive Vernichtung wiederum denkbar, sagbar und praktikierbar geworden, und dies nicht nur hinsichtlich der Juden, sondern auch in Bezug auf andere Bevölkerungsgruppen oder die sowjetischen Kriegsgefangenen.²¹⁵

Die Wirkmächtigkeit dieser diskursiven Wissensformationen zeigt sich in vielen militärischen Befehlen, Anordnungen und Berichten, die von einer radikalisierten Vernichtungssemantik und einer Sprache der Dehumanisierung durchdrungen waren. Besonders drastisch führt dies ein Lagebericht des Kommandeurs der 707. Infanterie-Division, Generalmajor v. Bechtolsheim, vom 19. Oktober 1941 vor Augen: *„Die Juden [...] sind unsere Todfeinde. Diese Feinde sind aber keine Menschen mehr im europäischen Kultursinn, sondern von Jugend auf zu Verbrechern erzogen und als Verbrecher geschulte Bestien. Bestien aber müssen vernichtet werden.“*²¹⁶ In den von der Abteilung Wehrmachtpropaganda (WPr) im OKW herausgegebenen „Mitteilungen für die Truppe“ sprach man von der Auslöschung des *„rote[n] Untermenschentum[s]“*²¹⁷, und die Kommissare der Roten Armee wurden auf eine niedrigere Stufe als Tiere gestellt: *„Was Bolschewiken sind, das weiss jeder, der einmal einen Blick in das Gesicht eines der Roten Kommissare geworfen hat. Hier sind keine theoretischen Erörterungen mehr nötig. Es hiesse die Tiere beleidigen, wollte man die Züge dieser zu einem hohen Prozentsatz jüdischen Menschenschinder tierisch nennen.“*²¹⁸ In diesen Zeilen manifestiert sich, wie Sven Oliver Müller und Omer Bartov dies formulieren, „eine dualistische Perspektive, in der Angehörige der Feindarmee als minderwertige oder halbtierische Rasse konsequent aus der Menschheit ausgegrenzt wurden“²¹⁹ und „a complete dehumanisation of the peoples of the East“²²⁰.

²¹⁵ Zur Behandlung der sowjetischen Kriegsgefangenen die Studie von Streit, Keine Kameraden.

²¹⁶ Zit. nach Heer, Killing Fields, S. 64f.

²¹⁷ Mitteilungen für die Truppe, Nr. 112, Juni 1941, zit. nach Wette, Die Wehrmacht, S. 103.

²¹⁸ Mitteilungen für die Truppe, Nr. 116, Juli 1941, zit. nach Messerschmidt, Wehrmacht, S. 326, vgl. ebd., S. 326-339 u. Förster, Geistige Kriegführung, S. 524.

²¹⁹ Müller, Nationalismus, S. 51.

²²⁰ Bartov, The Eastern Front, S. 83. Ein anschauliches Beispiel, wie die dehumanisierende Rhetorik sich in der Praxis ausgewirkt hat, gibt eine Schilderung Generals v. Thoma (aus Neitzel, Abgehört, Dok. 107, 16./17. September 1944, S. 258-260). Thoma erzählte, wie Wehrmachtsangehörige die brutale Ermordung einer russischen Bauernfamilie mit kleinen Kindern rechtfertigt hatten: *„Die wir erschossen haben, das sind ja keine Menschen. Der Führer sagte doch, die Russen sind keine Menschen, die gehören in die Tierklasse [...]“* (ebd., S. 259). Thoma verlangte die Todesstrafe, die Schuldigen kamen aber mit einer Versetzung zu einer Strafkompagnie davon.

Ein Generalstabsoffizier machte die sowjetischen Politkommissare dafür verantwortlich, dass „*diese Auseinandersetzung kein Kampf mehr zwischen Soldaten zweier Staaten ist.*“ Deren Vernichtung sei die Vorbedingung für den deutschen Sieg.²²¹ Viele deutsche Offiziere fassten den Ostfeldzug als einen den Rahmen traditioneller militärischer Konflikte sprengenden Vernichtungskrieg auf. An antisemitische Deutungsmuster anknüpfend, hielt ein Leutnant fest: „*Diesmal handelt es sich nicht um einen ‚Kavalierskrieg‘ alten Stils, wo es um Landstücke ging [...] Es geht [...] eben um die jüdische Weltgeltung, die unserer Lösung der Judenfrage die Vernichtung des deutschen Volkes entgegenstellt. Es ist schon ein Glaubenskrieg, und zwar ein sehr radikaler, an dessen Ende nur vollständige Vernichtung stehen kann.*“²²² General Gotthard Heinrici vermerkte in einem Brief, die Art und Weise der Kriegführung in Russland habe „*mit anständigem Kampf nichts mehr zu tun.*“²²³ Der Krieg hatte eine Dimension angenommen, wie sie schon das OKW-Schulungsheft von 1939 vorgezeichnet hatte – der Krieg nicht mehr als „*ritterliche Auseinandersetzung*“, sondern als Kampf gegen einen „*giftigen Parasiten*“.²²⁴ Gegenüber den „Untermenschen“ durfte keine Ritterlichkeit mehr bewiesen werden; das traditionelle Ritterlichkeitsideal, dem die Vorstellung einer universellen Menschlichkeit zugrunde lag, wurde von einer Einstellung abgelöst, bei der Milde und Mitleid gegenüber dem dehumanisierten Gegner nichts mehr galten, ja sogar als Verrat an der eigenen Gruppe ausgelegt werden konnten.²²⁵ Eine kurze Bemerkung des Chefs des OKW, Wilhelm Keitel, brachte diese Haltung auf den Punkt. Auf einer Notiz von Admiral Canaris, der Bedenken bezüglich der scharfen Massnahmen gegenüber sowjetischen Kriegsgefangenen anbrachte und für deren völkerrechtskonforme Behandlung plädierte, vermerkte Keitel: „*Die Bedenken entsprechen den soldatischen Auffassungen vom ritterlichen Krieg! Hier handelt es sich um die Vernichtung einer Weltanschauung!*“²²⁶ Die berichtigten, in der Forschung als „verbrecherisch“ bezeichneten Befehle vom Mai und Juni 1941, der Kommissarbefehl und der Kriegsgerichtsbarkeitserlass, waren die augenfällige Konkretisierung

²²¹ So der Dritte Generalstabsoffizier beim Befehlshaber des Rückwärtigen Heeresgebietes Süd Mitte Juli 1941, zit. nach Förster, *Russlandbild*, S. 148.

²²² Brief eines Lt. Kurt N., 24. Februar 1942, zit. nach Müller, *Nationalismus*, S. 57.

²²³ Brief an seine Frau, 29. September 1941, in: Hürter, Gotthard Heinrici, Dok. 26, S. 380. Heinrici meinte bereits 1940, dass die scharfen Ausdrücke gegen Russland in „*Mein Kampf*“ wahrscheinlich nicht nur leere Worte seien (ebd., Tagebuch, 21. September 1940, Dok. 1, S. 365f.).

²²⁴ Schulungshefte für den Unterricht über nationalsozialistische Weltanschauung und nationalpolitische Zielsetzung, hg. vom OKW, 1. Jg. 1939, Heft 5: *Der Jude in der deutschen Geschichte*, S. 41f., vgl. oben Kapitel IV, 4b.

²²⁵ Kühne, *Kameradschaft*, S. 106-108.

²²⁶ Vortragsnotiz des Chefs des Amtes Ausland/Abwehr, Admiral Canaris, vom 15. September 1941 zur Anordnung für die Behandlung sowjetischer Kriegsgefangener, in: Ueberschär/Wette, *Der deutsche Überfall auf die Sowjetunion*, Dok. 27, S. 301f. Dazu passt das vom Oberbefehlshaber des AOK Norwegen, Nikolaus v. Falkenhorst, unterzeichnete Merkblatt vom Juni/Juli 1941 „*Warnung vor heimtückischer Sowjetkriegsführung*“, worin der Gegensatz zwischen der „*ritterlichen Kampfführung*“ in Norwegen und den „*heimtückischsten, verlogenen und unritterlichsten Massnahmen der Sowjetkriegsführung*“ hervorgehoben wurde, in: Ueberschär/Wette, *Der deutsche Überfall auf die Sowjetunion*, Dok. 10, S. 262; ein weiteres Merkblatt mit dem Titel „*Kennt ihr den Feind?*“ sprach vom Kampf gegen einen Feind, bei dem die Handlungsweise anständiger Soldaten und ritterlicher Gegner nicht vorausgesetzt werden könne, ebd., S. 264. Vgl. Hürter, *Hitlers Heerführer*, S. 233.

einer vollkommen entgrenzten Kriegführung, bei der völkerrechtliche und „ritterliche“ Rücksichten nicht die geringste Rolle mehr spielten.²²⁷

Was unter „Vernichten“ nunmehr verstanden wurde, erhellt ein Dokument aus den Unterlagen zur wehrgeistigen Führung der Truppe: *„Denn darüber muss sich jeder Soldat im Osten klar sein, dass es in diesem Kampfe wirklich um das brutale harte Vernichten und Töten des Gegners geht, weil der Gegner an nichts anderes denkt, als in Deutschland einzubrechen und alles, was fähig und tüchtig ist, niederzumachen, Männer, Frauen und Kinder.“*²²⁸ Man beachte, wie hier die Vernichtung des Gegners mit der antizipierten eigenen Vernichtung gerechtfertigt wurde.²²⁹

Der Charakter des Ostkrieges enthüllt sich auch in einer Anzahl Armeebefehle höherer Wehrmachtsbefehlshaber.²³⁰ Die Befehle der Generäle Erich Hoepner, Walter v. Reichenau, Hermann Hoth und Erich v. Manstein sind ein exemplarischer Beleg dafür, wie sehr die Wehrmachtführung den Krieg gegen die Sowjetunion unter rassenideologischen Gesichtspunkten ausgelegt hat. Dabei bildeten die Juden (in Kombination mit den Attributen „bolschewistisch“ oder „asiatisch“) einen Fixpunkt ihrer Deutungen. Generaloberst Hoepner, Befehlshaber der Panzergruppe 4, erklärte im Mai 1941 seinen Untergebenen, dass der bevorstehende Krieg gegen Russland *„ein wesentlicher Abschnitt im Daseinskampf des deutschen Volkes“* sei. Dieser „Daseinskampf“ vollzog sich für Hoepner nun in Form des Rassenkampfes sowie des Kampfes gegen den jüdischen Bolschewismus: *„Es ist der alte Kampf der Germanen gegen das Slawentum, die Verteidigung europäischer Kultur gegen moskowitisch-asiatische Überschwemmung, die Abwehr des jüdischen Bolschewismus.“* Es ist ein Kampf, dessen Ziel die Vernichtung ist – Vernichtung nicht mehr als Mittel zum Zweck, sondern als Zweck an sich: *„Dieser Kampf muss die Zertrümmerung des heutigen Russland zum Ziele haben und deshalb mit unerhörter Härte geführt werden. Jede Kampfhandlung muss in Anlage und Durchführung von dem eisernen Willen zur erbarmungslosen, völligen Vernichtung des Feindes geleitet sein.“* Hoepner fügte an, dass es insbesondere für *„die Träger des heutigen russisch-bolschewistischen Systems“* keine Schonung ge-

²²⁷ Der Kommissarbefehl ordnete die unverzügliche Liquidierung der Politkommissare der Roten Armee an. Der Kriegsgerichtsbarkeitserlass entzog Straftaten feindlicher Zivilpersonen der ordentlichen Kriegsgerichtsbarkeit; feindselige Handlungen von Zivilisten sollten sofort ohne Gerichtsverfahren bestraft werden, auf blossen Verdacht hin konnten sie hingerichtet werden; gegen Ortschaften durften kollektive Gewaltmassnahmen ergriffen werden. Darüber hinaus wurde der gerichtliche Verfolgungszwang bei Übergriffen von Wehrmachtsangehörigen auf Landesbewohner aufgehoben. Zu diesen Befehlen ausführlich Hürter, Hitlers Heerführer, S. 247-265 u. Förster, Unternehmen Barbarossa, S. 426-440.

²²⁸ BA-MA, RHD 45/2, Gedanken zur wehrgeistigen Führung, OKH, Gen. z.b.V./HWesAbt, Nr. 5, März 1943, S. 4.

²²⁹ Dazu Bartov, Hitlers Wehrmacht, S. 190f.: Es sei für die Wehrmacht wichtig gewesen, mit den Schreckensbildern der drohenden Vernichtung durch den jüdischen Bolschewismus den Widerstandswillen der Truppe zu stärken.

²³⁰ Ein Überblick zu diesen Befehlen bei Wette, Die Wehrmacht, S. 100-102.

be, und schloss damit selbstredend auch die Juden mit ein, die ja als Inbegriff des bolschewistischen Systems galten.²³¹

Generalfeldmarschall Walter v. Reichenau als Oberbefehlshaber der 6. Armee deklarierte den Krieg explizit zum Feldzug gegen „das jüdisch-bolschewistische System“ mit dem Ziel der „*Ausrottung des asiatischen Einflusses im europäischen Kulturkreis*.“ Der Soldat müsse, verlangte Reichenau, volles Verständnis haben für „die Notwendigkeit der harten, aber gerechten Sühne am jüdischen Untermenschen“ und unterstellte gleichzeitig, dass stets Juden Erhebungen im Rücken der Wehrmacht anzetteln würden. In verklausulierter Form rechtfertigte hier Reichenau die Massenexekutionen der SD-Einsatzgruppen, die im Bereich der 6. Armee stattfanden, insbesondere das Massaker in der Schlucht von Babij Jar bei Kiew vom 29. und 30. September 1941, bei dem über 30'000 Juden ermordet worden waren und in das auch die 6. Armee involviert gewesen war.²³² Es ging eben darum, „das deutsche Volk von der asiatisch-jüdischen Gefahr ein für allemal zu befreien“, wie es am Schluss des Befehls hiess. Dazu sei ein rücksichtsloser und unbarmherziger Vernichtungskampf vonnöten, „die völlige Vernichtung der bolschewistischen Irrlehre, des Sowjetstaates und seiner Wehrmacht“ sowie „die erbarmungslose Ausrottung artfremder Heimtücke und Grausamkeit [...]“. ²³³

Im Gefolge des Reichenau-Befehls sahen sich noch weitere Oberkommandierende bemüsst, entsprechende Weisungen zu erlassen. In derjenigen des Oberbefehlshabers der 17. Armee, Generaloberst Hermann Hoth, wurden die Juden als „geistige Stützen des Bolschewismus“, „Zuträger seiner Mordorganisation“ und „Helfer der Partisanen“ gebrandmarkt. Zudem bezog sich Hoth auf das Wirken der Juden in Deutschland: „Es ist die gleiche jüdische Menschenklasse, die auch unserem Vaterlande durch ihr volk- und kulturfeindliches Wirken so viel geschadet hat, heute in der ganzen Welt deutschfeindl. Strömungen fördert und Träger der Rache sein will.“ Hoths unmissverständliche Quintessenz lautete: „Ihre Ausrottung ist ein Gebot der Selbsterhaltung.“ ²³⁴ Auch Erich v. Manstein, der zu dieser Zeit als Oberbefehlshaber der 11. Armee fungierte und der sich nach dem Krieg als unpolitischer und

²³¹ Befehl des Befehlshabers der Panzergruppe 4, Generaloberst Hoepner, zur bevorstehenden Kampfführung im Osten vom 2. Mai 1941, in: Ueberschär/Wette, Der deutsche Überfall auf die Sowjetunion, Dok. 5, S. 251, vgl. Hürter, Hitlers Heerführer, S. 543. In seinem Befehl vom 12. September 1941 hielt Keitel fest, dass der Kampf gegen den Bolschewismus ein rücksichtsloses Vorgehen verlange, speziell gegen die Juden als Hauptträger des Bolschewismus, zit. nach Förster, The relation, S. 94.

²³² Zum Massaker von Babij Jar Wette, Die Wehrmacht, S. 115-128.

²³³ Armeebefehl des Oberbefehlshabers der 6. Armee, Generalfeldmarschall v. Reichenau, vom 10. Oktober 1941, in: Ueberschär/Wette, Der deutsche Überfall auf die Sowjetunion, Dok. 20, S. 285 (Hervorhebung im Original); dazu Hürter, Hitlers Heerführer, S. 581-585. Der Reichenau-Befehl traf bei den vorgesetzten Stellen auf grosse Zustimmung und wurde auch den anderen Heeresgruppen bekannt gemacht. Hitler selbst fand den Befehl ausgezeichnet.

²³⁴ Armeebefehl des Oberbefehlshabers der 17. Armee, Generaloberst Hoth, vom 17. November 1941, in: Ueberschär/Wette, Der deutsche Überfall auf die Sowjetunion, Dok. 21, S. 288. Vgl. auch folgende Passage (ebd.): „Jede Spur aktiven oder passiven Widerstandes oder irgendwelcher Machenschaften bolschewistisch-jüdischer Hetzer ist sofort erbarmungslos auszurotten. Die Notwendigkeit harter Massnahmen gegen volks- und artfremde Elemente muss gerade von den Soldaten verstanden werden.“ (Hervorhebung im Original). Zum Hoth-Befehl Hürter, Hitlers Heerführer, S. 575f.

unideologischer „Nur-Soldat“ verkaufte, beschrieb in seinem Armeebefehl die Juden als Wurzel allen Übels. Das Judentum bilde den Mittelsmann zwischen dem Feind im Rücken und den noch kämpfenden Resten der Roten Armee und deren Leitung, es halte alle Schlüsselpositionen der politischen Führung, Verwaltung und Wirtschaft besetzt und stelle eine Zelle für Unruhen und Erhebungen dar. Analog zu Reichenau sprach Manstein alsdann von der *„Notwendigkeit der harten Sühne am Judentum“* und forderte: *„Das jüdisch-bolschewistische System muss ein für allemal ausgerottet werden.“*²³⁵

Ein gemeinsames Merkmal all dieser Armeebefehle war, dass die Juden als allgegenwärtiger Feind erschienen, ein Feind, der in den unterschiedlichsten Gestalten auftrat, als Bolschewist und Partisan,²³⁶ als Hetzer und Saboteur, als Agent oder Politikommissar. All dies konnten die Juden sein; sie waren aber gleichzeitig auch ein Feind *per se*, wie dies die „Richtlinien für das Verhalten der Truppe in Russland“ andeuteten. Diese Richtlinien definierten einleitend, gegen wen sich der kommende Krieg richtet: *„1. Der Bolschewismus ist der Todfeind des nationalsozialistischen deutschen Volkes. Dieser zersetzenden²³⁷ Weltanschauung und ihren Trägern gilt Deutschlands Kampf. 2. Dieser Kampf verlangt rücksichtsloses und energisches Durchgreifen gegen bolschewistische Hetzer, Freischärler, Saboteure, Juden und restlose Beseitigung jedes aktiven oder passiven Widerstandes.“*²³⁸

Im Krieg gegen die Sowjetunion handelte es sich nicht nur um machtpolitische oder ökonomische Interessen, um die Eroberung von „Lebensraum“ und die Sicherung von Rohstoffen. Darum ging es zwar auch, doch waren Ziel und Zweck dieses Krieges viel weitreichender. Der Krieg richtete sich einerseits gegen eine feindliche Weltanschauung, andererseits gegen einen rassistischen und soziobiologischen Feind, besonders gegen die Juden, welche wiederum die zu bekämpfende (bolschewistische) Weltanschauung verkörperten, ein perfider *circulus vitiosus*. Der weltanschauliche und rassistische Feind trat nun aber nicht nur in Uniform in Erscheinung, sondern eben auch als Bolschewist, Partisan, Freischärer sowie als Zivilist – oder einfach als „Jude“. Hierin liegt eine Ursache für den exzessiven Vernichtungskrieg, der mit den Formen einer herkömmlichen militärischen Auseinandersetzung nur mehr wenig zu tun hatte. Der militärische Vernich-

²³⁵ Armeebefehl des Oberbefehlshabers der 11. Armee, Generaloberst v. Manstein, vom 20. November 1941, in: Ueberschär/Wette, Der deutsche Überfall auf die Sowjetunion, Dok. 22, S. 289f., dazu Hürter, Hitlers Heerführer, S. 590f. Dass auch viele Soldaten rassistische und antisemitische Sichtweisen internalisiert hatten, zeigen anhand von Feldpostbriefen Müller, Nationalismus, S. 74-89, Bartov, Hitlers Wehrmacht, S. 241-245 u. passim. So sprach beispielsweise ein Brief von der *„Vernichtung des ewigen Judentums“* und vom *„Kampf gegen das Judentum“* (zit. nach Bartov, Hitlers Wehrmacht, S. 243).

²³⁶ Zur Gleichsetzung von Juden und Partisanen Heer, Killing Fields, S. 65-69, allgemein zum Partisanenkampf der Wehrmacht Heer, Die Logik des Vernichtungskrieges.

²³⁷ „Zersetzend“ war ein Attribut, das notabene häufig im Zusammenhang mit den Juden gebraucht wurde.

²³⁸ Anlage 3 zu den besonderen Anordnungen Nr. 1 zur Weisung Nr. 21 (Fall „Barbarossa“) vom 19. Mai 1941, in: Ueberschär/Wette, Der deutsche Überfall auf die Sowjetunion, Dok. 7, S. 258 (Hervorhebungen im Original).

tungsgedanke, ohnehin schon anfällig für entgrenzende Tendenzen, transformierte sich endgültig zu einem schrankenlosen eliminatorischen Vernichtungskrieg, der sich sowohl gegen Kombattanten als auch gegen unzählige Nichtkombattanten richtete.²³⁹ In Bezug auf diese Transformation ist überdies eine Koinzidenz der traditionellen Fixierung der Militärs auf die „Kriegsnotwendigkeiten“²⁴⁰ mit rassenideologischen Gesichtspunkten festzustellen. Ein „schrankenloser militärischer Utilitarismus“ (Johannes Hürter) hatte sich in der Wehrmacht breitgemacht. Die Sicherheit und die Versorgung der Truppe liess alle humanen und völkerrechtlichen Rücksichtnahmen in den Hintergrund treten, die Grausamkeiten gegenüber Zivilisten und Kriegsgefangenen, die brachiale Partisanenbekämpfung, die willkürlichen Gewaltmassnahmen wie auch die Judenmorde wurden somit oft zu Kriegsnotwendigkeiten erklärt.²⁴¹

Mithin bildeten rassenideologische und antisemitische Deutungsformen in Verbindung mit der militärischen Kultur eines rücksichtslosen Utilitarismus, der Überbetonung der Kriegsnotwendigkeiten und des Vernichtungsgedankens (mit dessen inhärenten Potential der Entgrenzung und Radikalisierung) das Gefüge eines rassenkampf- und vernichtungsdominierten, den politisch-instrumentellen Rahmen sprengenden Kriegsdiskurses.

²³⁹ Vgl. Wrochem, Manstein, S. 14f., Anm. 7 u. S. 32 sowie Hürter, Hitlers Heerführer, S. 9: „Der militärische Begriff der Vernichtung der feindlichen Streitkräfte wurde ausgedehnt auf den politischen Begriff der Vernichtung einer Ideologie und eines Reiches.“

²⁴⁰ Vgl. oben Kapitel IV, 1b.

²⁴¹ Hürter, Hitlers Heerführer, S. 598 u. 616 (Zitat), vgl. auch Messerschmidt, Wehrmacht, Ostfeldzug und Tradition, S. 320f.

Kapitel IV – Fazit

Welches Potential der Entgrenzung in kriegerischen Auseinandersetzungen lag, führte der Krieg gegen die Sowjetunion mit aller Deutlichkeit vor Augen. Ein Krieg, der als *Vernichtungskrieg* konzipiert und geführt wurde. Um der Frage nach den historischen Ursachen und den Ermöglichungsbedingungen für diese Entgrenzung näherzukommen, gilt es zunächst, die Semantik der Vernichtung ins Blickfeld zu nehmen. Was bedeutete „Vernichtung“, welche semantischen Strategien trugen zur Veränderung/Radikalisierung von Vernichtungsvorstellungen bei und wie beeinflussten diese die Sinndeutung des Krieges?

Die spezifisch *militärisch-operative* Vernichtungsdoktrin, die Denken und Planen der deutschen Militärführung in dogmatischer Weise beherrschte, zielte primär auf die Vernichtung der feindlichen *Streitkräfte*, die Tötung oder das Wehrlos-Machen der feindlichen *Kombattanten* ab. Mit „Vernichten“ waren weder die komplette physische Vernichtung der gegnerischen Armee noch die völlige Zerstörung der feindlichen Nation und schon gar nicht die gezielte Extermination der Bevölkerung gemeint. Im Zeitalter des Volkskrieges, der allgemeinen Wehrpflicht, der Industrialisierung und Technisierung war jedoch die Mobilisierung eines grossen Teils von Nation und Volk bestimmend geworden, so dass auch die zivile Gesellschaft zunehmend in den Bannkreis der Kriegführung geriet. Die Grenze zwischen Zivil und Militär verwischte, eine strikte Distinktion zwischen diesen Sphären war nicht mehr gegeben. Somit konnte der Vernichtungsgedanke über den engeren militärisch-operativen Rahmen hinaus gefasst und auch auf zivile Bereiche und Nichtkombattanten ausgeweitet werden. Hierin zeigt sich die Polyvalenz des Vernichtungsbegriffes bzw. dessen Anschlussfähigkeit und Deutungsoffenheit. Im militärischen Vernichtungsgedanken war deshalb die Möglichkeit seiner Entgrenzung und Radikalisierung implizit angelegt.

Dazu trug auch die Fixierung auf die „militärische Notwendigkeit“ resp. „Kriegsnotwendigkeit“ und die damit verbundene Relativierung des *ius in bello* bei. Völkerrechtliche und humanitäre Rücksichtnahmen hatten hinter die militärischen Erfordernisse, die zur Erreichung eines bedingungslosen Sieges als notwendig erachtet wurden, zurückzutreten. Indem man humanitäre Ansprüche und die Schonung der Zivilbevölkerung der Kriegsnotwendigkeit unterordnete, wurden entgrenzende Tendenzen geradezu gefördert. Dieser militärische Utilitarismus war dazu angetan, einer rücksichts- und schrankenlosen Kriegführung Vorschub zu leisten. Die Totalisierungserfahrungen des Ersten Weltkrieges verstärkten die Auffassung, dass der kriegerischen Gewaltanwendung keine Grenzen mehr gesetzt seien und dass die Zivilbevölkerung ein legitimes Ziel der Kriegführung darstelle. Trotz der massiven Entgrenzung der Gewalt, die der Erste Welt-

krieg zeitigte, zur gezielten Auslöschung einer ganzen Bevölkerungsgruppe war es allerdings (noch) nicht gekommen.²⁴²

Welche weiteren Faktoren neben dem Entgrenzungspotential, das dem militärischen Vernichtungsgedanken innewohnte, begünstigten den Schritt hin zu einem genozidalen Vernichtungskrieg? Dabei kann man sich fragen, ob und inwieweit nicht schon in den Kolonialkriegen, insbesondere im Krieg gegen die Herero und Nama in Deutsch-Südwestafrika von 1904-1907, genozidale Absichten bestanden haben und verwirklicht wurden. Obwohl zwischen den Kolonialkriegen und dem nationalsozialistischen Vernichtungskrieg wesentliche Unterschiede bestanden und keine direkten Kontinuitätslinien gezogen werden können, ist bedeutsam, dass sich bereits im Kolonialkrieg virulente Diskursmuster etablierten, die die Vernichtung eines Kollektivs denk- und sagbar werden liessen. Hierbei spielten Rassismus und Dehumanisierung eine konstitutive Rolle. Das Phantasma der rassistisch-kulturellen Superiorität bedingte eine entsprechende Sicht auf die Funktion von Krieg und Vernichtung in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit. Der „Rassenkampf“ wurde zur dominierenden Deutungsfigur des Kolonialkrieges, gekoppelt an geschichtsphilosophische und sozialdarwinistische Begründungen. Einerseits wurde der Rassenkampf als Element eines auf den Fortschritt von Zivilisation und Kultur angelegten universalen Geschichtsprozesses begriffen, andererseits als Bedingung eines permanenten evolutionistisch-biologischen Prozesses, der sich in der Form des Kampfes zwischen stärkeren und schwächeren Rassen/Völkern abspiele. Die Imagination eines (kultur-)evolutionistischen Rassenkampfes erlaubte nunmehr die semantische Umcodierung bzw. Radikalisierung von „Vernichtung“. Es war möglich geworden, die Vernichtung einer „minderwertigen“ und „kulturlosen“, von Geschichte und Natur ohnehin zum Untergang verurteilten Rasse nicht mehr allein als militärisch-operative Vernichtung, sondern als *genozidale* Vernichtung zu denken und zu praktizieren. In diesem Sinne können die Kolonialkriege durchaus als Wegmarken des Vernichtungskrieges bezeichnet werden.

Rassenkampfvorstellungen setzten sich keineswegs nur im Kontext von Kolonialismus und Imperialismus durch. Im Deutschen Kaiserreich war der Topos von einem bevorstehenden unvermeidlichen Kampf zwischen „Germanen“ und „Slawen“ weitverbreitet. Diese rassenideologische Einkleidung eines machtpolitischen Antagonismus verschob die Ebene des Kriegsdiskurses: Der Krieg transzendierte gleichsam von einer machtpolitisch-nationalen zu einer *biologisch-rassistischen* Auseinandersetzung. Im Rassenkampf/Rassenkrieg ging es daher nicht nur um einen militärischen, politischen oder nationalen Feind, vielmehr um einen soziobiologischen Feind –

²⁴² Eine Ausnahme stellte der Genozid an den Armeniern im Osmanischen Reich dar.

der politisch-nationale Gegner wurde zur *biologisch-existentiellen* Gefahr.²⁴³ Gegenüber einem solchen Gegner konnten Achtung und Anerkennung keinen Platz mehr finden. Damit ging auch eine Verschiebung des Kriegszwecks einher: Nicht mehr die Erreichung machtpolitischer Ziele und die Etablierung des Friedens bildeten den primären Zweck des Krieges, sondern die (physische) Vernichtung des als biologisch-rassische Bedrohung imaginierten Feindes.

Die Sinngebung des Krieges in der Wehrmacht war eng mit rassenideologischen-antisemitischen Auffassungen verbunden. Der biologistisch und rassentheoretisch aufgeladene Rassenantisemitismus begriff die Juden nicht allein als eine niedrigere, minderwertige Rasse, sondern als eigentliche Gegenrasse zur arischen Rasse. Der Antagonismus zwischen Juden und Arieren wurde zu einer biopolitischen Feindschaft verabsolutiert, die Juden zu einer substantiellen Gefährdung der biologischen Existenz des deutschen Volkes erklärt. Hinzu kamen die Gleichsetzung von Judentum und Bolschewismus sowie die fixe Idee, die gegnerischen demokratisch-kapitalistischen Staaten England, Frankreich und USA seien von den Juden beherrscht. Die Juden verkörperten demzufolge eine ubiquitäre, universale Gefahr, einen Feind, den es sowohl innerhalb wie auch ausserhalb Deutschlands zu bekämpfen galt.

In diesem Zusammenhang taucht ein Vorwurf im Wehrmachtschrifttum immer wieder auf, nämlich dass die Juden in ihrem Streben nach Weltherrschaft, nach Unterjochung und Vernichtung anderer Völker den offenen, naturgewollten Kampf scheuen und ihre Ziele vielmehr durch parasitäre Unterminierung und Zersetzung zu erreichen versuchen würden. Hierbei handelt es sich um ein elementares Motiv des antisemitisch geprägten Kriegsdiskurses: Die Juden erscheinen als Gegner *im* Kampf als auch als Frevler *am* Naturgesetz des Kampfes! Dies machte, wie Christian Geulen es auf den Punkt bringt, „die Existenz der Juden sowohl zu einem zentralen Beleg für die Wirklichkeit des Rassenkampfes als auch zu einer skandalösen Abweichung von diesem Rassenkampf als allgemeingültigem Gesetz des Natur- und Geschichtsprozesses.“²⁴⁴

Die Konsequenz dieser Verortung der Juden als existentielle Bedrohung und widernatürliche Aberration war eine völlige Entgrenzung des Krieges hin zu einem umfassenden Vernichtungskrieg, bei dem bewusst auch die Juden ins Visier genommen wurden. Die Dimension dieses Krieges antizipierte eine Broschüre des OKW schon 1939: Im Kampf gegen die Juden werde es sich nicht mehr um eine „ritterliche“ Auseinandersetzung um irgendwelche machtpolitischen Interessen handeln, sondern um einen Kampf gegen einen „giftigen Parasiten“, „Fremdkörper“ und „Krankheitsträger“. Das Phantasma eines pathologischen und biologischen Feindes transformierte mithin die Idee der Vernichtung als einem Mittel zum Zweck zum Zweck *sui generis*.

²⁴³ Vgl. Foucault, In Verteidigung der Gesellschaft, S. 302-304.

²⁴⁴ Geulen, Wahlverwandte, S. 202.

Die rassistisch-antisemitische und dehumanisierende Vernichtungssemantik formierte einen Kriegsdiskurs, der den Krieg als komplette Entgrenzung der Gewalt konzipierte, als schrankenlosen Vernichtungs- und Rassenkampf. Dieser Kriegsdiskurs produzierte dabei nicht nur eine bestimmte Sinndeutung und Sinngebung des Krieges, sondern auch eine konkrete Praxis; er konkretisierte sich in der Brutalisierung und Fanatisierung vieler Soldaten, in den durch die Wehrmacht begangenen verbrecherischen Handlungen und ihrer Mitwirkung bei der Judenvernichtung.²⁴⁵

²⁴⁵ Die gnadenlose Kriegführung des Ostfeldzugs beschreibt Hürter, *Hitlers Heerführer*, S. 359-376. Mit der Brutalisierung des Krieges beschäftigen sich auch die Werke von Omer Bartov, vgl. etwa Bartov, *Hitlers Wehrmacht*, Bartov, *The Eastern Front* u. Bartov, *Operation Barbarossa*.

V. „Sein oder Nichtsein“ – Die existentielle-apokalyptische Deutung des Krieges

Im vorhergehenden Kapitel lag das Augenmerk auf der Konstituierung des Krieges als Vernichtungs- und Rassenkampf und in diesem Sinne vorwiegend auf der Vernichtung des *Anderen*. In diesem Kapitel kommt eine Dimension der Kriegsdeutung hinzu, die nunmehr auch die Vernichtung bzw. den Untergang des *Eigenen* impliziert. Der ins Existentielle und Apokalyptische¹ gewendete Kriegsdiskurs entwirft den Krieg als eine Auseinandersetzung, in der nicht nur eine militärische Entscheidung, sondern vielmehr auch die unmittelbare, substantielle Existenz des eigenen Kollektivs (Staat, Nation, Volk) auf dem Spiel steht. Die einzige Alternative zum eigenen Sieg ist der eigene Untergang, welcher wiederum – falls nicht mehr vermeidbar – als heroischer Akt inszeniert werden soll. Im Zentrum der folgenden Ausführungen stehen die Existentialisierung des Krieges und die Imaginationen eines ehrenvollen/heroischen Untergangs. Zunächst möchte ich darlegen, wie das Konzept des „totalen Krieges“ in Bezug auf die existentielle Kriegsauffassung zu verorten ist.

1. Die Existentialisierung des Krieges

a. Der totale Krieg – Forschungsdebatten und Definitionsversuche

Der Begriff „totaler Krieg“ entstand aus den Erfahrungen des Ersten Weltkrieges und entwickelte sich in den zwanziger und dreissiger Jahren zu einem verbreiteten Schlagwort.² Das in dieser Hinsicht wohl bekannteste Werk ist das 1935 erschienene Buch „Der totale Krieg“ von Erich Ludendorff, worin der ehemalige Feldherr einen die ganze Gesellschaft erfassenden Krieg beschrieb und die Notwendigkeit der Einstellung sämtlicher Lebensbereiche auf einen solchen Krieg propagierte. In das historische Gedächtnis hat sich auch die Sportpalastrede Joseph Goebbels vom 18. Februar 1943 eingeschrieben, als dieser seinen Zuhörern die rhetorische Frage „Wollt ihr den totalen Krieg?“ zurief. Der „totale Krieg“³ zieht seit einigen Jahren die Aufmerk-

¹ Unter „Apokalypse“ wird gemeinhin der Weltuntergang bzw. das Ende der Menschheit verstanden. Mit der Apokalypse kann aber auch die Vision einer Erlösung und eines Neubeginns verbunden sein. Krieg kann somit apokalyptisch als Katastrophe, aber auch als endliche Erlösung verstanden werden (vgl. Radkau, *Das Zeitalter der Nervosität*, S. 420). Ich verwende den Begriff „apokalyptisch“, um die auf Untergangsszenarien ausgerichteten Kriegsdeutungen zu charakterisieren. Zum apokalyptischen Denken grundlegend die Studie von Vondung, *Apokalypse*, vgl. auch Brokoff, *Apokalypse u. Münkler, Der Wandel des Krieges*, S. 122-128.

² Förster, *Das Zeitalter des totalen Krieges*, S. 15.

³ Ich verzichte im Folgenden darauf, diesen Ausdruck immer in Anführungszeichen zu setzen.

samkeit der (militär-)historischen Forschung auf sich. Über Phänomen, Definition und Begrifflichkeit des totalen Krieges wird intensiv debattiert. Mittlerweile existiert eine beachtliche Anzahl von Forschungsarbeiten, welche das Konzept des totalen Krieges sowohl für verschiedene Epochen (Erster Weltkrieg, Zwischenkriegszeit, Zweiter Weltkrieg) als auch länderübergreifend problematisiert und analysiert haben.⁴ Über viele Erscheinungsformen und Merkmale eines totalen Krieges ist man sich einig; eine umfassende und eindeutige Definition ist jedoch nach wie vor nicht in Sicht, und ein diesbezüglicher Konsens dürfte wohl auch schwierig zu erreichen sein.⁵ Trotzdem ist das Konzept des totalen Krieges als heuristisches Instrument wertvoll. „Totaler Krieg“ lässt sich als theoretisch-methodischer Analysebegriff, als Idealtyp im Sinne Max Webers verwenden, um ihn so kontextbezogen mit den empirischen Befunden zu konfrontieren.⁶ Nach Stig Förster können vier wichtige idealtypische Elemente des totalen Krieges benannt werden:⁷

1. *Totale Mobilisierung*: Alle gesellschaftlichen und materiellen Ressourcen eines Staates werden für die Kriegführung mobilisiert und beansprucht. Staat, Wirtschaft und Gesellschaft richten sich integral auf die Kriegsanstrengungen aus.
2. *Totale Kriegsziele*: Als Kriegsziel wird die bedingungslose Kapitulation und Unterwerfung des Gegners bis hin zu dessen physischer Vernichtung formuliert.
3. *Totale Kriegsmethoden*: Mit den totalen Kriegszielen geht die Entgrenzung der Kriegsmittel und die Missachtung des Völkerrechts und der Kriegsregeln einher. Alle waffentechnologischen Potentiale werden eingesetzt und auch die gegnerische Zivilbevölkerung wird ins Visier genommen.
4. *Totale Kontrolle*: Der Staat unterwirft alle gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Bereiche seiner vollständigen Kontrolle, um diese für die totalen Kriegsanstrengungen nutzbar machen zu können.

Die jedem Krieg innewohnenden Widersprüche und Friktionen verhinderten, dass ein totaler Krieg im idealtypischen Sinne mit all diesen Merkmalen tatsächlich je Realität werden konnte. Gleichwohl lassen sich in verschiedenen Kriegen Tendenzen der Totalisierung und Versuche

⁴ Grundlegend und wegweisend sind die aus einer Konferenzreihe zum totalen Krieg hervorgegangenen Sammelbände: Förster/Nagler, *On the Road to Total War*, Boemeke/Chickering/Förster, *Anticipating Total War*, Chickering/Förster, *Great War, Total War*, Chickering/Förster, *The Shadows of Total War*, Chickering/Förster/Greiner, *A World at Total War*. Vgl. im Weiteren Förster, *Das Zeitalter des totalen Kriegs*, Förster, *An der Schwelle zum Totalen Krieg* (dort v. a. der Aufsatz von Pöhlmann, *Von Versailles nach Armageddon*, S. 323-391), Förster, *Totaler Krieg*, Crivellari, *Der Wille zum Totalen Krieg*, Bröckling, *Kriegserzählungen*, S. 8-10, Jaun, *Totaler Krieg*, Beckett, *Total War*, Chickering, *Militärsgeschichte*, Wehler, *Absoluter und Totaler Krieg*, Geyer, *Aufrüstung oder Sicherheit*, S. 484-489. Speziell zum Verhältnis von totalem Krieg und Genozid Förster/Gessler, *Ultimate Horror*. Zu Ludendorff und seiner Konzeption des totalen Krieges siehe Chickering, *Ludendorff's Total War*, Speier, *Ludendorff*, Pöhlmann, *Von Versailles nach Armageddon*, S. 349-351 u. Jaun, *Totaler Krieg*, S. 55.

⁵ Vgl. Förster/Gessler, *Ultimate Horror*, S. 54.

⁶ Vgl. Jaun, *Totaler Krieg*, S. 59, Crivellari, *Der Wille zum Totalen Krieg*, S. 12, Chickering, *Total War*, S. 23f.

⁷ Die folgenden Ausführungen stützen sich auf Förster, *Totaler Krieg*, S. 925, ausführlich Förster, *Das Zeitalter des totalen Kriegs*, S. 20-28.

einer Realisierung totaler Kriegsmassnahmen entsprechend der obgenannten Kriterien feststellen; dies etwa im amerikanischen Bürgerkrieg, im deutsch-französischen Krieg, im Ersten Weltkrieg und dann insbesondere im Zweiten Weltkrieg, dessen Endphase, wie Stig Förster anmerkt, beinahe als Verwirklichung des Idealtyps erscheint.⁸

Die theoretischen Konzeptionen und Typologien des totalen Krieges gemäss den vorstehenden Ausführungen sollen hier nicht weiter verfolgt werden. Vielmehr geht es nun darum, den totalen Krieg aus der Perspektive der Existentialisierung des Krieges her zu begreifen, nämlich als Denkfigur und Diskursmuster im Gefüge eines existentiellen-apokalyptischen Kriegsdiskurses.⁹ Es soll dabei gefragt werden, „welche Phantasmen und Imaginationen die reproduzierte Idee Totaler Krieg auslöste“¹⁰ und welche (diskursive) Wirkung diesen Phantasmen und Imaginationen hinsichtlich der Sinndeutung des Krieges zukam.

b. Vom Volkskrieg zum Kampf um „Sein oder Nichtsein“

Der alte Generalfeldmarschall Helmuth v. Moltke, beinahe 90-jährig, hielt am 14. Mai 1890 im Reichstag eine bemerkenswerte Rede (es war notabene seine letzte). Moltke, der wie kein anderer die militärischen Tugenden und Triumphe des Deutschen Kaiserreiches verkörperte, verwies auf den grundlegenden Wandel, den Krieg und Kriegführung durchgemacht haben – den Wandel vom vergleichsweise beherrschbaren Kabinettskrieg zum Volkskrieg mit dessen unabsehbaren Folgen.¹¹ In den Leidenschaften und Begehrlichkeiten der Völker, der Parteien und der minder begünstigten Klassen lag für Moltke eine Bedrohung des Friedens, wohingegen seiner Meinung nach eine starke und besonnene Regierung den Frieden verbürge. Einen zukünftigen Krieg beschrieb er alsdann in düsteren Farben: Es werde ein Krieg sein, dessen Dauer und Ende nicht abzusehen sei, keiner der gegeneinander in den Kampf tretenden hochgerüsteten Mächte könne in ein oder zwei Feldzügen vollständig bezwungen werden. „*Meine Herren*“, warnte Moltke, „*es kann ein siebenjähriger, es kann ein dreissigjähriger Krieg werden, – und wehe dem, der Europa in Brand steckt, der zuerst die Lunte in das Pulverfass schleudert!*“ In einem solchen Krieg würde es sich um „den Bestand

⁸ Förster, Das Zeitalter des totalen Kriegs, S. 29. Andreas Kunz wertet den Endkampf des Dritten Reiches als totalen Krieg, Kunz, Wehrmacht und Niederlage, S. 334f.

⁹ Dies in Anlehnung an Crivellari, Der Wille zum Totalen Krieg, S. 13 u. Jaun, Totaler Krieg, S. 59, die vorschlagen, die Idee des totalen Krieges auf der Diskursebene zu untersuchen.

¹⁰ So Jaun, Totaler Krieg, S. 59f.

¹¹ Siehe auch die Einleitung zu seiner „Geschichte des Krieges 1870/71“ von 1888, in: Förster, Moltke Werkauswahl, S. 241f. In einem Brief an seinen Bruder Adolf schrieb Moltke am 27. Oktober 1870, Volkskriege seien kein Fortschritt, sondern „*ein Rückschritt zur Barbarei*“ (Briefe an seine Braut und Frau, S. 250). Über Moltke und den Wandel zum Volkskrieg Förster, Helmuth von Moltke, Förster, Optionen der Kriegführung u. Leonhard, Bellizismus und Nation, S. 765-770.

des Reiches, vielleicht um die Fortdauer der gesellschaftlichen Ordnung und der Civilisation, jedenfalls um Hunderttausende von Menschenleben“ handeln.¹² Man muss sich freilich die konservative Stossrichtung dieser Rede vor Augen halten. Moltke ging es darum, im Hinblick auf eine militärische Abschreckung höhere Rüstungsausgaben und eine Heeresvermehrung zu rechtfertigen; und insofern er sozialistischen und demokratischen Bestrebungen unterstellte, die Kriegsgefahr zu fördern, waren seine Warnungen auch ein Plädoyer für die bestehende konservative und monarchische Ordnung.¹³

Dennoch, Moltke hatte deutlich die neue, veränderte Dimension und Bedeutung des Krieges erkannt: Der Krieg war nicht mehr ein relativ plan- und überschaubares Aufeinandertreffen zweier Armeen, die um irgendwelche (begrenzte) machtpolitische Interessen kämpften, vielmehr war er zu einer existentiellen Auseinandersetzung zwischen *Völkern* geworden, eine Auseinandersetzung, welcher eine radikalisierte und entgrenzende Dynamik innewohnte und deren Verlauf nunmehr äusserst schwierig zu kalkulieren war.¹⁴ Diese Tendenzen waren bereits im deutsch-französischen Krieg sichtbar geworden, als nach der Niederlage in der Schlacht bei Sedan die Franzosen nicht einfach aufgaben, sondern mit einem grossangelegten „guerre à outrance“ versuchten, das Ruder herumzureissen, mit der Folge, dass sich der Krieg unter schweren Opfern noch über Monate dahinzog und auch vor zivilen Zielen keinen Halt machte, ganz zu schweigen von dem verbissenen „francs-tireurs“-Kleinkrieg.¹⁵

Die neuen Erscheinungsformen des Krieges lassen sich nicht allein auf die grossen industriellen und technologischen Umwälzungen und deren Auswirkungen auf die Kriegführung sowie auf die immens wachsenden Heeresgrössen aufgrund der allgemeinen Wehrpflicht zurückführen; sie waren auch das Ergebnis einer Nationalisierung, die bereits mit der französischen Revolution und den napoleonischen Kriegen eingesetzt hatte und sich dann ab der Mitte des 19. Jahrhunderts wieder verstärkte.¹⁶ Mit dem Nationalismus bzw. der Nationalisierung ging eine Steigerung der nationalen Antipathien und eine Radikalisierung der nationalen Feindbilder einher: „Vor allem wurde die vom Gegner ausgehende Bedrohung als grundlegende Existenzgefährdung von Staat und Gesellschaft empfunden.“¹⁷ Dadurch wurde der Krieg zunehmend als eine Angelegen-

¹² Reichstagssitzung vom 14. Mai 1890, in: Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten, 7. Bd., S. 138f.

¹³ Vgl. Förster, Helmuth von Moltke, S. 113f. u. Leonhard, Die Nationalisierung des Krieges, S. 91-93.

¹⁴ Das Handwörterbuch der gesamten Militärwissenschaften, 5. Bd. (1878), Artikel „Krieg“, S. 300, hielt fest: „*Vielseitige Erfahrung lehrt, dass der K[rieg] um so blutiger und grausamer wird, je weniger derselbe durch geordnete, streng disziplinierte Heere geführt wird und je mehr an das Volk selbst appelliert werden muss und dessen Leidenschaften aufgeregt werden.*“

¹⁵ Vgl. Förster, Helmuth von Moltke, S. 106-108.

¹⁶ So wies Moltke in der erwähnten Reichtagsrede vom 14. Mai 1890 auf die kriegsfördernden „*Nationalitäts- und Rassenbestrebungen*“ hin (Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten, 7. Bd., S. 138).

¹⁷ Förster, Das Zeitalter des totalen Kriegs, S. 14, auch S. 21f. Zur Feindbildthematik grundlegend Jeismann, Das Vaterland der Feinde, vgl. im Weiteren Reichardt, Feindbild.

heit der ganzen Nation, mithin als eine Sache des ganzen Volkes (zumindest eines wesentlichen Teils davon) wahrgenommen. Gerade im deutsch-französischen Krieg wurden tief verwurzelte nationale Ressentiments (re-)aktiviert. Moltke seinerseits hatte Frankreich immer als Erbfeind betrachtet und überzogene Annexionsforderungen verfochten, die die nationale Feindschaft nur noch mehr verfestigen sollten. Folglich leistete Moltke gewissermassen selber einen Beitrag zur Entwicklung des Krieges hin zum nationalistisch aufgeladenen Volkskrieg, dessen unberechenbare Folgen ihm durchaus bewusst waren, besonders auch im Hinblick auf einen potentiellen Zweifrontenkrieg.¹⁸

Moltkes Ausführungen lassen die Konturen einer Kriegsdeutung erkennen, die den existentiellen Charakter des (Volks-)Krieges ins Zentrum rückte. Die rein machtpolitischen und instrumentellen Gesichtspunkte wurden vor dem Hintergrund der dargestellten Entwicklung zusehends von einer existentiellen Sicht des Krieges überlagert. Dies äusserte sich auch in den verwendeten vitalistisch-existentiellen Sprachfiguren, Topoi und Metaphern, wie „Existenz“, „Sein oder Nichtsein“, „Kampf ums Dasein“.¹⁹ In der Zeitschriftendebatte mit der Friedensaktivistin Bertha v. Suttner erklärte Colmar v. der Goltz, zukünftige Kriege, geführt mit der gesamten organisierten Volkskraft unter Waffen, würden Kämpfe *„um die Existenz“* sein. Den Regierungen werde daher der Entschluss zum Krieg schwerer fallen und sie würden nur noch Kriege um *„Existenzbedingungen“* führen.²⁰ In einem Schreiben an Friedrich v. Bernhardi drückte sich auch Alfred Graf v. Waldersee dahingehend aus, dass es sich beim nächsten Krieg *„um einen Kampf um unsere Existenz“* handeln werde.²¹ Bernhardi wiederum knüpfte in seinem „Deutschland und der nächste Krieg“ den Existenzkampfgedanken an geschichtsphilosophische Überlegungen an. Ein Weltkrieg werde für Deutschland, prophezeite Bernhardi, ein Kampf *„um unsere staatliche und nationale Existenz“* sein und einen *„auf das Äusserste gerichteten Charakter“* annehmen. Eine Niederlage in einem solchen Konflikt hätte schwerwiegende Konsequenzen:

„Ein [...] verlorener Krieg würde unsere mühsam errungene politische Bedeutung vernichten, die ganze Zukunft unseres Volkes in Frage stellen, uns auf Jahrhunderte zurückwerfen, den Einfluss des deutschen

¹⁸ Vgl. Förster, Helmuth von Moltke, S. 109f.

¹⁹ So heisst es etwa im Tagebuch des Fregattenkapitäns v. Selchow: *„Krieg ist Sturm, aber heute ist Orkan, wo es um das Letzte geht.“* Eintrag vom 28. September 1918, in: Epkenhans, Aus den Tagebüchern des Fregattenkapitäns Bogislav von Selchow, S. 178. Auch bei Clausewitz finden sich diesbezügliche Formulierungen, so beispielsweise in den „Gedanken zur Abwehr“ von 1827: Je *„mehr die Politik von grossartigen, das Ganze und sein Dasein umfassenden Interessen ausgeht, je mehr die Frage gegenseitig auf Sein und Nicht-Sein gestellt ist, um so mehr fällt Politik und Feindschaft zusammen [...]“*. Zit. nach Herberg-Rothe, Das Rätsel Clausewitz, S. 91 (Hervorhebungen von mir).

²⁰ Goltz, Noch einmal der „ewige Friede“, in: Deutsche Revue 29/1904, 2. Bd., S. 25.

²¹ Waldersee an Bernhardi, Dezember 1893, in: Bernhardi, Denkwürdigkeiten (1927), S. 161. Waldersee schlug dann vor, mit der Mobilmachung den Volkskrieg zu proklamieren und einen solchen im Frieden sorgfältig vorzubereiten.

Geistes in der Kulturwelt auf das tiefste erschüttern und damit den Gesamtfortschritt der Menschheit in ihrer gesunden Entwicklung hemmen, für die ein starkes Deutschtum eine Notwendigkeit ist. So sind es die höchsten Interessen unseres Vaterlandes und der Menschheit, um die unser nächster Krieg ausgefochten werden muss. Das wird ihm seine welthistorische Bedeutung verleihen. ‚Weltmacht oder Niedergang‘ wird für uns die Losung sein.“²²

Indem Bernhardi eine allfällige Kriegsniederlage nicht nur als nationale Katastrophe, sondern auch als weltgeschichtliche Zäsur mit negativen Folgen für den Menschheitsfortschritt wertete, schrieb er dem Krieg eine über das Politische/Militärische hinausgehende existentielle Bedeutung zu.

In Bezug auf bereits stattgefundenen Kriege wurde besonders ein Krieg als existentielle Auseinandersetzung perzipiert, nämlich der amerikanische Sezessionskrieg von 1861-1865. Dieser Krieg nahm in der Tat Formen eines totalen Krieges an, mit seinen Hunderttausende umfassenden Heeren, der umfangreichen gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Mobilisierung, seinen erbitterten, verlustreichen Schlachten und einer Kriegführung, die sich bewusst auch gegen die Zivilbevölkerung und deren materielle Ressourcen richtete.²³ Für die Konföderierten, so der Generalstabshistoriker Hugo Freiherr v. Freytag-Loringhoven, war es ein „*Verzweiflungskampf*“ ohne jede Aussicht auf Zugeständnisse und Kompromisse, „*für sie gab es nur Sieg oder Untergang*.“²⁴

Der von der Katharsis- und Revitalisierungswirkung des Krieges überzeugte Erich v. Falkenhayn hatte sich, wie bereits dargelegt,²⁵ einen Krieg lange herbeigesehnt. Als es im August 1914 soweit war, machte sich Falkenhayn über den Charakter des begonnenen Krieges aber keine Illusionen. Anlässlich einer Abschiedsrede vor Angehörigen seines Ministeriums sagte er einen langen, existentiellen Kampf voraus: „*In einen Kampf gehen wir um Sein oder Nichtsein, in ein furchtbar schweres Ringen. Dieser Krieg wird wenigstens eineinhalb Jahre dauern*.“²⁶ Der Krieg war schon bald ein- einhalb Jahre im Gang, als Falkenhayn im November 1915 dem Reichskanzler Bethmann Hollweg klarmachte, dass derzeit ein auf Kompromisse basierender Friedensschluss völlig ausge-

²² Bernhardi, Deutschland und der nächste Krieg (1912), S. 171f.

²³ In diesem Zusammenhang erlangte General Sherman's „Marsch zum Meer“ von Atlanta nach Savannah Berühmtheit, wo seine Truppen eine Schneise der Verwüstung hinter sich liess. Zum amerikanischen Bürgerkrieg vgl. die Beiträge in Förster/Nagler, On the Road to Total War. Die Dimension, die dieser Krieg angenommen hatte, offenbart sich auch in den immensen Opferzahlen: 620'000 Soldaten wurden getötet – mehr als die USA in allen vergangenen und zukünftigen Kriegen zusammen verlor.

²⁴ Freytag-Loringhoven, Die Macht der Persönlichkeit im Kriege (1905), S. 103, vgl. auch Freytag-Loringhoven, Krieg und Politik in der Neuzeit (1911), S. 216.

²⁵ Kapitel II, 3b.

²⁶ Zit. nach Afflerbach, Falkenhayn, S. 171. General August v. Mackensen, der spätere legendäre „Marschall Vorwärts“, hielt Anfangs August 1914 fest: „*Ich prophezeie diesem Feldzug eine lange Dauer. Er gilt dem Sein oder Nichtsein des deutschen Reiches und damit des deutschen Volkes*.“ Zit. nach ebd., S. 93.

schlossen sei und nur die Möglichkeit verbleibe, den Krieg „bis zum guten oder bitteren Ende“ so lange durchzufechten, „bis der Wille der Feinde zum Siege und damit auch zum Durchhalten des Krieges gebrochen ist, selbst auf die Gefahr hin, dass Deutschland dabei den letzten Mann und den letzten Groschen einsetzen müsste [...]“. Es folgte eine aufschlussreiche Begründung, warum dies die einzige Alternative sei: „Es handelt sich nicht mehr um einen Krieg, wie wir ihn früher kannten, sondern der Krieg ist für alle Beteiligten mittlerweile zum Kampf ums Dasein im eigentlichen Sinne [!] geworden.“²⁷ Dass Falkenhayn dann Zigtausende von Männern in die „Knochenmühle“ und „Blutpumpe“ der Schlacht um Verdun werfen liess, kann letztlich als eine Konsequenz dieser Verabsolutierung des Krieges zu einem „Kampf ums Dasein im eigentlichen Sinne“ gesehen werden.²⁸ In gleicher Weise bezeichnete Falkenhayn in seinen Kriegserinnerungen den (nunmehr verlorenen) Krieg als Kampf „um das Dasein im eigentlichsten Wortsinn“ und als „Ringens, in dem es um das Dasein unseres Volkes, nicht etwa nur um Ruhm- oder Landgewinn ging.“²⁹

Betrachtet man die Aussagen von Falkenhayns Vorgänger als Generalstabschef, Helmuth v. Moltke d. J., so fällt auf, wie oft dieser existentielle Deutungsmuster im Hinblick auf einen potentiellen zukünftigen Krieg verwendete. Moltke war sich schon immer bewusst gewesen, dass Deutschland es in einem Zukunftskrieg nicht mehr nur mit einem feindlichen Heer zu tun haben werde, sondern „mit einer Nation in Waffen.“ Es werde „ein Volkskrieg“ sein, „ein lange, mühevolleres Ringens“ bis die ganze feindliche Volkskraft gebrochen sei.³⁰ In verschiedenen Denkschriften sprach Moltke davon, dass Deutschland in einem kommenden europäischen Konflikt um seine „Existenz“ kämpfen und einen „Lebenskampf“ führen müsse,³¹ dass alle Kräfte bereitzustellen seien für einen Kampf, der über „Sein oder Nichtsein des Deutschen Reichs“ entscheide,³² und dass es um Deutschlands „Fortbestand oder [...] Untergang“ gehen werde.³³ In den in Bezug auf die Rassenkampfthematik bereits zitierten Briefen³⁴ deutete Moltke einmal mehr auf die existentielle Dimension einer kriegerischen Auseinandersetzung hin: Es handle sich um die „ganze staatliche Exis-

²⁷ Falkenhayn an Bethmann Hollweg, 29. November 1915, zit. nach Afflerbach, Falkenhayn, S. 352. Vgl. Hull, Absolute Destruction, S. 218f.

²⁸ Zu Falkenhayn und der Schlacht von Verdun Afflerbach, Planning Total War?

²⁹ Falkenhayn, Die Oberste Heeresleitung 1914-1916 (1920), S. 47 u. 245.

³⁰ So Moltke in einer Unterredung mit Kaiser Wilhelm II., worüber er in dem Brief vom 29. Januar 1905 an seine Frau berichtete, in: Moltke, Erinnerungen, Briefe, Dokumente, S. 308.

³¹ Denkschrift vom 21. Dezember 1912 über die militärpolitische Lage und die sich daraus ergebenden Rüstungsforderungen, in: Berghahn/Deist, Rüstung, Dok. IX/10, S. 396.

³² Schreiben an das preussische Kriegsministerium vom 20. August 1910 über die generellen Forderungen für den Heeresausbau, in: Berghahn/Deist, Rüstung, Dok. IX/1, S. 374.

³³ Denkschrift zum Verhalten Deutschlands in einem Dreibundkriege: Ost- oder Westaufmarsch, Belgiendurchmarsch und England, nach Februar 1913 (genaues Datum nicht bestimmbar), in: Hölzle, Quellen zur Entstehung des Ersten Weltkrieges, Dok. 69, S. 154. Vgl. auch Moltkes Denkschrift zur Grossen Generalstabsreise West 1908, in: Zuber, German War Planning, S. 213.

³⁴ Kapitel IV, 3.

tenz und um den Weiterbestand des unter schweren blutigen Opfern geschaffenen Deutschen Reiches“;³⁵ um die Erhaltung der „deutschen Rasse“, um „Sein oder Nichtsein des deutschen Volkes“ und einen „Entscheidungskampf der Völker“.³⁶ Bei seiner machtpolitisch fundierten Rechtfertigung der Neutralitätsverletzung Belgiens griff er ebenfalls auf den Existenzbegriff zurück: Wo es um die „Existenz unseres Staates“ gehe, müssten völkerrechtliche Rücksichtnahmen zurücktreten.³⁷ In seinen „Betrachtungen und Erinnerungen“ vom November 1914 bezeichnete Moltke den gegenwärtigen Krieg bellizistisch-geschichtsphilosophisch als eine Notwendigkeit für die weltgeschichtliche Entwicklung,³⁸ dann aber auch wieder als Existenzkampf, in dem es um „das Fortbestehen unseres Volkes, unseres nationalen Lebens“ gehe.³⁹

Bei Moltke finden sich ausgesprochen düstere, ja geradezu apokalyptische Charakterisierungen eines künftigen Krieges. Schon 1905 schrieb er von der „drohende[n] Brandfackel eines allgemeinen europäischen Mordkrieges“ und von einem „allgemeinen europäischen Massaker [...], an dessen Greuel man nur mit Schauer denken kann.“⁴⁰ Wenige Tage vor Kriegsausbruch hielt Moltke gegenüber dem Reichskanzler fest, mit der Umsetzung der Bündnisverpflichtungen der europäischen Mächte werde „die gegenseitige Zerfleischung der europäischen Kulturstaaten“ beginnen und ein Krieg werde „die Kultur fast des gesamten Europas auf Jahrzehnte hinaus vernichten [...]“. Deutschland wolle „diesen schrecklichen Krieg“ nicht herbeiführen, müsse aber seiner Verpflichtung gegenüber dem Bundesgenossen Österreich-Ungarn nachkommen und bereit sein, den Kampf nach zwei Fronten aufzunehmen.⁴¹

Moltkes Einstellung zum Krieg war mithin von einer enormen Spannung und Ambivalenz geprägt. Zum einen hatte er schon oft zu Präventivkriegen gedrängt und sein Verhalten während der Julikrise war alles andere als kriegsverhindernd – im Gegenteil, Moltke trug massgeblich zum Verlauf der verhängnisvollen Ereignisse, die schliesslich zum Kriegsausbruch führten, bei.⁴² Auf der anderen Seite zeigte er sich hinsichtlich der Erfolgsaussichten in einem Krieg pessimis-

³⁵ Moltke an Jagow, 4. August 1914, in: Geiss, Julikrise, 2. Bd., Dok. 1140, S. 679. Im Brief vom 10. Februar 1913 an Conrad v. Hötzendorf schrieb Moltke, „dass ein Krieg, in dem es sich um die Existenz des Staates handelt, der opferwilligen Zustimmung und der Begeisterung des Volkes bedarf.“ In: Conrad, Aus meiner Dienstzeit, 3. Bd., S. 146.

³⁶ Entwurf eines Schreibens vom Mai 1914, Moltke an Bethmann Hollweg, in: Reichsarchiv, Der Weltkrieg, Kriegsrüstung und Kriegswirtschaft, Anlagen zum 1. Bd., Dok. 65, S. 192f.

³⁷ Denkschrift zum Verhalten Deutschlands in einem Dreibundkrieg: Ost- oder Westaufmarsch, Belgiendurchmarsch und England, nach Februar 1913 (genaues Datum nicht bestimmbar), in: Hölzle, Quellen zur Entstehung des Ersten Weltkrieges, Dok. 69, S. 156; vgl. Kapitel I, 2a.

³⁸ Vgl. Kapitel II, 2b.

³⁹ Betrachtungen und Erinnerungen, in: Moltke, Erinnerungen, Briefe, Dokumente, S. 14.

⁴⁰ Moltke an seine Frau, 26. Juli 1905 u. 30. Juli 1905, in: Moltke, Erinnerungen, Briefe, Dokumente, S. 329 u. 331.

⁴¹ Moltke an Bethmann Hollweg, 28./29. Juli 1914, in: Geiss, Julikrise, 2. Bd., Dok. 659, S. 263. In der Nacht zum 31. Juli 1914 sagte Moltke seinem Adjutanten Major v. Haefen: „Dieser Krieg wird sich zu einem Weltkrieg ausweiten, in den auch England eingreifen wird. Nur Wenige können sich eine Vorstellung über den Umfang, die Dauer und das Ende dieses Krieges machen. Wie das alles enden soll, abnt heute niemand.“ Zit. nach Förster, Der Sinn des Krieges, S. 197f.

⁴² Zu Moltkes Rolle in der Julikrise Mombauer, A Reluctant Military Leader? Vgl. auch Förster, Der deutsche Generalstab, S. 155-157.

tisch und schilderte, wie die angeführten Zitate belegen, die Auswirkungen des Krieges in den schwärzesten Farben.⁴³ „Moltke was torn between feeling bellicose and frightened“, so die Moltke-Spezialistin Annika Mombauer.⁴⁴ Moltkes Zerrissenheit bzw. Antinomie muss vor dem Hintergrund seiner Sinndeutung des Krieges gesehen werden. Einerseits war er von der historischen Notwendigkeit und Unabwendbarkeit des Krieges überzeugt und deutete ihn als Medium der Katharsis und Revitalisierung, andererseits wertete er den Krieg existentiell-apokalyptisch als gnadenlosen Kampf um „Sein oder Nichtsein“ mit all seinen schrecklichen, zerstörerischen Konsequenzen. Ein Brief, den Moltke am 7. September 1914 während der Marneschlacht an seine Frau schrieb, veranschaulicht in eindrucklicher Weise diese ambivalente, letztlich fatalistische Haltung: *„Welche Ströme von Blut sind schon geflossen, welcher namenlose Jammer ist über die ungezählten Unschuldigen gekommen, denen Haus und Hof verbrannt und verwüstet ist. – Mich überkommt oft ein Grauen, wenn ich daran denke, und mir ist zu Mute, als müsste ich dieses Entsetzliche verantworten, und doch konnte ich nicht anders handeln, als geschehen ist.“*⁴⁵

c. Totaler Krieg und Volksgemeinschaft

Die Erfahrungen des Ersten Weltkrieges verstärkten bzw. bekräftigten eine von existentiellen und apokalyptischen Deutungsmustern geprägte Kriegsauffassung.⁴⁶ Wie schon erwähnt, wurde in der Nachkriegszeit die Vorstellung des „totalen Krieges“ populär, welche die Diskussion über den vergangenen als auch einen zukünftigen Krieg enorm beeinflusste.⁴⁷ In den Aussagen zur Totalisierung des Krieges wurde an die existentielle, bereits in Bezug auf den Volkskrieg verwendete Begrifflichkeit und Metaphorik angeknüpft.⁴⁸ Die existentielle-apokalyptische Dimension des Krieges liess sich jetzt nunmehr in den Ideen, Entwürfen und Konzeptionen des „totalen Krieges“ (re-)formulieren.

Die Militärs waren sich darüber einig, dass sich die Natur des Krieges entscheidend verändert habe und eine künftige kriegerische Auseinandersetzung „total“ sein werde. Noch mehr

⁴³ Vgl. Förster, Der deutsche Generalstab, S. 142-151 u. Mombauer, A Reluctant Military Leader?, S. 434 u. 439f.

⁴⁴ Mombauer, A Reluctant Military Leader?, S. 434.

⁴⁵ In: Moltke, Erinnerungen, Briefe, Dokumente, S. 384. Vgl. Mombauer, A Reluctant Military Leader?, S. 446.

⁴⁶ Der Erste Weltkrieg und die Niederlage beschleunigten das seit dem Fin de siècle um sich greifende Krisenbewusstsein und leisteten apokalyptischen Vorstellungen Vorschub, vgl. Vondung, Apokalypse, S. 310: „Der Erste Weltkrieg unterbrach die Kontinuität der Geschichte und die Biographie zahlloser Menschen auf eine Weise, die als dramatisch empfunden und apokalyptisch gedeutet werden konnte [...]“.

⁴⁷ Zur Zukunftskriegsdebatte Pöhlmann, Von Versailles nach Armageddon. Zu den aus den Weltkriegserfahrungen gezogenen Lehren, den Totalisierungs- und Zukunftskriegsvorstellungen der Militärs auch Hürter, Hitlers Heerführer, S. 111-122. Vgl. im Weiteren Sywottek, Mobilmachung, S. 13-22.

⁴⁸ Der Begriff des „totalen Krieges“ selber wurde erst ab 1934 explizit verwendet, obwohl man das Phänomen der Totalisierung des Krieges schon nach Kriegsende erkannt und thematisiert hatte, vgl. Pöhlmann, Von Versailles nach Armageddon, S. 346-349.

als der vergangene Krieg werde ein Zukunftskrieg Zivilbevölkerung, Gesellschaft und Wirtschaft involvieren und treffen; noch mehr würden neue Formen der Kriegführung, wie etwa der Luftkrieg oder der Wirtschaftskrieg, das Gesicht des Krieges prägen. Kurt Hesse versuchte, das Phänomen dieser Totalisierung zu illustrieren: *„Man kämpft heute zu Lande, zu Wasser und in der Luft, mit der blanken Waffe und dem Geschoss, dem chemischen Produkt und der Elektrizität, mit dem Mittel des Hungers wie mit dem Zwange der Vorstellung; vom Kinde bis zum Greise dienen heute alle mit ihren Leibern und Seelen dem Vernichtungswillen der modernen Alexander.“*⁴⁹ Das „Handbuch der neuzeitlichen Wehrwissenschaften“ betonte, dass für modern gerüstete Staaten ein Krieg nur noch in der Form des totalen Krieges denkbar sei.⁵⁰ Die Charakterisierung des (Zukunfts-)Krieges wurde von einer Dichotomie des „Entweder-Oder“ beherrscht: Die Natur des heutigen Krieges stelle *„die Schicksalsfrage: Sieg oder Untergang“*,⁵¹ es bleibe keine Wahl, *„als dass wir entweder zu Grunde gehen oder uns durchsetzen“*,⁵² in einem künftigen Kriege werde es *„um Sein oder Nichtsein des ganzen Volkes“* gehen,⁵³ im totalen Krieg stehe *„Dasein oder Untergang“* auf dem Spiel,⁵⁴ vom Schutz gegen Aussen durch die Wehrmacht hänge *„Sein oder Nichtsein der Nation“* ab.⁵⁵ Im Weltkrieg, so Admiral Alfred v. Tirpitz rückblickend in seinen Kriegserinnerungen, sei es darum gegangen, *„dass entweder England seinen Vernichtungswillen oder wir unseren Lebenswillen durchsetzten [...]“*.⁵⁶ In einem Aufsatz über Schlieffen war die existentielle Deutung des Krieges mit der Legitimation des Völkerrechtsbruchs, konkret der Neutralitätsverletzung Belgiens verbunden. Der Krieg sei für Deutschland und Österreich-Ungarn ein *„Existenzkampf“* um *„Sein oder Nichtsein“* gewesen.⁵⁷ Der Entschluss zum Durchmarsch durch Belgien sei der *„sittlichen Verpflichtung“* entsprungen, *„in diesem Kampf auf*

⁴⁹ Hesse, Der Triumph des Militarismus (1923), S. 8. Vgl. die Beschreibung bei Foertsch, Kriegskunst heute und morgen (1939), S. 114f.: *„Der Krieg selbst aber hat absolute Gestalt gewonnen. Er lässt nicht nur die Heere, er lässt die Völker kämpfen. Dieser Krieg geht alle an; greift tief in das Leben des einzelnen und umspannt die Gesamtheit des Volkes. Alle kämpfen, alle leiden; alle Mittel dienen dem Kriege. Es gibt keine persönlichen, keine sachlichen Ausnahmen. Der Krieg ist total, ist wieder Vernichtung wie zu älteren Zeiten, mit anderen Mitteln und zu anderen Zwecken.“*

⁵⁰ Handbuch der neuzeitlichen Wehrwissenschaften, 1. Bd. (1936), Artikel „Krieg“, S. 173. Darum werde nicht nur der feindliche Waffenträger, sondern schlechthin das ganze Volk zum Ziel: *„Ein solcher Krieg kennt in seinem Verlauf keine Schonung gegenüber dem feindlichen Volk.“*

⁵¹ Goltz, Das Volk in Waffen (Neufassung von 1925), S. 161.

⁵² Gedanken über den Krieg der Zukunft. Vortrag von Oberst Joachim v. Stülpnagel, Leiter der Heeresabteilung (T1) im Truppenamt des Reichsheeres, Februar 1924, in: Dirks/Janssen, Der Krieg der Generäle, S. 209. In diesem Vortrag plädierte Stülpnagel dafür, einen nationalen Befreiungs- und Volkskrieg gegen Frankreich und Polen vorzubereiten.

⁵³ Bergh, Volk und Heer (1938), S. 70.

⁵⁴ Kreysing, Der Offizier im nationalsozialistischen Staat, in: Marine-Rundschau 10/1937, S. 585.

⁵⁵ Metzsch, Wehrpolitik (1939), S. 55.

⁵⁶ Tirpitz, Erinnerungen (1919), S. 277. Den *„Daseinskampf eines Volkes“* beschrieb Tirpitz mit einem Goethe-Gedicht: *„Du musst steigen oder sinken, // Du musst herrschen und gewinnen // Oder dienen und verlieren, // Leiden oder triumphieren, // Hammer oder Amboss sein.“* (ebd., S. 281).

⁵⁷ Foerster, Graf Schlieffen und der Weltkrieg, in: Wissen und Wehr 2/1933, S. 64.

Leben und Tod die Sorge um die Existenz des eigenen Volkes und Staates jeder anderen Rücksicht voranstellen zu müssen.“⁵⁸

Dass ein neuer Krieg keine Kompromisse zulassen werde, deutete ein Vortragsentwurf für einen Kommandeur-Schulungslehrgang der Wehrmacht an, wobei gleichzeitig auch die Gegner der antizipierten Auseinandersetzung benannt wurden: *„Der nächste Krieg wird das Ringen um den Sieg unserer Weltanschauung sein. Juden- und Freimaurer geführte Demokratien gegen autoritäre Staaten. Am Ende eines solchen Krieges muss eine klare Entscheidung stehen – keine Kompromisslösung. Es geht also um Sein oder Nichtsein.“*⁵⁹ Der Anhang zur Denkschrift des OKW vom April 1938 warf die Frage auf „Was ist der Krieg der Zukunft?“. Zunächst wurde festgehalten, dass der Krieg nach wie vor ein Naturgesetz sei. Anschliessend kam die Denkschrift auf das „totale Gepräge“ des modernen Krieges zu sprechen. Der Krieg wurde zur unmittelbaren Existenzfrage des Staates und jedes Einzelnen erklärt; er sei mehr als ein politischer Akt oder ein Konflikt um eines wirtschaftlichen Vorteils willen:

„Einsatz, Gewinn und Verlust steigen zu bisher ungeahnter Höhe. Am Ende eines verlorenen Krieges droht nicht nur die Schädigung, sondern die Vernichtung von Staat und Volk. Damit wird der heutige Krieg zu einem Staatsnotstand und zu einem Existenzkampf jedes einzelnen. Da jeder alles zu gewinnen und alles zu verlieren hat, muss jeder alles einsetzen. Damit erweitert sich die allgemeine Wehrpflicht zur Kriegsdienstpflicht aller. Sie bedeutet das Ende jeder nur privaten Tätigkeit für die Dauer des Krieges und zwingt alle Erscheinungsformen des staatlichen und privaten Lebens unter ein leitendes Prinzip: „Die Erringung des Sieges““

Der Krieg werde, hiess es weiter, mit allen Mitteln geführt, nicht nur mit Waffen, sondern auch mit propagandistischen und wirtschaftlichen Mitteln und richte sich sowohl gegen die feindliche Wehrmacht als auch gegen die materiellen Quellen und seelischen Kräfte des feindlichen Volkes. Deshalb wurde als Konsequenz *„die Einheit und Geschlossenheit von Staat, Wehrmacht und Volk“* gefordert.⁶⁰

⁵⁸ Foerster, Graf Schlieffen und der Weltkrieg, S. 69.

⁵⁹ Entwurf für eine Ansprache zur Eröffnung des Schulungs-Lehrgangs für Kommandeure in München, in: Der Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem Internationalen Militärgerichtshof Nürnberg, Bd. XXXIII, Dok. 4065-PS, S. 135 (Datum nicht ersichtlich, wahrscheinlich 1939). Die Verinnerlichung der nationalsozialistischen Weltanschauung wurde daher zur unabdingbaren Voraussetzung für einen Offizier erklärt (S. 136). Vgl. Zoepf, Wehrmacht, S. 30, Anm. 2 u. Messerschmidt, Wehrmacht, S. 234-236.

⁶⁰ OKW-Denkschrift vom 19. April 1938, „Die Kriegführung als Problem der Organisation“, Anhang „Was ist der Krieg der Zukunft?“, in: Görlitz, Keitel, S. 164f.

Die Denkschrift griff hier eine im Zusammenhang mit der Vorstellung vom totalen Krieg bedeutsame Forderung auf, nämlich diejenige nach einer geschlossenen „Volksgemeinschaft“. Den Ansprüchen eines zukünftigen Krieges, der total sein und Staat und Volk in seiner Existenz treffen würde, konnte in den Augen der Militärs nur eine zusammengeschweisste, von Widerspruch und Zerrissenheit befreite „Volksgemeinschaft“ genügen. Im Volksgemeinschaftsphantasma traf sich ein Kernpunkt der nationalsozialistischen Ideologie und Propaganda mit den Wünschen und Vorstellungen der (wohlgemerkt auch traditionellen und nicht unbedingt nazifreundlichen) militärischen Eliten.⁶¹ Das Scheitern des Burgfriedens von 1914 und die Revolution von 1918 vor Augen, erhofften sie sich von der NS-Herrschaft die Schaffung einer Volksgemeinschaft, die auch eine „Wehrgemeinschaft“ sein sollte. Die Konzeption der Volksgemeinschaft entsprach zudem dem Subordinationsdenken der Militärs, da diese „Gemeinschaft“ eben nicht im Sinne einer pluralistischen Gesellschaft konzipiert war, sondern eine „Einheit“ von Führern und Geführten bilden sollte. Wie der totale Krieg als eine neue, moderne Erscheinung gesehen wurde, so hat die Wehrmachtführung auch die Volksgemeinschaft als etwas Modernes und Zukunftsträchtiges empfunden. Von ihr versprach man sich zugleich eine positive Beeinflussung der Kampfmoral. Zudem wurde postuliert, dass die Volksgemeinschaft ihre Grundlage im Frontkämpfererlebnis des Weltkrieges habe und dass Nationalsozialismus und soldatische Werte eine gemeinsame Wurzel besäßen.⁶²

Dementsprechend wurde der Entwurf des totalen Krieges häufig mit der Idee einer „Volks- und Wehrgemeinschaft“ verbunden.⁶³ Vor dem Hintergrund der Erwartung eines existentiellen und totalen Krieges sollte die Volksgemeinschaft eine besondere „seelische“ und „wilensmässige“ Geschlossenheit garantieren, vor allem darum, weil ideelle Werte, Moral und Wille als wichtiger angesehen wurden als technische und materielle Gegebenheiten.⁶⁴ Mit der Volks-

⁶¹ Zum Thema Volksgemeinschaft und Wehrmacht Messerschmidt, Der Reflex der Volksgemeinschaft. Vgl. dazu den Aufsatz von Hauptmann G. Haid „Heer und Volksgemeinschaft“ im Jahrbuch des deutschen Heeres 1936, S. 86-91. Fritz, Ideology and Motivation, S. 700-710, weist auf die Bedeutung der Volksgemeinschafts-Idee für die Kampfmotivation hin.

⁶² Messerschmidt, Der Reflex der Volksgemeinschaft, S. 207f., Hürter, Hitlers Heerführer, S. 116f.

⁶³ Vgl. etwa Foertsch, Die Wehrmacht im nationalsozialistischen Staat (1935), S. 43-46, Kreysing, Der Offizier im nationalsozialistischen Staat, in: Marine-Rundschau 10/1937, S. 589. Der Chef der Abteilung Wehrmachtspropaganda im OKW Hasso v. Wedel hielt fest: „Nationalsozialistische Wehrpolitik ist also die planmässige Nutzbarmachung und Förderung aller moralischen, geistigen, physischen und materiellen Kräfte des Volkes für den Kampf ums Dasein und für die Verteidigung der Lebensrechte der Nation.“ Wedel, Zwanzig Jahre deutsche Wehrmacht (1939), S. 28.

⁶⁴ Vgl. Bergh, Volk und Heer (1938), S. 43, Metzsch, Wehrpolitik (1939), S. 27, Kreysing, Der Offizier im nationalsozialistischen Staat, in: Marine-Rundschau 10/1937, S. 586, Foertsch, Kriegskunst heute und morgen (1939), S. 55. Major Blau vom Psychologischen Laboratorium des Reichskriegsministeriums berief sich auf Ludendorff: Dieser habe mit Recht in der seelischen Geschlossenheit des Volkes die Grundlage des totalen Krieges gesehen, denn eine solche allein befähige das Volk, im Ungemach des Krieges sieges- und widerstandsfreudig zu bleiben. Blau, Geistige Kriegführung (1937), S. 42. Auch verwarfen einige Militärs mit Verweis auf den existentiellen Charakter des Krieges die Konzeption eines Berufs- oder Milizheeres, vgl. Pöhlmann, Von Versailles nach Armageddon, S. 358.

und Wehrgemeinschaftsidee konnte ausserdem die nationalsozialistische Rassenpolitik und Eugenik legitimiert werden, wie dies beispielsweise in einer Abhandlung über „Die Wehrpolitische Revolution des Nationalsozialismus“ geschah: *„Dem totalen Krieg der Zukunft entspricht eine totale Wehrpolitik“*; darunter sei die planmässige Nutzbarmachung aller moralischen, geistigen, physischen und materiellen Kräfte des Volkes zu verstehen, die Gliederung der Volksgemeinschaft zu einer Wehrgemeinschaft. Jedoch nur *„ein gesundes, rassisch-reines und zahlenmässig starkes Volk“* ver spreche eine gute Wehrpolitik.⁶⁵

Im Folgenden soll die Konstruktion und Verknüpfung der Denkfiguren „totaler Krieg“ und „Volksgemeinschaft“ nochmals anhand eines Quellentextes exemplifiziert werden. Die „Kleine Wehrkunde“ der Deutschen Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften konstatierte, dass *„die Kriegführung unaufhaltsam zur völligen Totalität“* hindränge und der *„totale Krieg [...] zugleich Ursache und Folge der totalen Mobilisierung“* sei. Der Krieg erfasse alle Lebensbereiche: *„Wenn der Feind den Lebensraum angreift, wird jeder Insasse dieses Raumes unweigerlich erfasst. Zum Mitleiden und deshalb zum Mitverteidigen ist jeder Volksgenosse geboren. Niemand kann sich der Pflicht mehr entziehen, am Schutze seines völkischen Seins mitzuwirken.“* Was folgt aus dieser „Tatsache“? *„So wird das Volk zur unlösbaren Wehrgemeinschaft auf Leben und Tod“*, zu einer *„totale[n] Wehrgemeinschaft“*.⁶⁶ – Hier tritt der gesellschaftsintegrierende Impetus der Imagination vom totalen Krieg deutlich zutage. Eine zuverlässige Wehrgemeinschaft entstehe, so der Text weiter, aus einer wahren Volksgemeinschaft, die keine Unterschiede mehr, sondern nur noch die natürliche Rangordnung der Führer und Geführten kenne.⁶⁷ In dieser Gemeinschaft sind alle gefragt: *„Ein Abseitsstehen wäre nicht nur schnöder Diebstahl an der allgemeinen Sicherheit, sondern gleichzeitig die Aufgabe der eigenen Existenz.“*⁶⁸ Auf diese Weise wurde das Bild einer gleichsam „totalen“ Volksgemeinschaft entworfen, der keiner sich entziehen kann, da man nicht nur die nationale Sicherheit, sondern auch seine persönliche Existenz gefährden würde. Es gab jedoch Feinde der Volks- und Wehrgemeinschaft: *„Wehrfeinde“*. Ein solcher „Wehrfeind“ war für die „Kleine Wehrkunde“ der Pazifismus, der eine schwere Gefahr für das Volk darstelle.⁶⁹ Der „totale Krieg“ wurde mithin verknüpft mit der integrativen Idee einer Volks- und Wehrgemeinschaft, was wiederum ermöglichte, Zugehörigkeit und Ausschluss zu formulieren und Feindbilder festzulegen. „Wehrfeinde“, das konnten nicht nur wie in diesem Text Pazifisten sein, sondern etwa auch Sozialisten, Marxisten, Demokraten oder Juden.

⁶⁵ Jost, Die wehrpolitische Revolution des Nationalsozialismus (1936), S. 35.

⁶⁶ Kleine Wehrkunde, S. 65f. Diese Broschüre erschien im Jahre 1934, also noch vor Ludendorffs „Der totale Krieg“.

⁶⁷ Kleine Wehrkunde, S. 68.

⁶⁸ Kleine Wehrkunde, S. 66.

⁶⁹ Kleine Wehrkunde, S. 69.

Das Konstrukt des „totalen Krieges“ trug in hohem Masse dazu bei, die Wahrnehmung und Deutung des Krieges in den Kategorien existentieller-apokalyptischer Phantasmen zu verfesseln. Das Ensemble der Phantasmen und Metaphern des „Sein oder Nichtsein“, des „Sieg oder Untergang“ des „Existenzkampfes“ oder des „Kampfes ums Dasein“ wiederum ermöglichte es, den „totalen Krieg“ zu charakterisieren und zu konkretisieren. In den Zusammenhang der Existentialisierung und Totalisierung des Krieges ist auch die in Kapitel I, 1b thematisierte Verwischung der Grenzen zwischen Krieg und Politik zu stellen. Die Ausrichtung von Krieg und Politik an der völkischen „Lebenserhaltung“ und dem alles beherrschenden Naturgesetz des „Daseinskampfes“, wie dies etwa Ludendorff und Conrad v. Hötzendorf propagierten, verdeutlicht die Abkehr von einer instrumentellen, an (macht-)politischen Zielen orientierten Kriegsauffassung. Vor der Folie einer auf den existentiellen und totalen Charakter des Krieges fixierten Sichtweise wurde die Grenzziehung zwischen Politik und Krieg obsolet – beide waren aus dieser Perspektive Mittel zum Zweck des Kampfes um „Sein oder Nichtsein“ in einem „totalen Krieg“. Ein weiteres Merkmal war die Entgrenzung des Krieges bzw. Extensivierung der Gewalt, der durch den „totalen Krieg“ weiteren Vorschub geleistet wurde. In einem totalen Existenz- und Daseinskampf konnte auf völkerrechtliche Kodifikationen und humanitäre Ansprüche keine Rücksicht mehr genommen werden. Die Konsequenz der Zuspitzung kriegerischer Konflikte auf einen existentiellen Daseinskampf war eine zunehmend amoralische Haltung und die daraus resultierenden Handlungen.⁷⁰

⁷⁰ Vgl. Hürter, *Hitlers Heerführer*, S. 116: „Wenn nach der militärischen Ideologie vom ‚Totalen Krieg‘ der Zweck alle Mittel heiligte, wenn im Existenzkampf der Völker letztlich alles erlaubt war, musste die immer wieder beschworene Eigengesetzlichkeit des Krieges eine neue rechtlose und zunehmend auch amoralische Dimension erhalten.“

2. Die Apotheose des heroischen Untergangs

a. Der „ehrenvolle Untergang“

Mit der Stilisierung des Krieges zu einem existentiellen-apokalyptischen Kampf um „Sein oder Nichtsein“ war eine spezifische Auffassung darüber verbunden, wie eine Kriegsniederlage – sollte denn ein solche nicht mehr zu vermeiden sein – zu bewältigen sei, nämlich als Inszenierung eines heroischen (Kollektiv-)Untergangs. Die Verklärung des archaisch-heroischen Untergangs hatte eine lange Tradition, die sich etwa in der Vorliebe der deutschen Romantik für das Nibelungenlied und dessen Helden- und Todespathos sowie in den Stoffen Richard Wagners äusserte. Das „Heldische“ war die Bereitwilligkeit, den eigenen Untergang bzw. den eigenen Tod in Kauf zu nehmen: „Die Freiheit und Autonomie menschlichen – genauer gesagt: männlichen – Willens bewies sich diesem Verständnis zufolge gerade in der Bereitschaft, einem überlegenen Schicksal die Stirn zu bieten und dem eigenen Untergang furchtlos entgegenzusehen.“⁷¹ Solchermassen liess sich selbst eine Niederlage als Triumph deuten, nicht mehr als Triumph des (militärischen) Sieges, sondern als Triumph des heldenhaften Untergangs/Sterbens, als Triumph des Willens sozusagen. Wie virulent solche Vorstellungen waren, zeigte sich bereits bei Clausewitz und dessen von patriotischer Leidenschaft gekennzeichneten „Bekenntnisdenschrift“ von 1812. Clausewitz ging es darum, die in den Schlachten von 1806 verlorene Ehre Preussens durch eine Wiederaufnahme des Kampfes gegen Napoleon wieder herzustellen, selbst auf die Gefahr einer erneuten Niederlage hin.⁷² Ehre, Anerkennung und Freiheit schätzte Clausewitz höher ein als die eigene Existenz.⁷³ In einer aufschlussreichen Passage der „Bekenntnisdenschrift“ heisst es dementsprechend:

„Ich glaube und bekenne, dass ein Volk nichts höher zu achten hat, als die Freiheit und Würde seines Daseyns. / Dass es diese mit dem letzten Blutstropfen verteidigen soll. / Dass es keine heiligere Pflicht zu erfüllen hat, keinem höheren Gesetz zu gehorchen. / Dass der Schandfleck einer feigen Unterwerfung nie zu verwischen ist. / Dass dieser Gifttropfen in dem Blute eines Volkes in die Nachkommenschaft übergeht, und die Kraft späterer Geschlechter lähmen und untergraben wird. / Dass die Ehre des Königs und

⁷¹ Wegner, Hitler, S. 511. Die Denkfigur des heroischen Untergangs untersucht ausführlich Wette, Militarismus in Deutschland (2008), S. 196-214. Speziell zum Helden- und Opfermythos im Nationalsozialismus die Studie von Behrenbeck, Der Kult um die toten Helden.

⁷² Zur Bedeutung und Funktion von Ehre und Anerkennung bei Clausewitz Herberg-Rothe, Das Rätsel Clausewitz, S. 101-124 u. Herberg-Rothe, Die Entgrenzung des Krieges bei Clausewitz, S. 195-202.

⁷³ „Die Anerkennung als Individuum wie als Staat ist bei Clausewitz gekoppelt an die Bereitschaft und die Fähigkeit, mit dem Degen in der Hand jederzeit zu einem ‚Kampf auf Leben und Tod‘ bereit zu sein.“ Herberg-Rothe, Das Rätsel Clausewitz, S. 104.

der Regierung eins ist, mit der Ehre des Volkes, und das einzige Palladium seines Wohls. / Dass ein Volk unüberwindlich ist in dem grossmüthigen Kampf um seine Freiheit. / Dass selbst der Untergang dieser Freiheit nach einem blutigen und ehrenvollen Kampf die Wiedergeburt des Volkes sichert, und der Kern des Lebens ist, aus dem einst ein neuer Baum die sichern Wurzeln schlägt.“⁷⁴

Insbesondere die letzten Zeilen erhellen, welche Bedeutung einem ehrenvollen Untergang zugeschrieben wurde: Dieser erzeuge eine moralische Wirkung und lege das Fundament für eine Wiedergeburt und eine neue, bessere Zukunft. Mit der Bereitschaft, den Kampf trotz des Risikos einer Niederlage aufzunehmen, versichere sich das Volk resp. der Staat zudem seiner eigenen Identität und Vitalität, seines eigenen Willens und der Fähigkeit, diesen Willen zu beweisen. Durch eine Unterwerfung wäre zwar die bürgerliche Existenz gesichert, jedoch gingen Würde und Ehre des Staates verloren. Somit gebe es zur Selbstpreisgabe nur eine Alternative: Den Kampf auf Leben und Tod.⁷⁵

Diese Glorifizierung bzw. Idealisierung des heroischen Untergangs prägte stark das Selbst- und Ehrverständnis der Militärs. Viele waren von einem „Untergangspathos“ (Wolfram Wette) beseelt und einem „autodestruktiven Idealismus“ (Bernd Wegner) verhaftet.⁷⁶ Im Kontext der beiden Weltkriege besass der Mythos des ehrenvollen Untergangs eine besondere Virulenz.⁷⁷ Schon am Tage des Attentats auf den österreichisch-ungarischen Thronfolger Franz-Ferdinand in Sarajewo schrieb Generalstabschef Conrad v. Hötzendorf, einen Krieg um die Monarchie antizipierend und in düsterer Vorahnung: „[E]s wird ein aussichtsloser Kampf werden, dennoch muss er geführt werden, da eine so alte Monarchie und eine so glorreiche Armee nicht ruhmlos untergehen können.“⁷⁸ In seinen Diensterinnerungen überlieferte Conrad v. Hötzendorf einen Ausspruch Kaiser Franz Josephs bei Kriegsbeginn: „Wenn die Monarchie schon zugrundegeben soll, so soll sie wenigstens anständig zugrundegehen!“⁷⁹ Anfang 1915 räumte Generalstabschef v. Falkenhayn gegenüber seinem Amtskollegen Conrad v. Hötzendorf ein, dass eine Niederlage nicht auszuschliessen sei und der Krieg mit dem Verlust der deutschen Grossmachtstellung und der Auflösung der k. u. k. Monarchie enden könne. Einem amerikanischen Journalisten gab Falkenhayn zur gleichen Zeit ein Interview, über das

⁷⁴ Bekenntnisdenskchrift, zit. nach Münkler, Über den Krieg, S. 110 (Hervorhebung von mir). In einem Brief an Gneisenau schrieb Clausewitz 1811, gehe Preussen mit Ehren unter, „so hoffe ich mit ihm ehrenvoll unterzugehen, oder wenigstens meine Existenz zum Opfer zu bringen.“ Zit. nach Herberg-Rothe, Das Rätsel Clausewitz, S. 106.

⁷⁵ Herberg-Rothe, Das Rätsel Clausewitz, S. 104-106 u. Ritter, Staatskunst und Kriegshandwerk, 1. Bd., S. 74f. Vgl. auch Berghoff, Der Tod des politischen Kollektivs, S. 174f.

⁷⁶ Wette, Die Wehrmacht, S. 181, Wegner, Hitler, S. 514.

⁷⁷ Auf den Zweiten Weltkrieg wird im nächsten Abschnitt (b) speziell eingegangen.

⁷⁸ Conrad an Gina v. Reininghaus, 28. Juni 1914, in: Gina Gräfin Conrad von Hötzendorf, Mein Leben mit Conrad von Hötzendorf (1935), S. 114.

⁷⁹ Conrad, Aus meiner Dienstzeit, 4. Bd., S. 162.

die politischen Kreise überhaupt nicht erfreut waren, da er anstatt unbeirrte Siegesgewissheit zu verbreiten auf eine mögliche Niederlage anspielte: *„Wenn wir in diesem Krieg [...] untergeben sollten [...], dann werden wir in Ehren untergeben, indem wir bis zum letzten Fussbreit Erde und bis zum letzten Mann kämpfen.“*⁸⁰

Namentlich in der Endphase des Ersten Weltkrieges setzten einige Militärs (prominent vor allem Ludendorff) auf die Inszenierung einer heroischen Niederlage, indem sie in unverantwortlicher Weise die Fortsetzung des Krieges propagierten, ohne Rücksicht auf die weiteren Opfer und Zerstörungen, die diese aussichtslose Weiterführung des Kampfes mit sich bringen musste. Das Pathos des heroischen Untergangs verdinglichte sich gleichsam in den Plänen der militärischen Führung für einen Endkampf.⁸¹ Endkampf, das hiess keine Verhandlungen und keine Kapitulation, sondern mit allen Mitteln alles auf die militärische Karte zu setzen in der vagen Hoffnung, das Ruder doch noch herumreissen zu können, um einen Sieg zu erringen oder wenigstens günstige Friedensbedingungen auszuhandeln. Dahinter stand das Kalkül, falls ein letztes militärisches Aufbäumen gegen die Alliierten erfolglos sein und keine Kriegswende herbeibringen sollte, dennoch die militärische Ehre zu wahren und der Pflicht Genüge zu tun, heroisch mit wehenden Fahnen unterzugehen. Die politische Leitung sowie die revolutionären Umwälzungen verhinderten schlussendlich eine Realisierung dieser Endkampfphantasien. Wie sehr versucht wurde, der Überzeugung eines ehrenvollen Untergangs gerecht zu werden, belegen auch die Pläne der Marineführung im Oktober 1918, die Hochseeflotte zu einer letzten Fahrt auslaufen zu lassen, um eine letzte Schlacht mit der Royal Navy zu schlagen. Dieser Endkampf auf See hätte angesichts der ungleichen Kräfteverhältnisse den sicheren Untergang der deutschen Schiffe und deren Besatzungen bedeutet. Der „ruhmvolle“ Untergang der Marine oder besser gesagt das wahnwitzige Selbstmordkommando wurde jedoch durch die Matrosenmeutereien, die schliesslich die Revolution einleiten sollten, vereitelt.⁸²

Zahlreiche Militärs hätten somit eine Fortsetzung des Kampfes bis zum vollständigen Untergang einer als schmachvoll empfundenen Kapitulation vorgezogen.⁸³ Am 12. Oktober 1918 schrieb Generaloberst Karl v. Einem auf die Nachricht hin, dass die deutsche Regierung die besetzten Gebiete räume wolle, in sein Tagebuch: *„Da ist es doch besser, unterzugehen, denn als Sklaven*

⁸⁰ Zit. nach Afflerbach, Falkenhayn, S. 263.

⁸¹ Zu diesen Endkampfplänen Hull, *Absolute Destruction*, S. 309-319. Vgl. ihr Urteil (ebd., S. 317): „For much of the motivation for Endkampf was not about planning and policy but about honor and humiliation.“

⁸² Wette, *Die Wehrmacht*, S. 185f. Zur Politik der Marineführung bei Kriegsende Deist, *Die Politik der Seekriegsleitung* u. Gross, *Eine Frage der Ehre? Die Marine kam dann doch noch zu ihrem „ehrenvollen“ Untergang*, als es am 21. Juni 1919 der im schottischen Hafen von Scapa Flow internierten deutschen Hochseeflotte gelang, sich selber zu versenken, nachdem die Versailler-Bedingungen bekannt geworden waren. Die Besatzungen blieben dabei aber am Leben.

⁸³ Vgl. Breit, *Das Staats- und Gesellschaftsbild deutscher Generale*, S. 109f.

weiterzuleben.“⁸⁴ Ein anderer ehemaliger Kriegsminister, Generalleutnant Adolf Wild v. Hohenborn klagte gegenüber seiner Frau, „*Kampf auf Leben und Tod*’, *in Ehren untergeben*’ sind in Deutschland Phrasen geworden. Man zieht vor, in Unehren unterzugeben.“⁸⁵ Im Sommer 1919 sprachen sich einige Offiziere aus Empörung über die Bestimmungen des Versailler Vertrags für eine Wiederaufnahme des Krieges aus, ohne dass auch nur die geringste Aussicht auf Erfolg bestanden hätte. Sie waren sich dessen durchaus bewusst gewesen, stellten ihr Verständnis von Ehre und heroischem Untergang aber über jegliche rationalen Erwägungen. Bezeichnend in dieser Hinsicht war ein Telegramm von Generalfeldmarschall Paul v. Hindenburg an Reichswehrminister Gustav Noske, worin Hindenburg zuerst eine Wiederaufnahme der Kampfhandlungen als aussichtslos bezeichnete und eine Unterzeichnung des Friedensvertrages nahelegte, dann aber festhielt: „*[A]ber ich muss als Soldat den ehrenvollen Untergang einem schmählischen Frieden vorziehen.*“⁸⁶ Mit der Dolchstoßlegende schliesslich wurde die Armee als ungeschlagen mythisiert und man konnte behaupten, diese hätte heroisch weitergekämpft, wenn ihr nicht die Politik, die Zivilbevölkerung und bestimmte Gruppen wie die Sozialisten oder die Juden in den Rücken gefallen wären.

Die Einschreibung des Topos vom heroischen Untergang setzte sich in der Zwischenkriegszeit fort. In der Einleitung zu einem Bildband über den Weltkrieg findet sich eine Zitatsammlung hoher Militärs. Dort erklärte der hochdekorierte Generaloberst Felix Graf v. Bothmer, diese Bilder sollten der Jugend zu Bewusstsein bringen, „*dass nur jenes Volk eine Daseinsberechtigung hat, das lieber in Ehren untergeht, als sein Schicksal dem Feinde wehrlos zu überantworten.*“ Und Vizeadmiral Adolf v. Trotha, der zu den Initianten der Untergangsmission der Hochseeflotte im Herbst 1918 gehört hatte, stilisierte den Heldentod zur höchsten Lebenserfüllung: „*Der Heldentod ist die reinste Erfüllung des menschlichen Lebens [...].*“⁸⁷ Ein anderes Beispiel ist das „Handbuch der neuzeitlichen Wehrwissenschaften“, welches den hoffnungslosen Angriff, begangen um seiner selbst willen, zur heroischen Tat verklärte: „*Selbst der Angriff ohne Hoffnung auf Sieg, nur um seiner selbst willen, kann seine Berechtigung haben als letzte Verzweiflungstat, die zum heroischen Untergang statt zu schmachvoller Kapitulation führt.*“⁸⁸ Welchen tieferen Sinn wurde der Bereitwilligkeit zum Untergang letztlich überhaupt zu-

⁸⁴ Zit. in Alter, Ein Armeeführer erlebt den Weltkrieg (1938), S. 449, vgl. auch S. 457f. Schon im Zusammenhang mit der Aufnahme des uneingeschränkten U-Boot-Krieges sprach v. Einem im Februar 1917 vom ehrenvollen Untergang, Hull, Absolute Destruction, S. 318.

⁸⁵ Wild v. Hohenborn an seine Frau, 16. Oktober 1918, in: Deist, Militär und Innenpolitik im Weltkrieg, 2. Teil, Dok. 485, S. 1316f. Bereits am 9. Oktober 1918 hatte er geschrieben: „*Die Entente wird bedingungslose Übergabe fordern, und dann beginnt der Schlusskampf auf Leben und Tod.*“ (ebd., S. 1317, Anm. 10). Vgl. auch die Kriegserinnerungen von Stein, Erlebnisse und Betrachtungen (1919), S. 196 u. Tirpitz, Erinnerungen (1919), S. 282.

⁸⁶ Hindenburg an Noske, 17. Juni 1919, zit. nach Wette, Die Wehrmacht, S. 186f.

⁸⁷ Beide Zitate aus Der Weltkrieg in seiner rauhen Wirklichkeit (1926), ohne Seitenzahl. Ähnlich wie Trotha Oertzen, Bekenntnis verpflichtet zur Erkenntnis (1933), S. 57: „*Ein zweckhafter Tod, die Hingabe bis zur Selbstzerstörung ist höchste Lebenserfüllung.*“

⁸⁸ Handbuch der neuzeitlichen Wehrwissenschaften, 1. Bd. (1936), Artikel „Kriegskunst“, S. 212.

geschrieben? Die Antwort auf diese Frage gibt ein „Wissen und Wehr“-Aufsatz über Friedrich den Grossen: Nur aus der Bereitschaft zum Untergang, zur völligen Selbstaufopferung könnten grosse, ja weltgeschichtliche Taten entspringen. Diese Bereitschaft, so der Text, verleihe die „*geistige Freiheit [...] zum Handeln, zur schöpferischen Kraft, zu jenem gewaltigen Wagen, das ein Leuthen, ein Liegnitz erst ermöglichte, [...] jenem Wagen, das Pharsalus, Trafalgar, Königgrätz kennzeichnet und an den grossen Wendepunkten der Völkerschicksale und der Geschichte steht.*“ Der Autor verwies alsdann auf Clausewitz, der dies verstanden und darum die Bedeutung des Entschlusses zum glorreichen Untergang betont habe.⁸⁹ Der glorreiche Untergang wiederum konnte als Impuls für spätere Siege gedeutet werden: „*Der glorreiche Untergang selbst gehört zu den schöpferischsten Ursachen späterer ausgleichender Siege.*“⁹⁰

Der Glorifizierung des heroischen Untergangs lagen somit zusammenfassend folgende Vorstellungen bzw. Motive zugrunde: Sowohl die militärische Ehre als auch die Ehre der Nation werden nur gewahrt durch einen heroischen Kampf bis zum Letzten unter Inkaufnahme des eigenen Untergangs; hingegen wäre eine kampflose Kapitulation schmachhaft und unehrenhaft (Ehremotiv). Mit der Bereitschaft zum Kampf auf Leben und Tod und damit zum Untergang beweist ein Volk seine Identität und seinen Willen und damit seine Fähigkeit zur schöpferischen, historischen Tat (Voluntarismusmotiv). Eine heroische Niederlage kann zudem den Grundstein legen für eine nationale Wiedergeburt, für eine bessere Zukunft und neue Siege (Wiedergeburtsmotiv).

Wie nun der Zweite Weltkrieg unter existentiellen-apokalyptischen Gesichtspunkten gedeutet wurde und welche Rolle Untergangsvorstellungen dabei spielten, thematisiert der nächste Abschnitt.

⁸⁹ Boetticher, Der Überwinder des Schicksals, in: Wissen und Wehr 7/1931, S. 387f. Zudem wurde ein Nietzschezitat aus der „Fröhlichen Wissenschaft“ bemüht: „[D]as Geheimnis, um die grösste Fruchtbarkeit und den grössten Genuss vom Dasein einzuernten, heisst: gefährlich leben.“ Friedrich der Grosse war übrigens auch für Bernhardt ein Vorbild als jemand, der bereit war, einen Krieg lediglich um der Ehre willen zu führen auch ohne Aussicht auf Erfolg, Bernhardt, Deutschland und der nächste Krieg (1912), S. 52; vgl. auch Freytag-Loringhoven, Die Macht der Persönlichkeit im Kriege (1905), S. 12. Zur Mythisierung und Ideologisierung Friedrich des Grossen und der Schlacht von Leuthen Kroener, Der Choral von Leuthen.

⁹⁰ Metzsch, Wehrpolitik (1939), S. 91f. Vgl. die Ansprache Ludwig Becks anlässlich der 125-Jahr-Feier der Kriegsakademie in Berlin 1935, in: Müller, Ludwig Beck, Dok. 38, S. 479. Beck knüpfte dort an das Motiv aus der clausewitzschen Bekenntnisdenkschrift, dass der Untergang nach einem blutigen und ehrenvollen Kampf die Wiedergeburt des Volkes sichere, an.

b. Der „Kampf bis zum Letzten“ – Untergangsdeutungen im Zweiten Weltkrieg

Im Gefolge der Siege über Polen, die Beneluxländer und Frankreich waren Niederlage und Untergang in der Wehrmacht natürlich kein Thema gewesen. Als es der Luftwaffe aber nicht gelungen war, die Royal Air Force zu schlagen um damit einer Invasion Englands den Boden zu bereiten, erhielt der deutsche Siegesrausch einen ersten Dämpfer. Im Sommer 1941 glaubte die Wehrmachtführung alsdann leichtfertigerweise wieder, einen raschen, sicheren Sieg über die Sowjetunion erringen zu können. Diese Hoffnung wurde im Dezember vor Moskau jäh zerstört. Jetzt begann man zu ahnen, dass diese Auseinandersetzung länger dauern könnte und ein Sieg, wenn überhaupt, nicht schnell zu erreichen ist. Das katastrophale Ende der 6. Armee in Stalingrad brachte die endgültige Wende, obwohl die Nazipropaganda weiterhin gegen aussen in ihren Durchhalteparolen den Endsieg verkündete. Die Gründe, warum die Wehrmacht trotzdem den Krieg weiterführte, besonders in den Jahren 1944/45, als die Lage vollends aussichtslos geworden war, sind äusserst vielschichtig.⁹¹ Bezüglich der Frage nach den Motiven für die Fortsetzung des Krieges spielen die Beweggründe Hitlers als dem obersten Kriegsherrn eine grundlegende Rolle. Bernd Wegner hat in einem aufschlussreichen Aufsatz aufgezeigt, dass Hitler keineswegs völlig realitätsfern bis zuletzt an einen Endsieg glaubte, sondern im Gegenteil genau wusste, dass der Krieg verloren war.⁹² Das Pathos und der Willen zur Inszenierung des Untergangs waren es, die ihn dazu antrieben, den Krieg gleichwohl fanatisch bis zum bitteren Ende weiterzuführen: „Entgegen fortbestehender Sprachregelung des Regimes stand während der letzten zweieinhalb Jahre des Krieges für Hitler im Mittelpunkt seines Denkens und Handels nicht mehr der ‚Endsieg‘ sondern die Gestaltung des eigenen Untergangs. Indem er diesen unter Rückgriff auf eine seit der Romantik virulente Tradition heroischer Selbstaufopferung als geschichtsmächtiges Ereignis zu choreographieren suchte, hoffte er die Niederlage in einen – aus den Augen der Nachwelt gesehen – moralischen Sieg verwandeln zu können.“⁹³

⁹¹ Dazu die Studie von Kunz, Wehrmacht und Niederlage. „Die Vorstellung von *der* Wehrmacht“, so bilanziert Kunz seine Ergebnisse, „ist wie Sand aus den Händen geronnen. Es blieb allein das Wissen darum, dass eine millionenstarke Armee Uniformierter unter demselben Hoheitsabzeichen Gesundheit und Leben im Kriegsalltag riskierte. Doch unterhalb der Ebene abstrakter und unverbindlicher Begrifflichkeiten tritt dem Betrachter eine Fülle von Einzel- und Besonderheiten, Vielgestaltigkeit und Widersprüchlichkeit bei prinzipieller Gleichzeitigkeit entgegen.“ (S. 327f.)

⁹² Wegner, Hitler. Vgl. auch Wegner, Deutschland am Abgrund.

⁹³ Wegner, Hitler, S. 501. Im Weiteren muss der Zusammenhang zwischen Kriegführung und Genozid beachtet werden. Nur eine Weiterführung des Krieges ermöglichte Hitlers wichtigstes Ziel, die Vernichtung des Judentums. Der Genozid verhinderte zudem jegliche Aussicht auf einen Kompromissfrieden, ebd., S. 506f.; vgl. auch Wette, Die Wehrmacht, S. 190f.

Vorstellungen von (kollektiver) Selbstvernichtung resp. „autodestruktiver Kriegführung“⁹⁴ hatten, wie oben dargelegt, auch in der Militärelite Tradition und wurden in der aussichtslosen Situation der letzten Kriegsjahre wieder reaktiviert und propagiert.⁹⁵ Diese Untergangspanthasmen sind im Zusammenhang mit einer zugespitzten existentiellen-apokalyptischen Auslegung des Krieges zu sehen, welche für die Phase des Krieges gegen die Sowjetunion kennzeichnend geworden war. In den bereits in Kapitel IV, 4c behandelten Befehlen der Armee-Oberbefehlshaber Hoth und Manstein wurde zum Ausdruck gebracht, dass der Ostkrieg anders zu führen sei als etwa der Krieg gegen die Franzosen, da nun zwei unüberbrückbare Weltanschauungen gegeneinander kämpfen würden und die europäische Kultur vor „asiatischer Barbarei“ gerettet werden müsse: *„Dieser Kampf kann nur mit der Vernichtung des einen oder des anderen enden; einen Ausgleich gibt es nicht.“*⁹⁶ Es handle sich um einen *„Kampf auf Leben und Tod gegen das bolschewistische System.“*⁹⁷ Solche Zuschreibungen finden sich in zahlreichen Wehrmachtstexten und Aussagen von Offizieren wieder. Man griff dabei auf bekannte existentielle Argumentationsmuster und eine „Entweder-Oder“-Diktion zurück, wie beispielsweise Generalfeldmarschall Sperrle, der seinen Soldaten erklärte, dass es in diesem Krieg *„um Sein oder Nichtsein Grossdeutschlands und Europas“* gehe,⁹⁸ oder General Rendulic, welcher von einem Kampf, der *„über Leben oder endgültige Ausrottung des deutschen Volkes“* entscheide, sprach.⁹⁹ Die „Mitteilungen für das Offizierskorps“ hielten kurz und bündig fest: *„In diesem Kriege geht es um unsere Existenz.“*¹⁰⁰ Mit dem existentiellen Charakter des Krieges liessen sich auch Völkerrechtsverletzungen und eine rücksichtslose Kampfweise legitimieren. So legte Generalleutnant Eugen Müller wenige Tage vor Beginn der Operation „Barbarossa“ in einem Vortrag vor Offizieren dar, dass im bevorstehenden Kampf einer von beiden Feinden auf der Strecke bleiben müsse und deshalb das Rechtsempfinden hinter die Kriegsnotwendigkeit zu

⁹⁴ Wegner, Hitler, S. 510.

⁹⁵ Vgl. dazu Wette, Die Wehrmacht, S. 181-193, Schwendemann, Strategie der Selbstvernichtung sowie den Tagungsbericht von Kunz, „Untergang“ als Erfahrung, Ideologie und Mythos. Die Bevölkerung und die Masse der einfachen Soldaten liessen sich jedoch kaum von diesem Untergangspathos leiten, vielmehr stand für sie das individuelle Überleben im Vordergrund, vgl. Wette, Die Wehrmacht, S. 192f. u. Behrenbeck, Der Kult um die toten Helden, S. 570-580.

⁹⁶ Armeebefehl des Oberbefehlshabers der 17. Armee, Generaloberst Hoth, vom 17. November 1941, in: Ueberschär/Wette, Der deutsche Überfall auf die Sowjetunion, Dok. 21, S. 287.

⁹⁷ Armeebefehl des Oberbefehlshabers der 11. Armee, Generaloberst v. Manstein, vom 20. November 1941, in: Ueberschär/Wette, Der deutsche Überfall auf die Sowjetunion, Dok. 22, S. 289.

⁹⁸ Befehl vom 1. Oktober 1943, zit. nach Förster, Geistige Kriegführung, S. 559.

⁹⁹ Befehl vom 4. April 1943 betr. wehrgeistiger Führung, zit. nach Förster, Geistige Kriegführung, S. 565. Zwei weitere Beispiele: Die Beiträge zur wehrpolitischen Erziehung Nr. 12/1943 vom 18. Dezember 1943 sprachen von einem Titanenkampf um Sieg oder Vernichtung (ebd., S. 559), und Wilhelm Keitel betonte in einem Vortrag an einem Kurs für Wehrmachtbefehlshaber vom Oktober 1943, dass es in diesem Krieg nur um Sieg oder Untergang, Leben oder Vernichtung gehe (ebd., 576f.).

¹⁰⁰ BA-MA, RH 26-12/294, Mitteilungen für das Offizierskorps, OKW, WFSt/WPr, Nr. 4, April 1942. Ein Richtheft des OKW hielt fest, das deutsche Volk kämpfe *„um seine Existenz“* und gegen *„die tödliche Bedrohung Europas und seiner Kultur“* (Der Schicksalskampf im Osten, hg. vom NS-Führungsstab des OKW, Heft 3, 1944, S. 9).

treten habe.¹⁰¹ Der Oberbefehlshaber West Gerd v. Rundstedt rechtfertigte in einem Erlass die Zerstörung von Kulturgütern: *„Dieser Kampf um Sein oder Nichtsein des deutschen Volkes macht in seiner Härte auch nicht vor Kunstdenkmälern und sonstigen kulturellen Werten halt. Er muss durchgeführt werden.“*¹⁰² Mit dem Hinweis, dass man sich in einem Weltanschauungskrieg auf Leben und Tode befinde, verlangte der Chef des NS-Führungstabes im Oberkommando des Heeres (OKH), General Georg Ritter v. Hengl, eine Fanatisierung des Heeres; die Soldaten müssten zu einem *„unbändigen Vernichtungswillen und zum Hass“* erzogen werden.¹⁰³ Einer der dem Idealbild eines fanatischen Weltanschauungskämpfers vollkommen entsprach, war General Ferdinand Schörner. Schörner, ein Fanatiker und Leuteschinder erster Güte, war überzeugter Nationalsozialist und gehörte zu Hitlers bevorzugten Heerführern. Sein Armeebefehl vom 1. Februar 1943 (als die 6. Armee in Stalingrad kapitulierte!) war paradigmatisch für eine Sinngebung des Krieges in den Kategorien existentieller Deutungsformen:¹⁰⁴ Der Krieg sei ein *„Entscheidungskampf“* und *„Schicksalskampf“*, in dem die Deutschen um die *„allerelementarste Existenz kämpfen, nicht nur im nationalen, sondern auch im individuellen Sinn.“* Dem einfachen Soldaten müsse somit klargemacht werden, *„dass wir um den Bestand von Haus, Hof und Familie kämpfen. In diesem grossen Ringen prallen zwei Gegensätze aufeinander, die unversöhnlich sind. Hier wird um Weltanschauungen gerungen, um zwei Arten das Leben zu sehen und auch zu leben.“* Die Soldaten müssten auch wissen, dass der Krieg gegen die Sowjetunion etwas anderes sei als die vorangegangenen Feldzüge, nämlich ein Krieg gegen einen *„hochgerüsteten, fanatisch geführten und bestialisch kämpfenden Feind [...]“*. Mit Rückgriff auf einen gängigen sozialdarwinistischen Topos versuchte Schörner dennoch Siegesgewissheit zu vermitteln: *„Neuzeitliche Kriege dauern nicht Jahrzehnte, es muss der Schwächere unter der Wucht der besseren Waffen des Stärkeren zerbrechen.“* Kompromisse konnte es dabei keine geben, für Schörner gab es nur Sieg oder Tod: *„In diesem gewaltigsten Ringen um Sein oder Nichtsein gibt es keine Zwischenlösung. Es gibt nur eine Steigerung des Pflichtgefühls und den kalten Willen, zu siegen oder zu sterben.“*¹⁰⁵ Nach diesen Erläuterungen über Sinn und Zweck des Krieges sprach Schörner von der Vorbildrolle des Offiziers und der Wichtigkeit einer nationalso-

¹⁰¹ Vortrag vom 11. Juni 1941 vor Offizieren des mittleren Abschnitts in Warschau, zit. nach Hürter, Hitlers Heerführer, S. 253.

¹⁰² Erlass Rundstedts an die Parteiführer im Westen, Anlage zum Rundschreiben Bormanns vom 21. September 1944, zit. nach Kunz, Wehrmacht und Niederlage, S. 234.

¹⁰³ BA-MA, RH 13/51, Vortrag Hengls vor Generalen und Offizieren bei einer Tagung zur weltanschaulichen Ausrichtung in der NS-Ordensburg Sonthofen, Juli 1944. Ähnlich BA-MA, RH 68/2, Ausbildungsvorschrift für die Infanterie, Heft 1E, Richtlinien für die Ausbildung im Ersatzheer vom 11. Dezember 1944.

¹⁰⁴ Sonderbefehl Kommandierender General XIX. (Geb.) Armeekorps, Nr. 10 „Forderung des Tages“, vom 1. Februar 1943, in: Besson, Zur Geschichte des NSFO, Dok. 3, S. 85-90.

¹⁰⁵ Schörner Sonderbefehl Nr. 10, S. 86f. (Hervorhebungen im Original).

zialistischen Mannschaftserziehung.¹⁰⁶ Schörners Befehl wurde als Muster einer hervorragenden wehrgeistigen Führung vom OKH bis hinab zu den Divisionen verteilt.¹⁰⁷

Die Verabsolutierung des Krieges zu einem existentiellen Geschehnis, das keinerlei Alternativen kennt denn „Sein oder Nichtsein“, „Sieg oder Untergang“ war ein Grund dafür, dass Hitler und mit ihm die Wehrmachtführung trotz der ausweglos gewordenen Lage auf eine rücksichtslose Fortsetzung des Krieges setzten.¹⁰⁸ Wie dabei argumentiert wurde, illustriert ein Vortrag Alfred Jodls, des Chefs des Wehrmachtführungsstabes und Hitlers engstem militärischen Berater, vor Reichs- und Gauleitern.¹⁰⁹ Jodl zeichnete einerseits ein realistisches und nüchternes Bild der ernstesten militärischen Gesamtlage, andererseits versuchte er seine Zuhörer zu überzeugen, dass trotz allem der Glaube an einen Endsieg nicht aufgegeben werden dürfe. Gleich zu Beginn seiner Ausführungen betonte Jodl, *„dass es in diesem Kriege nur den Kampf bis zum Letzten gibt.“* Eine Kapitulation schloss er kategorisch aus, denn eine solche wäre *„das Ende der Nation, [...] das Ende Deutschlands.“*¹¹⁰ Folglich müssten als Konsequenz einer Kapitulationsverweigerung *„selbst die Trümmer unserer Heimat bis zur letzten Patrone“* verteidigt werden. Die Notwendigkeit einer Weiterführung des Krieges begründete Jodl bezeichnenderweise auch aus einer geschichtsphilosophischen Perspektive: *„Sicher ist nur, dass wir nie aufhören werden zu kämpfen; denn durch die Weltgeschichte zieht wie ein ehernes Gesetz der Fortschritt und der Aufstieg. In ihm hat Europa geführt und an seiner Spitze Deutschland. Ein Europa unter der Knute amerikanischer Juden und bolschewistischer Kommissare ist undenkbar.“* Der Vortrag schloss mit dem pathetischen, gleichwohl hilflos anmutenden Bekenntnis, *„dass wir siegen werden, weil wir siegen müssen – denn sonst hätte die Weltgeschichte ihren Sinn verloren.“*¹¹¹ Kurz vor Kriegsende nahm Jodl zudem das Motiv aus Clausewitz' Bekenntnisdenschrift, dass

¹⁰⁶ Schörner Sonderbefehl Nr. 10, S. 87-90.

¹⁰⁷ Dazu Messerschmidt, Wehrmacht, S. 445-447. Auszüge des Befehls wurden in den Unterlagen zur wehrgeistigen Führung publiziert, BA-MA, RHD 45/2, Gedanken zur wehrgeistigen Führung, OKH, Gen. z.b.V./HWesAbt, Nr. 9, Mai 1943. Vgl. auch die Verlautbarung Schörners als Chef des NS-Führungsstabes des Heeres: *„In diesem Krieg der Weltanschauungen, mit einer Härte, die solchen Kämpfen eigen ist, steht das Schicksal unseres Volkes auf dem Spiel. Kriege von diesem Ausmass werden weder durch zahlenmässige noch durch materielle Überlegenheit entschieden. Entscheidend sind allein die höchsten Werte eines Volkes, Tapferkeit, eiserne Disziplin, Ehre und das Bewusstsein, Träger und Kämpfer einer hohen Idee zu sein. Gerade in Weltanschauungskämpfen ist die kämpferische Idee die entscheidende Waffe.“* BA-MA, RH 13/51, Richtlinien für die nationalsozialistische Führung im Heere, Chef des NS-Führungsstabes des Heeres, 28. März 1944, Bl. 8 (vgl. Messerschmidt, Wehrmacht, S. 458). Zu einem weiteren Befehl Schörners Förster, Geistige Kriegführung, S. 617.

¹⁰⁸ In diesem Sinne wurde von der Bevölkerung Durchhaltewillen verlangt. Nach Aussen versuchte die politische und militärische Führung, Siegszuversicht zu verbreiten und die Hoffnung auf einen Endsieg aufrecht zu erhalten, auch mit dem Verweis auf den baldigen Einsatz von „Wunderwaffen“. Zudem schürte die Nazipropaganda die Angst vor den drastischen Folgen einer Niederlage (Wette, Die Wehrmacht, S. 183).

¹⁰⁹ Unterlagen des Wehrmachtführungsstabes für einen Vortrag Jodls vor den Reichs- und Gauleitern über die militärische Lage, 7. November 1943, in: Kriegstagebuch des OKW, Bd. IV, 2. Halbband, S. 1534-1562. Vgl. Kunz, Wehrmacht und Niederlage, S. 57f., Megargee, Hitler und die Generäle, S. 251f. u. Wegner, Hitler, S. 505f.

¹¹⁰ Vortrag Jodls, S. 1536. Zum Gebrauch des Begriffes vom „Letzten“ Vondung, Apokalypse, S. 485-488.

¹¹¹ Vortrag Jodls, S. 1562. In einer Kriegspredigt aus dem Jahre 1915 hiess es ähnlich, dass Deutschland siegen müsse und siegen werde, *„einfach, weil das eine Notwendigkeit der menschlichen und göttlichen Geistesgeschichte auf dieser Erdkugel ist.“* Zit. nach Vondung, Apokalypse, S. 191.

ein ehrenvoller Untergang die Wiedergeburt des Volkes sichere, auf, als er am 27. April 1945 an seine Frau schrieb: „*Es ist wie der Kampf der Westgoten am Vesuv. Aus diesem heroischen Kampf muss es eine Wiederauferstehung geben.*“¹¹²

Jodls Ausführungen lassen die Ambivalenz erkennen zwischen einer realistischen Lagebeurteilung und dem Versuch, die Fortsetzung des Krieges zu einem existentiellen Erfordernis und zu einer heroischen Pflicht – „bis zur letzten Patrone“ – zu (v)erklären. Je aussichtsloser die Situation für das Deutsche Reich wurde, je mehr die Zuversicht auf eine doch noch siegreiche Beendigung des Krieges dahinschwand, desto mehr musste der Sinn des Krieges bzw. der Sinn seiner Fortführung an die Phantasmen des heroischen Untergangs und des „Kampfes bis zum Letzten“ geknüpft werden.¹¹³ Es fand gleichsam eine Substituierung (rationaler) strategischer Erwägungen durch (irrationale) Ehrvorstellungen und den Willen zur Inszenierung des Untergangs statt. Wie virulent der Gedanken des heroischen Untergangs bei vielen Militärs in der Endphase des Krieges war (und zwar unabhängig von ihrer Einstellung zum NS-Regime), führen exemplarisch die Aussagen einiger Generäle, die in Trent Park bei London in Gefangenschaft waren, vor Augen. Der Fallschirmjägergeneral Bernhard Ramcke hatte als Festungskommandant die französische Hafenstadt Brest hartnäckig verteidigt.¹¹⁴ Ramcke meinte nun, wenn man einfach kapituliere, so drohe ein „*vae victis*“. Darum stelle er sich auf den Standpunkt „*lieber in Ehren untergehen*“ und zu kämpfen bis zuletzt, als zu kapitulieren. Er habe in Brest gefochten „*bis zur letzten Patrone*“ und wünsche von Herzen, „*das auch in meinem deutschen Volke, in der Heimat, die Kraft bestehen wird bis zum Letzten, um jeden Fluss, um jede Brücke, um jeden Bergrücken, um jede Stadt noch zu kämpfen bis zum Letzten. Dann mögen sie uns meinetwegen von der Landkarte ausrotten und uns vernichten, das soll uns ganz egal sein, dann sind wir wenigstens in Ehren untergegangen.*“¹¹⁵ Die Verteidigung Brests „*bis zum letzten Schuss*“ und die Übergabe der Stadt „*nur als Trümmerhaufen*“ rechtfertigte Ramcke mit der eides- und pflichtgemässen „*Wahrung der deutschen Waffenehre.*“¹¹⁶ – In Ramckes Bemerkungen tritt die zynische Logik des Untergangsdenkens besonders augenfällig zutage. Auch Generalmajor Carl Wah-

¹¹² Zit. nach Kroener, Kampf als Daseinsform, S. 327.

¹¹³ Bereits die Niederlage von Stalingrad wurde in diesem Sinne zum historischen Helden- und Untergangsepos erklärt. In seiner Rede vom 30. Januar 1943 kurz vor der Kapitulation der 6. Armee bezog Hermann Göring die Schlacht in Stalingrad auf den Kampf der 300 Spartaner gegen die Perser bei den Thermopylen und den Kampf der Nibelungen, Wette, Die Wehrmacht, S. 187-189. Zur Mythisierung der Schlacht von Stalingrad Wette, Massensterben u. Behrenbeck, Der Kult um die toten Helden, S. 548-570.

¹¹⁴ Ramcke hatte dann aber notabene alles darangesetzt, sich als einziger noch aus Brest herausfliegen zu lassen, Neitzel, Abgehört, S. 47.

¹¹⁵ Neitzel, Abgehört, Dok. 38 (Datum unklar), S. 143.

¹¹⁶ Neitzel, Abgehört, Dok. 39, 26./27. September 1944, S. 144f. Die Verteidigung Brests war letztlich sinnlos, da der alliierte Vormarsch zwar behindert, aber nicht entscheidend beeinflusst wurde, ebd., S. 532, Anm. 97. Vgl. die Aussage von Grossadmiral Karl Dönitz: „*Ein Befehlshaber, der mit seinem Verband untergeht, wird in der Geschichte des deutschen Volkes weiterleben und als Sinnbild höchsten Soldatentums und bester deutscher Pflichterfüllung.*“ Weisung vom 10. Februar 1944, zit. nach Wegner, Hitler, S. 516f.

le, gegenüber den Nazis eher kritisch eingestellt, drückte sich im Februar 1945 dahingehend aus, dass „*die einfachste militärische Ehre*“ es verlange, den Kampf weiterzuführen.¹¹⁷ Mit einem Kampf bis zum Ende bleibe die Ehre des deutschen Volkes gewahrt, auch wenn der Krieg verloren gehe, war der Wehrmachtbefehlshaber von Gross-Paris, General Dietrich v. Choltitz überzeugt; hätte man sich gegen den Vormarsch der Alliierten nicht gewehrt, wäre die „*Seele*“ des Volkes zerbrochen.¹¹⁸

Am 3. April 1945, also kurz vor Kriegsende, blieb Generalfeldmarschall Albert Kesselring in seinem Tagesbefehl nur noch übrig, Opferbereitschaft zu beschwören und an das Ehrgefühl zu appellieren: Die Ehre sei höher zu schätzen als das Leben.¹¹⁹ Ein beredtes Zeugnis, wie in der Agonie der Schlussphase Selbstaufopferung bzw. Selbstzerstörung zum letzten Sinnbezug des Krieges wurden, sind auch die Befehle und Briefe von Generalfeldmarschall Walter Model aus dem Jahre 1945. Für den energischen Model, den Hitler als seinen besten Heerführer hoch schätzte (die „Feuerwehr des Führers“), gab es nur noch „*Sieg oder Tod!*“.¹²⁰ Mit dem Existenzargument – es gehe „*um Deutschland und um jeden einzelnen Deutschen*“, stand in einem Befehl¹²¹ – versuchte Model, die Soldaten zum Weiterkämpfen zu bewegen.¹²² Dass aber selbst eine so verbissene Kämpfernatur wie Model noch ernsthaft an eine positive Kriegswende geglaubt hat, ist trotz der entsprechenden Phrasen kaum denkbar. Vielmehr hatte der Aufruf zur bedingungslosen Fortsetzung des Kampfes angesichts der unabwendbaren Niederlage den einzigen Zweck, diese Niederlage als heroischen Untergang resp. Opfergang zu inszenieren. Die Sinnhaftigkeit des (autodestruktiven) Weiterkämpfens bis zum Letzten lag für Model in der Bereitschaft zum Selbstopfer; allein durch dieses könnten Freiheit und Ehre gewahrt werden – der Opfertod gleichsam als Erlösungstat und moralischer Sieg. Hierin sollte sich auch die Überlegenheit der idealistischen Weltanschauung gegenüber jener des bolschewistischen, jüdischen und plutokratischen Materialismus erweisen. So schrieb er in einem Brief an seine Frau, es gelte weiter mutig zu kämpfen und „*lieber tapfer gestorben als die Freiheit verloren und die Seele verdorben!*“¹²³ In Models Befehl an die im Ruhrkessel eingeschlossene Heeresgruppe B hiess es, dass jeder Einzelne „*bis zur Selbstaufopferung*“ kämpfen müsse. Jedoch stehe das „*jüdische und demokratische Gift der materialistischen Denkweise*“ dem

¹¹⁷ Neitzel, Abgehört, Dok. 64, 14./15. Februar 1945, S. 184f. Manstein war auch nach dem Krieg noch der Überzeugung, dass eine Armee nicht kapitulieren dürfe, solange sie noch irgendwie in der Lage sei zu kämpfen. Manstein, Verlorene Siege (1955), S. 383.

¹¹⁸ Neitzel, Abgehört, Dok. 66, 2./3. März 1945, S. 187.

¹¹⁹ Zit. nach Lingen, Kesselrings letzte Schlacht, S. 45f.

¹²⁰ Model an seine Frau, 29. Januar 1945, in: Model/Bradley, Generalfeldmarschall Walter Model, S. 367.

¹²¹ Befehl vom 9. März 1945, in: Model/Bradley, Generalfeldmarschall Walter Model, S. 368.

¹²² Vgl. auch die früheren Befehle vom 31. Juli 1944, 9. November 1944 und 24. Dezember 1944, in: Model/Bradley, Generalfeldmarschall Walter Model, S. 237, 325f., 346.

¹²³ Model an seine Frau, 24. März 1945, in: Model/Bradley, Generalfeldmarschall Walter Model, S. 374.

Gedanken der Selbstaufopferung entgegen.¹²⁴ Am 15. April 1945 hielt Model anlässlich der Auflösung des Stabes der Heeresgruppe B eine Abschiedsrede, worin er festhielt, dass man ehrenvoll gekämpft habe und sich der Niederlage nicht zu schämen brauche. Er selber habe sich nun entschlossen, „bis zu letzten Patronen“ weiterzukämpfen und mit der Waffe in der Hand zu fallen.¹²⁵ Tatsächlich beging Model am 21. April 1945 Selbstmord durch einen Schuss aus der Pistole.

Am Anfang des Kapitels wurde die Passage aus Clausewitz' Bekenntnisdenschrift zitiert, welche den heroischen Untergang pries und von der Wiedergeburt des Volkes nach einem ehrenvollen Kampf sprach. Bezeichnend ist nun, dass gerade dieses Bekenntnis für Adolf Hitler eine wichtige Bedeutung spielte. Er hat sich nicht nur in „Mein Kampf“¹²⁶ darauf bezogen, sondern auch in verschiedenen anderen Schriften und Reden.¹²⁷ So richtete Hitler am 30. Januar 1943 einen Funkspruch an Friedrich Paulus, den Oberbefehlshaber der 6. Armee, welche in Stalingrad ihrem Untergang entgegensah. Dieses Opfer werde kein vergebliches sein, erklärte Hitler, „[d]as Bekenntnis von Clausewitz wird seine Erfüllung finden.“¹²⁸ Noch in seinem Testament vom 29. April 1945 liess Hitler verlauten, der Kampf dürfe unter keinen Umständen aufgegeben werden, sondern müsse gegen die Feinde des Vaterlandes weitergeführt werden „getreu den Bekenntnissen des grossen Clausewitz: Aus dem Opfer unserer Soldaten [...] wird in der deutschen Geschichte so oder so einmal wieder der Same aufgehen zur strahlenden Wiedergeburt der nationalsozialistischen Bewegung und damit zur Verwirklichung einer wahren Volksgemeinschaft.“¹²⁹ Neben dieser an Clausewitz anlehnenenden Auslegung findet sich bei Hitler aber auch eine dezidiert sozialdarwinistisch geprägte Haltung zum bevorstehenden Untergang. Nach der Überlieferung Albert Speers hatte Hitler gegenüber diesem festgehalten:

„Wenn der Krieg verloren geht, wird auch das deutsche Volk verloren sein. Es ist nicht notwendig, auf die Grundlagen, die das deutsche Volk zu seinem primitivsten Weiterleben braucht, Rücksicht zu nehmen. Im Gegenteil, es ist besser, selbst diese Dinge zu zerstören. Denn das Volk hat sich als das schwächere

¹²⁴ Model an die Oberbefehlshaber, kommandierenden Generale, Divisions- und Regiments-Kommandeure der Heeresgruppe B, 29. März 1945, in: Model/Bradley, Generalfeldmarschall Walter Model, S. 378f. Der Begriff „Selbstaufopferung“ taucht drei Mal auf. Mit diesem absurd anmutenden Befehl bot Model nochmals die ganzen pathetischen Durchhalteparolen auf und versuchte, seinen Truppenführern einzureden, dass „kompromissloser Wille und unbändiger Kampfgeist“ eine Kriegswende herbeibringen würden (S. 379).

¹²⁵ Abschiedsansprache Models vom 15. April 1945, zusammengestellt aufgrund handschriftlicher Notizen von mehreren Ohrenzeugen, in: Model/Bradley, Generalfeldmarschall Walter Model, S. 384.

¹²⁶ Mein Kampf, Bd. 2, S. 759f.

¹²⁷ Dazu Tallgren, Hitler und die Helden, S. 246-248 u. Wegner, Hitler, S. 513f. mit entsprechenden Nachweisen. Diese Passage wurde übrigens auch in der vom Heerespersonalamt 1944 herausgegebenen Schrift „Wofür kämpfen wir?“ abgedruckt (S. 134).

¹²⁸ Hitler an Paulus, Funkspruch vom 30. Januar 1943, in: Ueberschär, Stalingrad, S. 36.

¹²⁹ Hitlers politisches Testament vom 29. April 1945, in: Kriegstagebuch des OKW, Bd. IV, 2. Halbband, S. 1668. Eine Analyse von Hitlers Testament bei Behrenbeck, Der Kult um die toten Helden, S. 581-587.

erwiesen, und dem stärkeren Ostvolk gehört ausschliesslich die Zukunft. Was nach diesem Kampf übrigbleibt, sind obnehin nur die Minderwertigen, denn die Guten sind gefallen.“¹³⁰

Folglich ordnete Hitler am 19. März 1945 an, sämtliche dem Feind nützlichen Versorgungseinrichtungen und die Infrastruktur des Reiches – und somit quasi die Lebensbasis des Volkes – zu zerstören („Nero-Befehl“).¹³¹ Während des Krieges hatte Hitler einige Male die Bemerkung fallen lassen, dass das deutsche Volk untergehen solle, falls es nicht stark genug sei, sich in diesem Krieg zu behaupten und sich als zu schwach erweise.¹³²

Bei Hitler überkreuzten sich gleichsam zwei unterschiedliche Formen apokalyptischer Untergangsdeutung. Einerseits verband er den Untergang mit der Hoffnung auf eine „Wiedergeburt“ und erblickte im heroischen Untergang bzw. Opfer den Keim für eine Regeneration und einen Neubeginn. Andererseits verstand er Niederlage und Untergang sozialdarwinistisch als Ergebnis des naturgesetzlichen Daseinskampfes und dem damit verbundenen zwangsläufigen Untergang des Schwächeren. Die Zukunft desjenigen Volkes, das sich im Kampf als das Schwächere erweisen sollte, spielte dabei keine Rolle mehr – das sozialdarwinistische Untergangsszenario kannte keine Zukunftsvisionen. Wie man diesen Zwiespalt zwischen regenerativem und sozialdarwinistischem Untergangsentwurf auch werten mag,¹³³ entscheidend für Hitler war, dass der Kampf unerbittlich bis zum Letzten fortgesetzt wurde und dass es niemals eine Kapitulation geben durfte. Schlussendlich ging es ihm nur noch darum, eine Kapitulation wie 1918 – sein grösstes Trauma – um jeden Preis zu verhindern.¹³⁴ Darum sollten das Deutsche Reich und das deutsche Volk kämpfend und kapitulationslos untergehen. Hierin lag letztlich der „Sinn“ von Hitlers nihilistischer und selbstzerstörerischer Inszenierung des Untergangs, zu der ihm die Wehrmachtführung wohlgerne bereitwillig die Hand geboten hatte.

¹³⁰ Zit. nach Wette, Die Wehrmacht, S. 190f.

¹³¹ Speer gelang es jedoch, in Zusammenarbeit mit zivilen und militärischen Stellen die Durchführung des „Nero-Befehls“ zu verhindern, Kershaw, Hitler 1936-1945, S. 1013-1015. Bernd Wegner hält zum „Nero-Befehl“ fest: „Der ‚Nero-Befehl‘ war bezeichnenderweise nicht die Verzweiflungstat eines an seinen Siegesillusionen plötzlich irre gewordenen Diktators, sondern war nur die äusserste Konsequenz einer längerfristig angelegten Politik der Selbstvernichtung.“ Wegner, Hitler, S. 510.

¹³² Entsprechende Zitate bei Jäckel, Hitlers Weltanschauung, S. 138 u. Matussek/Marbach, Hitler, S. 87. Hierzu passen auch seine Aussagen aus der Proklamation vom 30. Januar 1943: „Es wird jeder einzelne und jedes Volk gewogen, und was zu leicht befunden wird, muss fallen.“ In diesem Krieg gebe es „nicht Sieger und Besiegte, sondern nur Überlebende und Vernichtete“ (Domarus, Hitler, Reden und Proklamationen, Bd. II, 2. Halbband, S. 1978f.).

¹³³ Bernd Wegner spricht anlehnend an Sabine Behrenbeck von einem Widerspruch zwischen „romantischem Opferhelden“ und „sozialdarwinistischem Führerhelden“. Der „Opferheld“ definiert sich durch seinen Untergang, der „Führerheld“ durch den Sieg. Wegner meint, am Ende habe Hitler den Sozialdarwinisten hinter sich gelassen und sich in die Rolle des scheiternden Helden geflüchtet, um „dem längst Sinnlosen doch noch einen Sinn zu unterlegen.“ Wegner, Hitler, S. 518.

¹³⁴ Vgl. Behrenbeck, Der Kult um die toten Helden, S. 588 u. Kershaw, Hitler 1936-1945, S. 970. Deshalb schloss er auch in seinem Testament Göring und Himmler von Partei und Ämtern aus, weil diese versucht hatten, Kapitulationsverhandlungen aufzunehmen.

Kapitel V – Fazit

In seiner letzten Reichstagsrede beschrieb der greise Moltke das neue Gesicht des Krieges: Der Krieg ist nicht mehr eine begrenzte militärische Auseinandersetzung auf dem Schlachtfeld, vielmehr ist er zu einem existentiellen Konflikt zwischen *Völkern* geworden und dadurch zu einem äusserst schwierig zu kontrollierenden, eine radikalisierte und entgrenzende Dynamik eignenden Phänomen. Im deutsch-französischen Krieg hatte Moltke einsehen müssen, dass ein alleiniger Sieg auf dem Schlachtfeld nicht mehr genügte, um eine feindliche Nation bzw. ein feindliches Volk in die Knie zu zwingen. Die Entwicklung hin zum Volkskrieg wurde nicht nur durch industrielle und technologische Umwälzungen, wachsende Heeresgrössen und die allgemeine Wehrpflicht gefördert, sondern gerade auch durch zunehmende nationale Ressentiments und eine Vertiefung nationaler Feindschaften. Die Einstufung der gegnerischen Seite als substantielle Bedrohung der eigenen staatlichen und gesellschaftlichen Existenz trug zu einer nationalistischen Aufladung des Krieges bei. Mit den Volkskriegstendenzen war deshalb eine neue Wahrnehmung des Krieges verbunden. Der Krieg wurde in existentiellen Kategorien gedeutet, was sich in bestimmten sprachlichen Fixierungen und Metaphern äusserte. „Sein oder Nichtsein“ war ein dominierender Topos der Rede über den existentiellen Krieg, oder anders ausgedrückt die zugespitzte Metaphorisierung eines Krieges, in dem es nicht mehr um eine rein militärische Entscheidung, um Sieg oder Niederlage einer Armee oder einer politischen Elite ging, sondern vielmehr um die unmittelbare Existenz des staatlichen und nationalen *Kollektivs*. In diesem Sinne wurde der Krieg zu einem „Kampf ums Dasein“ – ein weiterer bedeutsamer Topos – verabsolutiert, woraus eine kompromiss- und rücksichtslose „Alles oder Nichts“-Haltung resultierte. Die existentielle Kriegsdeutung konnte auch apokalyptische Züge annehmen, wie beim jüngeren Moltke, der einen potentiellen zukünftigen Krieg in den düstersten Farben charakterisierte und in ihm die Zerstörung der europäischen Kultur sah. Moltkes Haltung zum Krieg war jedoch ambivalent und zwiespältig: Einerseits erkannte er die folgeschweren und destruktiven Konsequenzen eines existentiellen Kampfes um „Sein oder Nichtsein“. Der gleiche Moltke war es aber, der dem Krieg eine kathartische und revitalisierende Wirkung zuschrieb und ihn als historisches Erfordernis bezeichnete, wie er auch während der Julikrise massgeblich zum Kriegsausbruch beitrug. Die fatalistische Überzeugung von der Unabwendbarkeit und Notwendigkeit des Krieges dominierte letztlich über die Einsicht in die negativen Folgen eines (existentiellen) Krieges.

Ausmass und Wirkung des Ersten Weltkrieges liessen die Vorstellung von einem „totalen Krieg“, der alle staatlichen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Bereiche und Ressourcen für die Kriegführung in Anspruch nimmt, populär werden. In der Debatte um den Charakter des vergangenen als auch eines Zukunftskrieges spielte die Konzeption des totalen Krieges eine be-

deutsame Rolle. Man war überzeugt, dass sich das Wesen des Krieges im Sinne einer Totalisierung grundlegend verändert habe und ein künftiger Krieg noch mehr als der vergangene „totale“ Formen annehmen werde. In Bezug auf seine diskursive Konstituierung liess sich der totale Krieg an bereits bestehende existentielle Vorstellungen anknüpfen. All die existentiellen Phantasmen und Imaginationen des „Sein oder Nichtsein“, des „Existenzkampfes“ und des „Kampfes ums Dasein“ konnten nunmehr in der Denkfigur des totalen Krieges reproduziert und reformuliert werden. Die Idee des totalen Krieges verstärkte und verfestigte die Sinndeutung des Krieges in existentiellen-apokalyptischen Kategorien (exemplarisch die OKW-Denkschrift). Die Fixierung auf den totalen und existentiellen Charakter des Krieges hatte zur Folge, dass humanitäre und völkerrechtliche Gesichtspunkte (noch mehr) in den Hintergrund gedrängt wurden, und dass einer Entgrenzung des Krieges sowie einer amoralischen Haltung Vorschub geleistet wurde, im Sinne von „der Zweck – nämlich das Bestehen im Kampf um Sein oder Nichtsein in einem totalen Krieg – heiligt alle Mittel“.

In einem Kampf um „Sein oder Nichtsein“ kann es dem existentiellen-apokalyptischen Kriegsverständnis zufolge nur Sieg oder Untergang geben; wenn nun aber der Krieg nicht mehr zu gewinnen ist und eine Niederlage nicht mehr zu vermeiden, darf nicht einfach kapituliert werden, sondern die Niederlage soll als heroischer Untergang inszeniert werden. Die Glorifizierung und Idealisierung des ehrenvollen Untergangs besass eine lange historische Tradition und hatte sich tief in das militärische Ehr- und Selbstverständnis eingeschrieben. „In Ehren untergehen, kämpfend bis zum letzten Mann und zur letzten Patrone“, so lautete das Credo eines im Kern destruktiven Ehrverständnisses. Auf welchen Vorstellungen und Idealen basierte dieses Pathos des Untergangs? Mit der Bereitschaft zum kollektiven Untergang und zur Selbstaufopferung versichert sich ein Volk seiner Identität, Authentizität und Vitalität, es bekundet die Fähigkeit, seine Autonomie und seinen Willen zu beweisen. Und nur diese Bereitschaft verleiht die Freiheit zum schöpferischen Handeln und zur weltgeschichtlichen Tat (Friedrich der Grosse diente als diesbezügliches Vorbild). Unterwerfung und Kapitulation, ohne bis zum Letzten gekämpft zu haben, würde einer schmachvollen Selbstpreisgabe gleichkommen; das Volk wäre seiner Würde, Ehre und Anerkennung, die höher zu schätzen sind als die profane, bürgerliche Existenz, beraubt. Der ehrenvolle Kampf bis zum Untergang erzeugt zudem (davon war schon Clausewitz überzeugt gewesen) eine moralische Wirkung und sichert die nationale Wiedergeburt, wohingegen sich der „Gifftropfen“ der Unterwerfung auch noch in späteren Generationen negativ bemerkbar machen würde. – Der kollektive wie auch individuelle Heroismus wurde an die Bereitwilligkeit geknüpft, den Tod in Kauf zu nehmen und einem übermächtigen Schicksal die Stirn zu bieten. Der Akt des heroischen Untergangs bedurfte dieser Todesbejahung und Opferbereitschaft, der Bereitschaft zur Selbstzerstörung. Die Inszenierung des Kriegsendes als heroischer Kampf bis zum Letzten,

als glorreicher Untergang mit wehenden Fahnen, ermöglichte es mithin, eine Niederlage in einen Triumph und moralischen Sieg umzudeuten. Der Triumph des (nicht mehr zu erreichenden) Sieges transzendierte gleichsam zum Triumph des Heroischen.

Die Apotheose des ehrenvollen Untergangs prägte die Endphase sowohl des Ersten als auch des Zweiten Weltkrieges. Hier offenbarte sich die fatale Virulenz dieses selbstzerstörerischen Ehrverständnisses. Die (rationale) Einsicht, dass eine Kapitulation notwendig und eine Fortsetzung des Krieges nur noch mit mehr Opfern und Leid verbunden wäre, wurde von dem (irrationalen) Willen zur Inszenierung einen heroischen Untergangs verdrängt. Dies äusserte sich etwa im Ersten Weltkrieg in den Endkampfphantasien der Heeresleitung sowie der Marineführung, welche den ruhmvollen Untergang der deutschen Hochseeflotte in einem letzten Kampf mit der Royal Navy zu verwirklichen trachtete. Zahlreiche Generäle hätten die Fortführung des Krieges trotz aussichtsloser Lage einer Kapitulation vorgezogen: „Lieber ein ehrenvoller Untergang als ein schmähhlicher Frieden“ (Hindenburg).

In der Auseinandersetzung mit der Sowjetunion dominierte eine ostentative existentielle-apokalyptische Wertung des Krieges. Der Krieg wurde zum Weltanschauungskampf verabsolutiert, in dem „Alles oder Nichts“ auf dem Spiel steht und der keine Kompromisse kennt. „Vernichtung oder Selbstvernichtung“ war das beherrschende Prinzip: „Siegen oder sterben“ (Schörner), ein „Kampf auf Leben und Tod“ (Manstein), ein „Kampf bis zum Letzten“ (Jodl). Tatsächlich setzten Hitler und mit ihm die Wehrmachtführung alles daran, den Krieg rücksichtslos mit allen Mitteln fortzusetzen, auch als sie längst wussten, dass ein Sieg unmöglich mehr zu erreichen war. Die Motive, warum sie dies taten, waren vielschichtig, doch ein Grund ist in dem Phantasma des heroischen Untergangs bzw. der heroischen Selbstzerstörung zu sehen. Angesichts der drohenden Niederlage lag für viele Wehrmachtgeneräle das einzig Sinnhafte des Krieges im ehrenvollen Endkampf und Untergang. Sinn und Zweck des Weiterkämpfens bestanden nur noch in der heroischen „Selbstaufopferung“ (Model).¹³⁵ Für Hitler wiederum war eine Kapitulation schon aufgrund des Genozids an den Juden völlig ausgeschlossen, zudem durfte sich der November 1918 auf keinen Fall wiederholen. An einen Endsieg hatte er nicht mehr geglaubt; was übrig blieb, war die Inszenierung der Götterdämmerung des Deutschen Reiches, des kollektiven Untergangs als geschichtsträchtiges Fanal.

¹³⁵ Foucault schreibt in seiner „Verteidigung der Gesellschaft“ (S. 307): „Das Risiko zu sterben, die Auslieferung an die totale Zerstörung ist eines der Prinzipien, die zu den grundlegenden Pflichten des Nazigehorsams und zu den entscheidenden politischen Zielen gehören.“ Man könnte anfügen, dass dieses destruktive Prinzip schon in den militärischen Ehrvorstellungen angelegt war.

Im Feld des existentiellen-apokalyptischen Kriegsdiskurses verlor der Krieg als rein militärisches und instrumentell-politisches Geschehnis vollends seine Bedeutung. Es waren existentielle und apokalyptische sowie heroismusbezogene Kategorien, die nunmehr die „Redeweisen“ über das Phänomen Krieg formierten und dessen Sinnbezug konstituierten. In den Metaphern und Topoi des „Sein oder Nichtsein“, des „Kampfes ums Dasein“ oder des „Kampfes bis zum Letzten“ verdichtete sich eine Verabsolutierung des Krieges, der eben nicht mehr bloss als militärische/machtpolitische Auseinandersetzung gedacht und praktiziert wurde, sondern als entgrenzter *Existenzkonflikt*.

VI. „Schwertglauben“ – Die diskursive Sinngebung des Krieges

Vom pazifistischen Philosophen und Pädagogen Friedrich Wilhelm Foerster (1869-1966), dessen Bücher die Nazis 1933 den Flammen übergaben, stammt der Begriff „Schwertglauben“. Foerster charakterisierte damit militaristische, machtverherrlichende und kriegsbejahende Denkweisen.¹ Mit diesem treffenden Begriff lassen sich die in den vorangegangenen Kapiteln behandelten Kriegsdiskurse wie mit einem Brennglas bündeln. Im Folgenden geht es nun darum, die Generierung und Konkretisierung des „Schwertglaubens“ in diesen Diskursen zu rekapitulieren, ihre Wirkung und ihre Funktion zu diskutieren, sie zu verorten und zu einem Gesamtgefüge zu verbinden. Ich werde daher zu Beginn die einzelnen Kriegsdiskurse nochmals überblicksmässig beschreiben und zusammenfassen (1). Anschliessend sollen folgende Aspekte näher beleuchtet und präzisiert werden: Die Überkreuzung verschiedener Kriegsdiskurse (2), die antipazifistische Funktion der Kriegsdiskurse (3), der Fatalismus erzeugende Effekt der Kriegsdiskurse (4), der Bruch mit den Kriegsdiskursen durch pazifistische Offiziere (5), die Wirkung der Kriegsdiskurse auf Denken und Handeln der Militärelite (6).

1. Die Diskurse des „Schwertglaubens“ – Ein Resümee

Gestützt auf das Clausewitz-Diktum vom Krieg als Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln konnte die Funktion und Bedeutung des Krieges in Relation zur Politik *instrumentell* begriffen werden. Der politisch-instrumentelle Kriegsdiskurs determinierte das Verhältnis von Politik und Krieg dadurch, dass letzterem die Rolle eines Instruments bzw. Mittels zugeschrieben wurde, dessen sich die Politik bei Versagen diplomatischer Lösungen als Ultima Ratio bedient, um einen bestimmten (macht-)politischen Zweck zu erreichen. Der Krieg definierte sich qua Politik und ihm wurde daher keinen Selbstzweck zuerkannt. Das Gefüge dieses politisch-instrumentellen Kriegsdiskurses, der eine semantische *Verknüpfung* zwischen Krieg und Politik herstellte, veränderte sich aber grundlegend, als die Krieg/Politik-Relation umgedeutet und ausschliesslich unter dem Gesichtspunkt existentieller und nationaler resp. völkischer Lebensinteressen gesehen wurde. Die vitalistischen Kategorien des „Lebenskampfes“, der „Lebenserhaltung“ und des „Lebenswillens“ wurden zu den entscheidenden formierenden Determinanten eines abgewandelten politischen Kriegsdiskurses und lösten das (instrumentelle) Mittel/Zweck-Verhältnis auf. Die Grenzen zwischen Politik und Krieg wurden aufgehoben, beide sollten dem „Lebenskampf“ und

¹ Wette, Die Wehrmacht, S. 143. Dieser Begriff fand in der damaligen Friedensbewegung grosse Verbreitung.

der „Lebenserhaltung“ des Volkes dienen, wobei der – nunmehr als „total“ konzipierte – Krieg zur „höchsten Äusserung völkischen Lebenswillens“ (Ludendorff) stilisiert wurde. Diese *Vermischung* von Krieg und Politik transzendierte den politisch-instrumentellen Kriegsdiskurs, indem der Sinn des Krieges die instrumentelle Dimension verlor und eine *existentielle* Bedeutung gewann. Das Verhältnis zwischen Krieg und Politik sowie die Rolle des Krieges in Bezug auf die Politik liessen sich somit instrumentell als auch existentiell deuten.²

Der *machtstaatliche* Kriegsdiskurs regelte das Wissen über den Krieg durch die Kategorien der Macht und des Machtstaates. Der von Geschichtsschreibung und politischer Philosophie geprägte nationale Machtstaatsgedanke verabsolutierte den Staat, wertete ihn als Individuum und Organismus sowie als Verkörperung der Sittlichkeit, welche sich jedoch nicht nach einer universalen Moral oder allgemeingültigen Ethik richtete, sondern sich an den Machtinteressen des Staates orientierte. Ein solchermassen als uneingeschränkt souverän verstandener Staat konnte kein über ihm stehendes Recht akzeptieren. Die Berechtigung des Krieges ergab sich aus der Existenz des Staates und den auf Macht beruhenden, sich in einer regellosen Sphäre abspielenden interstaatlichen Beziehungen. Kriege waren aus der Machtperspektive schlechthin notwendig und unvermeidbar. Nach der gängigen Auffassung lag die Unverzichtbarkeit des Krieges in der absoluten Souveränität des (Macht-)Staates, in der Behauptung der Macht und dem Willen, Machtansprüche auch gewaltsam durchzusetzen, begründet. Dabei erwies sich die Frage der internationalen Schiedsgerichte als wichtiges Argumentationsmuster: Durch übergeordnete Schiedsgerichte mögen zwar gewisse Streitfälle geschlichtet werden, doch was die prinzipiellen „Lebensinteressen“ und „Lebensfragen“ des Staates betrifft, wird niemals ein Schiedshof darüber entscheiden können, sondern nur der Krieg. Auch hier wieder wurde die auf einer dynamisch-organischen Staatsauffassung basierende vitalistische Semantik verwendet. Der machtsstaatliche Kriegsdiskurs sprach dem Krieg somit den Part eines unabdingbaren und gerechten Schiedsrichters bei elementaren Machtkonflikten zwischen Staaten zu. In diesem Zusammenhang wurde auf verschiedene historische Beispiele verwiesen (die Kriege Friedrich des Grossen, der deutsch-französische Krieg, der russisch-japanische Krieg), die die Notwendigkeit des Krieges in Machtfragen bzw. „Lebensfragen“ beweisen würden. Mithin beruhte die Sinngebung des Krieges im machtsstaatlichen Diskursfeld darauf, dass die zwischenstaatlichen, internationalen Verhältnisse primär agonal-antagonistisch und konfliktiv-kämpferisch aufgefasst wurden.

Das Feld des *bellizistischen* Kriegsdiskurses strukturierten geschichtsphilosophisch fundierte Vorstellungen über die Rolle des Krieges als Promotor der geschichtlichen und kulturellen

² In der Wehrmacht spielte, wie in Kapitel I, 1 gezeigt wurde, der politische Kriegsdiskurs sowohl in seiner instrumentellen als auch seiner existentiellen Form eine Rolle.

Entwicklung sowie als Medium der Katharsis und Tugendbewährung. Sinn und Zweck des Krieges wurden zum einen aus seiner Funktion für den allgemeinen Kulturfortschritt und die Staatsentwicklung hergeleitet: Der Krieg ist es, der den Fortschritt in staatlichen, kulturellen, wirtschaftlichen, wissenschaftlichen und technischen Belangen vorantreibt; ohne den Krieg würde es keine zivilisatorische Fortentwicklung geben, die Staaten/Völker würden auf einer niedrigen Kulturstufe verharren. Das Argument von der Unentbehrlichkeit des Krieges als Moment für eine fortschreitende Kultur sollte die „absolute Nichtigkeit“ (Bernhard Kiessling) pazifistischer Ideen beweisen. In der hegelianisch gefärbten Interpretation, der Gang der Weltgeschichte vollziehe sich durch auf- und absteigende Staaten resp. Völker, wurde dem Krieg zudem die Aufgabe zugewiesen, darüber zu entscheiden, welchen Völkern die weltgeschichtliche Führungsrolle zukommt und welche sich auf dem absteigenden Ast befinden. Auf diese Deutung griff Generalstabschef Helmuth v. Moltke d. J. zurück, als er versuchte, den tieferen Sinn des Ersten Weltkrieges zu erklären. Der Katharsisgedanke stellte den zweiten wichtigen Strang des bellizistischen Kriegsdiskurses dar, wobei zivilisationskritische und kulturpessimistische Anschauungen einen entscheidenden Einfluss ausübten. Dem Krieg wurde eine moralische Qualität als Medium der Revitalisierung, Katharsis und Tugendbewährung zuerkannt. Eine lange Friedenszeit – den „ewigen Frieden“ – hingegen assoziierte man mit den Gefahren der Retardierung, Verweichlichung und Dekadenz, des Materialismus und Egoismus. Die Metaphern der „Fäulnis“ (das „faule Friedensleben“, wie Erich v. Falkenhayn sich ausdrückte) und der „Versumpfung“ symbolisierten das Unbehagen über die moderne Massengesellschaft und Kultur, in der kämpferische Ideale und soldatische Tugenden wie Mut, Tapferkeit, Pflichtgefühl und Opferbereitschaft zu verkümmern drohten. In der Konsequenz schien allein der Krieg – gleichsam als ein Korrektiv – diesen negativen Tendenzen Einhalt gebieten zu können und eine Revitalisierung sowohl des Individuums als auch des Kollektivs herbeizuführen. Das bellizistische Denken verdichtete sich im Zitat des älteren Moltke, dass der ewige Friede ein Traum sei, der Krieg aber ein Glied in Gottes Weltordnung, in dem sich die edelsten Tugenden entfalten würden und ohne den die Welt im Materialismus versumpfen würde. Dem bellizistischen Kriegsdiskurs hat sich Moltkes Diktum als ausserordentlich wirkmächtiger Topos nachhaltig eingeschrieben.

Der *sozialdarwinistische* Kriegsdiskurs leitete sich von einem selektionistisch verstandenen Sozialdarwinismus her, der stark auf die Aspekte der Ungleichheit, des Auslesekampfes („struggle for existence“, „Kampf ums Dasein“) und des „Rechts des Stärkeren“ fixiert war. Der Krieg war aus dieser Perspektive Ausdruck eines immerwährenden Daseinskampfes, der nicht nur zwischen Organismen oder einzelnen Individuen, sondern auch zwischen Staaten, Völkern und „Rassen“ stattfindet, um das naturgesetzliche Prinzip des „Rechts des Stärkeren“ durchzusetzen. Zentrale Bedeutung besaßen die den sozialdarwinistischen Kriegsdiskurs formierenden Begriffe, Topoi

und Metaphern wie „Natur“, „Naturgesetz“ und „Kampf ums Dasein“. Die semantische Verschränkung von Natur und Kampf erwies sich als besonders folgenswer. Die Natur wurde ausschliesslich unter antagonistischen, konfliktiven Vorzeichen wahrgenommen; der gegenseitige Kampf ums Dasein der Organismen, Arten und Lebewesen war zum Inbegriff, zum Archetyp einer aristokratisch verstandenen Natur geworden. Natur und Kampf ums Dasein gingen ineinander über: Der Kampf als grundlegendes Prinzip der Natur und als Naturgesetz („Natur ist Kampf“). Vor der Folie des aristokratischen Naturprinzips und des Naturgesetzes des Kampfes liess sich der Krieg als unumstössliche biologische und naturgesetzliche Notwendigkeit begründen. Mit dem sozialdarwinistischen Kriegsdiskurs und dessen reduktionistischer und monistischer Naturauffassung verschob sich die Sinngebung des Krieges von einer politisch-machtstaatlichen und geschichtsphilosophisch-bellizistischen auf eine *metapolitisch-biologistische* Ebene. Es bleibt festzuhalten, dass der sozialdarwinistische Kriegsdiskurs die anderen Diskurse keineswegs verdrängte, vielmehr erweiterte er das Deutungs- bzw. Sinnstiftungsrepertoire und fügte den bestehenden Redeweisen über Krieg nunmehr eine neue, scheinbar naturwissenschaftlich fundierte, hinzu.

Im Diskursfeld des *Vernichtungskrieges* und *Rassenkampfes* wurde auf sozialdarwinistische Ideologeme zurückgegriffen, vor allem aber besaßen rassistische³ und antisemitische Vorstellungen eine diskursprägende Funktion. Der Vernichtungssemantik kam dabei eine besondere Relevanz zu. Der spezifisch *militärisch-operative* Vernichtungsgedanke war im Kern auf die Vernichtung der feindlichen Streitmacht, auf die Wehrlosmachung der feindlichen Kombattanten ausgerichtet. Militärisch-operativ gesehen bedeutete „Vernichtung“ also weder die umfassende Zerstörung der feindlichen Nation noch die Ausrottung eines ganzen Volkes. Jedoch war im Zuge der allgemeinen Wehrpflicht, der Industrialisierung und Technisierung die Mobilisierung grosser Bevölkerungsteile gefragt, so dass auch die Zivilbevölkerung zunehmend ins Visier der Kriegführung geriet, wie dies der deutsch-französische Krieg 1870/71 gezeigt hatte. Die Ausweitung der Kriegführung auf grosse Teile von Nation und Volk machte den Wandel hin zum *Volkskrieg* deutlich. Diese Tatsache hatte zur Folge, dass die Grenzen zwischen Zivil und Militär verwischt wurden und eine klare Trennung zwischen Kombattanten und Nichtkombattanten nicht mehr gegeben war. Hierbei erwies der Vernichtungsgedanke seine Anschlussfähigkeit, er konnte über den rein militärisch-operativen Bereich hinaus auch auf die gegnerische Nation als solche und die Zivilbevölkerung angewandt werden. Die Entgrenzung und Radikalisierung des Vernichtungsprinzips wurde im Weiteren durch einen militärischen Utilitarismus gefördert, d. h. in der Betonung der „militärischen Notwendigkeit“ und der damit einhergehenden Relativierung völkerrechtlicher

³ Wobei der Rassismus zum Teil auf dem Sozialdarwinismus basierte.

Kodifizierungen und humanitärer Rücksichtnahmen: Diese hatten hinter dem Ziel, einen bedingungslosen Sieg zu erreichen, zurückzustehen. Der Erste Weltkrieg hatte eine neue Dimension der Vernichtung (symbolisiert durch Verdun!) offenbart und bewiesen, dass der kriegesischen Gewaltanwendung praktisch keine Schranken mehr gesetzt waren. Dem militärischen Vernichtungsgedanken eignete mithin ein grosses Entgrenzungspotential. Wie sehr sich die Semantik der Vernichtung von einer rein militärisch-operativen Ebene weg verschob, erhellt der Kolonialkrieg gegen die Herero und Nama in Deutsch-Südwestafrika von 1904-1907. Die Kategorien der „Rasse“ und des „Rassenkampfes“ ermöglichten eine bedeutsame semantische Umcodierung: Vernichtung liess sich nun auch in einem *genozidalen* Sinne denken und praktizieren. Im kolonialen Rassenkampf ging es nicht mehr nur um Vernichtung im militärisch-operativen Sinne, sondern um die Vernichtung einer, wie man glaubte, von Natur und Geschichte ohnehin dem Untergang geweihten „Rasse“ – die Vernichtung der „Nation als solche“ (Lothar v. Trotha). Nicht nur im kolonialen Kontext zeitigte der Rassenkampfdiskurs seine Wirkmacht, auch in Europa wurde das Phantasma des Rassenkampfes bemüht: Ein unvermeidbarer Kampf zwischen „Germanen“ und „Slawen“ stehe bevor, so der gängige Topos. Die besondere Virulenz des Vernichtungs- und Rassenkampfdiskurses lag in der biologistisch-rassistischen Unterfütterung der Kriegsdeutung und damit verbunden in der Dehumanisierung des Gegners bzw. in dessen Umwertung von einem politisch-nationalen in einen *biologisch-existentiellen* Feind. Zu einem solchen Feind wurden die Juden erklärt. Die Sinndeutung des Krieges in der Wehrmacht des Dritten Reiches war zutiefst rassistisch und antisemitisch aufgeladen. Die Juden verkörperten eine universale, existenzbedrohende soziobiologische Gefahr, auch gerade darum, weil ihnen Frevel an den Naturgesetzen vorgeworfen wurde. Solch ein Feind, so wurde in einer Schulungsschrift des OKW schon 1939 verkündet, könne nicht auf „ritterliche“ Weise bekämpft werden; bei der Auseinandersetzung mit den Juden werde es sich vielmehr um einen Kampf gegen einen „giftigen Parasiten“ und „Krankheitsträger“ handeln. Die Vernichtungssemantik hatte eine neue Stufe erreicht und damit dem Vernichtungskrieg im Osten eine diskursive Grundlage und Legitimation verliehen.

Der *existentielle-apokalyptische* Kriegsdiskurs verabsolutierte den Krieg zu einem existentiellen Kampf um „Sein oder Nichtsein“ und erweiterte zudem mit der Idealisierung des heroischen Untergangs die Semantik der Vernichtung. Auf die Existentialisierung des Krieges hatte bereits der fast 90-jährige Moltke in seiner letzten Reichstagsrede hingewiesen: Der Krieg sei in der Form des Volkskrieges zu einer existentiellen Auseinandersetzung nicht mehr nur zwischen Armeen, sondern zwischen Völkern geworden; ihm wohne daher eine radikalisierte, nur noch sehr schwer zu kontrollierende Eigendynamik inne. Diese Entwicklung, gefördert auch durch nationalistische Antipathien und Feindbilder, drückte sich in der Charakterisierung des Krieges

durch Formulierungen und Metaphern aus, denen eine Konnotation des Existentiellen anhaftet. „Sein oder Nichtsein“, „Sieg oder Untergang“, „Existenzkampf“, „Kampf auf Leben und Tod“, „Kampf ums Dasein“ gehörten zu den Sprachfiguren, die dem Krieg eine Bedeutungsdimension zuschrieben, die über das Politische/Militärische hinausging und die unmittelbare, substantielle Existenz des gesamten staatlich-nationalen Kollektivs ins Zentrum der Sinngebung des Krieges rückten. Geprägt durch die Erfahrungen des Ersten Weltkrieges verdichteten sich diese existentiellen Imaginationen in der populären Formel des „totalen Krieges“. Das Konzept des „totalen Krieges“ trug dazu bei, Verständnis und Deutung des Krieges noch stärker an existentiellen und apokalyptischen Kategorien festzumachen, was auch eine weitere Entgrenzung und Radikalisierung der Kriegführung förderte: In einem Krieg, der als totaler Krieg um „Sein oder Nichtsein“ gedeutet wurde, konnte auf völkerrechtliche und humanitäre Erfordernisse keine Rücksicht mehr genommen werden. Der zweite zentrale Strang des existentiellen-apokalyptischen Kriegsdiskurses war die Apotheose des heroischen Untergangs. Die Idealisierung und Glorifizierung des heroischen Untergangs bzw. der ehrenvollen Niederlage war Teil des traditionellen militärischen Ehrverständnisses. Diesem Verständnis zufolge sind der Kampf bis „zum letzten Mann und zur letzten Patrone“ und der heroische Untergang mit „wehenden Fahnen“ einer (vorzeitigen) Kapitulation unter allen Umständen vorzuziehen, auch wenn keine Aussicht auf einen Sieg mehr besteht und durch eine Kapitulation weitere Zerstörungen und Opfer verhindert werden könnten. Der heroische Kampf bis zum Letzten und die Bereitschaft zur Selbstaufopferung sollten die Schmach der unabwendbaren Niederlage in einen moralischen Sieg und Triumph verwandeln. Die selbstzerstörerische Wirkmacht des Untergangsdiskurses zeigte sich besonders drastisch in der Endphase des Zweiten Weltkrieges. Dabei war die autodestruktive Kriegführung eng an eine verschärfte existentielle-apokalyptische Kriegsdeutung geknüpft, die im Kontext des Krieges gegen die Sowjetunion dominierend geworden war. Dieser Krieg war zu einem kompromisslosen Kampf der Weltanschauungen erklärt worden, der, wie es Generaloberst Hermann Hoth in seinem Armeebefehl formuliert hatte, nur mit der Vernichtung des einen oder anderen enden könne – ein „Kampf auf Leben und Tod“. Die Konsequenz dieser Stilisierung des Krieges zu einer Auseinandersetzung um die „allerelementarste Existenz“ (Ferdinand Schörner) war nicht nur eine gnadenlose, jegliche völkerrechtliche Regeln und humanitäre Ansprüche missachtende Kriegführung, sondern auch die rücksichtslose Fortsetzung des Krieges in einer Lage, die nicht die geringste Hoffnung auf einen Sieg mehr versprach. Die „Wahrung der deutschen Waffenehre“ (Bernhard Ramcke), inszeniert als heroischer Untergang, stellte nunmehr den einzigen Sinnbezug des zu Ende gehenden Krieges dar. Vernichtung war Selbstvernichtung geworden, eine, mit Foucault gesprochen, „Auslieferung an die totale Zerstörung“.

Zusammenfassend betrachtet präsentiert sich der „Schwertglauben“ als ein komplexes Ensemble von Diskursen.⁴ Ich richte nun den Fokus darauf, wie diese Diskurse strukturiert und formiert sind, was sie auszeichnet und wie sie sich verorten lassen. Definitionsgemäss etablieren und regeln Diskurse Wissen und Wahrnehmung in Bezug auf einen Sachverhalt/Gegenstand. Die Kriegsdiskurse etablierten somit Sicht- und Redeweisen über das Phänomen Krieg, sie boten dem Krieg einen Interpretationsrahmen, sie regelten das Denken und Reden über den Krieg und schrieben dadurch bestimmte „Wahrheiten“ und Sinnbezüge über ihn fest. Die Analyse der einzelnen Kriegsdiskurse hat gezeigt, wie diese Diskurse bzw. Diskursfelder von spezifischen Aussage- und Deutungsmustern, Begriffen, Klassifikationen und Kategorien geprägt und formiert waren. Das Feld des politischen und machtsstaatlichen Kriegsdiskurses war vor allem durch das politikbezogene Clausewitz-Diktum und das nationale Machtstaatsdenken strukturiert; dasjenige des bellizistischen Kriegsdiskurses durch geschichtsphilosophische Fortschrittskonzepte sowie zivilisationskritische und kulturpessimistische Katharsis- und Revitalisierungsvorstellungen. Sowohl der politisch-machtsstaatliche als auch der bellizistische Diskurs waren grundlegend von Elementen der idealistischen Geschichts- und Staatsphilosophie, des Nationalismus und Historismus beeinflusst. Hierin wird ersichtlich, wie Wissensbestände anderer Diskurse und Disziplinen (oft nur bruchstückhaft und in trivialisierter Form) in den Kriegsdiskursen zirkulierten und sich gleichsam sedimentierten.⁵ Dies gilt gleichermassen für den Darwinismus, welcher im Sozialdarwinismus trivialisiert wurde und gerade dadurch eine enorme wissenschaftliche und gesellschaftliche Breitenwirksamkeit entfaltete und entsprechend auch die Deutung des Krieges prägte. Der sozialdarwinistische Kriegsdiskurs veranschaulicht, wie bestimmte Schlüsselbegriffe und Metaphern wie „Naturgesetz“, „Daseinskampf“ oder das „Recht des Stärkeren“ einen Diskurs formieren und ihn dominieren. Indem der Kampf zu einem unabänderlichen Naturgesetz, ja zum beherrschenden Naturprinzip schlechthin erklärt wurde, liess sich auch der Krieg als ein naturgegebenes Phänomen und naturgesetzliches Erfordernis begreifen und diskursivieren. Nunmehr konnte die Berechtigung des Krieges aus dem Naturgesetz des Daseinskampfes abgeleitet werden, wodurch der Krieg den „naturwissenschaftlichen“ Anstrich eines biologischen Faktums erhielt. Der Effekt des sozialdarwinistischen Kriegsdiskurses lag darin, die Sinndeutung und Legitimation des Krieges zusätzlich biologistisch zu verankern. In gleicher Weise trugen rassistische Diskursmuster zu einer Biologisierung der Kriegsdeutung bei. „Rasse“ und „Rassenkampf“ waren diejenigen Kategorien, die den Krieg auf eine biologisch-rassistische Ebene transformierten und

⁴ Vgl. Pick, *War Machine*, S. 269: „[T]o read the nineteenth-century war writings [...] is to read a complex set of discourses [...]“

⁵ Vgl. Brehl, *Koloniale Gewalt*, S. 200.

dadurch den Gegner zu einer biologisch-existentiellen Gefahr verabsolutierten. In Kombination mit dem parasitologischen Vokabular des Rassenantisemitismus („Parasit“) etablierte sich ein Vernichtungs- und Rassenkampfdiskurs, der einer schrankenlosen, gewaltentgrenzenden und schliesslich genozidalen Kriegführung eine bedeutsame Legitimationsgrundlage verlieh. Durch die existentiellen-apokalyptischen sowie heroismus- und untergangsfixierten Kategorien und Phantasmen des „Sein oder Nichtsein“ und des „Kampfes bis zum Letzten“ konstituierte sich ein weiterer Diskurs, der die Entgrenzung des Krieges fundierte und legitimierte.

Es ist deutlich geworden, wie sehr der bellizistische und sozialdarwinistische Kriegsdiskurs wie auch der Vernichtungs-/Rassenkampfdiskurs sowie der existentielle-apokalyptische Kriegsdiskurs über das Politisch-Instrumentelle hinausgingen und in welchem Ausmass die politisch-instrumentelle und machtsstaatliche Dimension der Kriegsdeutung gesprengt wurde. All diese Diskurse transzendierten die Sinngebung des Krieges auf eine *metapolitische* Ebene, indem sie dem Krieg eine geschichtsphilosophische, biologische oder existentielle Bedeutung zuschrieben. Hingegen massen der auf Clausewitz gestützte politische Kriegsdiskurs sowie der machtsstaatlich basierte Kriegsdiskurs dem Krieg primär eine instrumentelle und (macht-)politische Funktion bei. Der politische Kriegsdiskurs wiederum konnte sich, wie ich aufgezeigt habe, durch eine vitalistisch-existentielle Auslegung der Krieg/Politik-Relation ebenfalls auf eine metapolitische, existentielle Ebene verlagern. In diesem Sinne lassen sich die Kriegsdiskurse – und damit die Sinngebung des Krieges – einerseits auf einer *politisch-instrumentellen* und andererseits auf einer *metapolitisch-existentiellen* Ebene verorten.⁶

Trotz gewisser Verschiebungen und Überlagerungen wiesen die einzelnen Kriegsdiskurse eine erstaunliche Persistenz und Kontinuität auf. Keiner der hier beschriebenen Kriegsdiskurse ist im Laufe der analysierten Zeitperiode (1871 bis 1945) gänzlich verschwunden und von anderen Diskursen komplett überlagert worden. Mit dem Ersten Weltkrieg machte sich zwar der existentielle Kriegsdiskurs in den Imaginationen des „totalen“ Krieges in verstärktem Ausmass bemerkbar; und in der Wehrmacht dominierte eine sozialdarwinistische und rassistische sowie eine zugespitzte existentielle-apokalyptische Sinngebung des Krieges. Trotzdem wurden nach wie vor auch politische, machtsstaatliche und bellizistische Deutungsformen und Begründungen verwen-

⁶ Dies in Anlehnung und Erweiterung von Herfried Münklers Unterscheidung zwischen instrumenteller und existentieller Kriegsauffassung bei Clausewitz. Münkler resümiert den Unterschied wie folgt: „Die instrumentelle Kriegsauffassung ist und bleibt bezogen auf eine unfraglich legitime politische Ordnung; diese definiert die Zwecke, die zu erreichen der Krieg das Mittel ist. Anders die existentielle Auffassung des Krieges, in welcher der Krieg wohl auch ein Mittel ist, aber nicht ein Mittel zur Verfolgung vorgegebener Zwecke, sondern eines, das seinen Zweck selbst erst hervorbringen soll. In der existentiellen Auffassung des Krieges konstituiert der Krieg erst die politische Grösse, durch deren antizipierte Existenz er sich legitimiert.“ Münkler, *Über den Krieg*, S. 113. Der Aspekt der Hervorbringung und Konstituierung einer politischen Grösse durch den Krieg ist jedoch für die hier analysierten Diskurse weniger von Bedeutung.

det, um die Daseinsberechtigung des Krieges zu belegen. Die Diskurse des „Schwertglaubens“ blieben in ihrer Vielfalt und Kombinationsfähigkeit bestehen.

2. Diskursive Überkreuzungen – Boguslawskis „Krieg in seiner wahren Bedeutung“

Ein Merkmal der Kriegsdiskurse ist darin zu sehen, dass sie sich zwar in ihrer Ausrichtung und ihren Deutungsformen voneinander unterschieden, es jedoch auch Berührungspunkte und Überschneidungen gab. Die entsprechenden Diskursfelder überkreuzten sich, wenn beispielsweise die machtpolitische Auslegung des Krieges zugleich mit bellizistischen und sozialdarwinistischen Argumentationsmustern unterlegt wurde oder rassenkämpferische und sozialdarwinistische Deutungsformen einander ergänzten. Viele der kriegsdeutenden Texte waren somit von unterschiedlichen Diskursen durchdrungen (worin sich eben auch die Persistenz der einzelnen Diskurse zeigt).

Der hier schon oft zitierte Militärschriftsteller und General Albert v. Boguslawski fasste am Ende seines Buches über den „Krieg in seiner wahren Bedeutung für Staat und Volk“ die Begründungen für die Daseinsberechtigung des Krieges zusammen.⁷ Bezeichnenderweise an erster Stelle hiess es: *„Der Kampf ist ein Naturgesetz“*, wodurch die naturgesetzliche, biologische Notwendigkeit des Krieges kurz und bündig unterstrichen wurde. Zudem bemühte Boguslawski ein anthropologisches Argument, indem er festhielt, dass der Krieg in der *„Natur der Menschheit“* begründet liege. Breiten Raum nahmen alsdann bellizistische Deutungsmuster ein: Der Krieg sei vielfach ein *„absolut nöthiger Heilungsprozess“*, er erzeuge und fördere Tugenden wie Tapferkeit, Tatkraft, Hilfsbereitschaft, Kameradschaft, Aufopferung, Selbstüberwindung, Gehorsam, Disziplin, Religiosität, Vaterlandsliebe und *„Ehre in höchster Potenz“*. Das Heldentum wurde als die *„edelste und herrlichste Frucht des Krieges“* gepriesen. Ein Volk jedoch, warnte Boguslawski, welches das Heldentum nicht verehere, besitze keinen kriegerischen Geist und sei daher im Niedergang begriffen. Ohne den Krieg, so ein weiteres bellizistisches Argument, sei eine Ausbreitung von Zivilisation und Kultur, z. B. in Afrika, nicht möglich. Der Krieg richte zwar Zerstörungen an, stimulierte aber den Erfindungsgeist und fördere Industrie, Wissenschaft, Kunst und Literatur, kurzum: *„Der Krieg erweitert den Gesichtskreis der Völker.“* Auch eine machtpolitische Begründung tauchte auf: Der Krieg diene zur Lösung prinzipieller Interessensgegensätze und Machtfragen zwischen Staaten/Völkern. Internationale Schiedsgerichte aber könnten Kriege nicht verhindern. Am Schluss

⁷ Die folgenden Zitate stammen aus Boguslawski, *Der Krieg in seiner wahren Bedeutung* (1892), S. 106-108.

wurde nochmals das Motiv des „ewigen Friedens“ aufgenommen; ein solcher würde die Welt eines „*nothwendigen Bewegungs- und Entwicklungsmittels*“ berauben und dadurch zu Stagnation und Verderbnis führen. In Boguslawskis Text erschienen somit Elemente des machtpolitischen wie auch des bellizistischen und sozialdarwinistischen Kriegsdiskurses. Es ist erkennbar, wie sich die Kriegsdiskurse verästelten und verflochten und dadurch ein sinnstiftendes diskursives Gefüge bildeten.

3. „Friedensgeplärre“ – Kriegsdiskurse und Antipazifismus

Allen Kriegsdiskursen lag letztlich immer auch eine antipazifistische Stossrichtung zugrunde. Wie schon etliche Male ersichtlich geworden ist, sprachen sich viele Militärautoren in ihren Texten dediziert gegen den Pazifismus aus und verspotteten pazifistische Vorstellungen als „Friedensgeplärre“ von „Friedensaposteln“. Obwohl die Friedensbewegung in Deutschland nie einen breitenwirksamen Einfluss erlangen konnte und nur eine marginale gesellschaftspolitische Bedeutung besass,⁸ betrachteten die Militärs den Pazifismus als eine ernsthafte Gefahr. Der Pazifismus, so der Vorwurf, würde den nationalen Wehrwillen unterminieren und der soldatischen Gesinnung schaden.⁹ Indem man den Krieg zu einem notwendigen, unvermeidbaren Geschehnis erklärte, sollte der Pazifismus als illusorisch und utopisch entlarvt werden (der „ewige Frieden“ als Traum!). Die antipazifistische Apologie des Krieges kommt auch wieder exemplarisch in Boguslawskis Schriften zum Ausdruck.¹⁰ Er monierte, dass sowohl die Sozialdemokratie, welche bewusst auf einen Umsturz der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung hinarbeite, als auch die Friedensbewegung, die „*Freunde des sogenannten ewigen Friedens*“, den Krieg als Massenmord und Schlächtereie, das Feldherrentum als Kunst des Massenmords, die Taten des Feldherrn als Schandtaten und Soldaten als Barbaren oder Massenmörder denunzieren würden.¹¹ Warum war für Boguslawski der Pazifismus so gefährlich? Mit dem Pazifismus verband er „*die Erschlaffung des kriegerischen Geistes und die Ertödtung des Gedankens der That*“, wo doch gerade die Erhaltung des krie-

⁸ Vgl. Wolfrum, Krieg und Frieden, S. 90-95.

⁹ Vgl. Echevarria, After Clausewitz, S. 108-110.

¹⁰ Boguslawski, Der Krieg in seiner wahren Bedeutung (1892), v. a. S. 1-9 u. 108-111. Echevarria, After Clausewitz, S. 257, Anm. 29 weist noch auf einige weitere gegen Pazifismus und Sozialdemokratie gerichtete Schriften Boguslawskis hin: Contra Bebel und Bleibtreu. Noch ein Wort in Heeressachen für weitere Volkskreise (Berlin 1899), Nicht Rede – aber Fehde wider die Sozialdemokratie (Berlin 1904), Los vom Joch der Socialdemocratie! Ein Mahnwort von A. von Boguslawski (Leipzig 1905).

¹¹ Boguslawski, Der Krieg in seiner wahren Bedeutung, S. 3f. u. 107f.

gerischen Geistes eine „*Lebensfrage*“ für ein Volk bedeute.¹² Den Krieg könnten die Pazifisten zwar nicht abschaffen, dafür aber die heldische Gesinnung im Volke nachhaltig schwächen, wie Boguslawski befürchtete (man beachte die Metaphern, mit denen im folgenden Zitat der Krieg charakterisiert wird):

„Der Krieg, dieser mächtige Herrscher, diese bewegende Urkraft¹³ wird allerdings weder durch die Sozialdemokratie noch durch den Materialismus, auch nicht durch die schönen und beweglichen Worte der Friedensmänner von seinem Thron gestürzt oder von dem Steuer der Geschichte entfernt werden, aber sie können es fertig bekommen, dem kraftvollen Geiste des Heldenthums unseres Volkes eine tiefe Wunde zu schlagen, welche nur unseren Feinden zu Gute käme.“¹⁴

Deshalb ging es Boguslawski darum, den falschen und schädlichen Anschauungen über Krieg und Frieden sowie *„der falschen Einwirkung auf das Empfinden und das Begriffsvermögen unseres Volkes und somit der Verminderung seiner moralischen Kraft entgegenzutreten, wie sie sich durch die Lehren der Sozialdemokratie und Friedensmänner, im Verband mit dem Hange zum Wohlleben und einer materialistischen Weltanschauung, auf die Dauer ergeben würde [...]“*¹⁵ Es ist *„die Wahrheit [!] von dem ewigen Gesetz des Kampfes“*¹⁶, die in Boguslawskis Buch und vielen anderen militärischen Schriften den Pazifisten und ihren Ideen entgegengehalten wurde. Als konventionalisierte und verfestigte Redeweisen über den Krieg brachten die Kriegsdiskurse diese „Wahrheit“ hervor, sie besaßen den Status eines *common sense*. Genau dieser *common sense* wurde dem (marginalisierten) pazifistischen Diskurs abgesprochen. Dieser konnte keine Geltung und Wahrheit beanspruchen und denen, die ihn vertraten, wurde der „gesunde Menschenverstand“ abgesprochen. Die Pazifisten galten darum als Träumer, Utopisten, Schönredner und, wie Wilhelm Groener in seinem Brief an Reichspräsident Ebert anmerkte, als „falsche Propheten“.¹⁷

In Bezug auf Boguslawskis Text ist noch ein anderer Aspekt von Belang. Boguslawski nahm für sich das Recht in Anspruch, über das Wesen des Krieges Aussagen machen zu können,

¹² Boguslawski, Der Krieg in seiner wahren Bedeutung, S. 6. Es gebe schlimmere Übel als den Krieg, wie Boguslawski anfügte, nämlich Verweichlichung, die Unterdrückung edler Gesinnung, die Herrschaft der Gewinnsucht und den Verfall der Sittlichkeit (ebd., S. 7).

¹³ An anderer Stelle bezeichnete Boguslawski den Krieg als *„ein Urelement, das sich die Alten als Gottheit vorstellten, wie die Sonne, das Wasser, das Feuer, die Liebe.“* Boguslawski, Der Krieg in seiner wahren Bedeutung, S. 108.

¹⁴ Boguslawski, Der Krieg in seiner wahren Bedeutung, S. 7.

¹⁵ Boguslawski, Der Krieg in seiner wahren Bedeutung, S. 108.

¹⁶ Boguslawski, Der Krieg in seiner wahren Bedeutung, S. 8.

¹⁷ Vgl. dazu Landwehrs Bemerkung über die Funktion eines Diskurses, der zum *common sense* geworden ist: *„Alle, die diesem Diskurs möglicherweise widersprechen, sind eben nicht Bestandteil der Gemeinschaft, die eines ‚gemeinsamen Sinnes‘ ist, und haben daher keinen gesunden Menschenverstand.“* Landwehr, Historische Diskursanalyse, S. 129.

da er ihn selbst erlebt habe: „*Wer kann denn aber über das Wesen des Krieges, über das Empfinden des Menschen in ihm, über seine Einwirkungen auf die menschliche Natur das beste Urtheil haben? Doch nur derjenige, der ihn gesehen hat, und der das Erlebte durch Nachdenken verarbeiten kann.*“¹⁸ Als Offizier und Militärautor, der in den Einigungskriegen mitgekämpft hatte, nahm Boguslawski die Position eines legitimen Sprechers im Rahmen der Diskurse über den Krieg ein. Dieser institutionalisierte und disziplinäre Ort des legitimen Sprechens¹⁹ verlieh gleichsam die Macht, legitime bzw. wahre Aussagen über die Bedeutung des Krieges machen zu können. Im Gegensatz zu den (männlichen) Militärs ermangelte den Pazifisten – und namentlich den Pazifistinnen wie Bertha v. Suttner – diese legitime Aussageposition und Deutungsmacht.

4. Diskursive Prägungen – Der Fatalismus des Helmuth v. Moltke

Wie die Kriegsdiskurse das Denken und Reden über den Krieg determinierten, zeigt sich paradigmatisch beim jüngeren Helmuth v. Moltke. Sein irrationales Drängen auf einen Krieg, wo er doch dessen Erfolgsaussichten so pessimistisch beurteilte,²⁰ lässt sich vor der Folie der ihn prägenden Kriegsdiskurse erklären. Bei Moltke kamen Elemente aus allen den hier untersuchten Kriegsdiskursen zum Tragen. Eine bedeutende Rolle spielten geschichtsphilosophisch-bellizistische Deutungsmuster, mit denen Moltke die tieferen Ursachen des Ersten Weltkrieges zu ergründen suchte.²¹ Die Weltgeschichte stellte sich Moltke dar als eine Abfolge von einander ablösenden Kulturepochen, wobei jedes Volk die ihm bestimmte Kulturaufgabe in der Weltentwicklung zu erfüllen hat. Der Weltkrieg liess sich präzise in dieses Fortschritts- und Entwicklungsmodell einfügen: Die romanischen Völker haben den Höhepunkt ihrer Entwicklung bereits überschritten und können zur weltgeschichtlichen Gesamtentwicklung nichts mehr beitragen; die slawischen Völker hingegen sind in kultureller Hinsicht noch zu rückständig, um die Menschheitsführung übernehmen zu können; England wiederum verfolgt nur materialistische Interessen. Aus diesem Grunde kann nur Deutschland die weltgeschichtliche Führungsrolle übernehmen und hat nun die ihm von der Weltentwicklung gestellten Aufgaben zu erfüllen. Aus der Tatsache, dass sich dieser Prozess nicht ohne Reibungen und Widerstand vollziehen kann, ergab sich für Moltke die Legitimation und Notwendigkeit des Weltkrieges. Diesen charakterisierte er überdies als Wendepunkt der Weltgeschichte und als Agens einer Entwicklung, die der Menschheit neue

¹⁸ Boguslawski, *Der Krieg in seiner wahren Bedeutung*, S. 109.

¹⁹ Vgl. Sarasin, *Geschichtswissenschaft und Diskursanalyse*, S. 34.

²⁰ Vgl. Förster, *Der deutsche Generalstab*, S. 142-158 u. Förster, *Im Reich des Absurden*, S. 248-252.

²¹ Vgl. Kapitel II, 2b.

Bahnen weisen soll. Diese geschichtsphilosophisch-bellizistische Kriegsdeutung war eng verknüpft mit einem sozialdarwinistischen Erklärungsansatz, zumal Moltke die Weltentwicklung bzw. die Weltgeschichte sowie den Krieg ursächlich auf die Evolutionstheorie zurückführte. Alle Lebewesen, die Menschen und Völker eingeschlossen, würden dem Entwicklungsgesetz unterliegen, wie Moltke betonte. Damit konnte auch die Notwendigkeit des Krieges aus einem höheren (Natur-)Gesetz abgeleitet werden. Aus der Überkreuzung bellizistischer und sozialdarwinistischer Diskursmuster ergab sich mithin eine doppelt fundierte Sinngebung des Krieges: Der Krieg als geschichtliches *und* naturgesetzliches Erfordernis.

Des Weiteren waren Moltkes Aussagen über einen zukünftigen Krieg vom Rassenkampfdiskurs beherrscht.²² Er sprach davon, dass ein europäischer Krieg über kurz oder lang kommen müsse, und dass es sich dabei letztlich um einen Kampf zwischen „Germanentum und Slawentum“ handeln werde. Forderungen nach einer Heeresvermehrung begründete er unter anderem mit der Erhaltung der deutschen „Rasse“. Bei Kriegsbeginn 1914 wies er darauf hin, dass jetzt um die Wahrung und Erhaltung der germanischen Kultur und Sitte gegenüber der slawischen „Unkultur“ gekämpft werden müsse. Mit der Stilisierung des Krieges zu einem Kampf zwischen Germanen und Slawen reproduzierte Moltke einen weitverbreiteten Topos, der sich dem Rassenkampfdiskurs tief eingeschrieben hatte. Zudem waren Moltkes Zukunftskriegsvorstellungen stark vom existentiellen-apokalyptischen Diskurs beeinflusst. Immer wieder erscheinen in seinen Ausführungen zum Wesen eines künftigen Krieges vitalistisch-existentielle Begriffe und Metaphern wie „Sein oder Nichtsein“, „Existenz“, „Lebenskampf“, „Entscheidungskampf“, „Fortbestand oder Untergang“. Die geplante Verletzung der belgischen Neutralität begründete Moltke einerseits machtpolitisch, insofern er konstatierte, dass auf völkerrechtliche Bestimmungen keine Rücksicht genommen werden könne, wenn Staatsinteressen auf dem Spiel stünden, wobei er die Staatsinteressen wiederum vitalistisch-existentiell als *Existenzfrage* begriff.

Es wurde schon darauf hingewiesen, wie ausgesprochen ambivalent, ja widersprüchlich Moltkes Haltung zum Krieg war. Die Forderungen nach einem Präventivkrieg und das kriegstreiberische Verhalten während der Julikrise standen so antinomisch seinen düsteren, apokalyptischen Charakterisierungen eines Zukunftskrieges gegenüber. „Mordkrieg“, „Greuel“, „allgemeines europäisches Massaker“, „Zerfleischung der europäischen Kulturstaaten“, lautete das von ihm in diesem Zusammenhang benutzte Vokabular. Von einem psychologischen Gesichtspunkt her kann Moltkes Ambivalenz und Antinomie mit den Worten Joachim Radkaus als eine Mischung von Angst und Begierde, als „Angstlust“ interpretiert werden. „[S]ogar Moltke, der den

²² Vgl. Kapitel IV, 3.

Krieg lieber früher als später wollte, trug in seinem Innern nicht nur ein lustbetontes, sondern auch ein furchteinflössendes Kriegsbild“, wie Radkau anmerkt.²³ Aus der diskursanalytischen Perspektive zeigt sich die reelle Wirkung der Kriegsdiskurse, die als Wahrnehmungsfilter fungierten und sich gleichsam als mentale Tiefenstruktur festsetzten. Moltke hatte die machtpolitischen, bellizistischen, sozialdarwinistischen, rassenkämpferischen und existentiellen Redeweisen über den Krieg dergestalt internalisiert, dass sie trotz seines Bewusstseins hinsichtlich der negativen Folgen des Krieges in letzter Konsequenz nur eines zuließen, nämlich die fatalistische Überzeugung von dessen absoluter Notwendigkeit und Unabwendbarkeit. Einen weiteren Beleg für Moltkes Kriegsfatalismus stellt überdies der Gebrauch von Gewittermetaphern dar. Gegenüber seinem österreichischen Amtskollegen Conrad v. Hötzendorf und Reichskanzler Bethmann Hollweg drückte sich Moltke dahingehend aus, dass über Europa eine Schwüle und Spannung herrsche, eine Wetterwolke, die zur Entladung dränge. Diese Gewitteranalogien brachten den fatalistischen Glauben an die Unausweichlichkeit des Krieges bildhaft auf den Punkt. An dieser Stelle sei auch noch einmal aus Moltkes Brief an seine Frau während der Marneschlacht zitiert: *„Welche Ströme von Blut sind schon geflossen – und doch konnte ich nicht anders handeln, als geschehen ist.“*²⁴ Generalstabschef Moltke ist ein anschauliches Beispiel dafür, dass die Kriegsdiskurse nicht einfach in einem „luftleeren Raum“ zirkulierten und quasi nur „Gerede“ waren, sondern ganz konkret ihre Wirkmacht entfalteten, indem sie bestimmte Sicht- und Denkweisen festschrieben und determinierten. In Moltkes ausgeprägtem Kriegsfatalismus kommt dies besonders deutlich zum Ausdruck. Dieser Fatalismus ist zu einem wesentlichen Teil auf die Kriegsdiskurse mit deren Bedeutungsproduktion und Sinnstiftungsprozessen zurückzuführen. Ich sehe den Kriegsfatalismus als einen folgeschweren Effekt der Internalisierung der diskursiven Sinngebung des Krieges, so wie ich sie vorliegend nachgezeichnet habe, an.

Eine fatalistische Haltung machte sich nicht nur beim jüngeren Moltke, sondern bei vielen andern Militärs (und notabene vielen Politikern) bemerkbar.²⁵ Auch bei dessen Onkel, dem älteren Moltke, war Fatalismus ein Bestandteil seines Welt- und Kriegsbildes, wobei dieser Fatalismus noch eine religiöse Färbung besass. Speziell in seinem Brief an den russischen Pazifisten Goubareff aus dem Jahre 1881 trat diese fatalistisch-religiöse Denkweise zutage.²⁶ Den Krieg (auch einen siegreichen) bezeichnete Moltke einerseits als ein Unglück und gab zu, dass weder

²³ Vgl. Radkau, Das Zeitalter der Nervosität, S. 416–423, Zitat S. 416. Siehe auch Förster, Angst und Panik.

²⁴ Vgl. Kapitel V, 1b.

²⁵ Auf den Kriegsfatalismus in Regierung und Generalstab weist Förster, *The Nation at Arms*, S. 256 u. 259 hin; in seinem Kommentar zu Försters Aufsatz (S. 263–269) äussert sich Peter Loewenberg hingegen kritisch zur Verwendung der Kategorie Fatalismus als Explanans. Zum Kriegsfatalismus der politischen Führungsräume vor 1914 und in der Julikrise, speziell bei Bethmann Hollweg, auch Lindemann, *Perzeptionen*, S. 183–198.

²⁶ Vgl. Kapitel II, 3a.

Landerwerb noch finanzieller Gewinn die Menschenleben und die Trauer der Familien aufwiegen könnten. Andererseits rechtfertigte er den Krieg mit machtpolitischen, bellizistischen und sozialdarwinistischen Argumenten. Unglück und Not stellten für ihn ohnehin gottgegebene Grundbedingungen des irdischen Daseins und Elemente der göttlichen Weltordnung dar. Daraus ergab sich die Existenzberechtigung des Krieges als einer gottgewollten resp. natürlichen Gegebenheit, wie dies Moltke mit dem Schillerzitat unterstrich: *„Der Krieg ist schrecklich wie des Himmels Plagen, Doch ist er gut, ist ein Geschick wie sie.“* In prägnanter Weise verdichtet sich in diesem Ausspruch Moltkes Überzeugung von der Schicksalhaftigkeit („Geschick“) des Krieges, den er an anderer Stelle auch als ein nicht zu vermeidendes Übel beschrieb. Generell waren religiöse Deutungsmuster, wie sie beim älteren Moltke noch durchscheinen, für die hier untersuchten Kriegsdiskurse jedoch kaum mehr relevant.²⁷ Den Platz Gottes als gleichsam metaphysisches Movens des Krieges hatten nunmehr die Geschichte und die Natur eingenommen. Etwas überspitzt formuliert liesse sich sagen, dass Gott von Hegel und Darwin verdrängt worden war (dies traf gerade auf den jüngeren Moltke zu; bei ihm spielte Gott für die Legitimation des Krieges überhaupt keine Rolle mehr).

5. Der Bruch mit dem „Schwertglauben“ – Pazifistische Offiziere

Ich habe bisher immer betont, wie sehr die Kriegsdiskurse, die ich als konventionalisierte, geregelte und dominierende Redeweisen über das Phänomen Krieg definiert habe, prägend für die Denk- und Sichtweise der Militärs gewesen sind. Dadurch dass die Kriegsdiskurse einen hohen Grad an Selbstverständlichkeit aufwiesen, dass sie eben konventionalisiert, akzeptiert und institutionalisiert waren und deshalb Wahrheit und *common sense* repräsentierten, blieb für das Individuum im Rahmen dieser machterzeugenden und wahrheitskonstituierenden Diskurse kein grosser Spielraum für abweichende Haltungen.

Wie sehr auch die Subjekte durch Diskurse determiniert waren, es war durchaus möglich, eine eigenständige, von den dominierenden Diskursen abweichende Position einzunehmen. Dies war bei der kleinen Gruppe von pazifistischen Offizieren der Fall, die sich teilweise schon im Kaiserreich und danach in der Weimarer Republik „immer mehr aus dem militaristischen Milieu

²⁷ Allgemein hatten Religion und Kirche in der wilhelminischen Gesellschaft mit einem gewissen Bedeutungsverlust zu kämpfen. Ungeachtet dieser Tatsache konnten Religion und Glauben einerseits in Kriegszeiten den Soldaten Trost vermitteln, andererseits trugen die Kirchen dazu bei, mit der religiösen Verbrämung des Krieges die Massen zu mobilisieren, wie dies etwa bei Kriegsausbruch 1914 geschehen ist. Exponenten beider Kirchen, besonders aber die Protestanten, hatten schon lange damit begonnen, radikale nationalistische Auffassungen in religiösem Gewand zu vertreten (Förster, *Der Sinn des Krieges*, S. 193-196).

lösten und zu friedenspolitischen Positionen gelangten“, wie Wolfram Wette schreibt.²⁸ Diese bemerkenswerten und mutigen Männer, wie unterschiedlich ihre individuellen Biographien und Beweggründe auch gewesen sein mögen, zeichneten sich durch eine fundamentale Kritik am preussisch-deutschen Militarismus und an einer einseitig gewaltorientierten, nationalistisch-kriegerischen Machtpolitik aus.²⁹ Sie hatten den engen Horizont des Kriegsdenkens überwunden und sich zu pazifistischen (und damit verbunden häufig auch zu demokratischen, republikanischen oder sozialistischen) Grundsätzen durchgerungen. Es war eine bewusste Abwendung von militaristischen, kriegsbejahenden Wertvorstellungen, gleichsam eine Abkehr vom „Schwertglauben“ – die notabene auch einen Bruch mit der elitären, exklusiven Kaste des Offizierskorps und deren Kodex zur Folge hatte.³⁰ Die gesinnungsmässige Abkehr vom „Schwertglauben“ bedeutete, dass die pazifistischen Offiziere nicht länger die vorherrschenden kriegsaffirmativen Redeweisen und Sinndeutungen reproduzierten, sondern in ihrem Denken und Handeln nunmehr die Position des pazifistischen, kriegskritischen Diskurses eingenommen hatten. Ein Zitat des Offiziers Moritz v. Egidy aus dem Jahre 1891 illustriert exemplarisch die Kritik an den gängigen Kriegsdeutungen:

„Entweder erscheint uns der Krieg als etwas ‚Notwendiges‘, dann dürfen wir ihn nicht als ein ‚Übel‘ bezeichnen; oder er erscheint uns als ein ‚Übel‘, dann dürfen wir nicht an seine ‚Notwendigkeit‘ glauben. [...] Entweder sehen wir im Krieg ein Erfordernis für die Krafterhaltung in der Nation, für eine Bewahrung vor der Versumpfung, dann dürfen wir dem Anderen nicht bei jeder Gelegenheit versichern: wir wünschen Frieden, dauernden Frieden. Oder: wir sind uns unserer Fähigkeit bewusst, auch ohne Krieg ‚Männer‘ zu sein, sind sicher, nicht zu versinken, dann dürfen wir nicht sagen: ein ewiger Frieden entmannt ein Volk, verweichlicht die Nation.“³¹

Moritz v. Egidy nahm hier typische bellizistische Topoi („Versumpfung“, „Verweichlichung“, „ewiger Frieden“) auf und gab zu erkennen, dass eine alternative, diese bellizistischen Denkmuster überwindende Haltung möglich ist. Es gelte, wie ein anderer pazifistischer Offizier es aus-

²⁸ Wette, *Militarismus in Deutschland* (2008), S. 155f.

²⁹ Eine Reihe dieser pazifistischen Offiziere werden porträtiert im Sammelband von Wette, *Pazifistische Offiziere*. Zu ihnen gehörte etwa der bayerische Oberst Alfons Falkner v. Sonnenburg (1851-1929), der Major und Schriftsteller Franz Carl Endres (1878-1954) oder Generalmajor Paul Freiherr v. Schoenaich (1866-1954). Vgl. auch Wette, *Militarismus in Deutschland* (2008), S. 155-157.

³⁰ Vgl. Wette, *Befreiung*, 23-28.

³¹ Zit. nach Holl, Moritz von Egidy, S. 50.

sprach, den Krieg zu „entehren“: „*Il faut déshonorer la guerre!*“³² General Berthold v. Deimling, der noch vor dem Ersten Weltkrieg spottete, das „*Gequassel von dem ewigen Weltfrieden*“ sei „*Mumpitz*“ und die Friedensutopien würden „*uns kraftlos und zu politischen Eunuchen*“ machen, begann nach dem Krieg, pazifistische und demokratische Anliegen zu vertreten.³³ Aufschlussreich ist auch, wie Generalmajor a. D. Paul Freiherr v. Schoenaich, welcher von 1929 bis 1933 Vorsitzender der Deutschen Friedensgesellschaft (DFG) war, sich explizit gegen eine sozialdarwinistische Interpretation des Krieges wandte und die „Kampf ums Dasein“-Metapher in einem altruistischen Sinne auslegte. In einem Zeitschriftenaufsatz schrieb er:

*„Die Darwinsche Lehre wird von den Kriegsfreunden falsch ausgelegt; Kampf ums Dasein ist nicht der Kampf untereinander, sondern der Kampf mit den Lebensbedingungen der Umwelt. Die Tüchtigsten sind nicht die, die ihre Artgenossen am besten zu töten verstehen, sondern diejenigen, die die Feinde ihrer Artgenossen, z. B. Krankheitskeime, am besten bekämpfen und die ihren Artgenossen die besten Lebensbedingungen, z. B. durch Hebung der wirtschaftlichen Kräfte, zu schaffen verstehen.“*³⁴

Die Hinwendung zu pazifistischen Überzeugungen trug nicht nur die Verachtung, Diffamierung und Ausgrenzung seitens der ehemaligen Standesgenossen und Offizierskameraden nach sich, sondern war oft auch lebensgefährlich, so dass einige pazifistische Offiziere in den 20er und 30er-Jahren ins Exil gingen. Der Kapitänleutnant und Schriftsteller Hans Paasche bezahlte sein friedenspolitisches Engagement sogar mit dem Leben, als er 1920 auf seinem Gut von Soldaten eines Reichswehrregiments ermordet wurde, „auf der Flucht erschossen“, wie es dann hiess. Paasche, für den die Niederschlagung des Maji-Maji-Aufstandes 1905 in Deutsch-Ostafrika ein prägendes Erlebnis darstellte (er kritisierte die Kolonialpolitik und die unmenschliche Behandlung der Eingeborenen), begann schon vor dem Weltkrieg, sich mit pazifistischen Ideen auseinanderzusetzen. Paasches Pazifismus kam, wie Lothar Wieland bemerkt, einem „Tabubruch“ gleich.³⁵ Wenn man sich die nachhaltige Internalisierung der antipazifistischen und kriegsapologetischen Diskurse in der Militärelite vor Augen hält, so erscheint der Tabubruch dieser pazifistischen Offiziere umso bemerkenswerter.

³² So Alfons Falkner v. Sonnenburg in seiner 1921 anonym erschienenen letzten Veröffentlichung „England, Frankreich, Deutschland und Preussen. Prinzipielles zur europäischen Lage“. Zit. nach Bald, Alfons Falkner von Sonnenburg, S. 127.

³³ Zit. nach Jahr, General Berthold von Deimling, S. 132.

³⁴ Politische Forderungen des Tages, in: Junge Menschen 4/1923, Heft 1. Zit. nach. Gräper, Paul Freiherr von Schoenaich, S. 213.

³⁵ Wieland, Hans Paasche, 173f.

6. Kriegsdiskurse und ihre Wirkungen

Abschliessend möchte ich der Frage nach der Wirkung und Funktion der Kriegsdiskurse nachgehen, wobei auch nochmals das Problem der Beziehung zwischen Diskurs und Subjekt/Praxis zu erörtern ist.

Das Selbstverständnis bzw. die Selbstvergewisserung der militärischen Elite war auf der einen Seite durch preussische Pflichterfüllung und Disziplin, durch ein sachlich-nüchternes und effizienzbetontes Arbeitsethos gekennzeichnet. Der Generalstab etwa, insbesondere unter dem Technokraten Schlieffen, war ein Hort bürokratischer Organisation und Effizienz, dominiert von militärfachlichen, operativ-taktischen Belangen.³⁶ Auf der anderen Seite war dieses professionelle Selbstverständnis immer auch mit dem Glauben an die Daseinsberechtigung des Krieges verbunden. Die Kriegsdiskurse unterfütterten die professionelle Sachlichkeit und statteten diese mit Sinn aus. Der tiefere Sinn des Krieges jenseits militärfachlicher Gesichtspunkte und der Probleme der Kriegführung war in den Kriegsdiskursen festgeschrieben und verankert. Die einzelnen Subjekte bzw. ihre Texte und Aussagen sind jedoch in unterschiedlichem Ausmass von den Kriegsdiskursen geprägt worden. Einige Militärs betrachteten den Krieg überwiegend unter einem machtpolitischen Blickwinkel und waren den metapolitischen Diskursen weniger verhaftet als andere. So waren beispielsweise Ernst v. Reichenau oder Franz Conrad v. Hötzendorf sehr stark vom sozialdarwinistischen Kriegsdiskurs beeinflusst, während dies bei Schlieffen, soweit ersichtlich, nicht der Fall war.³⁷ Schlieffens Kriegsauffassung war hauptsächlich durch machtpolitische Kategorien geformt, doch auch bei ihm finden sich metapolitische Bezüge, insofern er den Kolonialkrieg in Deutsch-Südwestafrika als Rassenkampf begriff. Bei vielen ergab sich die Sinndeutung des Krieges, wie ich oben anhand von Texten Boguslawskis, des älteren und jüngeren Moltke veranschaulicht habe, aus der Verknüpfung verschiedener kriegsdiskursiver Muster. Das Ensemble der Kriegsdiskurse erlaubte es, die Bedeutung des Krieges verschiedenartig und auf unterschiedlichen Ebenen (machtpolitisch-instrumentell und metapolitisch-existentiell) festzumachen. Zusammenfassend gesprochen zeichneten sich die Militärs einerseits durch ein professionelles, sachlich-fachliches Selbstverständnis aus, andererseits durch die von den Kriegsdiskursen determinierte Sinngebung des Krieges, welche wiederum unterschiedlich akzentuiert sein konnte.

³⁶ Förster bezeichnet Schlieffen als „Schreibtischfeldherrn“, Förster, *Der deutsche Generalstab*, S. 142; vgl. auch Förster, *Der Sinn des Krieges*, S. 206 u. 208 sowie Showalter, *Deterrence*, S. 682f.

³⁷ Die Beurteilung darüber, welche Kriegsdiskurse für das Denken einzelner Persönlichkeiten prägend waren, ist ein empirisches Problem und hängt davon ab, inwieweit in den zur Verfügung stehenden Quellentexten überhaupt kriegsdeutende Aussagen auftauchen. Auch wenn ein bestimmter Kriegsdiskurs in den vorhandenen Texten nicht erscheint, ist dies noch kein Beweis dafür, dass der betreffende Autor nicht auch von diesem Diskurs beeinflusst war.

Eine elementare Funktion der Kriegsdiskurse bestand darin, der unmittelbaren Realität der kriegerischen Gewalt, dem gleichsam „sprachlosen“ Getöse und Getümmel des Krieges eine „Sprache“ zu verleihen und die *unmittelbare* Wirklichkeit des Krieges in eine *diskursiv konstruierte*, mit Bedeutung und Sinn ausgestattete Wirklichkeit zu transzendieren. Bildhaft ausgedrückt fungierten die Kriegsdiskurse als Transmissionsriemen, die die reale Wirklichkeit des Krieges in eine diskursiv organisierte und strukturierte Wirklichkeit übersetzten. Die Kriegsdiskurse entwarfen eine suggestive semantische und symbolische Ordnung, die sozusagen die Unordnung, das Chaos des Schlachtfeldes sinnhaft strukturierte und mit Bedeutung versah. Es wurde ein Wissen hergestellt, das über die rein strategischen, operativ-taktischen Belange der Kriegführung hinausging und den Krieg in ein sinnhaftes Ganzes einfügte, nämlich als unentbehrlichen Bestandteil von (Macht-)Politik, Geschichte und Natur. Die Anknüpfung an Politik (Krieg als politisches Instrument), Machtstaat (Krieg als machtsstaatliches Erfordernis), Geschichte (Krieg als Moment der weltgeschichtlichen Entwicklung) und Natur (Krieg als biologisches, naturgesetzliches Phänomen) war für die diskursive Sinngebung des Krieges zentral: Als einem politischen, machtsstaatlichen, geschichtlichen und naturgegebenen Phänomen wiesen die Diskurse dem Krieg den Platz einer Grundkonstante des menschlichen Daseins zu. Die semantische Verankerung des Krieges in den Kategorien von Politik, Machtstaat, Geschichte und Natur bildete somit eine grundlegende Basis sowohl für die politisch-instrumentelle als auch die metapolitisch-existentielle Legitimation und Begründung des Krieges.

Ein weiteres Kennzeichen der Kriegsdiskurse ist ihr Wahrheits- und Machteffekt. Indem die Kriegsdiskurse das Denken und Reden über Krieg in bestimmte Bahnen lenkten, indem sie die Wirklichkeit des Krieges konstruierten und codierten, etablierten sie gleichzeitig eine spezifische Wahrheit und legten ein „richtiges“ bzw. „wahres“ Wissen über den tieferen Sinn und Zweck des Krieges fest. Daraus resultierte eine einseitig antagonismus- und konfliktfixierte Sicht auf die menschliche Existenz und das Zusammenleben von Nationen/Völkern. Die Kriegsdiskurse schlossen alternative Sichtweisen, die eine friedliche, auf Vermittlung und Verrechtlichung basierende Koexistenz möglich erscheinen liessen, völlig aus. Der „Schwertglauben“ liess letztlich keinen Raum für ein Denken jenseits konfliktiver und kriegsaffirmativer Muster.³⁸

Ich habe davon gesprochen, dass die Kriegsdiskurse das reale, unmittelbare Geschehnis des Krieges in eine konstruierte, mit spezifischen Bedeutungen und Sinnbezügen aufgeladene

³⁸ Dies hatte aber mit Kriegsverherrlichung wenig zu tun. Im Gegensatz zu der plumpen Kriegsverherrlichung etwa bei den Alodeutschen finden sich in den militärischen Texten im Allgemeinen kaum kriegsverherrlichende Aussagen. Die Militärs waren sich der Ernsthaftigkeit eines Krieges sehr wohl bewusst gewesen, was aber überhaupt nichts an der Tatsache änderte, dass sie den Krieg als ein notwendiges, unvermeidbares Geschehnis ansahen, diesen häufig auch herbeiwünschten und als er da war, offen begrüßten.

Wirklichkeit überführten. Doch die Kriegsdiskurse waren immer auch handlungsrelevant, insofern sie auf die konkrete Kriegspraxis resp. Kriegführung zurückwirken konnten. Die historische Diskursanalyse geht ja davon aus, dass Diskurs und Praxis in einem vielschichtigen Wechselverhältnis zueinander stehen, dass den Diskursen ein materieller Charakter zukommt und Diskurse produktiv wirken. Diskurse sind, wie Achim Landwehr festhält, „nicht einfach nur Ausdruck oder Widerspiegelung einer bestimmten Entwicklung oder gewisser Zustände, sondern Diskurse sind tatsächlich bewirkende Kräfte, die zur Konstitution von Verhältnissen jeglicher Art beitragen.“³⁹ Dies zeigt sich in Bezug auf die Kriegsdiskurse gerade darin, dass diese eine Gewaltakzeptanz erzeugten und zementierten; eine Gewaltakzeptanz, die auch dazu angetan war, einer konkreten Gewaltentgrenzung den Weg zu ebnen. Die Kriegsdiskurse konstituierten Handlungsfelder bzw. Handlungspotentiale, indem sie bestimmte Handlungsweisen legitimierten und ermöglichten und dadurch der Kriegführung eine Richtung vorgeben konnten. In diesem Sinne konkretisierte sich der machtpolitische Kriegsdiskurs auf der Grundlage der Verabsolutierung des Machtstaates und dessen Souveränität in der Ablehnung internationaler, überstaatlicher Gerichtsbarkeiten – der Krieg galt als der einzig mögliche „Schiedsrichter“ in gewichtigen Streitfragen – sowie in der bewussten Verletzung des Völkerrechts, wie sie sich anschaulich in der Missachtung der belgischen Neutralität äusserte. Im Bereich des Vernichtungs-/Rassenkampfdiskurses sowie des existentiellen-apokalyptischen Kriegsdiskurses trat der Praxisbezug besonders deutlich zutage.⁴⁰ Vernichtung und Rassenkampf waren nicht bloss diskursive Konstrukte, sondern stellten ganz konkrete *Praktiken* dar. Die Virulenz des Vernichtungs- und Rassenkampfdiskurses lag immer auch im Potential seiner Realisierung. Den Krieg als Auseinandersetzung mit einem biologisch-rassischen Feind zu begreifen hiess, ihn auch als genozidalen Vernichtungskrieg praktizieren zu können. Wenn der Gegner als biologisch-existentielle Gefahr imaginiert wird, bedeutet dies, seine (physische) Vernichtung ins Zentrum der Kriegsanstrengungen zu rücken – Vernichtung ist damit nicht mehr Mittel zum Zweck, sondern wird zum Selbstzweck. Als materieller Effekt eines rassenkämpferisch und antisemitisch aufgeladenen Vernichtungsdiskurses konnte die Praxis militärisch-operativer Vernichtung, welche für entgrenzende Tendenzen ohnehin anfällig war, zur Praxis genozidaler Vernichtung werden. Der diskursiven Konstituierung genozidaler Vernichtung inhärent war mithin immer auch die *Konkretisierung* dieser Vernichtung in der Praxis.

³⁹ Landwehr, Historische Diskursanalyse, S. 95f.

⁴⁰ Beim bellizistischen und sozialdarwinistischen Kriegsdiskurs war der Bezug zur konkreten Kriegführungspraxis weniger evident. Der Bezug zeigte sich insofern mehr indirekt, als dass diese Diskurse, wie schon aufgezeigt, die Überzeugung von der Notwendigkeit des Krieges verfestigten, alternative Denkweisen ausschlossen und dadurch bestimmte kriegsfördernde Handlungen begünstigten (die Präventivkriegsforderungen Moltkes und dessen Verhalten in der Julikrise sind ein Beispiel dafür).

Zwar darf der Vernichtungskrieg im Osten, wo die Vernichtungspraxis sich am augenfälligsten manifestierte, nicht auf die genannten Aspekte reduziert werden. Gleichwohl sehe ich in der Tatsache, dass sich die diskursive Sinngebung des Krieges in biologistischen und rassistischen/antisemitischen Kategorien festgeschrieben hatte – und dies teilweise schon vor Kriegsbeginn! –, eine fundamentale Ursache für die genozidale Kriegführung, wie sie ab Juni 1941 von der deutschen Wehrmacht (und anderen NS-Organisationen) praktiziert wurde.

Eine enge Interdependenz zwischen Diskurs und Praxis ergab sich auch bezüglich des existentiellen-apokalyptischen Kriegsdiskurses. Die Praxis des industrialisierten, nationalistisch aufgeladenen Volkskrieges, wie sie sich bereits im deutsch-französischen Krieg bemerkbar gemacht hatte, ging mit einer Diskursivierung des Krieges in existentiellen Kategorien einher. Die diskursive Existentialisierung des Krieges wirkte nun aber wiederum auf die Kriegspraxis zurück: Die Imagination des Krieges als existentieller „Kampf ums Dasein“ leistete einer verbissenen Kriegführung Vorschub, die jegliche Kompromisse und Rücksichtnahmen auf Menschenleben (auch die des eigenen Volkes!) ausschloss, wie dann der Erste Weltkrieg so drastisch vor Augen führen sollte.⁴¹ Die Totalisierungserfahrungen des Ersten Weltkrieges verstärkten die Tendenz, Kriege vorwiegend als totale Existenzkonflikte um „Sein oder Nichtsein“ wahrzunehmen. In der Formel des „totalen Krieges“ liess sich das existentielle-apokalyptische Kriegsverständnis prägnant auf den Punkt bringen. Im Krieg gegen die Sowjetunion, der als existentieller Vernichtungs- und Weltanschauungskrieg geführt wurde, haben sich schliesslich Kriegsdiskurs und Kriegspraxis so sehr ineinander verwoben, dass sie kaum mehr voneinander zu trennen sind. Die Diskurse mit ihren Metaphern des „Sein oder Nichtsein“, des heroischen Untergangs und der Selbstaufopferung – „Kampf um Leben und Tod“, „Kampf bis zum Letzten und zur letzten Patrone“ – haben sich in der Praxis der Fremdvernichtung und Eigenvernichtung gleichsam hypostasiert und sind für Millionen von Menschen zu einer erlebten Realität geworden.

⁴¹ Es ist klar, dass die Kriegführung des Ersten Weltkrieges noch durch viele andere Faktoren (z. B. durch neue Waffen und gesteigerte Waffenwirkungen) geprägt worden ist. Doch gerade die Materialschlachten mit ihren immensen Opfern bestätigten die Sicht, dass der Krieg zu einem „Kampf ums Dasein“ geworden sei.

Schlussbetrachtung

Ich habe in der vorliegenden Arbeit versucht, die um den Krieg „herumwuchernden“ Diskurse offenzulegen und zu rekonstruieren. Es ging mir darum aufzuzeigen, wie die Sinndeutung und Sinnproduktion in Bezug auf den Krieg als *Diskurse* fassbar und analysierbar gemacht werden können. Ich wollte die Diskurse dort aufspüren, wo der Krieg immer schon latent präsent ist, nämlich in militärischen Texten, in den Aussagen derjenigen, für die der Krieg *raison d'être* war und Beruf (oft auch Berufung). Es sind Diskurse, die dem Krieg über militärfachliche, strategische oder operativ-taktische Gesichtspunkte hinaus Sinnhaftigkeit und Bedeutsamkeit zuschrieben und ihn in eine sinnhafte symbolische Ordnung, in das Ganze von Politik, Geschichte und Natur einfügten. In der Forschungsliteratur wird zwar immer wieder darauf hingewiesen, dass die Militärs eine kriegsbejahende Haltung vertraten und davon überzeugt waren, dass der Krieg ein normales, notwendiges Element des Daseins, der menschlichen Kultur und der zwischenstaatlichen Beziehungen darstelle. Doch warum genau sie dies taten und auf welchen Prämissen ihre kriegsapologetischen Ansichten beruhten, wird eher selten explizit thematisiert. Man begnügt sich oft mit dem Verweis auf den Einfluss des Sozialdarwinismus. Abgesehen davon, dass dabei Begriff und Gehalt des Sozialdarwinismus kaum näher definiert werden, greift die Reduzierung des Kriegsdenkens auf sozialdarwinistische Ideologeme zu kurz. Das Pauschaletikett Sozialdarwinismus lässt unberücksichtigt, dass die Kriegsbejahung der Militärelite noch durch andere Ideen und Konzepte (etwa machtpolitische und geschichtsphilosophische) geprägt war und dementsprechend auf verschiedenen Denk- und Deutungsformen – losgelöst oder in Kombination mit dem Sozialdarwinismus – fusste.

Die historische Diskursanalyse hält nun ein geeignetes theoretisch-methodisches Instrumentarium bereit, um den „Schwertglauben“ präziser beschreiben und analysieren zu können. Die Sinngebungen des Krieges als historische Diskurse zu begreifen bedeutet, erstere nicht bloss als Vorstellungen, Deutungen, Ideen oder Interpretationen wahrzunehmen (dies sind sie zwar auch), sondern darüber hinaus den Blick zu schärfen für den Konstruktions- und Ordnungscharakter, die Regelhaftigkeiten und Einschreibungen, die Formierungen und Kategorisierungen dieser Sinngebungen. Aus der Perspektive der historischen Diskursanalyse stellen die Aussagen über den Krieg, die uns aus heutiger Sicht als abwegiges „Gerede“ vorkommen mögen, ein komplexes Gefüge diskursiver „Redeweisen“ dar; in ihnen erscheinen diskursiv produzierte Wissensbestände, also spezifische Diskurse, die das Wissen über die Bedeutung des Krieges herstellen und bestimmte Sinnbezüge und Sinnorientierungen konstituieren. Das Diskurskonzept zeichnet sich dadurch aus, die Aufmerksamkeit auf die Wissens- und Wirklichkeitskonstruktionen, die diese „Redeweisen“ kennzeichnen, zu lenken. Nicht das Subjekt bzw. der Autor und die (herme-

neutische) Frage nach seinen Intentionen und dem „eigentlich Gemeinten“ stehen daher im Vordergrund, sondern das Gesagte und damit die *Kriegsdiskurse*, die in den Texten erscheinen und das Reden über den Krieg regeln und formieren. In diesem Sinne vermochte die Anwendung der historischen Diskursanalyse auf die Thematik der Kriegsdeutungen neue Perspektiven zu eröffnen und zu zeigen, wie sich der „Schwertglauben“ dermassen nachhaltig und über einen langen Zeitraum hinweg festsetzen konnte. Die Kriegsdiskurse, wie ich sie hier beschrieben habe, stellten gleichsam ein Deutungsreservoir zur Verfügung, welches es ermöglichte, die Sinnhaftigkeit und Notwendigkeit des Krieges auf mannigfache Art und Weise zu artikulieren. Es ist deutlich geworden, wie die Überzeugung von der Unverzichtbarkeit und Unvermeidbarkeit von Kriegen in den machtpolitischen, bellizistischen, sozialdarwinistischen, rassenkämpferischen und existentiellen Diskursen verankert war und wie sehr die Militärs und ihre Texte/Aussagen – und notabene häufig auch ihre Handlungen – durch diese Kriegsdiskurse determiniert waren. Hält man sich die Determinierung der Subjekte durch die Kriegsdiskurse vor Augen, so erscheinen vordergründig irrationale Verhaltensweisen von Individuen (der jüngere Moltke ist ein herausragendes Beispiel) in einem etwas anderen Licht. Und trotzdem, es war möglich, wie die pazifistischen Offiziere bewiesen haben, die Strukturen kriegsapologetischer Diskurse zu durchbrechen und eine abweichende Haltung zu vertreten – mit entsprechenden Konsequenzen.

Es dürfte klar sein, dass sich das hochkomplexe Phänomen Krieg noch durch viele andere Merkmale auszeichnet, doch die Kriegsdiskurse waren, um auf eine Formulierung Daniel Picks zurückzugreifen, „a part of the (but not the only) materiality of war.“¹ Die Materialität des Krieges drückte sich nicht etwa allein dadurch aus, dass Leiber von Kugeln durchsiebt und durch Geschosse zerfetzt wurden, sie äusserte sich mithin auch darin, dass Diskurse hervorgebracht wurden, die es ermöglichten, der Sinngebung und Ausdeutung der Kriegsrealität eine Sprache zu verleihen, mit anderen Worten, dem Krieg als einem „nichtsprachlichen Ding“² Bedeutung zuzuschreiben. Die zentrale (und gleichzeitig fatale) „Leistung“ der Kriegsdiskurse bestand letztlich darin, das Chaos des Krieges gleichsam in eine symbolische Ordnung einzufügen und dem Krieg einen Platz zuzuweisen als sinnhafte, notwendige Gegebenheit des irdischen Daseins und der menschlichen Existenz.

Das Diskurskonzept erlaubte es zu zeigen, was den „Schwertglauben“ ausmachte, was er beinhaltete, wie er sich epochenübergreifend festsetzen und seine Wirkmacht entfalten konnte. Ich bin mir jedoch bewusst, dass sich die Thematik der Kriegsdeutungen dadurch nicht erschöpfend erfassen lässt und vieles fragmentarisch geblieben ist. Es konnten einige Facetten beleuchtet

¹ Pick, *War Machine*, S. 268.

² Vgl. Sarasin, *Geschichtswissenschaft und Diskursanalyse*, S. 36.

werden, doch gäbe es noch weitere Aspekte und Fragen, die es Wert wären, näher auf den Grund zu gehen. Ich denke da etwa an das Problem der Beziehung zwischen Diskurs und Subjekt, dem durch das Heranziehen weiterer Quellen noch intensiver nachgespürt werden könnte, als ich es hier getan habe. In diesem Zusammenhang wäre auch an eine Schwerpunktverlagerung zu denken, nämlich nicht mehr die Kriegsdiskurse, so wie sie hier im Vordergrund standen, sondern die Subjekte wieder ins Zentrum zu stellen und die Frage, welche Kriegsdiskurse für eine bestimmte Persönlichkeit prägend waren, inwieweit sie diesen Diskursen verhaftet war oder auch davon abgewichen ist. Ein weiteres Desiderat sehe ich darin, den Diskursivierungen des Krieges länderübergreifend und zudem über den militärischen Bereich hinaus in verschiedenen anderen Disziplinen und Institutionen nachzugehen, um so gemeinsame Merkmale und Muster sowie Differenzen herauszuarbeiten. Interessant wäre auch zu untersuchen, um einen letzten Aspekt herauszugreifen, wie sich die Kriegsdiskurse nach der Zäsur des Zweiten Weltkrieges veränderten und inwiefern sie an Bedeutung verloren haben. – Wenn man sich die Kriegserinnerungen von Wehrmachtsgenerälen anschaut, so wird man das Gefühl nicht los, dass gewisse Elemente des „Schwertglaubens“ unverwüstlich waren.

Quellen- und Literaturverzeichnis

Quellen

Die ungedruckten Quellen aus dem Bundesarchiv-Militärarchiv Freiburg i. Br. (BA-MA) sind in den jeweiligen Textanmerkungen aufgeführt.

- Ahlefeld, von. Weltfriede. In: Deutsche Revue 36/1911, 3. Bd. S. 175-182.
- Akten zur Deutschen Auswärtigen Politik 1918-1945. Serie B: 1925-1933. Bd. I, 1: Dezember 1925 bis Juli 1926. Deutschlands Beziehungen zu Frankreich, Grossbritannien, Belgien sowie deutsche Entwaffnung, Reparationen, Völkerbund und internationale Abrüstung. Göttingen 1966.
- Allgemeine Militair-Encyclopädie. Hg. und bearbeitet von einem Verein deutscher Offiziere. 2. völlig umgearbeitete und verbesserte Auflage. Bd. 5. Leipzig 1870.
- Altrichter, Friedrich. Der Offizier des Beurlaubtenstandes (Handbuch für den Offizier und Offiziersanwärter d. B. aller Waffen). Berlin 1936.
- Altrichter, Friedrich. Der soldatische Führer. Oldenburg i. O./Berlin 1938.
- Altrichter, Friedrich. Die seelischen Kräfte des Deutschen Heeres im Frieden und im Weltkriege. Berlin 1933.
- Armee und Volk im Jahre 1806 (Rezension). In: Jahrbücher für die deutsche Armee und Marine 116/1900. S. 244-246.
- Auspitz. Die Idee des ewigen Friedens vor dem Richterstuhle unsrer Zeit. In: Deutsche Revue 29/1904, 2. Bd. S. 159-162.
- Balck, Wilhelm von. Taktik. 1. Teil. Einleitung und formale Taktik der Infanterie. Berlin 1903 (3. umgearbeitete und verbesserte Auflage).
- Balck, Wilhelm von. Taktik. 5. Bd. Die Gefechtslehre. Berlin 1907 (3. vermehrte und verbesserte Auflage).
- Bauer, Max. Der grosse Krieg in Feld und Heimat. Erinnerungen und Betrachtungen. Tübingen 1921.
- Bayer, Maximilian. Der Krieg in Südwestafrika und seine Bedeutung für die Entwicklung der Kolonie. Vortrag gehalten in 35 deutschen Städten. Leipzig 1906.
- Bayer, Maximilian. Mit dem Hauptquartier in Südwestafrika. Berlin 1909.
- Beck, Ludwig. Studien. Hg. von Hans Speidel. Stuttgart 1955.
- Bergh, Ernst van den. Volk und Heer im Krieg der Zukunft. Eine Übersicht für jedermann. Berlin 1938.
- [Bergh, Ernst van den] Wette, Wolfram (Hg.). Aus den Geburtsstunden der Weimarer Republik. Das Tagebuch des Obersten Ernst van den Bergh. Düsseldorf 1991 (Quellen zur Militärgeschichte, hg. vom Militärgeschichtlichen Forschungsamt, Serie A, Bd. 1).
- Berghahn, Volker R./Deist, Wilhelm. Rüstung im Zeichen der wilhelminischen Weltpolitik. Grundlegende Dokumente 1890-1914. Düsseldorf 1988.
- Bernhardi, Friedrich von. Denkwürdigkeiten aus meinem Leben. Nach gleichzeitigen Aufzeichnungen und im Lichte der Erinnerung. Berlin 1927.
- Bernhardi, Friedrich von. Deutschland und der nächste Krieg. Stuttgart/Berlin 1912.
- Besson, Waldemar. Zur Geschichte des nationalsozialistischen Führungsoffiziers (NSFO). In: VfZ 9/1961. S. 76-115.
- Blau, Albrecht. Geistige Kriegführung. Potsdam 1937.

- Blell, Wolfgang. Das Völkerrecht im Landkriege. In: Militär-Wochenblatt Nr. 70/1901, Sp. 1841-1847 u. Nr. 71/1901, Sp. 1870-1875 (Schluss).
- Bloch, Johann von. Der Krieg. Der zukünftige Krieg in seiner technischen, volkswirtschaftlichen und politischen Bedeutung. 6 Bde. Berlin 1899.
- Blume, Wilhelm von. Die sittlichen und körperlichen Grundlagen der Wehrkraft. In: Schenckendorff, E. von/Lorenz, Hermann (Hg.). Wehrkraft durch Erziehung. Leipzig ²1905 (Schriften des Zentralausschusses zur Förderung der Volks- und Jugendspiele in Deutschland). S. 86-92.
- Blume, Wilhelm von. Militärpolitische Aufsätze. Berlin 1906.
- Blume, Wilhelm von. Strategie. Ihre Aufgaben und Mittel. Berlin 1912 (3. erweiterte und umgearbeitete Auflage).
- Boetticher, Friedrich von. Der Überwinder des Schicksals. In: Wissen und Wehr. Monatsschrift der Deutschen Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften 7/1931. S. 377-393.
- Boguslawski, Albert von. Betrachtungen über Heerwesen und Kriegführung. Berlin 1897.
- Boguslawski, Albert von. Der Krieg in seiner wahren Bedeutung für Staat und Volk. Berlin 1892.
- Boguslawski, Albert von. Unser Heer und die Jugend. In: Schenckendorff, E. von/Lorenz, Hermann (Hg.). Wehrkraft durch Erziehung. Leipzig ²1905 (Schriften des Zentralausschusses zur Förderung der Volks- und Jugendspiele in Deutschland). S. 76-84.
- Bonin, von. Abrüstungsgedanken. In: Deutsche Revue 9/1884, 1. Bd. S. 40-50.
- Borstell, W. von. Wir und die alten Soldaten. In: Röhricht, Edgar (Hg.). Jahrbuch des deutschen Heeres 1936. Leipzig 1936. S. 185-189.
- Bronsart von Schellendorff. Der Dienst des Generalstabes. Berlin ⁴1905.
- Burckhardt, Jacob. Weltgeschichtliche Betrachtungen. Erläuterte Ausgabe hg. von Rudolf Marx. Stuttgart 1978 (Kröners Taschenausgabe, Bd. 55).
- Clausewitz, Carl von. Vom Kriege. Frankfurt a. M./Leipzig 2005 (Erstdruck Berlin 1832/34).
- Cochhausen, Friedrich von (Hg.). Die Wehrwissenschaften der Gegenwart. Berlin 1934 (Wissenschaftliche Forschungsberichte zum Aufbau des neuen Reiches, Heft 3).
- Cochhausen, Friedrich von (Hg.). Karl von Clausewitz. Vom Kriege. Leipzig 1940 (um Veraltetes gekürzte Ausgabe).
- Cochhausen, Friedrich von. Wehrerziehung und Wehrwissenschaften. In: Ders. (Hg.). Die Wehrwissenschaften der Gegenwart. Berlin 1934 (Wissenschaftliche Forschungsberichte zum Aufbau des neuen Reiches, Heft 3). S. 9-16.
- Cochhausen, Friedrich von (Hg.). Wehrgedanken. Eine Sammlung wehrpolitischer Aufsätze. Hamburg 1933.
- Cohrs, W. H. Soldat im Dritten Reich. München 1938.
- Conrad von Hötzendorf, Franz. Aus meiner Dienstzeit 1906-1918. Wien/Leipzig/München 1921-1925
1. Bd.: Die Zeit der Annexionskrise 1906-1909.
 2. Bd.: 1910-1912. Die Zeit des libyschen Krieges und des Balkankrieges bis Ende 1912.
 3. Bd.: 1913 und das erste Halbjahr 1914. Der Ausgang des Balkankrieges und die Zeit bis zum Fürstenmord von Sarajevo.
 4. Bd.: 24. Juni 1914 bis 30. September 1914. Die politischen und militärischen Vorgänge vom Fürstenmord in Sarajevo bis zum Abschluss der ersten und bis zum Beginn der zweiten Offensive gegen Serbien und Russland.
 5. Bd.: Oktober-November-Dezember 1914. Die Kriegseignisse und die politischen Vorgänge in dieser Zeit.
- Conrad von Hötzendorf. Private Aufzeichnungen. Erste Veröffentlichungen aus den Papieren des k.u.k. Generalstabs-Chefs. Bearbeitet und hg. von Kurt Peball. Wien/München 1977.
- Conrad von Hötzendorf, Gina Gräfin. Mein Leben mit Conrad von Hötzendorf. Sein geistiges Vermächtnis. Leipzig 1935.
- Deist, Wilhelm. Militär und Innenpolitik im Weltkrieg 1914-1918. 2. Teil. Düsseldorf 1970.

- Dem Führer zum 50. Geburtstage. In: Wissen und Wehr. Monatsschrift der Deutschen Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften 4/1939. S. 241f.
- Der Einfluss der französischen Revolution auf die Kriegführung. In: Jahrbücher für die deutsche Armee und Marine 72/1889. S. 250-270.
- Der Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem Internationalen Militärgerichtshof Nürnberg, 14. November 1945 – 1. Oktober 1946. Bd. XXXIII: Urkunden und anderes Beweismaterial. Nürnberg 1949.
- Der Weltkrieg in seiner rauen Wirklichkeit. Das Frontkämpferwerk. 600 Original-Aufnahmen des Kriegs-, Bild- und Filmamtes und des Kriegsphotographen Hermann Rex. Oberammergau 1926.
- Die Kämpfe der deutschen Truppen in Südwestafrika. Auf Grund amtlichen Materials bearbeitet von der Kriegsgeschichtlichen Abteilung I des Grossen Generalstabes. Berlin 1906/1907.
1. Bd.: Ausbruch des Herero-Aufstandes, Siegeszug der Kompanie Franke.
2. Bd.: Der Hottentottenkrieg.
- Dittmar. 1806, der Zusammenbruch einer pazifistischen Gedankenwelt. In: Wissen und Wehr. Monatsschrift der Deutschen Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften 8/1931. S. 487-498.
- Domarus, Max. Hitler. Reden und Proklamationen 1932-1945. Bd. II: Untergang, 2. Halbband 1941-1945. Wiesbaden 1973.
- Donnevert, Richard (Hg.). Wehrmacht und Partei. Leipzig 1938.
- Eberhardt, Magnus von. Kriegs-Erinnerungen. o. O. 1938.
- [Einem, Karl von] Ein Armeeführer erlebt den Weltkrieg. Persönliche Aufzeichnungen des Generalobersten v. Einem. Hg. von Junius Alter. Leipzig 1938.
- Einem, Karl von. Erinnerungen eines Soldaten 1853-1933. Leipzig 1933.
- Ewiger Friede. In: Deutsche Heeres-Zeitung Nr. 10/1886. S. 78f.
- Falkenhausen, Ludwig Freiherr von. Der grosse Krieg der Jetztzeit. Eine Studie über Bewegung und Kampf der Massenheere des 20. Jahrhunderts. Berlin 1909.
- Falkenhayn, Erich von. Die Oberste Heeresleitung 1914-1916 in ihren wichtigsten Entschliessungen. Berlin 1920.
- Faust, August. Philosophie des Krieges. In: Schriftenreihe zur weltanschaulichen Schulungsarbeit der NSDAP. Hg.: Der Beauftragte des Führers für die Überwachung der gesamten geistigen und weltanschaulichen Schulung und Erziehung der NSDAP, Amt Parteiamtliche Lehrmittel. Heft 17, 1942.
- Foerster, Wolfgang. Graf Schlieffen und der Weltkrieg. In: Wissen und Wehr. Monatsschrift der Deutschen Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften 2/1933. S. 63-70.
- Foertsch, Hermann. Der Offizier der neuen Wehrmacht. Eine Pflichtenlehre. Berlin 1936.
- Foertsch, Hermann. Die Wehrmacht im nationalsozialistischen Staat. Hamburg 1935.
- Foertsch, Hermann. Kriegskunst heute und morgen. Berlin 1939.
- Foertsch, Hermann. Wehrpflichtfibel. Berlin o. J. (2. Auflage).
- François, Curt von. Kriegführung in Süd-Afrika. Berlin ²1900.
- François, Curt von. Lehren aus dem Südafrikanischen Kriege für das deutsche Heer. Berlin 1900.
- Freytag-Loringhoven, Hugo Freiherr von. Der grosse Krieg der Jetztzeit. In: Militär-Wochenblatt Nr. 134/1908. Sp. 3121-3130.
- Freytag-Loringhoven, Hugo Freiherr von. Die Macht der Persönlichkeit im Kriege. Studien nach Clausewitz. Berlin 1905.
- Freytag-Loringhoven, Hugo Freiherr von. Krieg und Politik in der Neuzeit. Berlin 1911.
- Freytag-Loringhoven, Hugo Freiherr von. Politik und Kriegführung. Berlin 1918.
- [Fritsch, Werner Freiherr von] Reynolds, Nicholas. Der Fritsch-Brief vom 11. Dezember 1938. In: VfZ 28/1980. S. 358-371.

- Geiss, Imanuel. Julikrise und Kriegsausbruch 1914. Eine Dokumentensammlung. 2 Bde. Hannover 1963/1964.
- Giehrl, Hermann. Der Offizier im Dienste der Jugendpflege. Vortrag gehalten im Künstlerhause zu Berlin am 11. Dezember 1911 vor den Vertrauensmännern des Bundes „Jungdeutschland“. Berlin 1912.
- Glatzel. Ueber den Einfluss der Friedensbewegung auf die europäischen Rüstungsverhältnisse. In: Deutsche Revue 36/1911, 4. Bd. S. 226-232.
- Goltz, Colmar Freiherr von der. Das Volk in Waffen. Ein Buch über Heerwesen und Kriegführung unserer Zeit. Berlin 1899 (5. umgearbeitete und verbesserte Auflage).
- Goltz, Colmar Freiherr von der. Das Volk in Waffen. Ein Buch über Heerwesen und Kriegführung unserer Zeit. 6. Auflage des alten Werkes, zugleich 1. Auflage der auf Grund der Erfahrungen des Weltkrieges durchgeführten Neubearbeitung von Friedrich Freiherrn von der Goltz. Berlin 1925.
- Goltz, Colmar Freiherr von der. Der ewige Friede und der nächste Krieg. In: Deutsche Revue 29/1904, 1. Bd. S. 129-137.
- Goltz, Colmar Freiherr von der. Denkwürdigkeiten. Bearbeitet und hg. von Friedrich Freiherr von der Goltz und Wolfgang Foerster. Berlin ²1932.
- Goltz, Colmar Freiherr von der. Jung-Deutschland. Ein Beitrag zur Frage der Jugendpflege. Berlin 1911.
- Goltz, Colmar Freiherr von der. Krieg- und Heerführung. Berlin 1901.
- Goltz, Colmar Freiherr von der. Kriegführung. Kurze Lehre ihrer wichtigsten Grundsätze und Formen. Berlin 1895.
- Goltz, Colmar Freiherr von der. Kriegsgeschichte Deutschlands im Neunzehnten Jahrhundert. I. Teil: Im Zeitalter Napoleons. Berlin 1910 (Das Neunzehnte Jahrhundert in Deutschlands Entwicklung, Bd. VIII).
- II. Teil: Im Zeitalter Kaiser Wilhelms des Siegreichen. Berlin 1914 (Das Neunzehnte Jahrhundert in Deutschlands Entwicklung, Bd. IX).
- Goltz, Colmar Freiherr von der. Noch einmal der „ewige Friede“. In: Deutsche Revue 29/1904, 2. Bd. S. 23-25.
- Goltz, Fritz Freiherr von der. Die gelbe Gefahr im Licht der Geschichte. Leipzig ²1911.
- Groener, Wilhelm. Lebenserinnerungen. Jugend – Generalstab – Weltkrieg. Hg. von Friedrich Frhr. Hiller von Gaertringen. Göttingen 1957 (Deutsche Geschichtsquellen des 19. und 20. Jahrhunderts, Bd. 41).
- Gross, W. Wehrwesen und Rassenbiologie. In: Donnevert, Richard (Hg.). Wehrmacht und Partei. Leipzig 1938. S. 153-168.
- Grundzüge der deutschen Militärgeschichte. Bd. 2: Arbeits- und Quellenbuch. Bearbeitet von Karl-Volker Neugebauer unter Mitwirkung von Heiger Ostertag. Freiburg i. Br. 1993.
- Guderian, Heinz. Erinnerungen eines Soldaten. Stuttgart ¹³1994.
- Hagen, E. Ist der Krieg unabänderliches Völkergeschick? In: Militär-Wochenblatt Nr. 79/1894, Sp. 2075-2078 u. Nr. 80/1894, Sp. 2095-2099 (Schluss).
- [Halder, Franz] Hartmann, Christian/Slutsch, Sergej. Franz Halder und die Kriegsvorbereitungen im Frühjahr 1939. Eine Ansprache des Generalstabschefs des Heeres. In: VfZ 45/1997. S. 467-495.
- Handbuch der neuzeitlichen Wehrwissenschaften. Hg. im Auftrage der Deutschen Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften von Hermann Franke. 1. Bd.: Wehrpolitik und Kriegführung. Berlin/Leipzig 1936.
- Handbuch für Heer und Flotte. Enzyklopädie der Kriegswissenschaften und verwandter Gebiete. Hg. von Georg von Alten, fortgeführt von Hans von Albert. Berlin u. a. 1909-1914.
- Handwörterbuch der gesamten Militärwissenschaften. Hg. von Bernhard Poten. Bd. 5. Bielefeld/Leipzig 1878.

- Hartmann, Julius von. Militärische Nothwendigkeit und Humanität. Ein kritischer Versuch. In: Deutsche Rundschau 13/1877, S. 111-128 (Teil I), S. 450-471 (Teil II) u. 14/1878, S. 71-91 (Teil III).
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich. Grundlinien der Philosophie des Rechts oder Naturrecht und Staatswissenschaft im Grundrisse. Frankfurt a. M. 1986 (Georg Wilhelm Friedrich Hegel, Werke 7).
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich. Phänomenologie des Geistes. Frankfurt a. M. ⁶1998. (Georg Wilhelm Friedrich Hegel, Werke 3).
- Hesse, Kurt. Der Feldherr Psychologos. Ein Suchen nach dem Führer der deutschen Zukunft. Berlin 1922.
- Hesse, Kurt. Der Triumph des Militarismus. Um Rüstung und Abrüstung. Berlin 1923.
- Hesse, Kurt. Mein Hauptmann. Bildnis eines Soldaten. Berlin 1938.
- Hesse, Kurt. Persönlichkeit und Masse im Zukunftskrieg. Eine Diskussion jüngerer Offiziere über den Krieg und seine psychologischen Probleme. Berlin 1933.
- Hesse, Kurt. Soldatendienst im neuen Reich. Berlin 1935.
- Hetzl, H. Die Humanisirung des Krieges in ihrer culturgeschichtlichen Entwicklung. Frankfurt 1891.
- Hindenburg, Paul von. Aus meinem Leben. Leipzig 1933.
- Hitler, Adolf. Mein Kampf. Bd. 1: Eine Abrechnung. München ⁴⁵1938.
- Hitler, Adolf. Mein Kampf. Bd. 2: Die nationalsozialistische Bewegung. München ⁴²1938.
- Hitler. Reden, Schriften, Anordnungen. Februar 1925 bis Januar 1933. Hg. vom Institut für Zeitgeschichte. Band II A: Aussenpolitische Standortbestimmung nach der Reichstagswahl Juni-Juli 1928. Eingeleitet von Gerhard L. Weinberg. Hg. und kommentiert von Gerhard L. Weinberg, Christian Hartmann und Klaus A. Lankheit. München u. a. 1995 (Hitlers „Zweites Buch“).
- Hölter. Die Wehrerziehung der deutschen Jugend. In: Militärwissenschaftliche Rundschau 1/1936. S. 463-472.
- Hölzle, Erwin (Hg.). Quellen zur Entstehung des Ersten Weltkrieges. Internationale Dokumente 1901-1914. Darmstadt ²1995 (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte der Neuzeit, Bd. XXVII).
- Hundeiker, Egon. Rasse, Volk, Soldatentum. München/Berlin 1937.
- Jacobsen, Hans-Adolf/Jochmann, Werner (Hg.). Ausgewählte Dokumente zur Geschichte des Nationalsozialismus 1933-1945. Bd. 1. Bielefeld 1961.
- Jähns, Max. Ueber Krieg, Frieden und Kultur. Eine Umschau. Berlin ²1893.
- Jahrbuch des deutschen Heeres 1936. Hg. von Edgar Röhrich. Leipzig 1936.
- Jost, Walter. Die wehrpolitische Revolution des Nationalsozialismus. Hamburg 1936.
- [Kant, Immanuel] Kants Werke. Akademie-Textausgabe. Bd. V: Kritik der praktischen Vernunft / Kritik der Urtheilskraft. Berlin 1968.
- [Kant, Immanuel] Kants Werke. Akademie-Textausgabe. Bd. VIII: Abhandlungen nach 1781. Berlin 1968.
- [Keitel, Wilhelm] Generalfeldmarschall Keitel. Verbrecher oder Offizier? Erinnerungen, Briefe, Dokumente des Chefs OKW hg. von Walter Görlitz. Göttingen u. a. 1961.
- Keitel, Wilhelm. Mein Leben. Pflichterfüllung bis zum Untergang. Hitlers Generalfeldmarschall und Chef des Oberkommandos der Wehrmacht in Selbstzeugnissen. Hg. von Werner Maser. Berlin 1998.
- Kesselring, Albert. Gedanken zum Zweiten Weltkrieg. Bonn 1955.
- Kiessling, Bernhard. Ewiger Krieg. Eine Studie. Berlin ²1890 (1. Auflage anonym erschienen 1885 unter dem Titel „Ewiger Krieg. Studien eines deutschen Offiziers“).
- Kleine Wehrkunde. Hg. von der Deutschen Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften. Bielefeld/Leipzig 1934.
- Kolshorn, Otto. Unser Mackensen. Ein Lebens- und Charakterbild. Berlin 1916.

- Kreysing. Der Offizier im nationalsozialistischen Staat. In: Marine-Rundschau 10/1937, S. 585-591 u. 11/1937, S. 665-671 (Schluss).
- Krieg und Arbeit (Rezension). In: Jahrbücher für die deutsche Armee und Marine 116/1900. S. 104-106.
- Kriegsgeschichtliche Einzelschriften. Hg. vom Grossen Generalstabe, Kriegsgeschichtliche Abteilung I. Heft 31: Kriegsbrauch im Landkriege. Berlin 1902.
- Kriegstagebuch des Oberkommandos der Wehrmacht (Wehrmachtführungsstab). Bd. IV, 2. Halbband: 1. Januar 1944 - 22. Mai 1945. Frankfurt a. M. 1961.
- L. (Major L.) Kritik zu Blochs Der zukünftige Krieg. In: Die Umschau 7/1899, S. 121-125 u. 8/1899, S. 149-152.
- La Razon de la guerra (Rezension). In: Militär-Wochenblatt Nr. 70/1879. Sp. 1232.
- Lenski, Franz von. Aus den Leutnantsjahren eines alten Generalstabsoffiziers. Berlin 1922.
- Leutwein, Theodor. Die Kämpfe der Kaiserlichen Schutztruppe in Deutsch-Südwestafrika in den Jahren 1894-1896, sowie die hieraus sich ergebenden Lehren. Vortrag gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 19. Februar 1898. In: Beiheft zum Militär-Wochenblatt 1899. S. 1-30.
- Linde. Das Völkerrecht im Kriege. Vortrag gehalten am 25. November 1887 vor dem Offiziercorps der 1. kombinierten Infanteriebrigade. In: Beiheft zum Militär-Wochenblatt 1888. S. 51-65.
- Lindemann. Die staaterhaltende Kraft des deutschen Soldatentums. In: Militärwissenschaftliche Rundschau 1/1936. S. 291-308.
- Linnebach, Karl. Kriegsphilosophie und Wehrpsychologie. In: Cochenhausen, Friedrich von (Hg.). Die Wehrwissenschaften der Gegenwart. Berlin 1934 (Wissenschaftliche Forschungsberichte zum Aufbau des neuen Reiches, Heft 3). S. 17-25.
- Linnebach, Karl. Zum Problem Kultur und Krieg. In: Wissen und Wehr. Monatsschrift der Deutschen Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften 7/1939. S. 528-536.
- Litzmann, Karl. Ernstes und Heiteres aus den Kriegsjahren 1870/71. Berlin 1911.
- Litzmann, Karl. Lebenserinnerungen. 2 Bde. Berlin 1927/1928.
- Löffler, Otto. Strategie. Leipzig 1910.
- Lorenz, Hermann. Moltke-Worte über die Wehrhaftigkeit. In: Schenckendorff, E. von/Lorenz, Hermann (Hg.). Wehrkraft durch Erziehung. Leipzig ²1905 (Schriften des Zentralausschusses zur Förderung der Volks- und Jugendspiele in Deutschland). S. 60-67.
- Lotharingus [Wilhelm Marx]. Der Weltkrieg im Lichte naturwissenschaftlicher Geschichtsauffassung. Laiengedanken eines Berufsoffiziers über das Rasseproblem. Berlin ³1924.
- Ludendorff, Erich. Der totale Krieg. München 1935.
- Ludendorff, Erich. Kriegführung und Politik. Berlin 1922 (2. durchgesehene Auflage).
- Lüderitz, Heinrich. Das Gemeinschaftserlebnis in der vordersten Linie. In: Abhandlungen zur Wehrpsychologie. 2. Folge. Vorträge aus einem Fortbildungskurs beim Psychologischen Laboratorium des Reichskriegsministeriums, Berlin 1937. Hg. vom Psychologischen Laboratorium des Reichskriegsministeriums Berlin. Leipzig 1938. S. 28-42.
- Maercker, Georg. Unsere Kriegsführung in Deutsch-Südwestafrika. Vortrag, gehalten in der Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen Kolonial-Gesellschaft am 21. November 1907. Berlin 1908.
- Manstein, Erich von. Aus einem Soldatenleben 1887-1939. Bonn 1958.
- Manstein, Erich von. Verlorene Siege. Bonn 1955.
- Marx, Wilhelm. Die juristische Geschichtsauffassung. In: Militär-Wochenblatt Nr. 35/1935. Sp. 1374-1376.
- Meier-Welcker, Hans (Hg.). Offiziere im Bild von Dokumenten aus drei Jahrhunderten. Stuttgart 1964 (Beiträge zur Militär- und Kriegsgeschichte hg. vom Militärgeschichtlichen Forschungsamt, Bd. 6).

- Metz, H. Wehrpolitik und Wehrverfassung. In: Cochenhausen, Friedrich von (Hg.). Die Wehrwissenschaften der Gegenwart. Berlin 1934 (Wissenschaftliche Forschungsberichte zum Aufbau des neuen Reiches, Heft 3). S. 26-41.
- Metzler. Der bewaffnete europäische Frieden und die Abrüstungsfrage. In: Deutsche Revue 27/1902, 3. Bd. S. 257-264.
- Metzsch, Horst von. Clausewitz Katechismus. Berlin 1937.
- Metzsch, Horst von. Die Weltangst vor dem Kriege. Breslau 1935.
- Metzsch, Horst von. Krieg als Saat. Aus des Verfassers wehrpolitischen Vorlesungen an der Deutschen Hochschule für Politik. Breslau 1934.
- Metzsch, Horst von. Schlummernde Wehrkräfte. Neue soldatische Blickfelder. Berlin 1935.
- Metzsch, Horst von. Wehrpolitik. Wegweiser und Winke. Berlin 1939.
- Metzsch, Horst von. Zeitgemässe Gedanken um Clausewitz. Berlin 1937.
- Michalka, Wolfgang (Hg.). Das Dritte Reich. Dokumente zur Innen- und Aussenpolitik. Bd. 1: „Volksgemeinschaft“ und Grossmachtpolitik 1933-1939. München 1985.
- [Model, Walter] Model, Hansgeorg/Bradley, Dermont. Generalfeldmarschall Walter Model (1891-1945). Dokumentation eines Soldatenlebens. Osnabrück 1991.
- [Moltke, Helmuth Graf von] Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten des General-Feldmarschalls Grafen Helmuth von Moltke. Berlin 1891-1893.
1. Bd.: Zur Lebensgeschichte des General-Feldmarschalls Grafen Helmuth von Moltke.
 2. Bd.: Vermischte Schriften.
 3. Bd.: Geschichte des deutsch-französischen Krieges von 1870-71 nebst einem Aufsatz „über den angeblichen Kriegsrath in den Kriegen König Wilhelms I.“.
 4. Bd.: Briefe des General-Feldmarschalls Grafen Helmuth von Moltke an seine Mutter und an seine Brüder Adolf und Ludwig.
 5. Bd.: Briefe des General-Feldmarschalls Grafen Helmuth von Moltke – zweite Sammlung – und Erinnerungen an ihn.
 6. Bd.: Briefe des General-Feldmarschalls Grafen Helmuth von Moltke an seine Braut und Frau.
 7. Bd.: Reden des General-Feldmarschalls Grafen Helmuth von Moltke.
 8. Bd.: Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei aus den Jahren 1835 bis 1839.
- [Moltke, Helmuth Graf von] Helmuth von Moltkes Briefe an seine Braut und Frau und an andere Anverwandte. Stuttgart/Leipzig/Berlin/Wien 1894.
1. Bd.: Briefe aus den Jahren 1841 bis 1856.
 2. Bd.: Briefe aus den Jahren 1857 bis 1890.
- [Moltke, Helmuth Graf von] Moltke in seinen Briefen. Mit einem Lebens- und Charakterbilde des Verewigten. Berlin 1902.
- [Moltke, Helmuth Graf von] Moltke. Vom Kabinettskrieg zum Volkskrieg. Eine Werkauswahl. Hg. von Stig Förster. Bonn/Berlin 1992.
- [Moltke, Helmuth von] Generaloberst Helmuth von Moltke. Erinnerungen, Briefe, Dokumente 1877-1916. Ein Bild vom Kriegsausbruch, erster Kriegsführung und Persönlichkeit des ersten militärischen Führers des Krieges. Hg. und mit einem Nachwort versehen von Eliza von Moltke. Stuttgart ²1922.
- [Müller, Georg Alexander von]. Der Kaiser ... Aufzeichnungen des Chefs des Marinekabinetts Admiral Georg Alexander v. Müller über die Ära Wilhelms II. Hg. von Walter Görlitz. Göttingen 1965.
- Müller, Klaus-Jürgen. Armee und Drittes Reich 1933-1939. Darstellung und Dokumentation. Paderborn 1987.
- Müller, Klaus-Jürgen. Das Heer und Hitler. Armee und nationalsozialistisches Regime 1933-1940. Stuttgart 1969 (Beiträge zur Militär- und Kriegsgeschichte hg. vom Militärgeschichtlichen Forschungsamt, Bd. 10).

- Müller, Klaus-Jürgen. General Ludwig Beck. Studien und Dokumente zur politisch-militärischen Vorstellungswelt und Tätigkeit des Generalstabschefs des deutschen Heeres 1933-1938. Boppard am Rhein 1980 (Schriften des Bundesarchivs 30).
- Neitzel, Sönke. Abgehört. Deutsche Generäle in britischer Kriegsgefangenschaft 1942-1945. Berlin ²2007 (erweiterte und überarbeitete Ausgabe).
- Niedermayer, Oskar Ritter von. Wehrpolitik. Eine Einführung und Begriffsbestimmung. Leipzig 1939 (Wehr und Wissenschaft, Bd. 4).
- Oertzen, Karl Ludwig von. Bekenntnis verpflichtet zu Erkenntnis. In: Cochenhausen, Friedrich von (Hg.). Wehrgedanken. Eine Sammlung wehrpolitischer Aufsätze. Hamburg 1933. S. 49-58.
- Oertzen, Karl Ludwig von. Grundzüge der Wehrpolitik. Hamburg 1938 (2. Auflage bearbeitet von Hermann Foertsch).
- Pochhammer, Hans. Über den Seekrieg und seine Bedeutung für die grossen machtpolitischen Entscheidungen. In: Cochenhausen, Friedrich von (Hg.). Wehrgedanken. Eine Sammlung wehrpolitischer Aufsätze. Hamburg 1933. S. 39-53.
- Prinz Friedrich Karl von Preussen. Denkwürdigkeiten aus seinem Leben. Bearbeitet und hg. von Wolfgang Foerster. 1. Bd.: 1828-1864. Stuttgart/Leipzig ⁵1910.
- Reichenau, Ernst von. Die wachsende Feuerkraft und ihr Einfluss auf Taktik, Heerwesen und nationale Erziehung. Berlin 1904.
- Reichenau, Ernst von. Einfluss der Kultur auf Krieg und Kriegsrüstung. Berlin 1897.
- Reichsarchiv (Hg.). Der Weltkrieg 1914 bis 1918. Kriegsrüstung und Kriegswirtschaft. Anlagen zum ersten Band. Berlin 1930.
- Reinhardt, Walther. Wehrkraft und Wehrwille. Aus seinem Nachlass mit einer Lebensbeschreibung hg. von Ernst Reinhardt. Berlin 1932.
- Richtheft des Oberkommandos der Wehrmacht. Hg. vom NS-Führungsstab des Oberkommandos der Wehrmacht. Heft 3, 1944: Otto, Hans-Georg. Der Schicksalskampf im Osten. Für den NS-Führungsstab des Oberkommandos der Wehrmacht überarbeiteter Nachdruck des 1. Reichsschulungsthemas der NSDAP für 1942/43.
- Richtheft des Oberkommandos der Wehrmacht. Hg. vom NS-Führungsstab des Oberkommandos der Wehrmacht. Heft 5, 1944: Der Kampf als Lebensgesetz. Nachdruck eines Reichsschulungsthemas der NSDAP. Bearbeiter: H. Griesdorf und H. Lichtnau.
- Richtlinien für die Ausbildung im Heere, Teil II. Leitfaden für Erziehung und Unterricht. Hg. vom Reichswehrministerium/Heeresleitung. I. Leitgedanken B. Die Aufgaben des Heeres und die Pflichten des Soldaten. Berlin 1931.
- Ritter, Hans. Der Zukunftskrieg und seine Waffen. Leipzig 1924.
- Rühle von Lilienstern, Johann Jakob Otto August. Apologie des Krieges. Hg. und mit einem Nachwort versehen von Jean-Jacques Langendorf. Wien 1984.
- Rüstow, Wilhelm. Krieg. In: Rotteck, Karl von/Welcker, Karl (Hg.). Das Staats-Lexikon. Enzyklopädie der sämtlichen Staatswissenschaften für alle Stände. Bd. 9. Leipzig 1864 (3. umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage). S. 330-346.
- Scheibert, Justus. Offizier-Brevier. Ein Festgeschenk für den jungen Kameraden von einem alten Soldaten. Berlin 1884 (2. durchgesehene Auflage).
- Schenkendorff, E. von/Lorenz, Hermann (Hg.). Wehrkraft durch Erziehung. Leipzig ²1905 (Schriften des Zentralausschusses zur Förderung der Volks- und Jugendspiele in Deutschland).
- Scherff, Wilhelm von. Die Lehre vom Kriege auf der Grundlage seiner neuzeitlichen Erscheinungsformen. Berlin 1897.
- [Schlieffen, Alfred von] Generalfeldmarschall Graf Alfred v. Schlieffen. Gesammelte Schriften. 2 Bde. Berlin 1913.

- [Schlieffen, Alfred von] Generalfeldmarschall Graf Alfred Schlieffen. Briefe. Hg. von Eberhard Kessel. Göttingen 1958.
- Schmidt, Paul von. Unser Moltke. Ein Vorbild für den deutschen Soldaten. Berlin 1900.
- Schriftenreihe zur weltanschaulichen Schulungsarbeit der NSDAP. Hg.: Der Beauftragte des Führers für die Überwachung der gesamten geistigen und weltanschaulichen Schulung und Erziehung der NSDAP, Amt Parteiamtliche Lehrmittel. Heft 18: „Kampf als Lebensgesetz“ im deutschen Sprichwort. Zusammengestellt von Gerhard Brendel. München 1943.
- Schulungshefte für den Unterricht über nationalsozialistische Weltanschauung und nationalpolitische Zielsetzung. Hg. vom Oberkommando der Wehrmacht. 1. Jg. 1939, Heft 3: Das Heer im Dritten Reich. Auszug aus dem Vortrag des Herrn Oberbefehlshabers des Heeres Generaloberst von Brauchitsch, am 26.3.1939, auf der Ordensburg Sonthofen, vor Kreisamtsleitern und Gauamtsleitern der NSDAP.
- Schulungshefte für den Unterricht über nationalsozialistische Weltanschauung und nationalpolitische Zielsetzung. Hg. vom Oberkommando der Wehrmacht. 1. Jg. 1939, Heft 5: Hoberg, C. A. Der Jude in der deutschen Geschichte.
- Schwabe, Max. Einige Lehren aus dem Kriege in Deutsch-Südwestafrika. In: Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde 1/1904, Heft III. S. 461-480.
- Seeckt, Hans von. Die Willenskraft des Feldherrn. In: Militärwissenschaftliche Rundschau 1/1936. S. 2-6.
- Seeckt, Hans von. Die Zukunft des Reiches. Urteile und Forderungen. Berlin 1929.
- Seeckt, Hans von. Gedanken eines Soldaten. Leipzig 1935 (erweiterte Ausgabe).
- Seeckt, Hans von. Moltke. Ein Vorbild. Berlin 1931.
- [Selchow, Bogislav von] Epkenhans, Michael. „Wir als deutsches Volk sind doch nicht klein zu kriegern ...“ Aus den Tagebüchern des Fregattenkapitäns Bogislav von Selchow 1918/19. In: MGM 55/1996. S. 165-224.
- Soldan, George. Der Mensch und die Schlacht der Zukunft. Oldenburg i. O. 1925.
- Sorge, Siegfried. Der Marineoffizier als Führer und Erzieher. Berlin ²1940 (Erstausgabe 1936).
- Stein, Hermann von. Erlebnisse und Betrachtungen aus der Zeit des Weltkrieges. Leipzig ²1919.
- Suttner, Bertha von. Der ewige Krieg und die Friedensbewegung. In: Deutsche Revue 29/1904, 2. Bd. S. 18-23.
- Tirpitz, Alfred von. Erinnerungen. Leipzig 1919.
- Tornisterschrift des Oberkommandos der Wehrmacht (Abteilung Inland). Heft 37, 1941: Dem Führer. Worte deutscher Dichter. Zum Geburtstag des Führers 1941. Ausgewählt von August Friedrich Velmede.
- Treitschke, Heinrich von. Das constitutionelle Königthum in Deutschland. In: Historische und politische Aufsätze. Neue Folge, 2. Teil. Leipzig 1870. S. 747-858.
- Treitschke, Heinrich von. Politik. Vorlesungen gehalten an der Universität zu Berlin. Hg. von Max Cornicelius. 1. Bd. Leipzig 1897.
- Verdy du Vernois, Julius von. Studien über den Krieg. 3. Teil: Strategie. Erstes Heft. Einleitung. Charakteristik der Strategie im Allgemeinen. Berlin 1902.
- Vogel von Falckenstein. Der ewige Frieden. In: Deutsche Revue 27/1902, 1. Bd. S. 162-172.
- Wahrheit und Klarheit über die Haager Friedens-Konferenz (Rezension). In: Jahrbücher für die deutsche Armee und Marine 117/1900. S. 252-254.
- [Waldersee, Alfred Graf von] Aus dem Briefwechsel des Generalfeldmarschalls Alfred Grafen von Waldersee. 1. Bd.: Die Berliner Jahre 1886-1891. Hg. von Heinrich Otto Meisner. Berlin/Leipzig 1928.
- [Waldersee, Alfred Graf von] Denkwürdigkeiten des General-Feldmarschalls Alfred Grafen von Waldersee. Hg. von Heinrich Otto Meisner. 1. Bd.: 1832-1888. Stuttgart/Berlin 1923.
- Wedel, Hasso von. Zwanzig Jahre deutsche Wehrmacht. Berlin 1939.

-
- Wegweiser für den rassehygienischen Unterricht in der Wehrmacht. Hg. vom Reichskriegsministerium. Berlin 1936.
- Wehrkraft und Jugenderziehung. In: Militär-Wochenblatt Nr. 107/1901. Sp. 2838-2840.
- Werden die Fortschritte in der Waffentechnik die Kriege verschwinden lassen oder seltener machen? In: Deutsche Revue 26/1901, 3. Bd. S. 8-14.
- Wie erhalten wir uns den kriegesischen Geist? Clausewitz-Betrachtungen. In: Militär-Wochenblatt Nr. 4/1903. Sp. 81-90.
- Wittich, Alfred von. Moltke. Persönlichkeit und Weltanschauung. In: Militärwissenschaftliche Mitteilungen 75/1944. S. 95-121.
- Wittich, Alfred von. Zur Weltanschauung Conrads von Hötzendorf. In: Militärwissenschaftliche Mitteilungen 75/1944. S. 1-16.
- Wofür kämpfen wir? Hg. vom Personal-Amt des Heeres. Berlin 1944.
- Zuber, Terence. German War Planning, 1891-1914. Sources and Interpretations. Woodbridge 2004.

Literatur

- Afflerbach, Holger. Falkenhayn. Politisches Denken und Handeln im Kaiserreich. München 1994 (Beiträge zur Militärgeschichte hg. vom Militärgeschichtlichen Forschungsamt, Bd. 42).
- Afflerbach, Holger. Planning Total War? Falkenhayn and the Battle of Verdun, 1916. In: Chicker-
ing, Roger/Förster, Stig. Great War, Total War. Combat and Mobilization on the Western
Front, 1914-1918. Cambridge 2000. S. 113-131.
- Albrecht, Ulrich. Der preussisch-deutsche Militarismus als Prototyp - Aspekte der internationalen
wissenschaftlichen Diskussion. In: Wette, Wolfram (Hg.). Militarismus in Deutschland 1871 bis
1945. Zeitgenössische Analysen und Kritik. Münster 1999 (Jahrbuch für Historische Friedens-
forschung 8). S. 38-60.
- Avineri, Shlomo. Das Problem des Krieges im Denken Hegels. In: Fetscher, Iring (Hg.). Hegel in
der Sicht der neueren Forschung. Darmstadt 1973 (Wege der Forschung Bd. LII). S. 464 - 482.
- Avineri, Shlomo. Hegels Theorie des modernen Staates. Frankfurt a. M. 1976.
- Bald, Detlef. Auf dem Weg zu den Pazifisten - Der bayerische Oberst Alfons Falkner von Son-
nenburg (1851-1929). In: Wette, Wolfram (Hg.). Pazifistische Offiziere in Deutschland 1871-
1933. Bremen 1999 (Schriftenreihe Geschichte & Frieden, Bd. 10). S. 110-129.
- Bald, Detlef. Zum Kriegsbild der militärischen Führung im Kaiserreich. In: Dülffer, Jost/Holl,
Karl (Hg.). Bereit zum Krieg. Kriegsmentalität im wilhelminischen Deutschland 1890-1914.
Beiträge zur historischen Friedensforschung. Göttingen 1986. S. 146-160.
- Bartov, Omer. The Eastern Front, 1941-45, German Troops and the Barbarisation of Warfare.
Basingstoke 1985.
- Bartov, Omer. Germany's War and the Holocaust. Disputed Histories. Ithaca/London 2003.
- Bartov, Omer. Hitlers Wehrmacht. Soldaten, Fanatismus und die Brutalisierung des Krieges.
Reinbek 1995.
- Bartov, Omer. Mirrors of Destruction. War, Genocide, and Modern Identity. Oxford 2000.
- Bartov, Omer. Murder in our Midst. The Holocaust, Industrial Killing, and Representation. New
York/Oxford 1996.
- Bartov, Omer. Operation Barbarossa and the origins of the final solution. In: Cesarani, David
(Hg.). The final solution. Origins and implementation. London/New York 1994. S. 119-136.
- Baumgart, Winfried. Zur Ansprache Hitlers vor den Führern der Wehrmacht am 22. August
1939. Eine quellenkritische Untersuchung. In: VfZ 16/1968. S. 120-149.
- Becker, Frank. Bilder von Krieg und Nation. Die Einigungskriege in der bürgerlichen Öffentlich-
keit Deutschlands 1864-1913. München 2001 (Ordnungssysteme. Studien zur Ideengeschichte
der Neuzeit, Bd. 7).
- Becker, Frank. Synthetischer Militarismus. Die Einigungskriege und der Stellenwert des Militäri-
schen in der deutschen Gesellschaft. In: Das Militär und der Aufbruch in die Moderne 1860 bis
1890. Armeen, Marinen und der Wandel von Politik, Gesellschaft und Wirtschaft in Europa,
den USA sowie Japan. Im Auftrag des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes und der Otto-
von-Bismarck-Stiftung hg. von Michael Epkenhans und Gerhard P. Gross. München 2003
(Beiträge zur Militärgeschichte hg. vom Militärgeschichtlichen Forschungsamt, Bd. 60). S. 125-
141.
- Becker, Peter Emil. Sozialdarwinismus, Rassismus, Antisemitismus und Völkischer Gedanke.
Wege ins Dritte Reich. Teil II. Stuttgart/New York 1990.
- Beckett, Ian F. W. Total War. In: McInnes, Colin/Sheffield, G. D. (Hg.). Warfare in the Twen-
tieth Century. London 1988. S. 1-23.
- Behrenbeck, Sabine. Der Kult um die toten Helden. Nationalsozialistische Mythen, Riten und
Symbole 1923 bis 1945. Vierow 1996 (Kölner Beiträge zur Nationsforschung, Bd. 2).
- Behrenbeck, Sabine. Heldenkult und Opfermythos. Mechanismus der Kriegsbegeisterung 1918-
1945. In: Linden, Marcel van der/Mergner, Gottfried (Hg.). Kriegsbegeisterung und mentale

- Kriegsvorbereitung. Interdisziplinäre Studien. Berlin 1991 (Beiträge zur Politischen Wissenschaft, Bd. 61). S. 143-159.
- Berghahn, Volker R. Der Tirpitz-Plan. Genesis und Verfall einer innenpolitischen Krisenstrategie unter Wilhelm II. Düsseldorf 1971.
- Berghahn, Volker R. Militarism. The History of an International Debate 1861-1979. Leamington Spa 1981.
- Berghahn, Volker R. NSDAP und „Geistige Führung“ der Wehrmacht 1939-1943. In: VfZ 17/1969. S. 17-71.
- Berghoff, Peter. Der Tod des politischen Kollektivs. Politische Religion und das Sterben und Töten für Volk, Nation und Rasse. Berlin 1997 (Politische Ideen, Bd. 7).
- Bergmann, Werner. Geschichte des Antisemitismus. München 2006 (3. durchgesehene Auflage).
- Bergmann, Werner/Wetzels, Juliane. Antisemitismus im Ersten und Zweiten Weltkrieg. Ein Forschungsüberblick. In: Erster Weltkrieg – Zweiter Weltkrieg. Ein Vergleich. Krieg, Kriegserlebnis, Kriegserfahrung in Deutschland. Im Auftrag des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes hg. von Bruno Thoss und Hans-Erich Volkmann. Paderborn u. a. 2002. S. 437-469.
- Besslich, Barbara. Wege in den „Kulturkrieg“. Zivilisationskritik in Deutschland 1890-1914. Darmstadt 2000.
- Besson, Waldemar. Zur Geschichte des nationalsozialistischen Führungsoffiziers (NSFO). In: VfZ 9/1961. S. 76-115.
- Best, Geoffrey. Humanity in Warfare. The Modern History of the International Law of Armed Conflicts. London 1980.
- Best, Geoffrey. War and Society in Revolutionary Europe, 1770-1870. London 1982.
- Beyrau, Dietrich/Hochgeschwender, Michael/Langewiesche, Dieter (Hg.). Formen des Krieges. Von der Antike bis zur Gegenwart. Paderborn u. a. 2007 (Krieg in der Geschichte, Bd. 37).
- Bloxham, Donald. The Great Game of Genocide. Imperialism, Nationalism, and the Destruction of the Ottoman Armenians. Oxford 2005.
- Boemeke, Manfred F./Chickering, Roger/Förster, Stig (Hg.). Anticipating Total War. The German and American Experiences, 1871-1914. Cambridge 1999.
- Bowler, Peter J. Social Metaphors in Evolutionary Biology, 1870-1930: The Wider Dimension of Social Darwinism. In: Maasen, Sabine/Mendelsohn, Everett/Weingart, Peter (Hg.). Biology as Society, Society as Biology: Metaphors. Dordrecht/Boston/London 1995. S. 107-126.
- Brantlinger, Patrick. „Dying races“: rationalizing genocide in the nineteenth century. In: Pieterse, Jan Nederveen/Parekh, Bhikhu (Hg.). The decolonization of imagination. Culture, knowledge and power. London/New Jersey 1995. S. 43-56.
- Brehl, Medardus. „Das Drama spielte sich auf der dunklen Bühne des Sandfeldes ab“. Die Vernichtung der Herero und Nama in der deutschen (Populär-)Literatur. In: Zimmerer, Jürgen/Zeller, Joachim (Hg.). Völkermord in Deutsch-Südwestafrika. Der Kolonialkrieg (1904-1908) in Namibia und seine Folgen. Berlin 2003. S. 86-96.
- Brehl, Medardus. „Diese Schwarzen haben vor Gott und Menschen den Tod verdient“. Der Völkermord an den Herero 1904 und seine zeitgenössische Legitimation. In: Völkermord und Kriegsverbrechen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Hg. im Auftrag des Fritz Bauer Instituts von Irmtrud Wojak und Susanne Meinel. Frankfurt a. M./New York 2004 (Jahrbuch 2004 zur Geschichte und Wirkung des Holocaust). S. 77-97.
- Brehl, Medardus. (Ein)Geborene Feinde. Der Entwurf existentieller Feindschaft im Kolonialdiskurs. In: Brehl, Medardus/Platt, Kristin (Hg.). Feindschaft. München 2003 (Schriftenreihe „Genozid und Gedächtnis“). S. 157-177.
- Brehl, Medardus. „Ich denke, die haben Ihnen zum Tode verholfen.“ Koloniale Gewalt in kollektiver Rede. In: Dabag, Mihran/Gründer, Horst/Ketelsen, Uwe-K. (Hg.). Kolonialismus. Kolonialdiskurs und Genozid. München 2004 (Schriftenreihe „Genozid und Gedächtnis“). S. 185-215.
- Brehl, Medardus. Krieg der Codes. In: Platt, Kristin (Hg.). Reden von Gewalt. München 2002 (Schriftenreihe „Genozid und Gedächtnis“). S. 196-226.

- Brehl, Medardus. Vernichtung der Herero. Diskurse der Gewalt in der deutschen Kolonialliteratur. München 2007 (Schriftenreihe „Genozid und Gedächtnis“).
- Breit, Gotthard. Das Staats- und Gesellschaftsbild deutscher Generale beider Weltkriege im Spiegel ihrer Memoiren. Boppard am Rhein 1973 (Wehrwissenschaftliche Forschungen 17).
- Bröckling, Ulrich. Am Ende der grossen Kriegserzählungen? Zur Genealogie der „humanitären Intervention“. In: Newsletter Arbeitskreis Militärgeschichte 11/2000, S. 7-10 (Teil I) u. 12/2000, S. 17-10 (Teil II).
- Brokoff, Jürgen. Die Apokalypse in der Weimarer Republik. München 2001.
- Bublitz, Hannelore/Bührmann, Andrea D./Hanke, Christine/Seier, Andrea (Hg.). Das Wuchern der Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults. Frankfurt a. M./New York 1999.
- Bucholz, Arden. Moltke, Schlieffen, and Prussian War Planning. New York/Oxford 1991.
- Burkhardt, Johannes. Alte oder neue Kriegsursachen? Die Kriege Bismarcks im Vergleich zu den Staatsbildungskriegen der Frühen Neuzeit. In: Bernecker, Walther L./Dotterweich, Volker (Hg.). Deutschland in den internationalen Beziehungen des 19. und 20. Jahrhunderts. Festschrift für Josef Becker zum 65. Geburtstag. München 1996. S. 43-69.
- Burkhardt, Johannes. Kriegsgrund Geschichte? 1870, 1813, 1756 – historische Argumente und Orientierungen bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges. In: Burkhardt, Johannes/Becker, Josef/Förster, Stig/Kronenbitter, Günther. Lange und kurze Wege in den Ersten Weltkrieg. Vier Augsburger Beiträge zur Kriegsursachenforschung. München 1996 (Schriften der Philosophischen Fakultäten der Universität Augsburg, Nr. 49). S. 9-86.
- Buschmann, Nikolaus. Das Charisma des Krieges: Bellizismus und Nationsverständnis in der nachrevolutionären Gesellschaft. In: Geschichtswerkstatt (Hg.). Die Revolution hat Konjunktur. Soziale Bewegung, Alltag und Politik in der Revolution von 1848/49. Münster 1999. S. 239-245.
- Buschmann, Nikolaus. Einkreisung und Waffenbruderschaft. Die öffentliche Deutung von Krieg und Nation in Deutschland 1850-1871. Göttingen 2003 (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 161).
- Buschmann, Nikolaus. „Im Kanonenfeuer müssen die Stämme Deutschlands zusammen geschmolzen werden“. Zur Konstruktion nationaler Einheit in den Kriegen der Reichsgründungsphase. In: Buschmann, Nikolaus/Langewiesche, Dieter (Hg.). Der Krieg in den Gründungsmythen europäischer Nationen und der USA. Frankfurt a. M./New York 2003. S. 99-119.
- Buschmann, Nikolaus/Mick, Christoph/Schierle, Ingrid. Kriegstypen: Begriffsgeschichtliche Bilanz in deutschen, russischen und sowjetischen Lexika. In: Beyrau, Dietrich/Hochgeschwender, Michael/Langewiesche, Dieter (Hg.). Formen des Krieges. Von der Antike bis zur Gegenwart. Paderborn u. a. 2007 (Krieg in der Geschichte, Bd. 37). S. 17-50.
- Canis, Konrad. Militärführung und Grundfragen der Aussenpolitik in Deutschland 1860 bis 1890. In: Das Militär und der Aufbruch in die Moderne 1860 bis 1890. Armeen, Marinen und der Wandel von Politik, Gesellschaft und Wirtschaft in Europa, den USA sowie Japan. Im Auftrag des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes und der Otto-von-Bismarck-Stiftung hg. von Michael Epkenhans und Gerhard P. Gross. München 2003 (Beiträge zur Militärgeschichte hg. vom Militärgeschichtlichen Forschungsamt, Bd. 60). S. 9-19.
- Chiari, Bernhard. Militärgeschichte: Erkenntnisgewinn und Praxis. In: Ziemann, Benjamin (Hg.). Perspektiven der Historischen Friedensforschung. Essen 2002 (Frieden und Krieg. Beiträge zur Historischen Friedensforschung, Bd. 1). S. 286-300.
- Chickering, Roger. Imperial Germany and a World Without War. The Peace Movement and German Society, 1892-1914. Princeton 1975.
- Chickering, Roger. Militärgeschichte als Totalgeschichte im Zeitalter des totalen Krieges. In: Kühne, Thomas/Ziemann, Benjamin (Hg.). Was ist Militärgeschichte? Paderborn u. a. 2000 (Krieg in der Geschichte, Bd. 6). S. 301-312.

- Chickering, Roger. Sore Loser. Ludendorff's Total War. In: Chickering, Roger/Förster, Stig (Hg.). *The Shadows of Total War. Europe, East Asia, and the United States, 1919-1939*. Cambridge 2003. S. 151-178.
- Chickering, Roger. Total War. The Use and Abuse of a Concept. In: Boemeke, Manfred F./Chickering, Roger/Förster, Stig (Hg.). *Anticipating Total War. The German and American Experiences, 1871-1914*. Washington, D. C./Cambridge 1999. S. 13-28.
- Chickering, Roger/Förster, Stig (Hg.). *Great War, Total War. Combat and Mobilization on the Western Front, 1914-1918*. Cambridge 2000.
- Chickering, Roger/Förster, Stig (Hg.). *The Shadows of Total War. Europe, East Asia, and the United States, 1919-1939*. Cambridge 2003.
- Chickering, Roger/Förster, Stig/Greiner, Bernd (Hg.). *A World at Total War. Global Conflict and the Politics of Destruction, 1937-1945*. Cambridge 2005.
- Coates, Peter. *Nature. Western Attitudes since Ancient Times*. Berkeley/Los Angeles/London 1998.
- Conze, Werner/Geyer, Michael/Stumpf, Reinhard. Militarismus. In: Brunner, Otto/Conze, Werner/Koselleck, Reinhart (Hg.). *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*. Bd. 4. Stuttgart 1978. S. 1-47.
- Creveld, Martin van. *Die Zukunft des Krieges*. Hamburg 2004 (3. überarbeitete deutsche Ausgabe).
- Crivellari, Fabio. Der Wille zum Totalen Krieg. Zur Teleologie der Gewalt. In: Newsletter Arbeitskreis Militärgeschichte 12/2000. S. 10-14.
- Crook, Paul. Darwinism, war and history. The debate over the biology of war from the „Origin of Species“ to the First World War. Cambridge 1994.
- Dabag, Mihran. National-koloniale Konstruktionen in politischen Entwürfen des Deutschen Reichs um 1900. In: Dabag, Mihran/Gründer, Horst/Ketelsen, Uwe-K. (Hg.). *Kolonialismus. Kolonialdiskurs und Genozid*. München 2004 (Schriftenreihe „Genozid und Gedächtnis“). S. 19-66.
- Dabag, Mihran/Gründer, Horst/Ketelsen, Uwe-K. (Hg.). *Kolonialismus. Kolonialdiskurs und Genozid*. München 2004 (Schriftenreihe „Genozid und Gedächtnis“).
- Dabringhaus, Sabine. An Army on Vacation? The German War in China, 1900-1901. In: Boemeke, Manfred F./Chickering, Roger/Förster, Stig (Hg.). *Anticipating Total War. The German and American Experiences, 1871-1914*. Cambridge 1999. S. 459-476.
- Daun, Otto. Vernunftfrieden und Nationaler Krieg. Der Umbruch im Friedensverhalten des Deutschen Bürgertums zu Beginn des 19. Jahrhunderts. In: Huber, Wolfgang/Schwerdtfeger, Johannes (Hg.). *Kirche zwischen Krieg und Frieden. Studien zur Geschichte des deutschen Protestantismus*. Stuttgart 1976. S. 169-224.
- Deist, Wilhelm. Auf dem Wege zur ideologisierten Kriegführung: Deutschland 1918-1945. In: Ders. *Militär, Staat und Gesellschaft. Studien zur preussisch-deutschen Militärgeschichte*. München 1991 (Beiträge zur Militärgeschichte hg. vom Militärgeschichtlichen Forschungsamt, Bd. 34). S. 385-429.
- Deist, Wilhelm. „Blitzkrieg“ or Total War. War Preparations in Nazi Germany. In: Chickering, Roger/Förster, Stig (Hg.). *The Shadows of Total War. Europe, East Asia, and the United States, 1919-1939*. Cambridge 2003. S. 271-283.
- Deist, Wilhelm. Die Politik der Seekriegsleitung und die Rebellion der Flotte Ende Oktober 1918. In: Ders. *Militär, Staat und Gesellschaft. Studien zur preussisch-deutschen Militärgeschichte*. München 1991 (Beiträge zur Militärgeschichte hg. vom Militärgeschichtlichen Forschungsamt, Bd. 34). S. 185-210.
- Deist, Wilhelm. Die Reichswehr und der Krieg der Zukunft. In: MGM 1/1989. S. 81-92.
- Deist, Wilhelm/Messerschmidt, Manfred/Volkman, Hans-Erich/Wette, Wolfram. *Ursachen und Voraussetzungen des Zweiten Weltkrieges*. Frankfurt a. M. 1995 (Originalausgabe erschienen 1979 unter dem Titel „Ursachen und Voraussetzungen der Deutschen Kriegspolitik“ als

- Bd. 1 der vom Militärgeschichtlichen Forschungsamt herausgegebenen Reihe „Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg“).
- Demeter, Karl. Das deutsche Offizierskorps in Gesellschaft und Staat 1650-1945. Frankfurt a. M. 1965 (4. überarbeitete und erweiterte Auflage).
- D'Hondt, Jacques. Die Einschätzung des revolutionären Krieges durch Hegel. In: Riedel, Manfred (Hg.). Materialien zu Hegels Rechtsphilosophie. Bd. 2. Frankfurt a. M. 1975. S. 415-427.
- Die Wehrmacht. Mythos und Realität. Im Auftrag des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes hg. von Rolf-Dieter Müller und Hans-Erich Volkmann. München 1999.
- Dirks, Carl/Janssen, Karl-Heinz. Der Krieg der Generäle. Hitler als Werkzeug der Wehrmacht. Berlin 1999.
- Drechsler, Horst. Südwestafrika unter deutscher Kolonialherrschaft. Der Kampf der Herero und Nama gegen den deutschen Imperialismus (1884-1915). Berlin 1985 (2. durchgesehene Auflage).
- Dülffer, Jost. Die erste Haager Friedenskonferenz 1899 in der öffentlichen Debatte in Deutschland. In: Ders. Im Zeichen der Gewalt. Frieden und Krieg im 19. und 20. Jahrhundert. Hg. von Martin Kröger, Ulrich S. Soénius und Stefan Wunsch. Köln 2003. S. 66-78.
- Dülffer, Jost. Kriegserwartung und Kriegsbild in Deutschland vor 1914. In: Michalka, Wolfgang (Hg.). Der Erste Weltkrieg. Wirkung, Wahrnehmung, Analyse. München 1994. S. 778-798.
- Dülffer, Jost. Regeln gegen den Krieg? Die Haager Friedenskonferenzen von 1899 und 1907 in der internationalen Politik. Frankfurt/Berlin/Wien 1981.
- Dülffer, Jost. Regeln im Krieg? Kriegsverbrechen und die Haager Friedenskonferenzen. In: Wette, Wolfram/Ueberschär, Gerd R. (Hg.). Kriegsverbrechen im 20. Jahrhundert. Darmstadt 2001. S. 35-49.
- Dülffer, Jost/Holl, Karl (Hg.). Bereit zum Krieg. Kriegsmentalität im wilhelminischen Deutschland 1890-1914. Beiträge zur historischen Friedensforschung. Göttingen 1986.
- Echevarria II, Antulio J. After Clausewitz. German Military Thinkers Before the Great War. Lawrence 2000.
- Echevarria II, Antulio J. General Staff Historian Hugo Freiherr von Freytag-Loringhoven and the Dialectics of German Military Thought. In: The Journal of Military History 60/1996. S. 471-494.
- Echternkamp, Jörg. „Teutschland, des Soldaten Vaterland.“ Die Nationalisierung des Krieges im frühen 19. Jahrhundert. In: Rösener, Werner (Hg.). Staat und Krieg. Vom Mittelalter bis zur Moderne. Göttingen 2000. S. 181-203.
- Eder, Franz X. Historische Diskurse und ihre Analyse – eine Einleitung. In: Ders. (Hg.). Historische Diskursanalysen. Genealogie, Theorie, Anwendungen. Wiesbaden 2006. S. 9-23.
- Eder, Franz X. (Hg.). Historische Diskursanalysen. Genealogie, Theorie, Anwendungen. Wiesbaden 2006.
- Ehrenreich, Barbara. Blutrituale. Ursprung und Geschichte der Lust am Krieg. München 1997.
- Einstein, Albert/Freud, Sigmund. Warum Krieg? Mit einem Essay von Isaac Asimov. Zürich 1972.
- Eksteins, Modris. Tanz über Gräben. Die Geburt der Moderne und der Erste Weltkrieg. Reinbek bei Hamburg 1990.
- Elias, Norbert. Studien über die Deutschen. Machtkämpfe und Habitusentwicklung im 19. und 20. Jahrhundert. Hg. von Michael Schröter. Frankfurt a. M. 1992.
- Engel, Josef. Der Wandel in der Bedeutung des Krieges im 19. und 20. Jahrhundert. In: GWU 19/1968. S. 468-486.
- Etzersdorfer, Irene. Krieg. Eine Einführung in die Theorien bewaffneter Konflikte. Wien/Köln/Weimar 2007.
- Evans, Richard J. In Search of German Social Darwinism. The History and Historiography of a Concept. In: Berg, Manfred/Cocks, Geoffrey (Hg.). Medicine and Modernity. Public Health

- and Medical Care in Nineteenth- and Twentieth-Century Germany. Washington, D.C./Cambridge 1997. S. 55-79.
- Faber, Karl-Georg. Realpolitik als Ideologie. Die Bedeutung des Jahres 1866 für das politische Denken in Deutschland. In: HZ 203/1966. S. 1-45.
- Fellmann, Ferdinand. Darwins Metaphern. In: Archiv für Begriffsgeschichte XXI/1977. S. 285-297.
- Ferguson, Niall. Der falsche Krieg. Der Erste Weltkrieg und das 20. Jahrhundert. Stuttgart ²1999.
- Fest, Joachim. Hitlers Krieg. In: Frei, Norbert/Kling, Hermann (Hg.). Der nationalsozialistische Krieg. Frankfurt a. M./New York 1990. S. 103-121.
- Fischer, Fritz. Krieg der Illusionen. Die deutsche Politik von 1911 bis 1914. Düsseldorf 1969.
- Flasch, Kurt. Die geistige Mobilmachung. Die deutschen Intellektuellen und der Erste Weltkrieg. Ein Versuch. Berlin 2000.
- Förster, Jürgen. Das Unternehmen „Barbarossa“ als Eroberungs- und Vernichtungskrieg. In: Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg. Bd. 4: Der Angriff auf die Sowjetunion. Hg. vom Militärgeschichtlichen Forschungsamt. Stuttgart 1983. S. 413-447.
- Förster, Jürgen. Geistige Kriegführung in Deutschland 1919 bis 1945. In: Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg. Bd. 9: Die Deutsche Kriegsgesellschaft 1939 bis 1945. Erster Halbband: Politisierung, Vernichtung, Überleben. Im Auftrag des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes hg. von Jörg Echternkamp. München 2004. S. 469-640.
- Förster, Jürgen. Motivation and Indoctrination in the Wehrmacht, 1933-1945. In: Addison, Paul/Calder, Angus (Hg.). Time to Kill. The Soldier's Experience of War in the West 1939-1945. London 1997. S. 263-273.
- Förster, Jürgen. The relation between operation Barbarossa as an ideological war of extermination and the final solution. In: Cesarani, David (Hg.). The final solution. Origins and implementation. London/New York 1994. S. 85-102.
- Förster, Jürgen. „Verbrecherische Befehle“. In: Wette, Wolfram/Ueberschär, Gerd R. (Hg.). Kriegsverbrechen im 20. Jahrhundert. Darmstadt 2001. S. 137-151.
- Förster, Jürgen. Weltanschauung als Waffe: Vom „Vaterländischen Unterricht“ zur „Nationalsozialistischen Führung“. In: Erster Weltkrieg – Zweiter Weltkrieg. Ein Vergleich. Krieg, Kriegserlebnis, Kriegserfahrung in Deutschland. Im Auftrag des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes hg. von Bruno Thoss und Hans-Erich Volkmann. Paderborn u. a. 2002. S. 287-300.
- Förster, Jürgen. Zum Russlandbild der Militärs 1941-1945. In: Volkmann, Hans-Erich (Hg.). Das Russlandbild im Dritten Reich. Köln/Weimar/Wien 1994. S. 141-163.
- Förster, Stig. Alter und neuer Militarismus im Kaiserreich. Heeresrüstungspolitik und Dispositionen zum Kriege zwischen Status-quo-Sicherung und imperialistischer Expansion, 1890-1913. In: Dülffer, Jost/Holl, Karl (Hg.). Bereit zum Krieg. Kriegsmentalität im wilhelminischen Deutschland 1890-1914. Beiträge zur historischen Friedensforschung. Göttingen 1986. S. 122-145.
- Förster, Stig. Angst und Panik. „Unsachliche“ Einflüsse im politisch-militärischen Denken des Kaiserreiches und die Ursachen des Ersten Weltkriegs. In: Aschmann, Birgit (Hg.). Gefühl und Kalkül. Der Einfluss von Emotionen auf die Politik des 19. und 20. Jahrhunderts. Stuttgart 2005 (Historische Mitteilungen im Auftrage der Ranke-Gesellschaft, Bd. 62). S. 74-85.
- Förster, Stig. Das Zeitalter des totalen Kriegs, 1861-1945. Konzeptionelle Überlegungen für einen historischen Strukturvergleich. In: Mittelweg 36 6/1999. S. 12-29.
- Förster, Stig. Der deutsche Generalstab und die Illusion des kurzen Krieges, 1871-1914. Metakritik eines Mythos. In: Burkhardt, Johannes/Becker, Josef/Förster, Stig/Kronenbitter, Günther. Lange und kurze Wege in den Ersten Weltkrieg. Vier Augsburger Beiträge zur Kriegsursachenforschung. München 1996 (Schriften der Philosophischen Fakultäten der Universität Augsburg, Nr. 49). S. 115-158.

- Förster, Stig. Der doppelte Militarismus. Die deutsche Heeresrüstungspolitik zwischen Status-quo-Sicherung und Aggression 1890-1913. Stuttgart 1985 (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz, Bd. 118).
- Förster, Stig. Der Krieg der Willensmenschen. Die deutsche Offizierselite auf dem Weg in den Ersten Weltkrieg, 1871-1914. In: Breymayer, Ursula/Ulrich, Bernd/Wieland, Karin (Hg.). Willensmenschen. Über deutsche Offiziere. Frankfurt a. M. 1999. S. 23-36.
- Förster, Stig. Der Sinn des Krieges. Die deutsche Offizierselite zwischen Religion und Sozialdarwinismus, 1870-1914. In: Krumeich, Gerd/Lehmann, Hartmut (Hg.). „Gott mit uns“. Nation, Religion und Gewalt im 19. und frühen 20. Jahrhundert. Göttingen 2000 (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 162). S. 193-211.
- Förster, Stig. Der Vernichtungsgedanke in der militärischen Tradition des Deutschen Kaiserreiches. Überlegungen zum Problem historischer Kontinuität. In: Dipper, Christof/Gestrich, Andreas/Raphael, Lutz (Hg.). Krieg, Frieden und Demokratie. Festschrift für Martin Vogt zum 65. Geburtstag. Frankfurt a. M. 2001. S. 253-265.
- Förster, Stig. Dreams and Nightmares. German Military Leadership and the Image of Future Warfare, 1871-1914. In: Boemeke, Manfred F./Chickering, Roger/Förster, Stig (Hg.). Anticipating Total War. The German and American Experiences, 1871-1914. Cambridge 1999. S. 343-376.
- Förster, Stig. Helmuth von Moltke und das Problem des industrialisierten Volkskrieges im 19. Jahrhundert. In: Generalfeldmarschall von Moltke. Bedeutung und Wirkung. Im Auftrag des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes hg. von Roland G. Foerster. München 1991 (Beiträge zur Militärgeschichte hg. vom Militärgeschichtlichen Forschungsamt, Bd. 33). S. 103-115.
- Förster, Stig. Im Reich des Absurden: Die Ursachen des Ersten Weltkrieges. In: Wegner, Bernd (Hg.). Wie Kriege entstehen. Zum historischen Hintergrund von Staatenkonflikten. Paderborn u. a. 2000 (Krieg in der Geschichte, Bd. 4). S. 211-252.
- Förster, Stig. Kunst, Kulturpessimismus und Krieg. Lösungsansätze für das Rätsel von 1914. In: Gerhard, Anselm (Hg.). Musikwissenschaft – eine verspätete Disziplin? Die akademische Musikforschung zwischen Fortschrittsglauben und Modernitätsverweigerung. Stuttgart/Weimar 2000. S. 99-118.
- Förster, Stig. Militär und Militarismus im Deutschen Kaiserreich. Versuch einer differenzierten Betrachtung. In: Wette, Wolfram (Hg.). Militarismus in Deutschland 1871 bis 1945. Zeitgenössische Analysen und Kritik. Münster 1999 (Jahrbuch für Historische Friedensforschung 8). S. 63-80.
- Förster, Stig. Militär und staatsbürgerliche Partizipation. Die allgemeine Wehrpflicht im Deutschen Kaiserreich 1871-1914. In: Die Wehrpflicht. Entstehung, Erscheinungsformen und politisch-militärische Wirkung. Im Auftrag des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes hg. von Roland G. Foerster. München 1994 (Beiträge zur Militärgeschichte hg. vom Militärgeschichtlichen Forschungsamt, Bd. 43). S. 55-70.
- Förster, Stig. The Nation at Arms: Concepts of Nationalism and War in Germany, 1866-1914. In: Lehmann, Hartmut/Wellenreuther, Hermann (Hg.). German and American Nationalism. A Comparative Perspective. Oxford/New York 1999. S. 233-262.
- Förster, Stig. Optionen der Kriegführung im Zeitalter des „Volkskrieges“ – Zu Helmuth von Moltkes militärisch-politischen Überlegungen nach den Erfahrungen der Einigungskriege. In: Bald, Detlef (Hg.). Militärische Verantwortung in Staat und Gesellschaft. 175 Jahre Generalstabsausbildung in Deutschland. Koblenz 1986. S. 83-107.
- Förster, Stig. Totaler Krieg. In: Enzyklopädie Erster Weltkrieg. Hg. von Gerhard Hirschfeld, Gerd Krumeich, Irina Renz in Verbindung mit Markus Pöhlmann. Paderborn/Zürich 2003. S. 924-926.
- Förster, Stig. „Vom Kriege“. Überlegungen zu einer modernen Militärgeschichte. In: Kühne, Thomas/Ziemann, Benjamin (Hg.). Was ist Militärgeschichte? Paderborn u. a. 2000 (Krieg in der Geschichte, Bd. 6). S. 265-281.

- Förster, Stig (Hg.). *An der Schwelle zum Totalen Krieg. Die militärische Debatte über den Krieg der Zukunft 1919-1939*. Paderborn u. a. 2002 (Krieg in der Geschichte, Bd. 13).
- Förster, Stig/Gessler, Myriam. *The Ultimate Horror. Reflections on Total War and Genocide*. In: Chickering, Roger/Förster, Stig/Greiner, Bernd (Hg.). *A World at Total War. Global Conflict and the Politics of Destruction, 1937-1945*. Cambridge 2005. S. 53-68.
- Förster, Stig/Nagler, Jörg (Hg.). *On the Road to Total War. The American Civil War and the German Wars of Unification, 1861-1871*. Cambridge 1997.
- Foucault, Michel. *In Verteidigung der Gesellschaft. Vorlesungen am Collège de France (1975-76)*. Frankfurt a. M. 2001.
- Frevert, Ute. *Das jakobinische Modell: Allgemeine Wehrpflicht und Nationsbildung in Preussen-Deutschland*. In: Dies. (Hg.). *Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert*. Stuttgart 1997 (Schriftenreihe des Arbeitskreises für moderne Sozialgeschichte, Bd. 58). S. 17-47.
- Frevert, Ute (Hg.). *Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert*. Stuttgart 1997 (Schriftenreihe des Arbeitskreises für moderne Sozialgeschichte, Bd. 58).
- Frie, Ewald. *Das Deutsche Kaiserreich*. Darmstadt 2004 (Kontroversen um die Geschichte).
- Fries, Helmut. *Die grosse Katharsis. Der Erste Weltkrieg in der Sicht deutscher Dichter und Gelehrter*. Bd. 1: *Die Kriegsbegeisterung von 1914: Ursprünge – Denkweisen – Auflösung*. Konstanz 1994.
- Fries, Helmut. *Die grosse Katharsis. Der Erste Weltkrieg in der Sicht deutscher Dichter und Gelehrter*. Bd. 2: *Euphorie – Entsetzen – Widerspruch: Die Schriftsteller 1914-1918*. Konstanz 1995.
- Fritz, Stephen G. „We are trying ... to change the face of the world“ – Ideology and Motivation in the Wehrmacht on the Eastern Front: The view from Below. In: *The Journal of Military History* 60/1996. S. 683-710.
- Funck, Marcus. *In den Tod gehen. Bilder des Sterbens im 19. und 20. Jahrhundert*. In: Breymayer, Ursula/Ulrich, Bernd/Wieland, Karin (Hg.). *Willensmenschen. Über deutsche Offiziere*. Frankfurt a. M. 1999. S. 227-236.
- Gat, Azar. *A History of Military Thought. From the Enlightenment to the Cold War*. Oxford 2001.
- Gat, Azar. *War in human civilization*. Oxford 2006.
- Gay, Peter. *Kult der Gewalt. Aggression im bürgerlichen Zeitalter*. München 1996.
- Geiss, Imanuel. *Der lange Weg in die Katastrophe. Die Vorgeschichte des Ersten Weltkriegs 1815-1914*. München 1990.
- Geiss, Imanuel. *Geschichte des Rassismus*. Frankfurt a. M. 1988.
- Gerwarth, Robert/Malinowski, Stephan. *Der Holocaust als „kolonialer Genozid“? Europäische Kolonialgewalt und nationalsozialistischer Vernichtungskrieg*. In: *Geschichte und Gesellschaft* 33/2007 (Heft 3: *Adel in der Neuzeit*). S. 439-466.
- Geulen, Christian. *Wahlverwandte. Rassendiskurs und Nationalismus im späten 19. Jahrhundert*. Hamburg 2004.
- Geyer, Michael. *Aufrüstung oder Sicherheit. Die Reichswehr in der Krise der Machtpolitik 1924-1936*. Wiesbaden 1980 (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz, Bd. 91).
- Geyer, Michael. *German Strategy in the Age of Machine Warfare, 1914-1945*. In: Paret, Peter (Hg.). *Makers of Modern Strategy from Machiavelli to the Nuclear Age*. Princeton 1986. S. 527-597.
- Giesen, Bernhard. *Antisemitismus und Rassismus*. In: Dabag, Mihran/Platt, Kristin (Hg.). *Genozid und Moderne*. Bd. 1: *Strukturen kollektiver Gewalt im 20. Jahrhundert*. Opladen 1998. S. 206-240.
- Goldhagen, Daniel Jonah. *Hitlers willige Vollstrecker. Ganz gewöhnliche Deutsche und der Holocaust*. Berlin 1996.

- Gräper, Friederike. Die Deutsche Friedensgesellschaft und ihr General – Paul Freiherr von Schoenaich (1866-1954). In: Wette, Wolfram (Hg.). Pazifistische Offiziere in Deutschland 1871-1933. Bremen 1999 (Schriftenreihe Geschichte & Frieden, Bd. 10). S. 201-217.
- Gross, Gerhard P. Eine Frage der Ehre? Die Marineführung und der letzte Flottenvorstoss 1918. In: Kriegsende 1918. Ereignis, Wirkung, Nachwirkung. Im Auftrag des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes hg. von Jörg Duppler und Gerhard P. Gross. München 1999 (Beiträge zur Militärgeschichte hg. vom Militärgeschichtlichen Forschungsamt, Bd. 53). S. 349-365.
- Haeussler, Helmut. General William Groener and the Imperial German Army. Madison 1962.
- Hamburger Institut für Sozialforschung (Hg.). Verbrechen der Wehrmacht. Dimensionen des Vernichtungskrieges 1941-1944. Ausstellungskatalog. Hamburg 2002.
- Hamilton, Richard F./Herwig, Holger H. Decisions for War, 1914-1917. Cambridge 2004.
- Hanke, Christine. Kohärenz versus Ereignishaftigkeit? Ein Experiment im Spannungsfeld der foucaultschen Konzepte „Diskurs“ und „Aussage“. In: Bublitz, Hannelore/Bührmann, Andrea D./Hanke, Christine/Seier, Andrea (Hg.). Das Wuchern der Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults. Frankfurt a. M./New York 1999. S. 109-118.
- Hartmann, Christian/Slutsch, Sergej. Franz Halder und die Kriegsvorbereitungen im Frühjahr 1939. Eine Ansprache des Generalstabschefs des Heeres. In: VfZ 45/1997. S. 467-495.
- Haslinger, Peter. Diskurs, Sprache, Zeit, Identität. Plädoyer für eine erweiterte Diskursgeschichte. In: Eder, Franz X. (Hg.). Historische Diskursanalysen. Genealogie, Theorie, Anwendungen. Wiesbaden 2006. S. 27-50.
- Hawkins, Mike. Social Darwinism in European and American thought, 1860-1945. Nature as model and nature as threat. Cambridge 1997.
- Heer, Hannes. Bittere Pflicht. Der Rassenkrieg der Wehrmacht und seine Voraussetzungen. In: Manoschek, Walter (Hg.). Die Wehrmacht im Rassenkrieg. Der Vernichtungskrieg hinter der Front. Wien 1996. S. 116-141.
- Heer, Hannes. Die Logik des Vernichtungskrieges. Wehrmacht und Partisanenkampf. In: Heer, Hannes/Naumann, Klaus (Hg.). Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941-1944. Hamburg 1995. S. 104-138.
- Heer, Hannes. Killing Fields. Die Wehrmacht und der Holocaust. In: Heer, Hannes/Naumann, Klaus (Hg.). Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941-1944. Hamburg 1995. S. 57-77.
- Heer, Hannes. Nicht Planer, aber Vollstrecker. Die Mitwirkung der Wehrmacht beim Holocaust. In: Förster, Stig/Hirschfeld, Gerhard (Hg.). Genozid in der modernen Geschichte. Münster 1999 (Jahrbuch für Historische Friedensforschung 7). S. 60-100.
- Heer, Hannes/Naumann, Klaus (Hg.). Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941-1944. Hamburg 1995.
- Heller, Hermann. Hegel und der nationale Machtstaatsgedanke in Deutschland. Ein Beitrag zur politischen Geistesgeschichte. Aalen 1963 (Neudruck der Ausgabe von 1921).
- Herberg-Rothe, Andreas. Das Rätsel Clausewitz. Politische Theorie des Krieges im Widerstreit. München 2001.
- Herberg-Rothe, Andreas. Der Krieg. Geschichte und Gegenwart. Frankfurt a. M./New York 2003.
- Herberg-Rothe, Andreas. Die Entgrenzung des Krieges bei Clausewitz. In: Kunisch, Johannes/Münkler, Herfried (Hg.). Die Wiedergeburt des Krieges aus dem Geist der Revolution. Studien zum bellizistischen Diskurs des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts. Berlin 1999 (Beiträge zur Politischen Wissenschaft, Bd. 110). S. 185-209.
- Herf, Jeffrey. „Der Krieg und die Juden“. Nationalsozialistische Propaganda im Zweiten Weltkrieg. In: Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg. Bd. 9: Die Deutsche Kriegsgesellschaft 1939 bis 1945. Zweiter Halbband: Ausbeutung, Deutungen, Ausgrenzung. Im Auftrag des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes hg. von Jörg Echternkamp. München 2005. S. 159-202.

- Herman, Arthur. Propheten des Niedergangs. Der Endzeitmythos im westlichen Denken. Berlin 1998.
- Herwig, Holger H. The Immorality of Expediency. The German Military from Ludendorff to Hitler. In: Grimsley, Mark/Rogers, Clifford J. (Hg.). *Civilians in the Path of War*. Lincoln/London 2002. S. 163-190.
- Hillgruber, Andreas. Militarismus am Ende der Weimarer Republik und im „Dritten Reich“. In: Ders. *Deutsche Grossmacht- und Weltpolitik im 19. und 20. Jahrhundert*. Düsseldorf ²1979. S. 134-148.
- Hoch, Martin. Vater aller Dinge? Zur Bedeutung des Krieges für das Menschen- und Geschichtsbild. In: *Mittelweg* 36 6/1999. S. 30-48.
- Hochgeschwender, Michael. Kolonialkriege als Experimentierstätten des Vernichtungskrieges? In: Beyrau, Dietrich/Hochgeschwender, Michael/Langewiesche, Dieter (Hg.). *Formen des Krieges. Von der Antike bis zur Gegenwart*. Paderborn u. a. 2007 (*Krieg in der Geschichte*, Bd. 37). S. 269-290.
- Hoeres, Peter. Ein dreissigjähriger Krieg der deutschen Philosophie? Kriegsdeutungen im Ersten und Zweiten Weltkrieg. In: *Erster Weltkrieg – Zweiter Weltkrieg. Ein Vergleich. Krieg, Kriegserlebnis, Kriegserfahrung in Deutschland*. Im Auftrag des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes hg. von Bruno Thoss und Hans-Erich Volkmann. Paderborn u. a. 2002. S. 471-495.
- Hoeres, Peter. *Krieg der Philosophen. Die deutsche und die britische Philosophie im Ersten Weltkrieg*. Paderborn 2004.
- Hofmeister, Heimo. *Der Wille zum Krieg oder die Ohnmacht der Politik. Ein philosophisch-politischer Traktat*. Göttingen 2001.
- Holl, Karl. Moritz von Egidy (1847-1898) – Ein ungewöhnlicher Offizier, Christ und Kriegsgegner im Wilhelminischen Reich. In: Wette, Wolfram (Hg.). *Pazifistische Offiziere in Deutschland 1871-1933*. Bremen 1999 (*Schriftenreihe Geschichte & Frieden*, Bd. 10). S. 41-61.
- Holl, Karl. *Pazifismus in Deutschland*. Frankfurt a. M. 1988.
- Hull, Isabel V. *Absolute Destruction. Military Culture and the Practices of War in Imperial Germany*. Ithaca/London 2005.
- Hull, Isabel V. Military Culture and the Production of „Final Solutions“ in the Colonies. The Example of Wilhelminian Germany. In: Gellately, Robert/Kiernan, Ben (Hg.). *The Specter of Genocide. Mass Murder in Historical Perspective*. Cambridge 2003. S. 141-162.
- Hüppauf, Bernd. Kriegsdeutungen. In: *Enzyklopädie Erster Weltkrieg*. Hg. von Gerhard Hirschfeld, Gerd Krumeich, Irina Renz in Verbindung mit Markus Pöhlmann. Paderborn/Zürich 2003. S. 632-635.
- Hüppauf, Bernd. Über den Kampfgeist. Ein Kapitel aus der Vor- und Nachbereitung eines Weltkriegs. In: Guha, Anton-Andreas/Papcke, Sven (Hg.). *Der Feind den wir brauchen. Oder: Muss Krieg sein?* Königstein 1985. S. 71-98.
- Hüppauf, Bernd (Hg.). *War, Violence and the Modern Condition*. Berlin/New York 1997 (*European Cultures. Studies in Literature and the Arts*, Vol. 8).
- Hürter, Johannes. „Es herrschen Sitten und Gebräuche, genauso wie im 30-jährigen Krieg“. Das erste Jahr des deutsch-sowjetischen Krieges in Dokumenten des Generals Gotthard Heinrici. In: *VfZ* 48/2000. S. 329-403.
- Hürter, Johannes. *Hitlers Heerführer. Die deutschen Oberbefehlshaber im Krieg gegen die Sowjetunion 1941/42*. München 2006 (*Quellen und Darstellungen zur Zeitgeschichte* hg. vom Institut für Zeitgeschichte, Bd. 66).
- Hürter, Johannes. *Wilhelm Groener. Reichswehrminister am Ende der Weimarer Republik (1928-1932)*. München 1993 (*Beiträge zur Militärgeschichte* hg. vom Militärgeschichtlichen Forschungsamt, Bd. 39).
- Jäckel, Eberhard. *Hitlers Weltanschauung. Entwurf einer Herrschaft*. Stuttgart ⁴1991 (Erweiterte und überarbeitete Neuausgabe).

- Jacobsen, Hans-Adolf. Krieg in Weltanschauung und Praxis des Nationalsozialismus (1919-1945). In: Bracher, Karl Dietrich/Funke, Manfred/Jacobsen, Hans-Adolf (Hg.). Nationalsozialistische Diktatur 1933-1945. Eine Bilanz. Düsseldorf 1983 (Bonner Schriften zur Zeitgeschichte, Bd. 21). S. 427-439.
- Jahn, Peter. „Russenfurcht“ und Antibolschewismus: Zur Entstehung und Wirkung von Feindbildern. In: Jahn, Peter/Rürup, Reinhard (Hg.). Erobern und Vernichten. Der Krieg gegen die Sowjetunion 1941-1945. Essays. Berlin 1991. S. 47-64.
- Jahn, Peter/Rürup, Reinhard (Hg.). Erobern und Vernichten. Der Krieg gegen die Sowjetunion 1941-1945. Essays. Berlin 1991.
- Jahr, Christoph. „Die reaktionäre Presse heult auf wider den Mann“ – General Berthold von Deimling (1853-1944) und der Pazifismus. In: Wette, Wolfram (Hg.). Pazifistische Offiziere in Deutschland 1871-1933. Bremen 1999 (Schriftenreihe Geschichte & Frieden, Bd. 10). S. 131-146.
- Jansen, Christian (Hg.). Der Bürger als Soldat. Die Militarisierung europäischer Gesellschaften im langen 19. Jahrhundert: ein internationaler Vergleich. Essen 2004 (Frieden und Krieg. Beiträge zur Historischen Friedensforschung, Bd. 3).
- Janssen, Karl-Heinz. Politische und militärische Zielvorstellungen der Wehrmachtführung. In: Die Wehrmacht. Mythos und Realität. Im Auftrag des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes hg. von Rolf-Dieter Müller und Hans-Erich Volkmann. München 1999. S. 75-84.
- Janssen, Wilhelm. Johann Valentin Embser und der vorrevolutionäre Bellizismus in Deutschland. In: Kunisch, Johannes/Münkler, Herfried (Hg.). Die Wiedergeburt des Krieges aus dem Geist der Revolution. Studien zum bellizistischen Diskurs des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts. Berlin 1999 (Beiträge zur Politischen Wissenschaft, Bd. 110). S. 43-55.
- Janssen, Wilhelm. Krieg. In: Brunner, Otto/Conze, Werner/Koselleck, Reinhart (Hg.). Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland. Bd. 3. Stuttgart 1982. S. 567-615.
- Janssen, Wilhelm. Krieg und Frieden in der Geschichte des Europäischen Denkens. In: Huber, Wolfgang/Schwerdtfeger, Johannes (Hg.). Kirche zwischen Krieg und Frieden. Studien zur Geschichte des deutschen Protestantismus. Stuttgart 1976. S. 67-129.
- Jaun, Rudolf. Preussen vor Augen. Das schweizerische Offizierskorps im militärischen und gesellschaftlichen Wandel des Fin de siècle. Zürich 1999.
- Jaun, Rudolf. Totaler Krieg – Forschungsstand und Forschungsproblematik. In: Schwedische Kommission für Militärgeschichte (Hg.). Der Totale Krieg – Die totale Verteidigung 1789-2000. Stockholm 2001 (XXVI. Internationaler Militärgeschichtlicher Kongress). S. 54-61.
- Jeismann, Michael. Das Vaterland der Feinde. Studien zum nationalen Feindbegriff und Selbstverständnis in Deutschland und Frankreich 1792-1918. Stuttgart 1992 (Sprache und Geschichte, Bd. 19).
- Joas, Hans. Kriege und Werte. Studien zur Gewaltgeschichte des 20. Jahrhunderts. Weilerswist 2000.
- Kahn, Charles H. The art and thought of Heraclitus. An edition of the fragments with translation and commentary. Cambridge 1979.
- Kater, Thomas. Der Krieg, die Republik und der Friede: Zur Rezeption von Immanuel Kants *Zum ewigen Frieden*. In: Wette, Wolfram (Hg.). Militarismus in Deutschland 1871 bis 1945. Zeitgenössische Analysen und Kritik. Münster 1999 (Jahrbuch für Historische Friedensforschung 8). S. 327-345.
- Keegan, John. Die Kultur des Krieges. Berlin 1995.
- Keller, Reiner. Diskursforschung. Eine Einführung für SozialwissenschaftlerInnen. Opladen 2004 (Qualitative Sozialforschung, Bd. 14).
- Kelly, Alfred. The Descent of Darwin. The Popularization of Darwinism in Germany, 1860-1914. Chapel Hill 1981.

- Kennedy, Paul. The Kaiser and German *Weltpolitik*: reflexions on Wilhelm II's place in the making of German foreign policy. In: Röhl, John C. G./Sombart, Nicolaus (Hg.). Kaiser Wilhelm II. New Interpretations. Cambridge 1982. S. 143-168.
- Kernic, Franz. Krieg, Gesellschaft und Militär. Eine kultur- und ideengeschichtliche Spurensuche. Baden-Baden 2001 (Forum Innere Führung, Bd. 14).
- Kershaw, Ian. Der NS-Staat. Geschichtsinterpretationen und Kontroversen im Überblick. Reinbek bei Hamburg 1999 (Erweiterte und bearbeitete Neuauflage).
- Kershaw, Ian. Hitler 1889-1936. Stuttgart ²1998.
- Kershaw, Ian. Hitler 1936-1945. Stuttgart ³2000.
- Kiesewetter, Hubert. Von Hegel zu Hitler. Die politische Verwirklichung einer totalitären Machtstaats- theorie in Deutschland (1815-1945). Frankfurt a. M. u. a. 1995 (2. völlig veränderte und erweiterte Ausgabe).
- Kimminich, Otto. Der gerechte Krieg im Spiegel des Völkerrechts. In: Steinweg, Reiner. Der gerechte Krieg: Christentum, Islam, Marxismus. Frankfurt a. M. 1980 (Friedensanalysen 12). S. 206-223.
- Kleemeier, Ulrike. Grundfragen einer philosophischen Theorie des Krieges. Platon – Hobbes – Clausewitz. Berlin 2002 (Politische Ideen, Bd. 16).
- Klippel, Diethelm/Zwanzger, Michael. Krieg und Frieden im Naturrecht des 18. und 19. Jahrhunderts. In: Rösener, Werner (Hg.). Staat und Krieg. Vom Mittelalter bis zur Moderne. Göttingen 2000. S. 136-155.
- Knab, Jakob. Falsche Glorie. Das Traditionsverständnis der Bundeswehr. Berlin 1995.
- Koch, Hannsjoachim W. Der Sozialdarwinismus. Seine Genese und sein Einfluss auf das imperialistische Denken. München 1973.
- Koch, Hannsjoachim W. Die Rolle des Sozialdarwinismus als Faktor im Zeitalter des neuen Imperialismus um die Jahrhundertwende. In: Zeitschrift für Politik N. F. 17/1970. S. 51-70.
- Koselleck, Reinhart (Hg.). Historische Semantik und Begriffsgeschichte. Stuttgart 1978.
- Koselleck, Reinhart/Jeismann, Michael (Hg.). Der politische Totenkult. Kriegerdenkmäler in der Moderne. München 1994.
- Kössler, Reinhart/Melber, Henning. Völkermord und Gedenken. Der Genozid an den Herero und Nama in Deutsch-Südwestafrika 1904-1908. In: Völkermord und Kriegsverbrechen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Hg. im Auftrag des Fritz Bauer Instituts von Irmtrud Wojak und Susanne Meinl. Frankfurt a. M./New York 2004 (Jahrbuch 2004 zur Geschichte und Wirkung des Holocaust). S. 37-75.
- Kroener, Bernhard R. Kampf als Daseinsform. In: Sösemann, Bernd (Hg.). Der Nationalsozialismus und die deutsche Gesellschaft. Einführung und Überblick. Stuttgart/München 2002. S. 312-328.
- Kroener, Bernhard R. „Nun danket alle Gott.“ Der Choral von Leuthen und Friedrich der Grosse als protestantischer Held. Die Produktion politischer Mythen im 19. und 20. Jahrhundert. In: Krumeich, Gerd/Lehmann, Hartmut (Hg.). „Gott mit uns“. Nation, Religion und Gewalt im 19. und frühen 20. Jahrhundert. Göttingen 2000 (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 162). S. 105-134.
- Kronenbitter, Günther. „Krieg im Frieden“. Die Führung der k. u. k. Armee und die Grossmacht- politik Österreichs-Ungarns 1906-1914. München 2003 (Studien zur Internationalen Geschichte, Bd. 13).
- Krüger, Gesine. Kriegsbewältigung und Geschichtsbewusstsein. Realität, Deutung und Verarbeitung des deutschen Kolonialkriegs in Namibia 1904 bis 1907. Göttingen 1999 (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 133).
- Krumeich, Gerd. Einkreisung. Zur Entstehung und Bedeutung eines politischen Schlagwortes. In: Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht 63/1989. S. 99-104.
- Krumeich, Gerd. Vorstellungen vom Krieg vor 1914. In: Neitzel, Sönke (Hg.). 1900: Zukunftsvisionen der Grossmächte. Paderborn u. a. 2002. S. 173-186.

- Kruse, Wolfgang. Die Erfindung des modernen Militarismus. Krieg, Militär und bürgerliche Gesellschaft im politischen Diskurs der Französischen Revolution 1789-1799. München 2003 (Pariser Historische Studien, Bd. 62).
- Kühne, Thomas. Kameradschaft. Die Soldaten des nationalsozialistischen Krieges und das 20. Jahrhundert. Göttingen 2006 (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 173).
- Kühne, Thomas/Ziemann, Benjamin. Militärgeschichte in der Erweiterung. Konjunkturen, Interpretationen, Konzepte. In: Kühne, Thomas/Ziemann, Benjamin (Hg.). Was ist Militärgeschichte? Paderborn u. a. 2000 (Krieg in der Geschichte, Bd. 6). S. 9-46.
- Kühne, Thomas/Ziemann, Benjamin (Hg.). Was ist Militärgeschichte? Paderborn u. a. 2000 (Krieg in der Geschichte, Bd. 6).
- Kunisch, Johannes. Das „Puppenwerk“ der stehenden Heere. Ein Beitrag zur Neueinschätzung von Soldatenstand und Krieg in der Spätaufklärung. In: Ders. Fürst – Gesellschaft – Krieg. Studien zur bellizistischen Disposition des absoluten Fürstenstaates. Köln/Weimar/Wien 1992. S. 161-201.
- Kunisch, Johannes. Die Denunzierung des Ewigen Friedens. Der Krieg als moralische Anstalt in der Literatur und Publizistik der Spätaufklärung. In: Kunisch, Johannes/Münkler, Herfried (Hg.). Die Wiedergeburt des Krieges aus dem Geist der Revolution. Studien zum bellizistischen Diskurs des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts. Berlin 1999 (Beiträge zur Politischen Wissenschaft, Bd. 110). S. 57-73.
- Kunisch, Johannes. Von der gezähmten zur entfesselten Bellona. Die Umwertung des Krieges im Zeitalter der Revolutions- und Freiheitskriege. In: Ders. Fürst – Gesellschaft – Krieg. Studien zur bellizistischen Disposition des absoluten Fürstenstaates. Köln/Weimar/Wien 1992. S. 203-226.
- Kunisch, Johannes/Münkler, Herfried (Hg.). Die Wiedergeburt des Krieges aus dem Geist der Revolution. Studien zum bellizistischen Diskurs des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts. Berlin 1999 (Beiträge zur Politischen Wissenschaft, Bd. 110).
- Kunz, Andreas. „Untergang“ als Erfahrung, Ideologie und Mythos (Tagungsbericht). In: MGM 57/1998. S. 311-315.
- Kunz, Andreas. Wehrmacht und Niederlage. Die bewaffnete Macht in der Endphase der nationalsozialistischen Herrschaft 1944 bis 1945. München ²2007 (Beiträge zur Militärgeschichte hg. vom Militärgeschichtlichen Forschungsamt, Bd. 64).
- Kury, Patrick. Über Fremde reden. Überfremdungsdiskurs und Ausgrenzung in der Schweiz 1900-1945. Zürich 2003 (Veröffentlichungen des Archivs für Zeitgeschichte des Instituts für Geschichte der ETH Zürich, Bd. 4).
- Kuss, Susanne. Kriegführung ohne hemmende Kulturschranke: Die deutschen Kolonialkriege in Südwestafrika (1904-1907) und Ostafrika (1905-1908). In: Klein, Thoralf/Schumacher, Frank (Hg.). Kolonialkriege. Militärische Gewalt im Zeichen des Imperialismus. Hamburg 2006. S. 208-247.
- Kuss, Susanne. Vernichtungskrieg in Polen 1939: Vernichtung als Kontinuität in der deutschen Militärgeschichte. In: Martin, Bernd/Stempin, Arkadiusz (Hg.). Deutschland und Polen in schweren Zeiten 1933-1990. Alte Konflikte – neue Sichtweisen. Poznan/Freiburg im Breisgau 2004. S. 69-86.
- Landwehr, Achim. Historische Diskursanalyse. Frankfurt a. M. 2008.
- Langendorf, Jean-Jacques. Rühle von Lilienstern und seine Apologie des Krieges. In: Kunisch, Johannes/Münkler, Herfried (Hg.). Die Wiedergeburt des Krieges aus dem Geist der Revolution. Studien zum bellizistischen Diskurs des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts. Berlin 1999 (Beiträge zur Politischen Wissenschaft, Bd. 110). S. 211-223.
- Langewiesche, Dieter. Nation, Nationalismus, Nationalstaat in Deutschland und Europa. München 2000.
- Langewiesche, Dieter. Zum Wandel von Krieg und Kriegslegitimation in der Neuzeit. In: Journal of Modern European History 2/2004. S. 5-27.

- Langewiesche, Dieter/Buschmann, Nikolaus. „Dem Vertilgungskrieg Grenzen setzen“: Kriegstypen des 19. Jahrhunderts und der deutsch-französische Krieg 1870/71. Gehegter Krieg – Volks- und Nationalkrieg – Revolutionskrieg – Dschihad. In: Beyrau, Dietrich/Hochgeschwender, Michael/Langewiesche, Dieter (Hg.). Formen des Krieges. Von der Antike bis zur Gegenwart. Paderborn u. a. 2007 (Krieg in der Geschichte, Bd. 37). S. 163-195.
- Latzel, Klaus. Vom Sterben im Krieg. Wandlungen in der Einstellung zum Soldatentod vom Siebenjährigen Krieg bis zum II. Weltkrieg. Warendorf 1988.
- Leonhard, Jörn. Bellizismus und Nation. Kriegsdeutung und Nationsbestimmung in Europa und den Vereinigten Staaten 1750-1914. München 2008 (Ordnungssysteme. Studien zur Ideengeschichte der Neuzeit, Bd. 25).
- Leonhard, Jörn. Die Nationalisierung des Krieges und der Bellizismus der Nation: die Diskussion um Volks- und Nationalkrieg in Deutschland, Grossbritannien und den Vereinigten Staaten seit den 1860er Jahren. In: Jansen, Christian (Hg.). Der Bürger als Soldat. Die Militarisierung europäischer Gesellschaften im langen 19. Jahrhundert: ein internationaler Vergleich. Essen 2004 (Frieden und Krieg. Beiträge zur Historischen Friedensforschung, Bd. 3). S. 83-105.
- Lider, Julian. Der Krieg. Deutungen und Doktrinen in Ost und West. Frankfurt a. M./New York 1983.
- Liessmann, Konrad Paul (Hg.). Der Vater aller Dinge. Nachdenken über den Krieg. Wien 2001 (Philosophicum Lech, Bd. 4).
- Lindemann, Thomas. Die Macht der Perzeptionen und Perzeptionen von Mächten. Berlin 2000 (Beiträge zur Politischen Wissenschaft, Bd. 118).
- Linden, Marcel van der/Mergner, Gottfried (Hg.). Kriegsbegeisterung und mentale Kriegsvorbereitung. Interdisziplinäre Studien. Berlin 1991 (Beiträge zur Politischen Wissenschaft, Bd. 61).
- Linder, Ann P. Princes of the Trenches. Narrating the German Experience of the First World War. Columbia 1996.
- Lingen, Kerstin von. Kesselrings letzte Schlacht. Kriegsverbrecherprozesse, Vergangenheitsbewältigung und Wiederbewaffnung: Der Fall Kesselring. Paderborn u. a. 2004 (Krieg in der Geschichte, Bd. 20).
- Lipp, Anne. Diskurs und Praxis. Militärgeschichte als Kulturgeschichte. In: Kühne, Thomas/Ziemann, Benjamin (Hg.). Was ist Militärgeschichte? Paderborn u. a. 2000 (Krieg in der Geschichte, Bd. 6). S. 211-227.
- Lukacs, John. Hitler. Geschichte und Geschichtsschreibung. München 1997.
- Maier, Hans. Gewaltdeutungen im 19. Jahrhundert. Hegel, Goethe, Clausewitz, Nietzsche. In: Ders. (Hg.). Wege in die Gewalt. Die modernen politischen Religionen. Frankfurt a. M. 2000. S. 54-69.
- Maihofer, Werner. Hegels Prinzip des modernen Staates. In: Riedel, Manfred (Hg.). Materialien zu Hegels Rechtsphilosophie. Bd. 2. Frankfurt a. M. 1975. S. 361-392.
- Martschukat, Jürgen (Hg.). Geschichte schreiben mit Foucault. Frankfurt a. M. 2002.
- Marwedel, Ulrich. Carl von Clausewitz. Persönlichkeit und Wirkungsgeschichte seines Werkes bis 1918. Boppard am Rhein 1978 (Militärgeschichtliche Studien hg. vom Militärgeschichtlichen Forschungsamt, Bd. 25).
- Maset, Michael. Diskurs, Macht und Geschichte. Foucaults Analysetechniken und die historische Forschung. Frankfurt a. M. 2002 (Campus Historische Studien, Bd. 32).
- Matussek, Paul/Matussek, Peter/Marbach, Jan. Hitler. Karriere eines Wahns. München 2000.
- Mayer, Klaus. Eine authentische Halder-Ansprache? Textkritische Anmerkungen zu einem Dokumentenfund im früheren Moskauer Sonderarchiv. In: MGM 58/1999. S. 471-527.
- Megargee, Geoffrey P. Hitler und die Generäle. Das Ringen um die Führung der Wehrmacht 1933-1945. Paderborn u. a. 2006.
- Meier, Martin. Neuere geschichtstheoretische Arbeiten. Ihre Anwendbarkeit und ihr Nutzen für die militärhistorische Forschung. Versuch einer kritischen Würdigung. In: MGZ 65/2006. S. 187-214.

- Messerschmidt, Manfred. Aussenpolitik und Kriegsvorbereitung. In: Deist, Wilhelm/Messerschmidt, Manfred/Volkman, Hans-Erich/Wette, Wolfram. Ursachen und Voraussetzungen des Zweiten Weltkrieges. Frankfurt a. M. 1995 (Originalausgabe erschienen 1979 unter dem Titel „Ursachen und Voraussetzungen der Deutschen Kriegspolitik“ als Bd. 1 der vom Militärgeschichtlichen Forschungsamt herausgegebenen Reihe „Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg“). S. 641-850.
- Messerschmidt, Manfred. Das nationalsozialistische Deutschland. In: Frei, Norbert/Kling, Hermann (Hg.). Der nationalsozialistische Krieg. Frankfurt a. M./New York 1990. S. 62-79.
- Messerschmidt, Manfred. Das neue Gesicht des Militarismus in der Zeit des Nationalsozialismus. In: Wette, Wolfram (Hg.). Militarismus in Deutschland 1871 bis 1945. Zeitgenössische Analysen und Kritik. Münster 1999 (Jahrbuch für Historische Friedensforschung 8). S. 81-93.
- Messerschmidt, Manfred. Der Reflex der Volksgemeinschaft in der Wehrmacht. In: Ders. Militärgeschichtliche Aspekte der Entwicklung des deutschen Nationalstaates. Düsseldorf 1988. S. 197-220.
- Messerschmidt, Manfred. Die Wehrmacht im NS-Staat. Zeit der Indoktrination. Hamburg 1969.
- Messerschmidt, Manfred. Kriegstechnologie und humanitäres Völkerrecht in der Zeit der Weltkriege. In: MGM 41/1987. S. 63-110.
- Messerschmidt, Manfred. Militär und Politik in der Bismarckzeit und im wilhelminischen Deutschland. Darmstadt 1975 (Erträge der Forschung, Bd. 43).
- Messerschmidt, Manfred. Militärgeschichtliche Aspekte der Entwicklung des deutschen Nationalstaates. Düsseldorf 1988.
- Messerschmidt, Manfred. The Prussian Army from Reform to War. In: Förster, Stig/Nagler, Jörg (Hg.). On the Road to Total War. The American Civil War and the German Wars of Unification, 1861-1871. Cambridge 1997. S. 263-282.
- Messerschmidt, Manfred. Revision, Neue Ordnung, Krieg. Akzente der Völkerrechtswissenschaft in Deutschland 1933-1945. In: MGM 9/1971. S. 61-95.
- Messerschmidt, Manfred. Völkerrecht und „Kriegsnotwendigkeit“ in der deutschen militärischen Tradition seit den Einigungskriegen. In: German Studies Review VI/1983, Nr. 2. S. 237-269.
- Messerschmidt, Manfred. Wehrmacht, Ostfeldzug und Tradition. In: Der Zweite Weltkrieg. Analysen, Grundzüge, Forschungsbilanz. Im Auftrag des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes hg. von Wolfgang Michalka. München 1989. S. 314-328.
- Militärgeschichtliches Forschungsamt (Hg.). Deutsche Militärgeschichte in sechs Bänden 1648-1939. München 1983 (Originalausgabe 1978).
- Mollin, Volker. Auf dem Wege zur „Materialschlacht“. Vorgeschichte und Funktionieren des Artillerie-Industrie-Komplexes im Deutschen Kaiserreich. Pfaffenweiler 1986.
- Mombauer, Annika. A Reluctant Military Leader? Helmuth von Moltke and the July Crisis of 1914. In: War in History 6/1999. S. 417-446.
- Mombauer, Annika. Das Bild Helmuth von Moltkes in der Biographie und in Selbstzeugnissen. In: Epkenhans, Michael/Förster, Stig/Hagemann, Karen (Hg.). Militärische Erinnerungskultur. Soldaten im Spiegel von Biographien, Memoiren und Selbstzeugnissen. Paderborn u. a. 2006 (Krieg in der Geschichte, Bd. 29). S. 132-151.
- Mombauer, Annika. Helmuth von Moltke and the Origins of the First World War. Cambridge 2001.
- Mommsen, Hans. Militär und zivile Militarisierung in Deutschland 1914 bis 1938. In: Frevert, Ute (Hg.). Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert. Stuttgart 1997 (Schriftenreihe des Arbeitskreises für moderne Sozialgeschichte, Bd. 58). S. 265-276.
- Mommsen, Wolfgang J. Der Topos vom unvermeidlichen Krieg. Aussenpolitik und öffentliche Meinung im Deutschen Reich im letzten Jahrzehnt vor 1914. In: Dülffer, Jost/Holl, Karl (Hg.). Bereit zum Krieg. Kriegsmentalität im wilhelminischen Deutschland 1890-1914. Beiträge zur historischen Friedensforschung. Göttingen 1986. S. 194-224.

- Mommsen, Wolfgang J. (Hg.). Kultur und Krieg: Die Rolle der Intellektuellen, Künstler und Schriftsteller im Ersten Weltkrieg. München 1996 (Schriften des Historischen Kollegs, Kolloquien 34).
- Mori, Massimo. Das Bild des Krieges bei den deutschen Philosophen. In: Kunisch, Johannes/Münkler, Herfried (Hg.). Die Wiedergeburt des Krieges aus dem Geist der Revolution. Studien zum bellizistischen Diskurs des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts. Berlin 1999 (Beiträge zur Politischen Wissenschaft, Bd. 110). S. 225-240.
- Mori, Massimo. Krieg und Frieden in der klassischen deutschen Philosophie. In: Joas, Hans/Steiner, Helmut (Hg.). Machtpolitischer Realismus und pazifistische Utopie. Krieg und Frieden in der Geschichte der Sozialwissenschaften. Frankfurt a. M. 1989. S. 49-91.
- Morlang, Thomas. „Die Wahehe haben ihre Vernichtung gewollt.“ Der Krieg der „Kaiserlichen Schutztruppe“ gegen die Hehe in Deutsch-Ostafrika (1890-1898). In: Klein, Thoralf/Schumacher, Frank (Hg.). Kolonialkriege. Militärische Gewalt im Zeichen des Imperialismus. Hamburg 2006. S. 80-108.
- Mosse, George L. Gefallen für das Vaterland. Nationales Heldentum und namenloses Sterben. Stuttgart 1993.
- Müller, Christian. Anmerkungen zur Entwicklung von Kriegsbild und operativ-strategischem Szenario im preussisch-deutschen Heer vor dem Ersten Weltkrieg. In: MGM 57/1998. S. 385-442.
- Müller, Klaus-Jürgen. Armee und Drittes Reich 1933-1939. Darstellung und Dokumentation. Paderborn 1987.
- Müller, Klaus-Jürgen. Armee, Politik und Gesellschaft in Deutschland 1933-1945. Studien zum Verhältnis von Armee und NS-System. Paderborn 1981.
- Müller, Klaus-Jürgen. Das Heer und Hitler. Armee und nationalsozialistisches Regime 1933-1940. Stuttgart 1969 (Beiträge zur Militär- und Kriegsgeschichte hg. vom Militärgeschichtlichen Forschungsamt, Bd. 10).
- Müller, Klaus-Jürgen. Der Tag von Potsdam und das Verhältnis der preussisch-deutschen Militär-Elite zum Nationalsozialismus. In: Potsdam. Staat, Armee, Residenz in der preussisch-deutschen Militärgeschichte. Im Auftrag des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes hg. von Bernhard R. Kroener. Frankfurt a. M./Berlin 1993. S. 435-449.
- Müller, Klaus-Jürgen. Deutsche Militär-Elite in der Vorgeschichte des Zweiten Weltkrieges. In: Broszat, Martin/Schwabe, Klaus (Hg.). Die deutschen Eliten und der Weg in den Zweiten Weltkrieg. München 1989. S. 226-290.
- Müller, Klaus-Jürgen. General Ludwig Beck. Studien und Dokumente zur politisch-militärischen Vorstellungswelt und Tätigkeit des Generalstabschefs des deutschen Heeres 1933-1938. Boppard am Rhein 1980.
- Müller, Klaus-Jürgen. Generaloberst Ludwig Beck. Eine Biographie. Paderborn u. a. 2008.
- Müller, Klaus-Jürgen. Kriegsausbruch 1939. Der Wille zum Krieg und die Krise des internationalen Systems. In: Wegner, Bernd (Hg.). Wie Kriege entstehen. Zum historischen Hintergrund von Staatenkonflikten. Paderborn u. a. 2000 (Krieg in der Geschichte, Bd. 4). S. 253-282.
- Müller, Klaus-Jürgen. Militärpolitische Konzeptionen des deutschen Generalstabes 1938. In: Knipping, Franz/Müller, Klaus-Jürgen (Hg.). Machtbewusstsein in Deutschland am Vorabend des Zweiten Weltkrieges. Paderborn 1984. S. 159-174.
- Müller, Sven Oliver. Nationalismus in der deutschen Kriegsgesellschaft 1939 bis 1945. In: Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg. Bd. 9: Die Deutsche Kriegsgesellschaft 1939 bis 1945. Zweiter Halbband: Ausbeutung, Deutungen, Ausgrenzung. Im Auftrag des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes hg. von Jörg Echternkamp. München 2005. S. 9-92.
- Münkler, Herfried. Der Wandel des Krieges. Von der Symmetrie zur Asymmetrie. Weilerswist 2006.
- Münkler, Herfried. Gewalt und Ordnung. Das Bild des Krieges im politischen Denken. Frankfurt a. M. 1992.

- Münkler, Herfried. Über den Krieg. Stationen der Kriegsgeschichte im Spiegel ihrer theoretischen Reflexion. Weilerswist ²2003.
- Neitzel, Sönke. Aussenpolitische Zukunftsvorstellungen in Deutschland um 1900. In: Ders. (Hg.). 1900: Zukunftsvisionen der Grossmächte. Paderborn u. a. 2002. S. 55-79.
- Neitzel, Sönke. Kriegausbruch. Deutschlands Weg in die Katastrophe 1900-1914. München/Zürich 2002.
- Neitzel, Sönke. Weltmacht oder Untergang. Die Weltreichslehre im Zeitalter des Imperialismus. Paderborn u. a. 2000.
- Nipperdey, Thomas. Deutsche Geschichte 1866-1918. 2. Bd.: Machtstaat vor der Demokratie. München 1993.
- Nowosadtko, Jutta. Krieg, Gewalt und Ordnung. Einführung in die Militärgeschichte. Tübingen 2002.
- Paech, Norman. Frieden und Krieg. In: Sandkühler, Hans Jörg (Hg.). Europäische Enzyklopädie zu Philosophie und Wissenschaften. Bd. 2. Hamburg 1990. S. 186-205.
- Penth, Sabine. Konzeptionen Historischer Semantik am Beispiel der Begriffe „Friede“ und „Krieg“. In: MGZ 65/2006. S. 5-18.
- Peukert, Detlev J. K. Die Weimarer Republik. Krisenjahre der Klassischen Moderne. Frankfurt a. M. 1987.
- Pick, Daniel. War Machine. The Rationalisation of Slaughter in the Modern Age. New Haven/London 1993.
- Pipers Handbuch der politischen Ideen. Hg. von Iring Fetscher und Herfried Münkler. Bd. 4, Neuzeit: Von der Französischen Revolution bis zum europäischen Nationalismus. München/Zürich 1986.
- Pipers Handbuch der politischen Ideen. Hg. von Iring Fetscher und Herfried Münkler. Bd. 5, Neuzeit: Vom Zeitalter des Imperialismus bis zu den neuen nationalen Bewegungen. München/Zürich 1987.
- Pöhlmann, Markus. Von Versailles nach Armageddon: Totalisierungserfahrung und Kriegserwartung in deutschen Militärzeitschriften. In: Förster, Stig (Hg.). An der Schwelle zum Totalen Krieg. Die militärische Debatte über den Krieg der Zukunft 1919-1939. Paderborn u. a. 2002 (Krieg in der Geschichte, Bd. 13). S. 323-391.
- Pollak, Alexander. Kritische Diskursanalyse und historische Friedensforschung. Über Relevanz und Anwendungsmöglichkeiten diskurstheoretischer Überlegungen im Rahmen historischer Forschung. In: Ziemann, Benjamin (Hg.). Perspektiven der Historischen Friedensforschung. Essen 2002 (Frieden und Krieg. Beiträge zur Historischen Friedensforschung, Bd. 1). S. 153-170.
- Prins, Gwyn/Tromp, Hylke (Hg.). The Future of War. The Hague 2000 (Foundation of War Studies).
- Pröve, Ralf. Militär, Staat und Gesellschaft im 19. Jahrhundert. München 2006 (Enzyklopädie Deutscher Geschichte, Bd. 77).
- Radkau, Joachim. Das Zeitalter der Nervosität. Deutschland zwischen Bismarck und Hitler. München/Wien 1998.
- Reemtsma, Jan Philipp. Die Idee des Vernichtungskrieges. Clausewitz – Ludendorff – Hitler. In: Ders. Mord am Strand. Allianzen von Zivilisation und Barbarei. Aufsätze und Reden. Hamburg 1998. S. 285-315.
- Reichardt, Sven. Feindbild und Fremdheit – Bemerkungen zu ihrer Wirkung, Bedeutung und Handlungsmacht. In: Ziemann, Benjamin (Hg.). Perspektiven der Historischen Friedensforschung. Essen 2002 (Frieden und Krieg. Beiträge zur Historischen Friedensforschung, Bd. 1). S. 25-271.

- Reimann, Aribert. Der grosse Krieg der Sprachen. Untersuchungen zur historischen Semantik in Deutschland und England zur Zeit des Ersten Weltkriegs. Essen 2000 (Schriften der Bibliothek für Zeitgeschichte – Neue Folge, Bd. 12).
- Reppen, Konrad. Kriegslegitimation in Alteuropa. Entwurf einer historischen Typologie. In: Historische Zeitschrift 241/1985. S. 27-49.
- Reusch, Tanja. Die Ethik des Sozialdarwinismus. Frankfurt a. M. u. a. 2000 (Europäische Hochschulschriften, Reihe XX, Bd. 619).
- Reynolds, Nicholas. Der Fritsch-Brief vom 11. Dezember 1938. In: VfZ 28/1980. S. 358-371.
- Ritter, Gerhard. Der Schlieffenplan. Kritik eines Mythos. München 1956.
- Ritter, Gerhard. Staatskunst und Kriegshandwerk. Das Problem des „Militarismus“ in Deutschland. 1. Bd.: Die altpreuussische Tradition (1740-1890). München 1954.
- Ritter, Gerhard. Staatskunst und Kriegshandwerk. Das Problem des „Militarismus“ in Deutschland. 2. Bd.: Die Hauptmächte Europas und das wilhelminische Reich (1890-1914). München 1960.
- Rohrkämper, Thomas. August 1914 – Kriegsmentalität und ihre Voraussetzungen. In: Michalka, Wolfgang (Hg.). Der Erste Weltkrieg. Wirkung, Wahrnehmung, Analyse. München 1994. S. 759-777.
- Rohrkämper, Thomas. Der Militarismus der „kleinen Leute“. Die Kriegervereine im Deutschen Kaiserreich 1871-1914. München 1990 (Beiträge zur Militärgeschichte hg. vom Militärgeschichtlichen Forschungsamt, Bd. 29).
- Rohrkämper, Thomas. Heroes and Would-Be Heroes. Veterans' and Reservists' Associations in Imperial Germany. In: Boemeke, Manfred F./Chickering, Roger/Förster, Stig (Hg.). Anticipating Total War. The German and American Experiences, 1871-1914. Cambridge 1999. S. 189-215.
- Rosen, Claus von. Kurt Hesse. In: Bald, Detlef/Hartmann, Uwe/Rosen, Claus von (Hg.). Klassiker der Pädagogik im deutschen Militär. Baden-Baden 1999 (Forum Innere Führung, Bd. 5). S. 164-187.
- Rosenblum, Nancy L. Romantic Militarism. In: Journal of the History of Ideas 43/1982. S. 249-268.
- Salewski, Michael. Krieg und Frieden im Denken Bismarcks und Moltkes. In: Generalfeldmarschall von Moltke. Bedeutung und Wirkung. Im Auftrag des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes hg. von Roland G. Foerster. München 1991 (Beiträge zur Militärgeschichte hg. vom Militärgeschichtlichen Forschungsamt, Bd. 33). S. 67-88.
- Sandmann, Jürgen. Ernst Haeckels Entwicklungslehre als Teil seiner biologistischen Weltanschauung. In: Engels, Eve-Marie (Hg.). Die Rezeption von Evolutionstheorien im 19. Jahrhundert. Frankfurt a. M. 1995.
- Sarasin, Philipp. Diskurstheorie und Geschichtswissenschaft. In: Keller, Reiner/Hirsland, Andreas/Schneider, Werner/Viehöver, Willy (Hg.). Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Bd. I: Theorien und Methoden. Opladen 2001. S. 53-75.
- Sarasin, Philipp. Geschichtswissenschaft und Diskursanalyse. Frankfurt a. M. 2003.
- Sarasin, Philipp. Michel Foucault zur Einführung. Hamburg 2005.
- Sarasin, Philipp. Reizbare Maschinen. Eine Geschichte des Körpers 1765-1914. Frankfurt a. M. 2001.
- Sarasin, Philipp. Subjekte, Diskurse, Körper. Überlegungen zu einer diskursanalytischen Kulturgeschichte. In: Hardtwig, Wolfgang/Wehler, Hans-Ulrich (Hg.). Kulturgeschichte Heute. Göttingen 1996 (Geschichte und Gesellschaft. Zeitschrift für Historische Sozialwissenschaft, Sonderheft 16). S. 131-164.
- Sarasin, Philipp. Zweierlei Rassismus? Die Selektion des Fremden als Problem in Michel Foucaults Verbindung von Biopolitik und Rassismus. In: Stingelin, Martin (Hg.). Biopolitik und Rassismus. Frankfurt a. M. 2003. S. 55-79.

- Schaller, Dominik J. „Ich glaube, dass die Nation als solche vernichtet werden muss“: Kolonialkrieg und Völkermord in „Deutsch-Südwestafrika“ 1904-1907. In: *Journal of Genocide Research* 6 (3)/2004. S. 395-430.
- Schilling, René. Die „Helden der Wehrmacht“ – Konstruktion und Rezeption. In: *Die Wehrmacht. Mythos und Realität*. Im Auftrag des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes hg. von Rolf-Dieter Müller und Hans-Erich Volkmann. München 1999. S. 550-572.
- Schilling, René. „Kriegshelden“. Deutungsmuster heroischer Männlichkeit in Deutschland 1813-1945. Paderborn u. a. 2002 (Krieg in der Geschichte, Bd. 15).
- Schmidt, Martin. Die Apotheose des Krieges im 18. und frühen 19. Jahrhundert im deutschen Dichten und Denken. In: Huber, Wolfgang/Schwerdtfeger, Johannes (Hg.). *Kirche zwischen Krieg und Frieden. Studien zur Geschichte des deutschen Protestantismus*. Stuttgart 1976. S. 130-166.
- Schmitz-Berning, Cornelia. *Vokabular des Nationalsozialismus*. Berlin 1998.
- Schneider, Christian. Denkmal Manstein. Psychogramm eines Befehlshabers. In: Heer, Hannes/Naumann, Klaus (Hg.). *Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941-1944*. Hamburg 1995. S. 402-417.
- Schubert-Weller, Christoph. „Kein schöner Tod ...“. Die Militarisierung der männlichen Jugend und ihr Einsatz im Ersten Weltkrieg 1890-1918. Weinheim/München 1998.
- Schulze-Hinrichs, Alfred. Grossadmiral Alfred von Tirpitz. Ziel erkannt – Kraft gespannt! Göttingen 1958 (Persönlichkeit und Geschichte, Bd. 12).
- Schwab-Trapp, Michael. *Kriegsdiskurse. Die politische Kultur des Krieges im Wandel 1991-1999*. Opladen 2002.
- Schwarz Müller, Theo. Zwischen Kaiser und „Führer“. Generalfeldmarschall August von Mackensen. Eine politische Biographie. Paderborn u. a. 1996 (2. durchgesehene Auflage).
- Schwendemann, Heinrich. Strategie der Selbstvernichtung: Die Wehrmachtführung im „Endkampf“ um das „Dritte Reich“. In: *Die Wehrmacht. Mythos und Realität*. Im Auftrag des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes hg. von Rolf-Dieter Müller und Hans-Erich Volkmann. München 1999. S. 224-244.
- Showalter, Dennis. From Deterrence to Doomsday Machine: The German Way of War, 1890-1914. In: *The Journal of Military History* 64/2000. S. 679-710.
- Sieferle, Rolf Peter. *Die Krise der menschlichen Natur. Zur Geschichte eines Konzepts*. Frankfurt a. M. 1989.
- Smith, Helmut Walser. The Logic of Colonial Violence: Germany in Southwest Africa (1904-1907); the United States in the Philippines (1899-1902). In: Lehmann, Hartmut/Wellenreuther, Hermann (Hg.). *German and American Nationalism. A Comparative Perspective*. Oxford/New York 1999. S. 205-231.
- Smith, Steven B. Hegel's Views on War, the State, and International Relations. In: *The American Political Science Review* 77/1983. S. 624-632.
- Snyder, Jack. *The Ideology of the Offensive. Military Decision Making and the Disasters of 1914*. Ithaca/London 1984.
- Sondhaus, Lawrence. *Franz Conrad von Hötzendorf: Architect of the Apocalypse*. Boston/Leiden/Köln 2000.
- Sontheimer, Kurt. Antidemokratisches Denken in der Weimarer Republik. Die politischen Ideen des deutschen Nationalismus zwischen 1918 und 1933. München 1994 (Originalausgabe 1962).
- Speier, Hans. Ludendorff: The German Concept of Total War. In: Earle, Edward Mead (Hg.). *Makers of Modern Strategy. Military Thought from Machiavelli to Hitler*. Princeton 1944. S. 306-321.
- Spraul, Gunter. Der „Völkermord“ an den Herero. Untersuchungen zu einer neuen Kontinuitätsthese. In: *GWU* 12/1988. S. 713-739.
- Stadelmann, Rudolf. *Moltke und der Staat*. Krefeld 1950.

- Steiger, Heinhard. Völkerrecht und Naturrecht zwischen Christian Wolff und Adolf Lasson. In: Klippel, Diethelm (Hg.). Naturrecht im 19. Jahrhundert. Kontinuität – Inhalt – Funktion – Wirkung. Goldbach 1997. S. 45-76.
- Stern, Fritz. Kulturpessimismus als politische Gefahr. Eine Analyse nationaler Ideologie in Deutschland. Bern/Stuttgart 1963.
- Stolpe, Elmar. Wilde Freude, fürchterliche Schönheit. Die romantische Ästhetisierung des Krieges. In: Linden, Marcel van der/Mergner, Gottfried (Hg.). Kriegsbegeisterung und mentale Kriegsvorbereitung. Interdisziplinäre Studien. Berlin 1991 (Beiträge zur Politischen Wissenschaft, Bd. 61). S. 37-53.
- Storz, Dieter. Die Auswirkungen der wirtschaftlichen und technischen Entwicklungen auf die Vorstellungen der europäischen Militärs von einem zukünftigen Krieg zu Beginn des 20. Jahrhunderts. In: Führungsdenken in europäischen und nordamerikanischen Streitkräften im 19. und 20. Jahrhundert. Im Auftrag des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes hg. von Gerhard P. Gross. Hamburg/Berlin/Bonn 2001 (Vorträge zur Militärgeschichte hg. vom Militärgeschichtlichen Forschungsamt, Bd. 19). S. 71-99.
- Storz, Dieter. Die Schlacht der Zukunft. Die Vorbereitungen der Armeen Deutschlands und Frankreichs auf den Landkrieg des 20. Jahrhunderts. In: Michalka, Wolfgang (Hg.). Der Erste Weltkrieg. Wirkung, Wahrnehmung, Analyse. München 1994. S. 252-278.
- Storz, Dieter. Kriegsbild und Rüstung vor 1914. Europäische Landstreitkräfte vor dem Ersten Weltkrieg. Herford/Berlin/Bonn 1992 (Militärgeschichte und Wehrwissenschaften, Bd. 1).
- Streit, Christian. Keine Kameraden. Die Wehrmacht und die sowjetischen Kriegsgefangenen 1941-1945. Bonn 1997 (Neuausgabe).
- Sywottek, Jutta. Mobilmachung für den totalen Krieg. Die propagandistische Vorbereitung der deutschen Bevölkerung auf den Zweiten Weltkrieg. Opladen 1976 (Studien zur modernen Geschichte, Bd. 18).
- Tallgren, Vappu. Hitler und die Helden. Heroismus und Weltanschauung. Helsinki 1981.
- Thies, Jochen. Architekt der Weltherrschaft. Die „Endziele“ Hitlers. Düsseldorf 1976.
- Travers, Tim. The Killing Ground. The British Army, the Western Front and the Emergence of Modern Warfare 1900-1918. London 1987.
- Traverso, Enzo. Moderne und Gewalt. Eine europäische Genealogie des Nazi-Terrors. Köln 2003.
- Treue, Wilhelm. Hitlers Denkschrift zum Vierjahresplan 1936. In: VfZ 3/1955. S. 184-210.
- Trotha, Trutz von. „The Fellows Can Just Starve“. On Wars of „Pacification“ in the African Colonies of Imperial Germany and the Concept of „Total War“. In: Boemeke, Manfred F./Chickering, Roger/Förster, Stig (Hg.). Anticipating Total War. The German and American Experiences, 1871-1914. Cambridge 1999. S. 415-435.
- Ueberschär, Gerd R. Stalingrad – eine Schlacht des Zweiten Weltkrieges. In: Wette, Wolfram/Ueberschär, Gerd R. (Hg.). Stalingrad. Mythos und Wirklichkeit einer Schlacht. Frankfurt a. M. 1992. S. 18-42.
- Ueberschär, Gerd R./Wette, Wolfram (Hg.). Der deutsche Überfall auf die Sowjetunion. „Unternehmen Barbarossa“ 1941. Frankfurt a. M. 1999 (Teil der 1984 unter dem Titel „*Unternehmen Barbarossa*“. *Der deutsche Überfall auf die Sowjetunion 1941. Berichte, Analysen, Dokumente* erschienenen Originalausgabe).
- Ullmann, Hans-Peter. Das Deutsche Kaiserreich 1871-1918. Frankfurt a. M. 1995.
- Ullrich, Volker. Die nervöse Grossmacht. Aufstieg und Untergang des deutschen Kaiserreiches 1871-1918. Frankfurt a. M. 1999.
- Ulrich, Bernd/Vogel, Jakob/Ziemann, Benjamin (Hg.). Untertan in Uniform. Militär und Militarismus im Kaiserreich 1871-1914. Quellen und Dokumente. Frankfurt a. M. 2001.
- Uziel, Daniel. Blick zurück auf den vergangenen, Planung für den kommenden Krieg. Die Entwicklung der deutschen militärischen Propaganda. In: Erster Weltkrieg – Zweiter Weltkrieg.

- Ein Vergleich. Krieg, Kriegserlebnis, Kriegserfahrung in Deutschland. Im Auftrag des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes hg. von Bruno Thoss und Hans-Erich Volkmann. Paderborn u. a. 2002. S. 301-321.
- Verene, D. P. Hegel's account of war. In: Pelczynski, Z. A. (Hg.). Hegel's Political Philosophy: problems and perspectives. A collection of new essays. Cambridge 1971. S. 168-180.
- Vogt, Adolf. Oberst Max Bauer. Generalstabsoffizier im Zwielficht, 1869-1929. Osnabrück 1974 (Studien zur Militärgeschichte, Militärwissenschaft und Konfliktforschung, Bd. 6).
- Vogt, Markus. Sozialdarwinismus. Wissenschaftstheorie, politische und theologisch-ethische Aspekte der Evolutionstheorie. Freiburg/Basel/Wien 1997.
- Vondung, Klaus. Die Apokalypse in Deutschland. München 1988.
- Vossler, Frank. Propaganda in die eigene Truppe. Die Truppenbetreuung in der Wehrmacht 1939-1945. Paderborn u. a. 2005 (Krieg in der Geschichte, Bd. 21).
- Walkenhorst, Peter. Der „Daseinskampf des Deutschen Volkes“: Nationalismus, Sozialdarwinismus und Imperialismus im wilhelminischen Deutschland. In: Die Politik der Nation. Deutscher Nationalismus in Krieg und Krisen 1760-1960. Im Auftrag des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes hg. von Jörg Echternkamp und Sven Oliver Müller. München 2002 (Beiträge zur Militärgeschichte hg. vom Militärgeschichtlichen Forschungsamt, Bd. 56). S. 131-148.
- Wallach, Jehuda L. Das Dogma der Vernichtungsschlacht. Die Lehren von Clausewitz und Schlieffen und ihre Wirkungen in zwei Weltkriegen. München 1970.
- Wallach, Jehuda L. Kriegstheorien. Ihre Entwicklung im 19. und 20. Jahrhundert. Frankfurt a. M. 1972.
- Walt, Steven. Hegel on War: Another Look. In: History of Political Thought 10/1989, Nr. 1. S. 113-124.
- Walter, Dierk. Warum Kolonialkrieg? In: Klein, Thoralf/Schumacher, Frank (Hg.). Kolonialkriege. Militärische Gewalt im Zeichen des Imperialismus. Hamburg 2006. S. 14-43.
- Wassink, Jörg. Auf den Spuren des deutschen Völkermordes in Südwestafrika. Der Herero-/Nama-Aufstand in der deutschen Kolonialliteratur. Eine literarhistorische Analyse. München 2004.
- Wegner, Bernd. Deutschland am Abgrund. In: Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg. Bd. 8: Die Ostfront 1943/44. Der Krieg im Osten und an den Nebenfronten. Im Auftrag des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes hg. von Karl-Heinz Frieser. München 2007. S. 1163-1209.
- Wegner, Bernd. Hitler, der Zweite Weltkrieg und die Choreographie des Untergangs. In: Geschichte und Gesellschaft 26/2000 (Heft 3: Aspekte des Nationalismus). S. 493-518.
- Wegner, Bernd (Hg.). Wie Kriege entstehen. Zum historischen Hintergrund von Staatenkonflikten. Paderborn u. a. 2000 (Krieg in der Geschichte, Bd. 4).
- Wehler, Hans-Ulrich. „Absoluter“ und „Totaler“ Krieg. Von Clausewitz zu Ludendorff. In: Politische Vierteljahresschrift 10/1969. S. 220-248.
- Wehler, Hans-Ulrich. Das Deutsche Kaiserreich 1871-1918. Göttingen 1994.
- Wehler, Hans-Ulrich. Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Bd. 3: Von der „Deutschen Doppelrevolution“ bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849-1914. München 1995.
- Wehler, Hans-Ulrich. Nationalstaat und Krieg. In: Rösener, Werner (Hg.). Staat und Krieg. Vom Mittelalter bis zur Moderne. Göttingen 2000. S. 225-240.
- Wehler, Hans-Ulrich. Sozialdarwinismus im expandierenden Industriestaat. In: Ders. Krisenherde des Kaiserreichs 1871-1918. Studien zur deutschen Sozial- und Verfassungsgeschichte. Göttingen 1979 (2. überarbeitete und erweiterte Auflage). S. 281-289.
- Weinberg, Gerhard L. Rollen- und Selbstverständnis des Offizierskorps der Wehrmacht im NS-Staat. In: Die Wehrmacht. Mythos und Realität. Im Auftrag des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes hg. von Rolf-Dieter Müller und Hans-Erich Volkmann. München 1999. S. 66-74.

- Weindling, Paul. Health, race and German politics between national unification and Nazism, 1870-1945. Cambridge 1989.
- Weingart, Peter. „Struggle for Existence“: Selection and Retention of a Metaphor. In: Maasen, Sabine/Mendelsohn, Everett/Weingart, Peter (Hg.). *Biology as Society, Society as Biology: Metaphors*. Dordrecht/Boston/London 1995. S. 127-151.
- Wette, Wolfram. Befreiung vom „Schwertglauben“ – Pazifistische Offiziere in Deutschland 1871-1933. In: Ders. (Hg.). *Pazifistische Offiziere in Deutschland 1871-1933*. Bremen 1999 (Schriftenreihe Geschichte & Frieden, Bd. 10). S. 9-39.
- Wette, Wolfram. Das Massensterben als „Heldenepos“. Stalingrad in der NS-Propaganda. In: Wette, Wolfram/Ueberschär, Gerd R. (Hg.). *Stalingrad. Mythos und Wirklichkeit einer Schlacht*. Frankfurt a. M. 1992. S. 43-60.
- Wette, Wolfram. *Die Wehrmacht. Feindbilder, Vernichtungskrieg, Legenden*. Frankfurt a. M. 2002.
- Wette, Wolfram. Für eine Belebung der Militarismusforschung. In: Ders. (Hg.). *Militarismus in Deutschland 1871 bis 1945. Zeitgenössische Analysen und Kritik*. Münster 1999 (Jahrbuch für Historische Friedensforschung 8). S. 13-37.
- Wette, Wolfram. Ideologien, Propaganda und Innenpolitik als Voraussetzungen der Kriegspolitik des Dritten Reiches. In: Deist, Wilhelm/Messerschmidt, Manfred/Volkman, Hans-Erich/Wette, Wolfram. *Ursachen und Voraussetzungen des Zweiten Weltkrieges*. Frankfurt a. M. 1995 (Originalausgabe erschienen 1979 unter dem Titel „Ursachen und Voraussetzungen der Deutschen Kriegspolitik“ als Bd. 1 der vom Militärgeschichtlichen Forschungsamt herausgegebenen Reihe „Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg“). S. 25-208.
- Wette, Wolfram. Juden, Bolschewisten, Slawen. Rassenideologische Russland-Feindbilder Hitlers und der Wehrmachtgeneräle. In: Pietrow-Ennker, Bianca (Hg.). *Präventivkrieg? Der deutsche Angriff auf die Sowjetunion*. Frankfurt a. M. 2000. S. 37-55.
- Wette, Wolfram (Hg.). *Militarismus in Deutschland 1871 bis 1945. Zeitgenössische Analysen und Kritik*. Münster 1999 (Jahrbuch für Historische Friedensforschung 8).
- Wette, Wolfram. *Militarismus in Deutschland. Geschichte einer kriegerischen Kultur*. Darmstadt 2008.
- Wette, Wolfram. *Militarismus und Pazifismus. Auseinandersetzung mit den deutschen Kriegen*. Bremen 1991 (Schriftenreihe Geschichte und Frieden, Bd. 3).
- Wette, Wolfram (Hg.). *Pazifistische Offiziere in Deutschland 1871-1933*. Bremen 1999 (Schriftenreihe Geschichte & Frieden, Bd. 10).
- Wette, Wolfram. „Rassenfeind“. Antisemitismus und Antislawismus in der Wehrmachtspropaganda. In: Manoschek, Walter (Hg.). *Die Wehrmacht im Rassenkrieg. Der Vernichtungskrieg hinter der Front*. Wien 1996. S. 55-73.
- Wette, Wolfram (Hg.). *Schule der Gewalt. Militarismus in Deutschland 1871-1945*. Berlin 2005.
- Wette, Wolfram. Von Kellogg bis Hitler (1928-1933). Die öffentliche Meinung zwischen Kriegsächtung und Kriegsverherrlichung. In: Ders. *Militarismus und Pazifismus. Auseinandersetzung mit den deutschen Kriegen*. Bremen 1991 (Schriftenreihe Geschichte und Frieden, Bd. 3). S. 121-151.
- Wheeler-Bennett, John W. *Die Nemesis der Macht. Die deutsche Armee in der Politik 1918-1945*. Düsseldorf 1954.
- Wieland, Lothar. Vom kaiserlichen Offizier zum deutschen Revolutionär – Stationen der Wandlung des Kapitänleutnants Hans Paasche (1881-1920). In: Wette, Wolfram (Hg.). *Pazifistische Offiziere in Deutschland 1871-1933*. Bremen 1999 (Schriftenreihe Geschichte & Frieden, Bd. 10). S. 169-179.
- Wirsching, Andreas. „Man kann nur Boden germanisieren“. Eine neue Quelle zu Hitlers Rede vor den Spitzen der Reichswehr am 3. Februar 1933. In: VfZ 49/2001. S. 517-550.
- Wolfrum, Edgar. Krieg und Frieden in der Erinnerung. Zum Verhältnis von Geschichtskultur, Friedensfertigkeit und Bellizismus vom Ancien Régime bis zum Zeitalter der Weltkriege und der Dekolonisation. In: Ziemann, Benjamin (Hg.). *Perspektiven der Historischen Friedensfor-*

- schung. Essen 2002 (Frieden und Krieg. Beiträge zur Historischen Friedensforschung, Bd. 1). S. 303-340.
- Wolfrum, Edgar. Krieg und Frieden in der Neuzeit. Vom Westfälischen Frieden bis zum Zweiten Weltkrieg. Darmstadt 2003 (Kontroversen um die Geschichte).
- Wrochem, Oliver von. Erich von Manstein: Vernichtungskrieg und Geschichtspolitik. Paderborn u. a. 2006 (Krieg in der Geschichte, Bd. 27).
- Zander, Helmut. Der Generalstabschef Helmuth von Moltke d. J. und das theosophische Milieu um Rudolf Steiner. In: MGZ 62/2003. S. 423-458.
- Zehnpfennig, Barbara. Hitlers *Mein Kampf*. Eine Interpretation. München 2000.
- Ziemann, Benjamin. „Vergesellschaftung der Gewalt“ als Thema der Kriegsgeschichte seit 1914. Perspektiven und Desiderate eines Konzeptes. In: Erster Weltkrieg – Zweiter Weltkrieg. Ein Vergleich. Krieg, Kriegserlebnis, Kriegserfahrung in Deutschland. Im Auftrag des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes hg. von Bruno Thoss und Hans-Erich Volkmann. Paderborn u. a. 2002. S. 735-758.
- Zimmerer, Jürgen. Krieg, KZ und Völkermord in Südwestafrika. Der erste deutsche Genozid. In: Zimmerer, Jürgen/Zeller, Joachim (Hg.). Völkermord in Deutsch-Südwestafrika. Der Kolonialkrieg (1904-1908) in Namibia und seine Folgen. Berlin 2003. S. 45-63.
- Zimmerer, Jürgen/Zeller, Joachim (Hg.). Völkermord in Deutsch-Südwestafrika. Der Kolonialkrieg (1904-1908) in Namibia und seine Folgen. Berlin 2003.
- Zmarzlik, Hans-Günter. Der Sozialdarwinismus in Deutschland als geschichtliches Problem. In: VfZ 11/1963. S. 246-273.
- Zmarzlik, Hans-Günter. Österreichische Sozialdarwinisten. Ein Beitrag zur Brutalisierung des politischen Denkens im späten 19. Jahrhundert. In: Der Donauraum 19/1974. S. 147-163.
- Zoepf, Arne W. G. Wehrmacht zwischen Tradition und Ideologie. Der NS-Führungsoffizier im Zweiten Weltkrieg. Frankfurt a. M. 1988 (Europäische Hochschulschriften, Bd. 366).

Lebenslauf

Geboren wurde ich am 18. Februar 1971 in meiner Heimatgemeinde Schiers GR. In den Jahren von 1977 bis 1986 besuchte ich dort die Primar- und Sekundarschule. Von 1986 bis 1989 absolvierte ich eine Lehre als kaufmännischer Angestellter. Ab Februar 1993 besuchte ich die Interstaatliche Maturitätsschule für Erwachsene in Sargans, welche ich im Juli 1996 mit dem Maturitätszeugnis Typus B abschloss. Im Wintersemester 1996/1997 nahm ich an der Universität Zürich das Studium der Allgemeinen Geschichte, der Militärgeschichte und der Publizistikwissenschaft auf. Das Studium beendete ich im Sommersemester 2003 mit dem Lizentiat.